



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



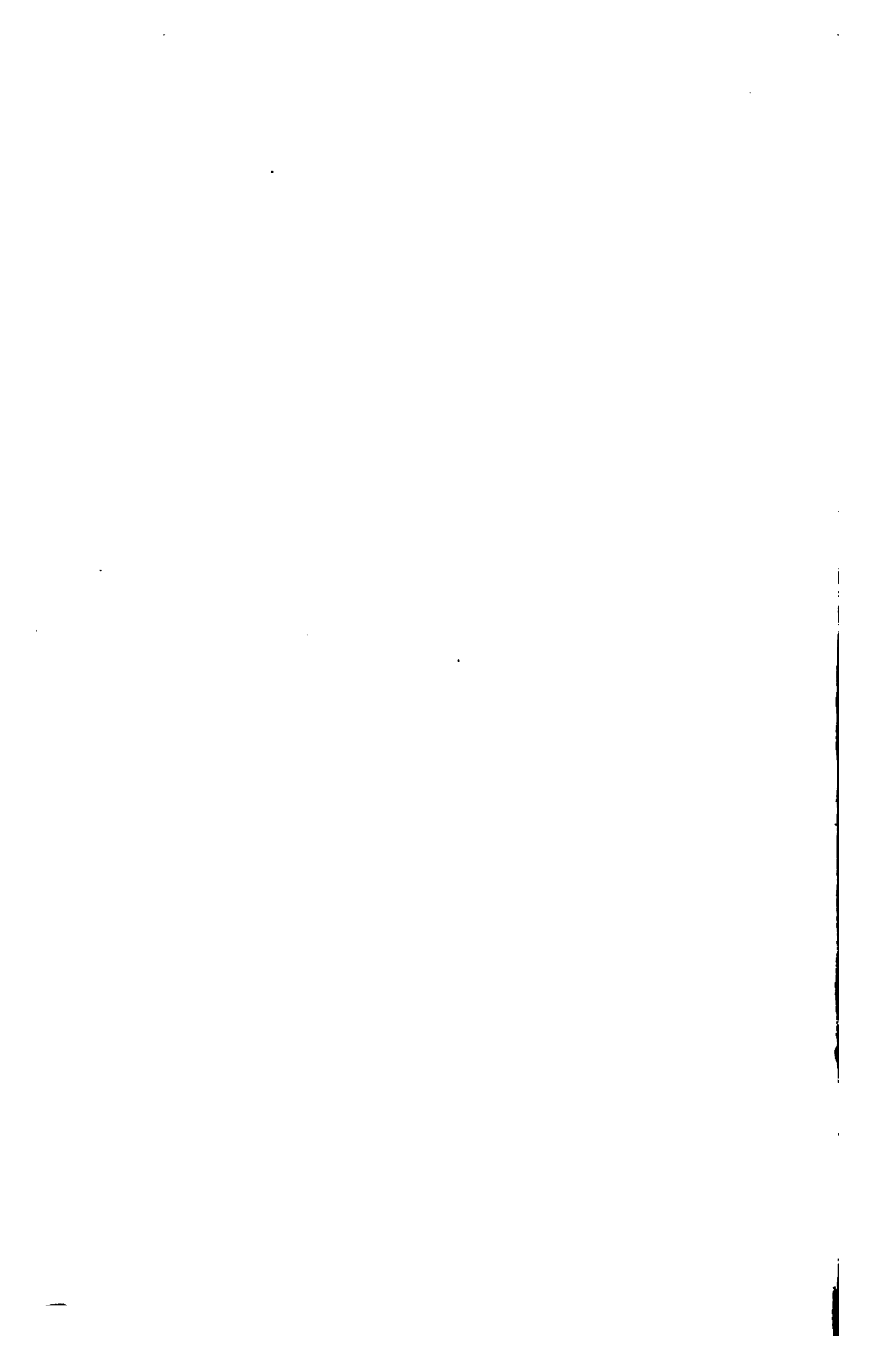
George Bancroft

MXC  
Czapaki-Hütten



THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS  
5 EAST ASSENDALE AVENUE  
CHICAGO, ILLINOIS 60612  
TEL: 773-707-3000  
WWW.CHICAGO.PRESS.COM





Die

**Geschichte des Pferdes.**

---

Alle Rechte vorbehalten.

Die  
**Geschichte des Pferdes**

von

**Marian Graf von Hutten-Czapski. - Hutten**

Nach des Verfassers Tode aus dem Polnischen ins Deutsche übersetzt

von

**Ludwig Koenig**

und herausgegeben von

**Hogdan Graf von Hutten-Czapski**

1. pr. Sec.-Lieut. d. Reg. im 2. Garde-Drag.-Reg.

Als Manuscript gedruckt.

---

**Berlin.**

Druck von Gebrüder Grunert.

1876.

75



XROY WAB  
3187  
VBAAB

## Vorwort.

---

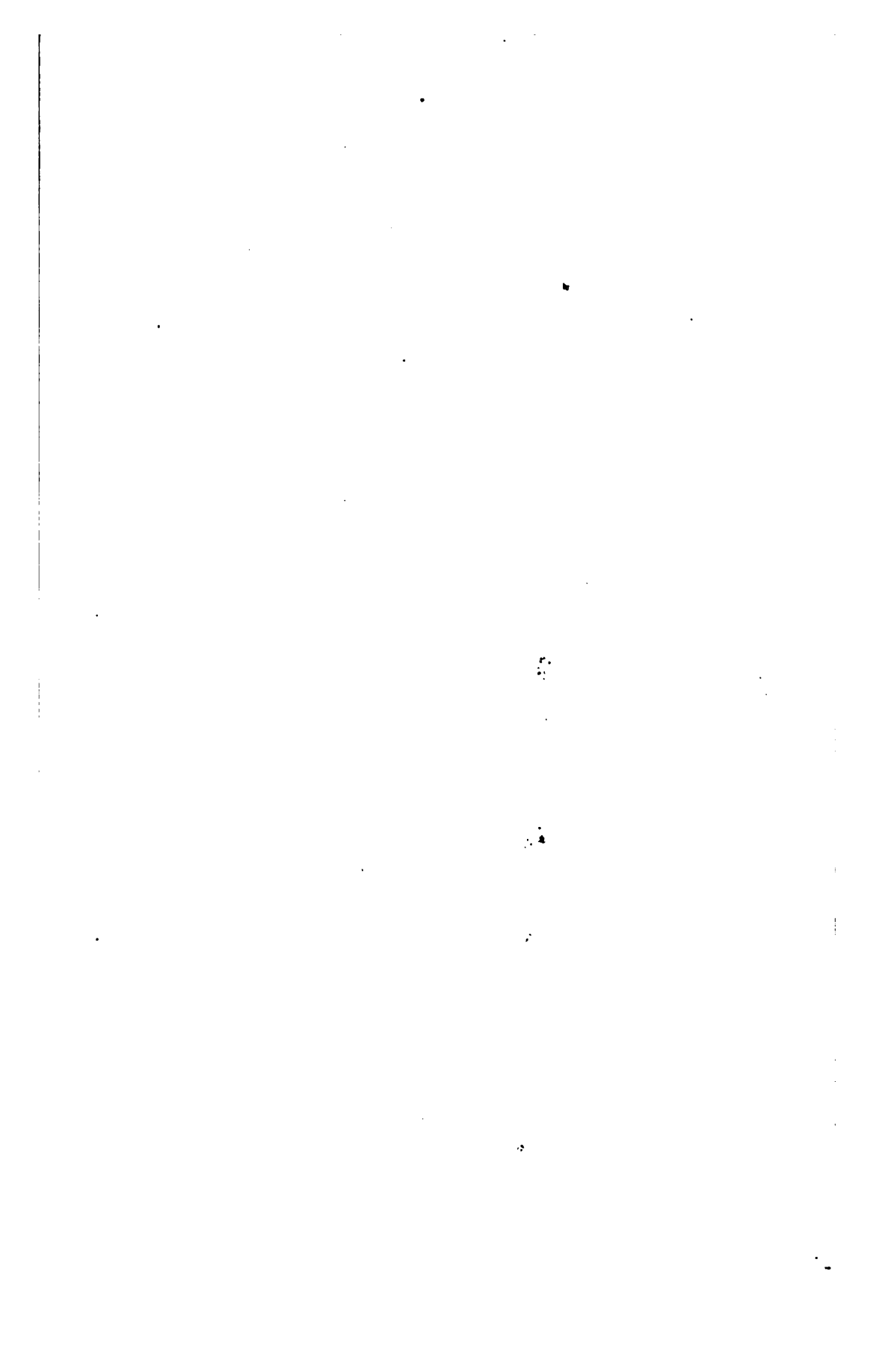
Vom geflügelten Pferd und dem Centaur der mythischen Geschichte ab bis in die neueste Zeit hinein sind Mensch und Pferd so untrennbar mit einander verbunden, so aufeinander zu gegenseitiger Unterstützung angewiesen, daß weder der Mensch ohne das Pferd noch das Pferd ohne den Menschen die hohe Stufe von Entwicklung hätte erreichen können, auf der beide heute stehen. Sie gehören zusammen wie Kraft und Weisheit, wenn große Resultate erzielt werden sollen.

Diese Ueberzeugung, von welcher der Verfasser dieses Buches durchdrungen und deren Verbreitung die Aufgabe seines ganzen Lebens und Strebens war, wird im vorliegenden Werke durch Belege aus allen Perioden der Weltgeschichte, durch fremde und eigene Erfahrung begründet — ob mit Erfolg, möge der Leser selbst beurtheilen.

Berlin, im Mai 1876.

Der Herausgeber.





Lauter, 16 Mai 1877.  
Co. Französischer Thaum.

Freunde,

Lauterquand erwidert ich  
mir Ihnen meine und  
meine Frau herzlichsten Ge-  
grüßten des Herzens zu  
erwidern und Ihnen  
für Freundschaft die selben  
erwidern und mich  
zu Ihnen meine Dank-  
barkeit für die mir  
in Newport gewährte  
freundliche Aufnahme.

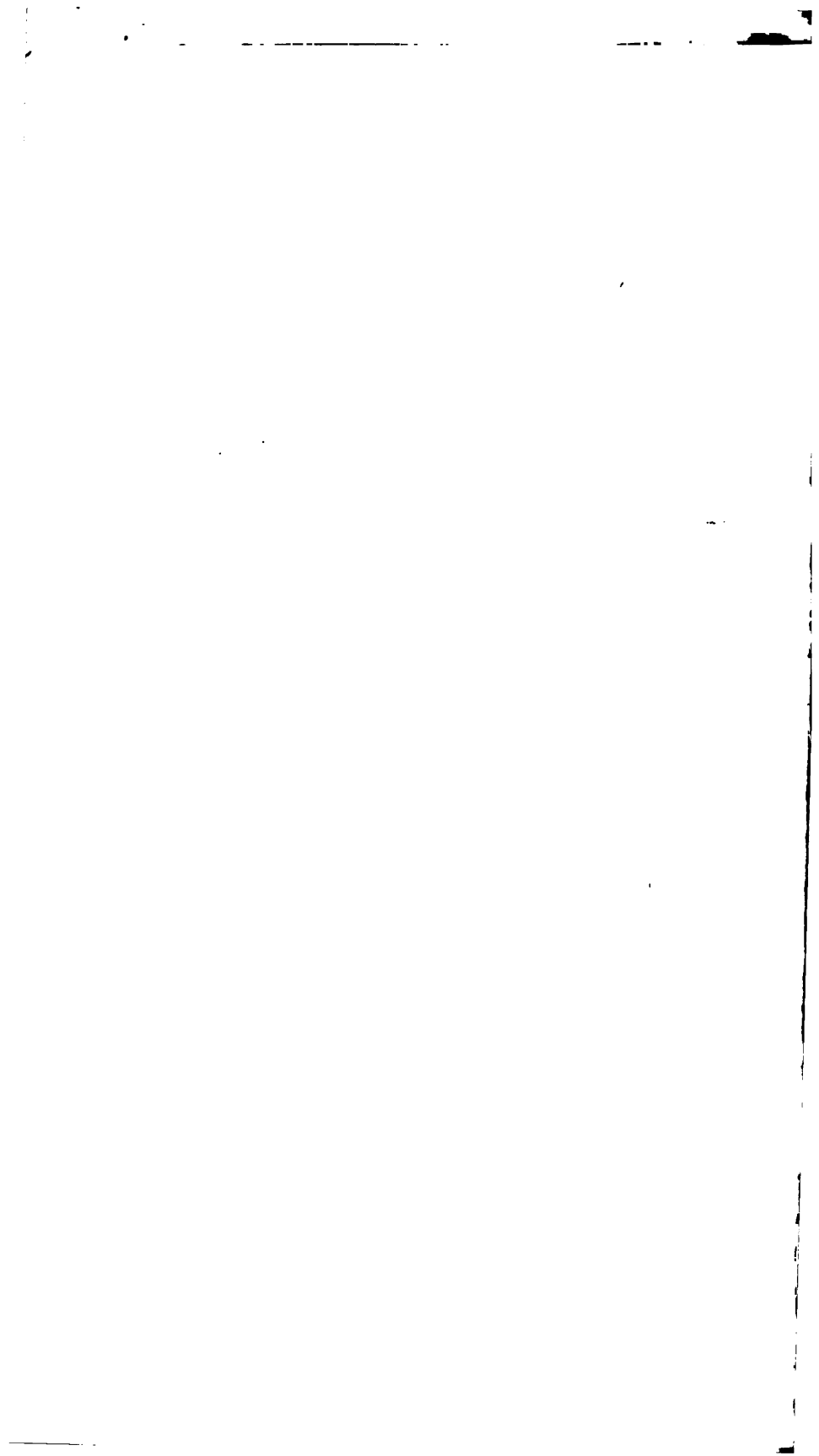
Die mit unsertwegen  
Grüßen an die Vögel  
das Dank Gefühls  
und andern Gedanken  
für. freilich jede in  
ausgewiesener und  
sich in Luthers sehr  
durch Wirtungen  
über die Gefühls  
Wenigstens zu  
wie so in unserm  
Gefühl. Die beiden  
Wirtungen sehr V.

„ ungenüßlich ist das  
Kind für Freulein und  
Hauptkopf nicht ist.  
Kinden ist nicht das  
Knochen des Kindes  
für Freulein und Kopf  
von Genuß in ungenüßlich  
müßlich ist

in Kindes Hauptkopf  
für Freulein

unvollständiges Kind  
Gruß an Mutter und Kind

P. S. Die Genuß von für Freulein, Genuß  
Hauptkopf. —



# Inhalts-Verzeichniß.

## Erster Abschnitt.

### Standpunkt des Pferdes in der Schöpfung.

	Seite.
§ 1. Stelle des Pferdes im Thierreiche . . . . .	1
§ 2. Stelle des Pferdes in der Ordnung der Einhufer . . . . .	2
§ 3. Das Pferd in seiner geologischen Vergangenheit . . . . .	4
§ 4. Das heutige wilde Pferd ist ein verwildertes Hauspferd . . . . .	8
§ 5. Nur im Stande der Domesticität hat das Pferd die letzten Erdrevolutionen überdauert. Sein Protoplast ist das fossile Pferd . . . . .	10
§ 6. Domesticität . . . . .	17
§ 7. Farbe, Vaterland, geschichtliches Alter des Pferdes . . . . .	18
§ 8. Die Zähne des Pferdes . . . . .	20
§ 9. Die ersten Abbildungen von Pferden und seine geologische Legende . . . . .	31

## Zweiter Abschnitt.

### Das Pferd vor der christlichen Aera.

§ 10. Das ursprüngliche Vaterland des Menschen und des Hauspferdes . . . . .	41
§ 11. Bestimmung der Zeit, in welcher das Menschengeschlecht sich über die Erde verbreitet hat . . . . .	44
§ 12. Erste Erwähnung des Pferdes bei den Chinesen . . . . .	45
§ 13. Erste Erwähnung des Pferdes bei den Aegyptern . . . . .	46
§ 14. Erste Erwähnung des Pferdes bei den Semiten . . . . .	47
§ 15. Erste Erwähnung des Pferdes bei den Indiern . . . . .	48
§ 16. Die Traditionen der alten Völker über die Centauren . . . . .	49
§ 17. Die ersten Spuren des Pferdes in der heiligen Schrift . . . . .	49
§ 18. Das Pferd auf den aegyptischen Denkmälern . . . . .	50
§ 19. Erste Spur des Pferdes in den arabischen Gegenden . . . . .	51
§ 20. Das Pferd bei den Phöniciern . . . . .	52
§ 21. Erste Erwähnung des Pferdes in Griechenland . . . . .	53
§ 22. Das Pferd in der Mythologie und in der ältesten Gesetzgebung der Griechen . . . . .	53
§ 23. Das Pferd in Thessalien. Hercules . . . . .	54
§ 24. Das homerische Pferd . . . . .	55
§ 25. Racen der Pferde in Griechenland. Färbungen im Alterthum . . . . .	57
§ 26. Das Pferd bei den Hebräern . . . . .	61
§ 27. Ueurg. Die olympischen Spiele . . . . .	64
§ 28. Das Pferd bei den Assyriern . . . . .	65

## IV

	Seite.
§ 29. Die griechischen Spiele . . . . .	67
§ 30. Das Pferd in Rom unter den Königen . . . . .	72
§ 31. Der Ritterstand in Griechenland . . . . .	73
§ 32. Das Pferd in Persien. Cyrus . . . . .	74
§ 33. Persien und Griechenland treten sich im Kampf gegenüber . . . . .	79
§ 34. Hippische Bemerkungen über den Fries des Parthenon . . . . .	81
§ 35. Alcibiades . . . . .	83
§ 36. Die Equites. . . . .	83
§ 37. Geschichtliche Ereignisse des VI. Jahrhunderts v. Chr. . . . .	84
§ 38. Alexander und Ducephalus . . . . .	85
§ 39. Die Hippika Xenophons . . . . .	89
§ 40. Geschichtliche Ereignisse des III. Jahrhunderts v. Chr. . . . .	94
§ 41. Die Pferde der Parther . . . . .	96
§ 42. Geschichtliche Ereignisse des II. Jahrhunderts v. Chr. . . . .	99
§ 43. Das Pferd bei den Teutonen und Germanen . . . . .	100
§ 44. Geschichtliche Ereignisse des I. Jahrhunderts v. Chr. . . . .	103
§ 45. Das Pferd bei den Galliern . . . . .	104

### Dritter Abschnitt.

#### Das Pferd in den ersten fünf Jahrhunderten nach Christus.

##### Das Pferd im westlichen und östlichen römischen Kaiserthum.

§ 46. Geschichtliche Ereignisse der ersten drei Jahrhunderte . . . . .	107
§ 47. Das Pferd des römischen Kaiserthums . . . . .	108
§ 48. Die Post im römischen Kaiserthum . . . . .	111
§ 49. Hippische Spiele in Rom . . . . .	112
§ 50. Wagen und Geschirr bei den Römern . . . . .	114
§ 51. Reiterspiele und darauf bezügliche Gewohnheiten bei den Römern . . . . .	117
§ 52. Wartung und Zucht der Pferde im römischen Kaiserthum . . . . .	123
§ 53. Geschichtliche Ereignisse des IV. und V. Jahrhunderts . . . . .	129
§ 54. Das Pferd des morgenländischen Reiches . . . . .	130
§ 55. Die Schnelligkeit des Pferdes und das Reiten der Frauen im Alterthum . . . . .	133

### Vierter Abschnitt.

#### Das orientalische Pferd.

§ 56. Geschichtliche Ereignisse des VI., VII., VIII. Jahrhunderts . . . . .	134
§ 57. Das orientalische Pferd nach Ausbreitung des Islam . . . . .	135
§ 58. Das Pferd Arabiens und der Verberei . . . . .	136
§ 59. Orientalische Begriffe von der Reinheit des Bluts . . . . .	137
§ 60. Schnelligkeit und Kraft der arabischen Pferde . . . . .	138
§ 61. Langlebigkeit. Die Stuten als Dienstpferde . . . . .	138
§ 62. Die Zeit, in welcher der Araber sein Pferd zu gebrauchen beginnt . . . . .	140
§ 63. Die Wettrennen der Araber und ihr Tadmir . . . . .	141
§ 64. Zucht der Pferde und Art ihres Unterhalts in der Wüste . . . . .	144

	Seite.
§ 65. Genealogische Tafeln und Zeugnisse . . . . .	146
§ 66. Kaufpreis arabischer Pferde . . . . .	148
§ 67. Scheidung der arabischen Race in sieben Geschlechter . . . . .	153
§ 68. Rennen zwischen einem Berber und einem englischen Pferde . . . . .	157
§ 69. Das persische Pferd . . . . .	158
§ 70. Verschiedenheit der persischen Pferde je nach den Provinzen . . . . .	162
§ 71. System der Zucht und Wartung der Pferde in Persien . . . . .	165
§ 72. Reiterübungen der Perser . . . . .	167
§ 73. Preise für persische Pferde . . . . .	169
§ 74. Das turtomanische Pferd . . . . .	169
§ 75. Das sacherkessische Pferd . . . . .	174
§ 76. Das Pferd des heutigen Aegyptens . . . . .	176
§ 77. Das abissynische Pferd . . . . .	176

**Fünfter Abschnitt.**

**Das armorikanische Pferd im IX., X., XI. Jahrhundert.**

§ 78. Die Umgestaltung des Pferdes an den Gestaden der Nordsee und der Meeresenge von Calais . . . . .	178
§ 79. Der Gebrauch des Sattels wird allgemeiner . . . . .	179
§ 80. Fußbeslag . . . . .	182
§ 81. Was nennen wir armorikanische Race? . . . . .	183
§ 82. Carl des Großen Thätigkeit in Beziehung auf Verbesserung der Pferde . . . . .	184
§ 83. Frankreichs socialer Aufschwung und hippische Traditionen . . . . .	187
§ 84. Die Normannen in Frankreich; weitere Ausbildung des normannischen Pferdes . . . . .	189
§ 85. Ritterthum und Feudalismus . . . . .	190
§ 86. Das Pferd unter dem Schutze des Gesetzes . . . . .	191
§ 87. Geschichtliche Ereignisse im westlichen Europa während des IX., X., XI. Jahrhunderts . . . . .	192
§ 88. Der Clerus betreibt Pferdezuucht . . . . .	193
§ 89. Ereignisse im östlichen Europa . . . . .	194
§ 90. England und seine hippischen Gebräuche in diesen Zeiten . . . . .	194
§ 91. Heutiger Stand und Eintheilung der armorikanischen Race . . . . .	197
§ 92. Das dänische Pferd . . . . .	198
§ 93. Das holsteinsche Pferd . . . . .	200
§ 94. Das mecklenburgische Pferd . . . . .	200
§ 95. Das hannoversche Pferd . . . . .	201
§ 96. Das braunschweigische Pferd . . . . .	202
§ 97. Das belgische Pferd . . . . .	202
§ 98. Das friesische oder holländische Pferd . . . . .	203
§ 99. Die armorikanischen Pferde in Frankreich . . . . .	204
§ 100. Die armorikanischen Pferde in England . . . . .	207
§ 101. Das Pferd des rauhen Nordens . . . . .	207
§ 102. Das schwebische Pferd . . . . .	208
§ 103. Das Pferd Norwegens . . . . .	209
§ 104. Das Pferd Islands . . . . .	209



## VI

### Sechster Abschnitt.

#### Das Pferd der Kreuzzüge und das spanische Pferd.

	Seite.
§ 105. Geschichtliche Ereignisse des XII. und XIII. Jahrhunderts in Frankreich	211
§ 106. Das französische Pferd im XII. und XIII. Jahrhundert	213
§ 107. Das englische Pferd im XII. und XIII. Jahrhundert	215
§ 108. Das deutsche Pferd im XII. und XIII. Jahrhundert	216
§ 109. Geschichtliche Ereignisse im übrigen Europa	217
§ 110. Das Ritterthum	218
§ 111. Die Turniere	225
§ 112. Liebes-Höfe	227
§ 113. Das Mitterpferd	228
§ 114. Das spanische Pferd	231

### Siebenter Abschnitt.

#### Das mongolische, ostasiatische und türkische Pferd.

§ 115. Geschichtliche Ereignisse des XIV. und XV. Jahrhunderts	241
§ 116. Wagen in Frankreich während dieser Epoche	243
§ 117. Weitere geschichtliche Ereignisse des XIV. und XV. Jahrhunderts	245
§ 118. Das mongolisch-tatarische Pferd	248
§ 119. Das verwilderte Pferd der Tatarei	253
§ 120. Das Pferd in China und in anderen Ländern des fernen Ostens	257
§ 121. Das Pferd in Cochinchina und auf einigen Inseln	268
§ 122. Das Pferd in Vorder- und Hinterindien	268
§ 123. Das türkische Pferd	270

### Achter Abschnitt.

#### Das italienische, amerikanische, österreichische, ungarische und deutsche Pferd.

§ 124. Geschichtliche Ereignisse des XVI. Jahrhunderts	274
§ 125. Das italienische Pferd	275
§ 126. Hippische und geschichtliche Ereignisse in England und Frankreich	282
§ 127. Geschichtliche Ereignisse in anderen Ländern	286
§ 128. Das amerikanische Pferd	287
§ 129. Das österreichische und das ungarische Pferd	296
§ 130. Das preussische Pferd	310
§ 131. Das württembergische Pferd	318
§ 132. Das bayrische Pferd	319
§ 133. Der Pferdereichtum des deutschen Reichs	320

### Neunter Abschnitt.

#### Geschichtliche und hippische Ereignisse des XVII. Jahrhunderts.

##### Das polnische Pferd.

§ 134. Geschichtliche Ereignisse und das englische Pferd im XVII. Jahrhundert	321
§ 135. Das französische Pferd	324

## VII

	Seite.
§ 136. Die Bedeutung des polnischen Pferdes . . . . .	330
§ 137. Polen als Slaventhum . . . . .	333
§ 138. Die Bedeutung des Pferdes in dem alten Glauben der Slaven . . . . .	337
§ 139. Das Pferd im Märchen . . . . .	339
§ 140. Das Pferd der fabelhaften Geschichte Polens . . . . .	341
§ 141. Das Pferd der Landwirtschaft Polens und Litthauens . . . . .	343
§ 142. Verschiedenheit der Namen des Pferdes je nach seinem Vaterlande . . . . .	347
§ 143. Mittel und Wege, wie ausländische Pferde nach Polen kamen . . . . .	367
§ 144. Proben der Tüchtigkeit des Pferdes . . . . .	370
§ 145. Die polnische Pferderace. Einfluß der Gesetzgebung auf dieselbe . . . . .	373
§ 146. Zucht des Pferdes in Polen . . . . .	385
§ 147. Hang zur Schwarzzüchterei . . . . .	386
§ 148. Systeme der Züchtung . . . . .	388
§ 149. Zahl der Stuten für einen Hengst . . . . .	391
§ 150. Größe der Eltern . . . . .	392
§ 151. Eigenschaften des Vaters . . . . .	393
§ 152. Farbe . . . . .	393
§ 153. Alter . . . . .	406
§ 154. Herkunft . . . . .	407
§ 155. Bau und Eigenschaften . . . . .	408
§ 156. Eigenschaften der Mutter . . . . .	409
§ 157. Welchen Einfluß auf die Nachkommenschaft ist größer? Derjenige des Vaters oder der der Mutter? . . . . .	411
§ 158. Behandlung der Beschäler . . . . .	411
§ 159. Sprungzeit . . . . .	412
§ 160. Behandlung der Mütter nach der Beschälung . . . . .	413
§ 161. Die Fohlen bei den Müttern . . . . .	414
§ 162. Theilung der Heerde . . . . .	414
§ 163. Behandlung der dreijährigen Fohlen . . . . .	419
§ 164. Zümmung des Pferdes . . . . .	421
§ 165. Die Zümmung . . . . .	423
§ 166. Das Satteln . . . . .	424
§ 167. Zureiten des Pferdes und Ausbildung der Gangart . . . . .	425
§ 168. Das Pferd im Stalle . . . . .	434
§ 169. Einige Ansichten über Gesundheitslehre und Thierarzneikunde . . . . .	437
§ 170. Die polnische Art zu reiten . . . . .	444
§ 171. Der Handel mit Pferden im Großen und Kleinen . . . . .	451
§ 172. Verhalten der Parteien beim Kauf und Verkauf . . . . .	454
§ 173. Verschiedene üble Angewohnheiten der Pferde . . . . .	458
§ 174. Bormaliger gesetzlicher Schutz des Eigenthümers und heutiger Pferdediebstahl . . . . .	460
§ 175. Die namhaftesten polnischen Gestüte . . . . .	463
§ 176. Pferdepreise . . . . .	472
§ 177. Höfe und Ställe . . . . .	474
§ 178. Stallmeister, Bereiter und Stallknechte . . . . .	488
§ 179. Das Pferd in Beziehung zu den Sitten des Volks . . . . .	492
§ 180. Kraft der Pferde . . . . .	498
§ 181. Pferde als Geschenke . . . . .	501

## VIII

	Seite.
§ 182. Das Pferd der Gesandtschaften . . . . .	504
§ 183. Das Pferd bei feierlichen Einzügen, Krönungen und Begräbnissen . . . . .	507
§ 184. Das Pferd in den Turnieren . . . . .	513
§ 185. Das Pferd auf Jagden . . . . .	515
§ 186. Das Pferd im Kriege . . . . .	520
§ 187. Das Pferd als Strafvollstrecker. . . . .	529
§ 188. Das Pferd als Zugthier . . . . .	532
§ 189. Das wilde Pferd . . . . .	541

### Zehnter Abschnitt.

## Weltgeschichtliche und hippische Ereignisse aus dem XVIII. und XIX. Jahrhundert.

### Das Pferd des russischen Reichs.

§ 190. Der heutige Zustand Europas . . . . .	546
§ 191. Das englische Pferd der neueren Zeit und die heutigen Ansichten und Gewohnheiten Englands . . . . .	547
§ 192. Das hippische Frankreich der heutigen Zeit . . . . .	565
§ 193. Der ehemalige hippische Stand des russischen Reichs . . . . .	584
§ 194. Das karabachische Pferd . . . . .	590
§ 195. Das tscherkessische Pferd . . . . .	605
§ 196. Das kalmukische Pferd . . . . .	607
§ 197. Das kirgisische Pferd . . . . .	614
§ 198. Das Pferd der Kasakten . . . . .	621
§ 199. Das altaische Pferd . . . . .	624
§ 200. Das mongolische oder sibirische Pferd . . . . .	626
§ 201. Das Pferd der Krim . . . . .	633
§ 202. Das donische Pferd . . . . .	635
§ 203. Das kleinrussische Pferd . . . . .	639
§ 204. Das ukrainische Pferd . . . . .	641
§ 205. Das finländische Pferd . . . . .	645
§ 206. Das esthländische Pferd . . . . .	650
§ 207. Das fennogallische Pferd . . . . .	652
§ 208. Das mesenische Pferd . . . . .	654
§ 209. Das wjatlische und kasansche Pferd . . . . .	656
§ 210. Das obwinsche Pferd . . . . .	659
§ 211. Das bäuerliche Pferd . . . . .	662
§ 212. Pferde edlerer Race . . . . .	669
§ 213. Reines Blut in Rußland . . . . .	682
§ 214. Bemühungen der Regierung, um die hippische Industrie in Rußland zu heben . . . . .	698



## Erster Abschnitt.

# Standpunkt des Pferdes in der Schöpfung.

### § 1. Stelle des Pferdes im Thierreiche.

Die Einhufer, (hoplopoda v. solidungula) zu denen das Pferd gehört, bilden in der Classe der Säugethiere die wenig zahlreiche Gruppe von neun heute lebenden Gattungen. Dieser Gruppe oder Ordnung ist von den Naturforschern der Platz zwischen zwei anderen großen Thierordnungen angewiesen worden und zwar zwischen den Wiederkäuern (ruminantia) und den Dickhäutern (pachydermata). Diese mittlere Stellung zwischen diesen beiden Ordnungen ist den Einhufern deshalb angewiesen, weil die sie bildenden Gattungen nach ihrem Bau, ihrer Natur, ihrem Aeußern und Character gewissermaßen einen Uebergang, eine Vermittelung zwischen jenen beiden Ordnungen bilden, einen solchen Eindruck auf uns machen, als ob sie ihre Urvorfahren unter den Dickhäutern gehabt hätten, von ihnen abstammten und durch allmälige stufenweise Umbildung abweichend von dem durch die Wiederkäuer bei ihrer Umgestaltung eingeschlagenen Wege ein anderes Ziel ihrer Entwicklung verfolgten, anders sich ausbildeten und heute als ein besonderer Zweig des Stammbaums der Säugethiere erscheinen, ein Zweig, der seine eigene Richtung verfolgend bisher keine Seitenschößlinge getrieben.

Die Einhufer im Allgemeinen, namentlich aber das Pferd, sind der Prototyp einer Schnelligkeit, welche kein anderes Thier weder an Intensivität noch an Dauer zu übertreffen im Stande ist. Es giebt keinen Hirsch, keine Antilope, welche das selbst mit einem Reiter belastete Pferd nicht schließlich zu Tode jagte; ja sogar der Strauß, der schon zur beflügeltsten Ordnung der Luft-Bewohner gehört, muß endlich der nachhaltigen Schnelligkeit des Pferdes erliegen. Die vollkommenste Bildung aller Theile des Pferdekörpers nach der einzigen Richtung hin, ihm die größtmögliche Flüchtigkeit zu geben, bewirkt, daß es fast mit dem fliegenden Sturm

einen Wettlauf zu beginnen sich nicht zu scheuen braucht. Sein Kopf ist leicht und ebenso frei von fleischigen und knöchigen Ausschreitungen, welche den Dickhäutern eigen sind, wie von den hornigen Auswüchsen der Wiederkäuer. Sein Verdauungsorgan ist ebenso einfach wie bei den Dickhäutern, seine Haut aber so zart wie die der Antilope. Seine Mähne und sein Schweif scheinen ihm zu seinem Fluge behülflich zu sein. Sein geräumiger Brustkasten ist eben so wenig geeignet Fettansätze anzunehmen wie die übrigen Theile des Körpers. Seine Muskeln sind fest und elastisch, seine Knochen fein aber markig, sein Huf hart und nachgiebig. Endlich ist es das einzige Geschöpf auf Erden, dessen zur Bewegung dienende Werkzeuge, um ihm die größte Flüchtigkeit zu geben, alle in eine Spitze auslaufen. Im vollen Lauf berührt es kaum in einigen Punkten den Boden und ohne die Flügel des Pegasus zu haben, giebt es dem Reiter die Empfindung des Fluges.

## § 2. Stelle des Pferdes in der Ordnung der Einhufer.

Die Ordnung der Einhufer zerfällt in drei Gruppen, deren Merkmal das mehr oder weniger Hervortreten von Streifen in der Färbung oder endlich das gänzliche Verschwinden derselben ist.

Die Gruppe stark gestreifter Einhufer unter dem Namen Hippotigriden bekannt, besteht aus drei ausschließlich afrikanischen Gattungen, welche nach dem Grade der Streifenbildung in folgender Weise sich an einanderreihen:

- 1) Quagga,
- 2) Daur,
- 3) Zebra.

Die Gruppe der schwach gestreiften Einhufer, Esel genannt, besteht aus fünf verschiedenen Arten, welche nach dem Grade des Uebergangs in eine einzige Färbung sich folgendermaßen ordnen:

- 1) der afrikanische Steppen-Esel (hamur el Wadi, asinus africanus),
- 2) der asiatische Kulan (Gurkur, Ischaki, asinus onager),
- 3) der asiatische Gebirgs-Esel Kiang (asinus polyodon), welchen Einige für den Maulesel halten,
- 4) der Hausesel (asinus domesticus),
- 5) der asiatische Halbesel (asinus hemionos) Dschiggetai.

Die dritte Gruppe nimmt nur eine Gattung ein: das Haus-Pferd (*equus caballus*) von dem es viele Racen giebt. Dasselbe ist im Allgemeinen von jeder Streifenbildung frei und nur in einzelnen wenigen seltenen Exemplaren leicht und ausnahmsweise davon berührt, gewiß in Folge der Einwirkung einer noch vorhandenen Neigung zu einem Rückschlag ins Ursprüngliche (Atavismus). Die Unterschiede in der Färbung stehen in correlativem, gleichsam harmonischen Zusammenhange mit den andern Eigenthümlichkeiten jeder dieser Gruppen.

Die Mähne der Hippotigriden ist kurz und steht aufrecht, diejenige der Esel ist kurz, ungleich und zottig, diejenige des Pferdes hängt langhaarig seitwärts herab und ist zuweilen sehr lang.

Der Schwanz der Esel ist der Ruchschwanz, nämlich mit Hauthaaren bedeckt und erst am Ende mit einem Büschel versehen. Der Schweif des Pferdes ist von der Wurzel an mit langen, dünnen zuweilen gewellten Haaren bedeckt, während derjenige der Hippotigriden theils dem Ruchschwanz, theils dem Pferdeschweife gleicht.

Die Ohren des Pferdes sind kurz, meist sehr beweglich, bei den Eseln lang und schwer, bei den Hippotigriden lang und breit.

Der Fuß des Pferdes ist rund, der des Esels oval, während er bei den Hippotigriden vorn oval und hinten vierkantig ist.

Der Widerrist beim Pferde ist etwas höher als das Kreuz, beim Esel niedriger und bei den Hippotigriden mit dem Kreuz von gleicher Höhe.

Das Guter hat bei Pferd und Esel nie mehr als zwei Zitzen, während bei den Hippotigriden deren bis vier zu sein pflegen.

Die Stimme des Pferdes bildet ein harmonisches Wiehern, diejenige der Esel ein unangenehmes Gequitsche und Gebrüll, die Hippotigriden geben verschiedene Laute von sich.

Die Hippotigriden begehren vorzugsweise ein warmes Klima, lieben die Freiheit leidenschaftlich und sind von einer unzählbaren Wildheit. Kein Thier dieser Gruppe ließ sich je in ein Hausthier umschaffen.

Die Esel sind in Beziehung auf das Klima weniger wählerisch, halten sich jedoch überwiegend an die gemäßigte Zone, einige ihrer Gattungen lassen sich zähmen und der Hausezel ist seit uralten Zeiten ein dem Menschen nützlichcs Hausthier, das wegen der geringen, wenig wählerischen Kost, die es als Nahrung braucht, ein treuer Helfer und Diener der ärmeren Classen vieler Länder geworden ist.

Das Pferd zeichnet sich durch die vollkommenste Gleichgültigkeit gegen die Unterschiede des Klimas aus und es scheint ebenso günstig unter den Wendekreisen wie in den an die Pole grenzenden Geländen zu gedeihen. Die Racen der Pferde unterscheiden sich von den Hippotigriden und Eseln dadurch, daß Wildheit unter jenen eine eben so seltene Erscheinung als Zähmbarkeit unter den letzteren eine Seltenheit ist.

Vergleicht man das Pferd mit unseren anderen Hausthieren, so zeigt schon sein Auge unleugbar das Gepräge einer gewissen *Trägheit*; denn während das Kind durch seinen Blick Zufriedenheit, das Schaf melancholisches Träumen, der Hund neugieriges Fragen, die Katze hinterlistiges Lauern, der Esel Gleichgültigkeit ausdrückt, so liegt schon im Bau des Pferde-Auges selbst der Ausdruck einer höheren Klugheit und Umsicht.

Das hervorragende Auge des Pferdes umfaßt mit seinem hellen Blick den ganzen Kreis des Horizonts und sieht eben so gut das, was hinter ihm, wie dasjenige, was seitwärts oder vor ihm geschieht, und obwohl der Mensch zuweilen durch Scheuklappen das Feld seines Gesichtskreises zu beschränken sucht, so gelingt es dem Pferde doch durch zeitweiliges Abstehen der Klappen seinen neugierigen Blick zu befriedigen, ohne den Kopf zu wenden. Diese Eigenthümlichkeit seines Auges macht es ihm möglich, seinen Feind mit den Hinterhufen nie zu verfehlen. Sein Jahrtausende langes Verkehr mit dem Menschen hat in ihm viele Eigenschaften entwickelt, welche die ihm verwandten Hippotigriden und Esel nicht besitzen und welche vielleicht nur als Keime in seinen fossilen Protoplasten lagen.

### §. 3. Das Pferd in seiner geologischen Vergangenheit.

Werfen wir einen Blick in das Innere der Erde, das so viele Wesen verschlungen und so wenige Spuren ihres Daseins aufbewahrt hat, so stoßen wir auf eine Ordnung von Einhufern, welche durch eine Reihe verschiedener Formen repräsentirt wird, eine Reihe, welche zahlreicher ist, als diejenige, welche heute unsern Planeten bewohnt, obwohl es immer sein kann, daß ein großer Theil dieser verschiedenen Formen nur ein Product zu minutiöser Forschung der Palaeontologen ist. Diese Ordnung existirte vor der Ablagerung der miocenischen Schichten der Tertiär-Epoche nicht und zeigt sich erst nach vollendeter Bildung des ersten Abschnitts derselben. Bisher hat man Ueberreste einhufiger Thiere in den eocenischen Schichten nicht gefunden. Diese schnellfüßigen Thiere waren Zeugen der Umwälzungen der Erdkruste zur Zeit der beiden letzten Perioden der

Tertiär-Epoche, überbauerten die Epoche vierter Ordnung und erhielten sich bis auf unsere Zeiten. Sie schweiften über die weiten Landflächen, welche Amerika einerseits mit Europa anderseits mit Asien verbanden und Pflanzen und Thieren gestatteten, sich auf allen diesen, heute durch Oceane geschiedenen Continenten zu verbreiten. Sie schweiften über jene weiten Flächen, welche Griechenland mit fernen Ländern im Zusammenhang hielten, die mit gewaltigen Wäldern bedeckt jenem Riesensauthiere (*Macrotherium pentilicum*) und zahlreichen Heerden von Giraffen und Affen als Vaterland dienen konnten, in Geländen, welche mit Morästen und Sümpfen, den pontinischen ähnlich, durchschnitten vom *Dinotherium* und *Mastodon* bevölkert waren, Geländen, die weite, weite Steppen hatten, welche mit zahllosen Schaaren von Antilopen und Hipparionen belebt waren. Sie durchwanderten jene Landengen, welche den Elephanten und Hippopotamen als Straßen für ihre periodischen Wanderungen aus Afrika durch Länder dienten, welche heute den Boden des mittelländischen Meeres bilden, über Sicilien und Frankreich nach England, bis die veränderte Oberfläche der Erde diesen Wanderungen eine entgegengesetzte Richtung gegen das südliche Afrika zum Cap der guten Hoffnung anwies. An den Ufern der Themse, welche damals nach der aus dem Meere durch Erhebung entstandenen Verbindung Englands mit Frankreich und Holland in den Rhein fiel und mit ihm an den Ufern Norwegens ins Meer mündete, trafen sie mit Thieren der verschiedensten Climate zusammen, an den Ufern dieser Themse, welche in Europa dieselbe Rolle spielte, welche heut der Amur in Asien spielt, wo der bengalische Tiger mit dem sibirischen Rennthier sich begegnet. In damaligen Zeiten hatte auch der Westen Europas eine große Aehnlichkeit mit dem heutigen Osten Asiens, seine allgemeine Form war ebenso massiv und ebenso wenig durch Meerbusen oder das Mittelmeer gegliedert. Asien spalteten von Norden her gewaltige Busen, und das Eismeer vom Pole durch große Landmassen verdrängt überfluthete mit seinem Eise die Ufer, welche damals das heutige Turkestan umgrenzten. So wie heute der Dschiggetai, der Kulan und Kiang in den Flachländern Asiens herumschwärmen, so schweiften in jener Zeit weniger ausgebildete Gattungen der Ordnung der Einhufer in Europas Ebenen herum, von denen die ausgebildetsten die Eisepoche überlebt haben.

Die fossilen Ueberreste von Mitgliedern der Ordnung der Einhufer sind sehr zahlreich und liefern den Beweis, daß in den unserer Epoche voraus-



gehenden Zeiten diese Ordnung weit mehr Gattungen umfaßte als gegenwärtig. Leidy giebt sechs fossile Gattungen an, von denen fast jede eine bedeutende Anzahl verschiedener Arten enthält. Die von Leidy aufgeführten Gattungen sind: das Hipparion, dessen Beine sich noch bedeutend von denen der Pferde unterscheiden, während der Unterschied zwischen den Zähnen unbedeutend war; das Merhippos, dessen Zähne es in seinem Jugendalter dem Anchitherium ähnlich machten, im erwachsenen Zustande aber dem Pferde näherten; das Protohippos, in dessen Zähnen die Schmelzleisten weniger complicirt waren als in denjenigen des Haus-Pferdes, ferner das Hippohippos, Parahippos und Equus. Von allen diesen Arten, deren wesentlicher Unterschied auf der verschiedenartigen Gestaltung der Schmelzleisten in der Mahlfläche der Backzähne beruht, ist diejenige des Hipparion und des Equus die interessanteste; die erstere deshalb, weil sie unzweifelhafte Merkmale zeigt, daß sie den Hauptcharacter der Einhufer in den Füßen nicht vollständig ausgebildet hat und die letztere deshalb, weil sie bereits alle Merkmale der heutigen Einhufer an Füßen und Zähnen deutlich erkennen läßt.

Das Hipparion hat im Bau seiner Füße noch nicht jene Vollkommenheit der Einhufer erreicht, wodurch alle Finger zu Gunsten der Bildung eines einzigen verschwinden. Alle vier Füße haben zwar schon den vollständig entwickelten Mittelfinger, welcher allein beim Lauf den Boden berührt, und die letzte Phalange mit einem vollendeten Pferdehuf verhüllt, aber bei seinem Kniegelenk sind deutlich an beiden Seiten des Fesselknochen zwei kurze Finger nach hinten gebogen zu erkennen, welche die Höhe der Krone nicht erreichen, aber vollständig ausgebildet mit drei Phalangen und einem vollendeten Hufe versehen sind. — An den Vorderfüßen finden sich noch Rudimente des ersten und fünften Fingers durch Gliederung mit dem Mittelhandknochen (metacarpus) verbunden; dagegen findet sich an den Hinterfüßen keine Spur derselben.

Das Hipparion also, welches den Boden nur mit einem Finger berührt, kann deshalb schon zu den Einhufern gerechnet werden, weil bei ihm an den Hinterfüßen die äußeren Finger gänzlich fehlen und an den Vorderfüßen nur in Form von Rudimenten auftreten, ferner weil an allen vier Füßen die dem mittleren zunächst liegenden Finger in so weit verzweigt sind, daß sie nur einen heraldischen von den Urahnen übernommenen Werth haben, ein übercomplettes, unnützes, ja oft im schnellen Laufe hinderliches Erbstück. Ueberreste der Hipparion-Arten trifft man sehr oft und überall auf der Erdoberfläche.

Die Art des *Hipparion gracile* (de Christol) oder *Hippotherium gracile* (Rau) lebte im mittleren und südlichen Europa in zahlreichen Rudeln während der Bildung der mio- und pliocen Schichten der Tertiär-Epoche bis zum Diluvium. Seine Höhe war die eines mittelgroßen Pferdes und der Unterschied zwischen der Dicke seiner Füße und derjenigen des *Hipparion mediterraneum* war größer als er heute bei den extremen Racen der Haus-Pferde bemerkt wird.

Bei der Art „*Hipparion mediterraneum*“ betrug die Länge des metatarsus nicht über zweiundsechzig Centimeter, mithin war das ganze Thier nicht größer als etwa ein guter Windhund, etwas höher als eine Elle, und möchte dem zwei ein Drittel Fuß hohen Pferdchen der Königin Victoria gleichkommen, welches man ihr aus Java zugeführt hat. Sein Vaterland war das südliche Europa und die Hauptfundorte für seine Ueberreste waren bisher Pifermi in Griechenland, Cücuron an der Durance und der Thalkessel von Montpellier in Frankreich in den miocenen Gebirgsschichten.

Das *Hipparion crassum* (Gervais) wurde in Perpignan gefunden.

*Hipparion venustum* (Leidy)

*Hipparion speciosum* (Leidy) und

*Hipparion occidentale* (Leidy) sind amerikanische Arten.

Dem *Hipparion* gehören unzweifelhaft auch drei Zähne an, welche man im tertiären Kalk bei Odessa gefunden und welche Nordmann seiner Gattung *equus pigmaeus* zugeschrieben hat.

Die Art „*Equus*“ unterscheidet sich im Allgemeinen nicht von den heut lebenden Arten der Ordnung der Einhufer. Unter den fossilen Gliedmaßen dieser Art zeichnen sich nur zwei Arten durch einigermaßen nicht normale Merkmale aus.

*Equus brevirostris* besitzt das Ungewöhnliche, daß sein Oberhauptsb ein mit einer etwas über das Genick reichenden Verlängerung versehen ist, und *Equus piscinensis* (Gervais) zeichnet sich durch außerordentliche Feinheit des Fesselknochens aus (beide aus dem Diluvium).

*Equus asinus fossilis* unterscheidet sich in nichts vom Hausesel, *Equus fossilis* welches sich fast in nichts von dem jetzigen Hauspferde unterscheidet, war am wahrscheinlichsten eben die wilde Art, welche in den Zeiten, welche unserer geologischen Epoche unmittelbar vorausgingen, die Domesticität des Menschen annahm und vor dem Eintritt der gegenwärtigen Zustände aufhörte.

#### § 4. Das heutige wilde Pferd ist ein verwildertes Hauspferd.

Alles scheint dafür zu sprechen, daß wilde Pferde, welche ihren Ursprung von dem vorsündfluthlichen Pferde unmittelbar ableiten, heute nicht existiren, daß vielmehr die heute sogenannten wilden Pferde nur verwilderte sind, daß man folglich nicht von ihnen die Abstammung unserer Hauspferde abzuleiten hat und daß nur eben dieses ein unmittelbarer Nachkomme des vorsündfluthlichen Pferdes ist.

Es scheint, daß das *Equus fossilis*, durch den während der Diluvial-Epoche lebenden Menschen gezähmt, in seiner Entwicklung Schritt für Schritt der Entwicklung des Menschen folgte und daß es eben dadurch das heutige Hauspferd — *Equus caballus* — wurde.

Es scheint, daß dieses Thier der Menschen Hausgenosse war lange vor den Zeiten, als gebildete Menschenrassen in dem größeren Theile der Welt minder entwickelte Stämme vernichteten, da sie eben mit einem in Ausdauer, Tüchtigkeit und Muth vollkommener ausgerüsteten Pferde versehen waren, welches unter dem intelligenten Einfluß des Menschen aus einem einfachen Hausthiere ein Waffen- und Kampfgefährte wurde. Die letzten Reste der ursprünglichen Arten des Menschengeschlechts, deren Vorfahren das wilde Pferd kannten, sind in Amerika und Neu-Holland unter dem Namen Rothhäute und Papuas im Untergehen und lernen heute erst von mehr entwickelten Rassen den Gebrauch desjenigen Thieres kennen, zu dessen Verschwinden sie vielleicht durch ihre Unfähigkeit Veranlassung wurden.

Asien und Amerika sind die einzigen Welttheile, in welchen sich heute noch sogenannte wilde Pferde finden, wenn wir zu ihnen nicht das verkümmerte afrikanische Kurnuh rechnen, welches in den Gegenden der Quellen des Niger vorkommen soll, über welches wir aber so mangelhafte Kenntniß haben, daß wir zweifelhaft sind, ob man es zu den Pferden, Eseln oder vielleicht zu den Antilopen rechnen soll. Was die amerikanischen Cimaronen betrifft, so ist darüber kein Zweifel, daß sie eben nichts anderes als Abkömmlinge verwilderter spanischer Pferde sind. Die Vergangenheit der sogenannten Tarpanen oder wilden Pferde Asiens ist weniger sicher ermittelt, denn die muthmaßlichen Zeiten ihrer Entstehung liegen uns ungleich ferner und reichen gewiß in jene unaufgeklärten historischen Momente, in welchen jene heute wüsten Gegenden überaus dicht

bevölkert waren und ein Bild ununterbrochener Kriege und ewig wechselnden Nomadenlebens boten. Das europäische wilde Pferd, welches dem Alterthum bekannt war, von dessen Existenz im Mittelalter wir das Zeugniß der Päpste besitzen und welches in neueren Zeiten noch in den lithauischen Büsten gejagt wurde, war gewiß derselben Abkunft wie der asiatische Tarpan.

Die Wanderungen der Völker durch Europa, welche seit uralten Zeiten anfänglich vereinzelt Statt fanden, im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung aber zu einer allgemeinen Vermischung aller Stämme heranwuchsen, gaben die Veranlassung zur Entstehung des verwilderten Pferdes in Europa, dem man den spezifischen Namen *Equiferus* v. *Equus sylvostris* gegeben hat, ebenso wie die unaufhörlichen Umwälzungen in Asien, der fortwährende Wechsel der Wohnsitze die Veranlassung zur Verwilderung des Hauspferdes und zum Entstehen des Tarpan in jenen Gegenden wurden. Ein friedliches, geselliges Leben und eine entwickelte Cultur sind Zustände, unter denen Verwilderung irgend welchen Geschöpfes nicht Statt haben kann; auch sind die Wohnsitze gesitteter Völker von wilden Pferden stets frei, während unbevölkerte oder verlassene Gegenden von ihm durchlaufen werden. Hiervon überzeugen uns neuere wie ältere Zeugnisse.

In Griechenland und Italien gab es in geschichtlichen Zeiten keine wilden Pferde. Plinius kennt sie in Germanien, Leo Afritanus im nördlichen Afrika, Varro in Spanien, Herodot in Scythien am Hypanis wo sich weiße Pferde finden sollten; Strabo findet sie am Caucasus in Iberien, Celtiberien, Bndelicien und in Indien; Aelian sagt, daß in Indien Rudel von wilden Pferden und Eseln weideten, daß Stuten mit diesen Eseln sich gern vereinten und daß daraus Maulthiere entstanden, welche sich ebenso durch Behendigkeit wie Widerspenstigkeit auszeichneten und welche man nur zähmen konnte, so lange sie das zweite Lebensjahr noch nicht zurückgelegt hatten. Im Mittelalter treten wilde Pferde nur in den Grenzländern der christlichen Welt auf, wie auch in neu bekehrten Districten wie z. B. um Mainz in der Diöcese des unermüdblichen Missionärs, des heiligen Bonifacius. Später finden sich wilde Pferde nur bei Völkern, welche ganz zuletzt den christlichen Glauben annahmen, wie bei den Lithauern und Preußen. In noch spätern Zeiten verbreitete eine unsichere Kunde, die sehr zweifelhafte Nachricht: als ob Rudel wilder Pferde in den wenig bevölkerten südlichen Provinzen Rußlands an den

Rüsten des schwarzen und azowischen Meeres herumschweiften. Heute endlich giebt es auf Erden nur wenige Gegenden, wohin man das wilde Pferd versetzt und wo es das Auge des Menschen nur selten erblickt, doch fehlt den Nachrichten darüber häufig die Glaubwürdigkeit. In den wenig bekannten weiten Geländen zwischen dem chinesischen Reiche, Indien, Persien und dem russischen Reiche werden einige Punkte angegeben, wo sich verwilderte Pferde, welche man gewöhnlich wilde nennt, befinden sollen. Karakum, die Ufer des Flusses Tom, einige unbewohnte Strecken der Mongolei und der Wüste Gobi sollen heute noch der Sitz des gewöhnlichen Tarpan sein. Die nördlichen Theile Tibets, ebenso wie die nördlichen Abdachungen des Himalaya sollen eine scheefige Abart des Tarpan beherbergen, welcher unter dem Namen Targum bekannt ist, und auf den Hochebenen des Hindukusch soll eine weiße zottige Abart des Tarpan leben. Inmitten dieser Pferde weiden noch andere wilde Pferde, welche bis heute noch nicht ganz den Character der Domesticität verloren haben, einen sichtbaren Uebergang vom Beginn der Verwilderung zur vollendeten Wildheit bilden und vor eben noch nicht langen Zeiten dem Stande der Freiheit und Unabhängigkeit sei es durch wilde Hengste oder durch die Gewalt der Steppen-Orkane, welche nicht selten ganze Schaaren gezähmter Pferde zerstreuen, zugeführt wurden. Eine bedeutende Anzahl solcher Pferde vergrößert alljährlich durch neuen Zuwachs die vorherige Anzahl verwildeter Pferde, welche gewöhnlich für wilde gehalten werden, deren Menge jedoch trotz des jährlichen Zuwachses allmähig abzunehmen scheint, gleichsam zum Beweise, daß die Domesticität, welcher das Pferd seine Veredelung verdankt, auch die unerläßliche Bedingung seiner Existenz sei. So lange indessen für jene Gegenden nicht andere Zeiten anbrechen, so lange die socialen Verhältnisse jener Völker nicht von Grund aus umgestaltet werden, so lange werden uns immer noch Sagen von dort lebenden wilden Pferden zugehen und wird es immer noch solche geben, welche diese wilden Pferde als die Urahnen unseres Haus-Pferdes ansehen.

§ 5. Nur im Stande der Domesticität hat das Pferd die letzten Erdrevolutionen überdauert. Sein Protoplast ist das fossile Pferd.

Das wilde Pferd heutiger Zeit ist also nach der Meinung in diesen Sachen tief erfahrener Männer ein degenerirtes Haus-Pferd; dieses aber

stammt von der Art *Equus fossilis*, welches in den Schichten der Formation vierter Ordnung untergegangen.

Wenn wir einen Blick auf die Geschichte des fossilen Menschen und fossiler Thiere werfen, welche gleichzeitig mit ihm die Erde bewohnten, so giebt die Geologie ein Zeugniß dafür, daß das Pferd ein Hausthier war.

Das erste Auftreten des Menschen auf Erden reicht in die Zeiten der letzten pliocenischen Formationen der Tertiär-Epoche. Die Annahme indessen von dem bereits in jenen Zeiten existirenden Menschen kann als begründet nicht angesehen werden, so lange sich nicht mehr Beweise dafür auffinden lassen, daß der Elefant der Tertiär-Formation *Elephas meridionalis* mit dem Menschen zugleich ein Mitbewohner der Erde war, oder bis sich nicht wenigstens genauer beweisen läßt, daß der Luff des erloschenen Vulkans von Le Puyon-Velay im mittleren Frankreich, in welchem man Menschen-Ueberreste gefunden hat, zu den Producten seiner älteren Eruptionen gehört, und bis man nicht jeden Zweifel in den Vermuthungen Denoyer's beseitigt, welcher die Beschädigungen, die man an den Knochen des *Elephas meridionalis* wahrgenommen hat, den Schlägen mit Steinärten des auf ihn Jagd machenden Menschen zuschreibt. Das Dasein des Menschen in einer so entlegenen Vergangenheit muß man wenigstens bis heute noch als den mythischen Theil der Geschichte des fossilen Menschen ansehen. Seine verbürgte Geschichte beginnt erst zugleich mit der Formation der Schichten der vierten Epoche, gleichzeitig mit den diluvialischen Schöpfungen. Coätanen des ersten Menschen auf Erden waren: die gemähnten Mammuthe und deren stete Begleiter die sibirischen Nashörner, der *Elephas antiquus* und die mit diesem stets zusammenlebenden zweihörnigen Rhinocerosse (*Rhinoceros hemitochus*) Hippopotamen, Hirsche riesiger Größe, Wisambüffel, arktische Rennthiere, Höhlenbären, mächtige Höhlentagen, Höhlenhyänen, einige Gattungen Hunde- und Pferdearten und viele andere heute meist nicht mehr existirende Geschöpfe.

Das erste Auftreten des Menschen jener Zeiten trägt den Stempel einer sehr gering entwickelten Intelligenz. Die größte Erfindung, welche sein noch ungeübter Scharfsinn hervorzubringen vermochte, war das Fabrikat eines durch einen noch härteren andern Stein in die Form eines ovalen ungeschickten Beils behauenen Feuersteins, welches mit einem Holzstiel versehen ihm zugleich als Waffe und Hausgeräth diente. Solche Beile hielt man lange Zeit für zufällig losgelöste Stücke erraticer Blöcke,

die man vielfältig fand, namentlich aber an den Uferlanden der Somme, in den Kiebschichten ihrer früheren Rinne in der Gegend von Amiens zugleich mit Ueberresten der oben erwähnten Thiere. Eben solche Beile und rohe Stemminstrumente hat man in einer ähnlichen geologischen Schichte bei Abbeville in der Picardie gefunden, wo man sogar den Unterkiefer eines derjenigen Menschen zu Tage gefördert, welche solcher Instrumente sich einst bedienten. Ferner fand man Aehnliches an der Duse bei Creil, an der Seine, in Paris selbst und in seiner Umgegend, in einer Schichte, welche den Namen des grauen Diluviums trägt, in Brigham, in Devonshire, in Biddenham bei Bedford im Thale der Duse, in der Höhle von Fontainebleau, wo man einige über einander gelagerte Schichten gefunden, welche von der stufenweisen Entwicklung der Cultur des Menschen Zeugniß ablegen, da auf der obersten Schichte römische Fabrikate lagen; ferner in der Nähe von Salisbury, in der Höhle Wils, in den Höhlen der Grafschaft Glamorgan und an vielen anderen Orten. Die Gegend der Erde, in der man bisher den größten Theil von Ueberresten menschlichen Daseins in der nachpliocen Epoche entdeckt hat, scheint nicht sein ursprüngliches Vaterland gewesen zu sein. Die Wiege des Menschengeschlechts verräth der Stein Nefryn, welchen der Mensch zur Verarbeitung des Feuersteins zu Waffen und Stemmwerkzeugen anwendete. Dieser Stein aber, der sich in Europa nicht findet, kommt aus Asien, von wo auch der Mensch nach Europa gekommen ist, zugleich mit den nicht lange vor ihm reichlich über die Erde verbreiteten Nachkommen des Hipparion, welches bereits unter dem Himmel des Orients zum vollendeten Einhufer geworden war. Die socialen, industriellen und Handelsverhältnisse des sich frisch über die weite Erde verbreitenden Menschen scheinen schon in der ersten Epoche der rohesten und ungeschicktesten Fabrikate eine gewisse Entwicklung angenommen zu haben. Man hat nämlich an verschiedenen Orten Spuren förmlicher Fabriken solcher kunstlosen ersten Waffen des Menschen gefunden, so z. B. im Dorfe Hogne in Suffol, wo man Abfälle von bearbeiteten Beilen und eine große Menge von diesen selbst mit ganz unverletzter Schärfe gefunden hat, und zwar in diluvialem Lehmflöz, den man zu Biegeleien verwendete. Der damalige Mensch, der sich weder durch Scharfsinn für Erfindung auszeichnete noch auch in seinen Gesichtszügen irgend welchen edlen Ausdruck sittlich und intellectuell reich begabten Wesens trug, unterschied sich gewiß wenig von dem sinnlichen, sanftmüthigen aber großen Baumaffen Fontan's (Dryapi-

tecus Fontani), der sich durch einen sehr stumpfen Gesichtswinkel auszeichnete und auch diese Gegenden vor dem Auftreten des Menschen in der miocenischen Epoche bewohnte. Der damalige den Angriffen stärkerer Feinde ausgelegte Mensch zeichnete sich durch große Körperkraft, Gewandtheit und Ausdauer aus, aber glänzte weniger durch äußere Reize noch auch durch geistige oder sittliche Eigenschaften, deren Ausdruck gewöhnlich auch äußere Schönheit ist.

Das Skelett des Menschen jener Zeiten, welches man in einer Felsenspalte des Neanderthals bei Düsseldorf gefunden hat, zeigt einen von demjenigen des Affen wenig verschiedenen Schädel, dagegen aber zeichnet es sich durch eine gewaltig entwickelte Brusthöhle, außerordentlich breite Rippen und gewaltige Anschwellungen an allen Knochen aus, welche als mächtige, feste Anheftungspunkte für die energischen Muskeln dienten. Dieses Skelett gleich wie die anderen fossilen Ueberreste damaliger Menschen, die man in den Höhlen bei Lüttich, in Languedoc und an vielen anderen Orten gefunden hat, zeugt nicht dafür, daß die Größe der ursprünglichen Menschen über das mittlere Maas der heutigen hinaus gegangen; unter anderen findet man auch Exemplare von ganz kleinen Menschen.

Der kräftige, gewandte, muthige, mit der Natur und den Thieren verbrüderete Mensch dieser ersten Epoche war bereits fähig diejenigen Thiere zu zähmen, von denen er hoffen konnte, daß sie ihm für die Entwicklung seines Gedeihens nützlich sein könnten. Die fossilen Ueberreste des Pferdes, welche oft bei den Ueberresten des Menschen jener Zeiten und bei Versteinerungen anderer Erdbewohner gefunden werden, gehören gewiß schon zum größten Theil den bereits dem Hausgebrauch unterworfenen Pferden an. In dieser Epoche, in welcher der Mensch sich mit den rohesten Geräthen und Waffen behalf, in welcher er die ersten Fabriken von solchen anlegte und in welcher er die ersten Thiere ins Joch zwang, begannen in ihm auch schon die moralischen Kräfte zu erwachen, der Glaube an die Unsterblichkeit seiner Seele zu keimen und das Bedürfniß, einen allmächtigen Gott zu verehren, sich zu entwickeln.

In der Nähe der Stadt Aurignac (Dep. Haute Garonne), hat man eine Grotte gefunden, welche mit einem riesigen Steine künstlich verschlossen war. Dieselbe hat siebzehn Menschen jener Epoche zur Grabstätte gedient und der vor der Grotte befindliche geräumige Platz, der mit Asche und Kohlen bedeckt und mit einem niedrigen Altare aus Sandstein versehen ist, diente gewiß als Opferplatz bei religiösen Feierlichkeiten und für festliche Leichen-



bestattungen. Die in der Grotte befindlichen Theile der Opferrthiere, welche gleichsam als Nahrung den Todten mitgegeben waren, beweisen, daß die Begriffe von der Unsterblichkeit der Seele bei diesen sich bereits religiösen Ceremonien hingebenden Menschen noch ziemlich roh waren. Die in der Grotte selbst gefundenen Knochen sind vollständig unverseht, wogegen diejenigen, welche den Opferplatz bedecken, angebrannt und gespalten sind, offenbar, um das Mark, eine bis heute noch beliebte Speise wilder Völker, daraus zu gewinnen. Außer Knochen vom Mammuth, vom sibirischen Nashorn, vom Rennthier und vieler anderen Thiere hat man Ueberreste von fünfzehn Pferden und einem Esel gefunden, welche von den dieses Holokaust-Opfer am Grabe verrichtenden Theilnehmern verzehrt worden waren. Zu derselben Epoche gehören noch Zeugen von dem ersten Erwachen eines künstlerischen Strebens und Liebe zur Kunst. Zusammen mit steinernen Beilen ungeschickter Construction hat man den allerdings nicht zierlich aus einem Bärenzahn geschnittenen Kopf eines Vogels und einige mit einem scharfen Instrument auf geglättetem Hirschhorn eingegrabene Zeichnungen gefunden. Unter diesen Zeichnungen verdienen besonders diejenigen eine besondere Beachtung, welche durch P. Vartet an der Dordogne in Perigord gefunden wurden; diese Zeichnung stellt ein laufendes Mammuth auf einer Platte aus einem Mammuth-Zahne selbst hergestellt dar; dieselbe ist mit vielen unsicheren Linien durchkreuzt, aber voller Leben giebt sie eine ziemlich deutliche Vorstellung von der Gestalt dieses Thieres. Weiter unten werden wir von den ersten Bildnissen von Pferden sprechen.

Bald verschwindet das Mammuth, das sibirische Nashorn und das Rennthier aus der Reihe der Europa bewohnenden Thiere. Der Ur und der Tur beginnen den Vorrang in der Fauna des mittleren Europa einzunehmen. Der Mensch verläßt die Höhlen, welche ihm bisher als Zufluchtsort dienten, und er beginnt sich, für einen Anfänger in der Baukunst, ziemlich künstliche Wohnungen zu bauen, welche er auf den damals überaus zahlreichen Seen auf Pfählen errichtet, er erwählt aber eben solche Orte, damit ihn das Wasser, als ein allen Raubthieren und sogar den Menschen feindliches Element, vor plötzlichen Ueberfällen schütze. Die Werkzeuge seiner Zimmerkunst sind, so wie seine Waffen, immer noch wie im Anfange von Stein, nur daß ihre Ausarbeitung sich mehr vervollkommenet hat, bis sie endlich die schöne und glatte Form der mehr unter dem Namen „Celten“ allgemein bekannten Aexte annahmen, deren man sich lange noch in der bronzenen, ja sogar noch während der eisernen Epoche bei

religiösen Ceremonieen bediente. — Auch in dieser Epoche der Entwicklung des Menschen sind Spuren fortwährender Einwanderung von Völkern aus dem Osten, welche die Pfahlbauten der früheren Einwanderer niederbrannten und an ihrer Stelle andere verbesserte, ebenfalls Pfahlbauten, errichteten. Neue Gäste kamen aus dem Osten auf Pferden, die schon weit entsprechender für den Zweck des Krieges und die Marschbeschwerden ausgebildet waren, und darum in diesem zweiten Zeitraume vor menschlicher Gefräßigkeit geschützt wurden.

An den Orten, wo man Ueberreste von menschlichen Wohnungen dieser Epoche entdeckt hat, hat man auch dabei eine ungeheure Menge gespaltener Knochen von Thieren gefunden, welche als Nahrung dienten. Unter diesen Knochen sind die des Menschen, Hundes und Pferdes selten und wenn sie sich zuweilen finden, so sind sie immer unverlezt. Daraus hat man den sehr wahrscheinlichen Schluß gezogen, daß der Hund und das Pferd sogar schon in der Steinperiode und derjenigen der Pfahlbauten durch den Menschen für den Krieg und die Jagd aufgezogen wurden. Diese Pferde hielten sich wohl kaum in den Pfahlbörfern selbst auf, sondern weideten muthmaßlich in der Nähe auf dem Festlande und wurden allnächtlich in dort für sie zusammengefügte Hürden getrieben.

In derselben Zeit, als viele Theile Europas Völker beherbergten, welche ihre Hütten über den Gewässern errichteten und Spuren ihres Daseins und ihrer Cultur späteren Jahrhunderten hinterließen, ließ die Gefräßigkeit der Küstenbevölkerungen andere Erinnerungen ihres Daseins zurück. In Dänemark existiren aus den knochigen Ueberresten der menschlichen Nahrung aufgeschüttete gewaltige Wälle, ebenso Muscheln von Weichthieren, deren Fleisch zur Nahrung diente. Und auch dort scheinen Pferdeknochen mit denjenigen vieler anderen Thiere gemischt sich mit Menschen- und Hundeknochen in einem Verhältniß zu finden, welches beweist, daß das Pferd auch bei diesen Küstenbewohnern als Waffengefährte in Diensten stand.

Die Racen der Menschen dieser außerordentlich fernen Epochen scheinen sich wenig von jenen wilden Stämmen unterschieden zu haben, welche die Europäer in Neu-Holland bei ihrer ersten Landung fanden, aber da das Pferd bereits nicht nur der Hausgenosse dieser alten Stämme war, sondern auch der Mitgehülfe kühner Unternehmungen, so schreitet seitdem die Cultur dieser Völker rüstig vorwärts und während die Epoche der ersten unförmlichen Weile unendlich lange dauerte, so folgen diejenigen

der künstlich geglätteten, der bronzenen Fabricate und eisernen Schwerdter verhältnißmäßig schnell auf einander und jeder dieser Fortschritte ist immer aus dem Osten durch die Ankunft mehr gebildeter Völker vermittelt worden, welche die früheren Ansiedler verdrängten und als höher in Cultur und Erfindungen stehend mit einem immer mehr entwickelten Pferde versehen über Niedrigere, Unfähigere im Kampfe um das Dasein triumphiren.

Die ersten Pferde der Pfahlbauten-Bewohner legen schon Zeugniß davon ab, daß zwischen ihnen verschiedene Racenunterschiede waren, dies beweist, daß verschiedene Völkerstämme fortwährend mit einander in feindlicher oder freundlicher Berührung standen und daß ununterbrochen frische Völker aus dem Osten gegen Westen und zwar auf immer mehr veredelten Pferde racen heran drängten. Rüttimeyer will sogar einen Unterschied in der Größe und Gestalt der Pferdeköpfe in der Stein-Epoche wahrgenommen haben.

So erlagen rohere kaum mit roher Steinart bewaffnete und kaum mit dem Werthe des Pferdes bekannte Völkerschaften anderen, welche bereits zweckmäßiger gearbeitete Steinwaffen führten und zu Pferde saßen; diese mußten wieder anderen herandrängenden Reitervölkern, bereits mit dem Bronzeschwerdt bewaffnet, weichen, und diese letzteren raffte schließlich das Eisen neuer Ankömmlinge dahin.

Das fossile Pferd (*Equus fossilis*) seiner wilden Nachkommenschaft nach in Esel und Hippotigriden entartet, seiner zahmen Nachkommenschaft nach aber zum Hauspferde umgestaltet, verschwindet in seiner ursprünglichen Form und ist am Anfange der Epoche vierter Ordnung in Europa durch den domesticirten Hausgenossen vertreten, der den Anbruch der geologischen Epoche neuester Ordnung schon als durch den Menschen hochgebildeter Bundesgenosse, als Theilnehmer aller seiner Wanderungen, Kriege, seiner Niederlagen und Siege begrüßt. Man kann dreist behaupten, daß so wie nur diejenigen Menschen-Racen, welche zu Pferde auf ihre Feldzüge auszogen, die Erde besaßen, so auch das Pferd seine Ausbildung zu einer besonderen Gattung einhufiger Thiere nur der Intelligenz und der Beharrlichkeit des Menschen verdankt. Der Mensch selbst und er allein war der Schöpfer des für sein Geschlecht nützlichsten Thiers. Seitdem die Oberfläche der Erdfugel ihre heutige Gestalt angenommen, giebt es auf Erden keine anderen wilden Einhufser als Hippotigriden und Esel.

Das Hauspferd ist deshalb so benannt, weil es der Häuslichkeit seine Umbildung in eine besondere Gattung verdankt, das wilde Pferd,

von welchem diese Gattung seinen Ursprung herleitet, ist zugleich mit dem Mammuth untergegangen. Die heutigen wilden Pferde sind nur solche, welche der häuslichen Zucht entflohen allmählig ihrem gänzlichen Verschwinden entgegengehen.

### § 6. Domesticität.

Das heutige Pferd ist kein Kind der Natur, es ist ein Bögling des Menschen. Seine Schönheit und Eigenschaften sind nicht ein Geschenk der Mutter Natur. Die Natur entläßt das neugeborene Fohlen aus ihren Händen unansehnlich und auf hohen, ungeschickten und zitternden Füßen schwankend, mit unverhältnißmäßig dickem und kurzem Leibe, struppigem, langem Hauthaare, kurzem buschigen Schwanz; kurz das neugeborene Fohlen ist von einer solchen Häßlichkeit und Unbeholfenheit, daß es den Vergleich mit keinem anderen Thiere aushält, nicht einmal mit einem Ferkel, das neben ihm so glatt, proportional, behend und gewandt erscheint.

Aber wie weit steht dagegen der erwachsene Vorg in jeder Beziehung hinter dem ausgewachsenen schönen Pferde? Das den Händen der Natur überlassene Pferd verliert mit jeder Generation einen Theil seiner durch tausendjährige Mühen unter der intelligenten Zucht des Menschen erworbenen Eigenschaften und Schönheit und wird schließlich ein elendes häßliches Geschöpf, einem verkommenen Esel ähnlicher als einem Pferde.

Andere Geschöpfe verlieren gewöhnlich im Stande der Unfreiheit ihre Reize und Eigenschaften, das Pferd dagegen degenerirt in der Freiheit. Was ist zum Beispiel aus dem spanischen Rosse in den Savannen Amerikas geworden? Oder ist etwa der Tarpan der mongolischen Steppen dem arabischen Pferde oder dem nubiischen Streitrosse ähnlich? In den Händen der Natur wird das Kleid des Pferdes schmutzig und rauh, der Wuchs schwächer, das hervorstehende Auge fällt tiefer in die Höhle, der verständige und fröhliche Blick verwandelt sich in ein düsteres, hinterlistiges, boshaftes Lauern, Schwanz und Mähne verlieren ihre außerordentlich schöne und lange Behaarung und sind mit zottigen Klumpen bedeckt, die hohe Intelligenz weicht rohen Instinkten, der Muth der Bosheit, die Resignation der Scheu, die Kräfte nehmen ab, ja selbst die angeborene Behendigkeit verschwindet. Unter der schöpferischen Hand des Menschen erhielt das Pferd durch veredelte Zucht seine höhere und feinere Ausbildung, welche es nach viel tausendjährigen Bemühungen und Liebfosungen zum Ideal der Vollkommenheit machte; zu einem Ideal, in welchem sich Kraft und

Grazie, Ausdauer und Leichtigkeit, Muth und Sanftmuth in einem solchen Grade paarten, daß in ihm die Eigenschaften des Mannes und des Weibes zu einer Einheit sich verbunden zu haben scheinen. Um das Pferd zu einer solchen Vollkommenheit zu bringen und es auf derselben Höhe zu erhalten, dazu bedurfte es Hunderte von Jahrhunderten der ausdauerndsten Arbeit des Menschen, des mühevollsten Unterrichts und der Beschaffung bedeutender Capitalien. Seit lange schon baute man diesem leidenschaftlich geliebten Günstling des Menschen kunstvoll angelegte Paläste, seit lange wurde er sorgfältig gepuzt, mit Auswahl von Körnern und duftendem Heu gefüttert, seit lange umgab ihn eine zahlreiche Dienerschaft, Sanitätsräthe untersuchten seine Gesundheit und erfahrene Lehrer wurden für seine Ausbildung gehalten, Name und Thaten seiner Vorfahren gewissenhaft registriert. Sein Stammbaum pfliegte glaubwürdig bezeugt zu werden und sorgfältig achtete man auf gleichen Adelstand der Eltern. Man schonte nicht selten das Pferd für wichtigere Zwecke, in besondere Wagen locirt machte es Reisen und seitdem das Eisenbahnnetz Europa überspannen, geht das veredelte Pferd nicht mehr zu Fuß, sondern fährt in bequemen Waggons. Es giebt keine Erfindung, Entdeckung oder Verbesserung, deren Wohlthat für die Menschheit nicht auch zugleich auf das Pferd ihre Wirkung geübt hätte, dessen Dienste wesentlich dazu beigetragen haben, daß die Menschheit glücklich mancherlei schwere Convulsionen ihrer vielseitigen Entwicklung überstanden hat.

### § 7. Farbe, Vaterland, geschichtliches Alter des Pferdes.

Wenn man auf das Pferd zu sprechen kommt, so ist eine sehr gewöhnliche Frage: welche Farbe das Pferd ursprünglich gehabt habe, wo seine erste Wiege gestanden und seit wie lange es ein Hausgenosse des Menschen sei? —

Die Antworten auf diese Fragen sind von verschiedenen Autoren sehr verschieden ausgefallen. Was die Farbe der ersten Pferde betrifft, so nimmt Hamilton Smith, um die große Verschiedenheit in der Farbe der Pferde zu erklären, fünf von einander verschiedene Protoplasten des Hauspferdes an, von denen jeder eine andere Färbung hatte. Fitzinger giebt ihm sogar sieben Protoplasten, mit denen es sich gewiß so verhält wie mit den Racen der Schweine, welche derselbe Autor, Gott weiß, von welchen Vorfahren ableitet und welche seit Menschen-Gedenken in England auf ganz andere Weise zu Stande kamen. Tiefe Studien über

die Hausthiere führten Darwin zu der Ueberzeugung, daß die ursprüngliche Gattung des Pferdes, von welchem die Racen der Haus-Pferde abstammen, nur eine und daß ihre Farbe braunschimmlich mit schwarzen Streifen war. Die häufige Erscheinung von Streifen entlang des Nackens, die etwas seltener sich zeigenden Querstreifen an den Beinen und ihr noch seltneres Hervortreten auf den Schulterblättern, am Halse, Hintertheile und Kopfe, welche Darwin für Atavismus erachtet, scheinen seine Meinung sehr wahrscheinlich zu machen. Die Entstehung verschiedener Farben, wie scheckig, gesprenkelt und apfelschimmelig ist die Folge der in der Häuslichkeit sich umbildenden ursprünglich getigerten Hautfarbe des Pferdes ganz ähnlich wie wir das bei verschiedenen Schattirungen der Hauskätzchen wahrnehmen. Die Ansicht Darwins findet auch dadurch noch ihre Bestätigung, daß das erste Balghaar bei den Fohlen, wenn wir es genau ansehen, sehr oft gestreift ist und daß diese Gestreiftheit bei manchen Individuen den ganzen Körper bedeckt und aus ganz feinen Streifen besteht.

Die Entscheidung der Frage über die erste Wiege des Pferdes hängt mit der Lösung der Frage über den ersten Aufenthaltsort des Menschen zusammen. Jedenfalls hatte das Pferdegeschlecht durch lange Zeit hindurch im Laufe seiner Entwicklung entweder mit strenger Kälte zu kämpfen, oder das ursprüngliche Vaterland des Pferdes mußte nicht zu den warm gelegenen Ländern gehören, da ihm die Gewohnheit, seine Nahrung aus dem Schnee herauszuscharren, so weit angeboren ist, daß die spanischen Pferde, welche im Laufe von tausend Generationen diese Gewohnheit practisch auszuüben keine Gelegenheit hatten, sich derselben sofort erinnerten, als sie im verwilderten Zustande in die Schneefelder Nord-Amerikas geriethen und ohne Schwierigkeit zur alten Lebensart ihrer Vorfahren zurückkehrten. Aus Europa eingeführtes Hornvieh kommt, wenn es sich unter ähnlichen Verhältnissen selbst überlassen bleibt, vor Hunger um, denn es weiß sich jenes Mittels, um das Leben zu fristen, nicht zu bedienen, nur der amerikanische Büffel allein unter dem Hornvieh vermag in dieser Beziehung das Pferd nachzuahmen.

Die Frage nach dem Zeitpunkt, in welchem das Pferd ein Hausgenosse des Menschen wurde, läßt sich unter keinen Umständen genügend lösen, indessen geben doch verschiedene Berechnungen, welche auf einem solchen Boden angestellt wurden, dessen Schichten annäherungsweise nach Jahren bestimmt werden konnten und in welchen Ueberreste des Pferdes zugleich

mit Ueberresten des Menschen im Verhältniß gegenseitiger Abhängigkeit von einander gefunden wurden, hundert Jahrhundert als den kürzesten Zeitraum für die Dauer der Häuslichkeit des Pferdegeschlechts an. Die menschliche Neugierde mag sich dabei beruhigen, zumal, wenn sie damit den Glauben verbinden will, daß Annahmen, welche als unumstößlich bei Berechnungen der Art gelten, sich durchaus mit der Wahrheit vertragen.

### § 8. Die Zähne des Pferdes.

Nicht nur der Zigeuner schaut dem Pferde nach den Zähnen, sondern auch der Gelehrte blickt mit forschendem Auge nach ihnen, denn er weiß aus Erfahrung, daß wer immer mit Umsicht in die noch so nachlässig hingeworfenen Register der Natur blickt, daraus Offenbarungen, unbegreiflicher Geheimnisse zu lesen vermag. So hat auch ein fleißiges Studium der Pferdezähne so manche Einzelheit aus der Geschichte der Entwicklung des Pferdegeschlechts enthüllt, hat auf manche Spur der Verwandtschaft mit anderen Thieren geführt und nicht wenig zur Aufstellung einer genealogischen Tabelle des Pferdegeschlechts verholfen. Für einen geübten Entzifferer der Hieroglyphen der Natur ist die Form jedes Organs ein Wort, welches viel über die Gewohnheiten des Thieres, dem es angehört, von den Vorfahren, von denen es abstammt und von den Wundern jener verschollenen Lande, welche seines Wesens Wiege waren, erzählt.

Wenn auch immer Manchem scheinen könnte, daß die Verschiedenheit und Besonderheit der Zahngestaltung nur eine Folge davon sein möge, daß nothwendigerweise die Zähne den Bedürfnissen des Lebens des mit ihnen versehenen Thieres auf's vollkommenste entsprechen müssen, so existiren doch noch andere Umstände, welche bedeutend auf die Formen der Organe einwirken und unter diesen spielt die Erbschaft der Formen nach den Vorfahren und die harmonische Abhängigkeit der Formen von sich eine große Rolle. Die Pläne der Natur beim Bau der Organe unterliegen immer gleichmäßig den Gesetzen der Zweckmäßigkeit, der Ererbtheit und der Harmonie. Die natürliche Funktion der Zähne ist die Verarbeitung der vorhandenen Nahrung für das Thier durch mechanisches Auseinanderreißen und Zermahlen. Diese Organe entsprechen ihrem Zweck, wenn sie an ihrer Oberfläche die erforderliche und für das Raubbedürfniß des Thieres angemessene Zahl von Punkten haben, welche gegenseitig mit einander in Berührung kommen. Die Erhebung der Oberfläche des Zahns nach oben ist das einfachste Mittel, welches die

Natur ergreift, um nach Maßgabe des Bedürfnisses den Umfang der in Thätigkeit kommenden Zahntheile zu bewirken. Das reihenweise Durchschichten des Zahncements mit Schmelzleisten ist das zweite Mittel um die Zahl der zum Rauhen durchaus nothwendigen Punkte zu vergrößern. Endlich ist das Hervortreten der Schmelzleisten in verschiedenen Richtungen auf dem Zahncemente ein drittes Mittel, um den mechanischen Werth des Zahns zu erhöhen.

Niedrigere Stufen organischer Wesen, ich meine Thiere weniger complicirten Baues, zeichnen sich durch Einförmigkeit und Einfachheit der Gestalt ihrer Zähne aus. — Ungeachtet der großen Verschiedenheit in der Art zu leben, besitzen alle Dviparen in ihren Zähnen die einfachste Form des Kegels oder der Walze, welche eine nicht große Zahl von Säugethieren in seinen Kiefern erhalten hat. Nur zwei Abtheilungen von Linné mit dem Namen *Cote* und *Bruta* bezeichnet, haben diesen ursprünglichen Bau behalten und sich mit Einförmigkeit aller Zähne in beiden Kiefern begnügt, weshalb sie den Namen der *Monophyodonten* erhalten haben.

Alle anderen Säugethiere sind *Diphyodonten*. Von diesen haben sich nur die Nagethiere und Elephanten zur Zwiegestaltung ihres Zahnstandes erhoben, indem ihre Back- und Vorderzähne abweichend von einander gestaltet sind. In den Vorderzähnen dieser Thiere herrscht noch die konische Form vor, dagegen führt das Auftreten eines verschiedenartig modificirten Systems von Schmelzleisten eine neue Ordnung in die Architektur der Zähne in das Thierreich ein. Thieren, welche mit solchen Zähnen begabt sind, hat man den Namen *Elasmodonten* beigelegt.

Alle anderen Säugethiere, welche Linné unter den Namen: *Primates*, *Ferae*, *Pecora* zusammenfaßt, und der größere Theil der *Belluae* zeichnen sich durch die allergrößte Verschiedenheit der Zahnformen und den Trieb nach Individualisirung der Form fast jedes Zahnes aus. Die Zähne des Oberkiefers sind bei ihnen nicht denjenigen des Unterkiefers ähnlich und die Backzähne jeden Kiefers unterscheiden sich sichtlich unter einander, so daß die in der Tiefe des Rachens sitzenden Mahlzähne den nach vorn zu stehenden Vormahlzähnen unähnlich sind. — (Anm. Die hinteren Backzähne, *molares* genannt, sind mit *m.* bezeichnet, die *praemolares* mit *p.* die Milchzähne mit *d.* Die Benummerung ist in diesem Werke dieselbe wie bei Rüttimeyer, nicht wie bei Owen.) Schneidezähne einer anderen Form bilden die Front des vorderen Mauls, und noch andersgestaltete Hacken-



zähne stehen zwischen den Schneidezähnen und den praemolares. Die Thiere dieser dritten Gruppe, welche sich durch Vielgestaltigkeit der Zähne auszeichnen, wurden Zygodonten oder Jochzahnige genannt, und zwar aus dem Grunde, weil ihre Backzähne immer die Gestalt von Jochen zur Basis ihres Baues haben. Diese neue Ordnung der Zahn-Architektur beruht darauf, daß in ihr jeder Zahn vorzugsweise aus zwei Theilen besteht, welche Jochen ähnlich sind, deutlich namentlich in den einfachsten Typen dieser Abtheilung.

Die Jochzähne der Zygodonten pflegen in den Unterkiefern bald frei bald mit einander in Berührung zu stehen. Das erstere findet gewöhnlich dann Statt, wenn die Richtung der Jochzähne die Perpendiculare zur Axe der Zähne nicht verläßt, das zweite dagegen dann, wenn die Jochzähne eine schräge Richtung annehmen und sich vorwärts wie ein Halbmond so krümmen, daß das vordere Horn des hinteren Jochs das Äußere des vorderen Jochs berührt. — Die oberen Zähne der Zygodonten besitzen außer den Jochen noch eine äußere Wand, an welche beide Jochzähne mit einem oder beiden Enden befestigt sind. Das Zusammenstoßen beider Enden jedes Jochs mit der äußeren Zahnwand tritt dann ein, wenn die halbmondartige Rückwärtsbiegung der Jochzähne ihr Maximum erreicht.

Repräsentant des jochzahnigen Typus in seiner einfachsten Form ist unter den heute noch lebenden Thieren der Tapir (*Tapirus americanus*). Die Backzähne dieses Thieres bestehen aus graden und freien Jochen im Unterkiefer; in dem Oberkiefer aber treten ähnliche Jochzähne senkrecht aus der äußeren Wand des Zahns, indem sie sich nach keiner Seite neigen. Schon in den unteren Zähnen dieses Repräsentanten der Zygodonten lassen sich die ersten Anfänge zu vollkommenerer Ausbildung wahrnehmen, welche diese Ordnung der Zahn-Architektur in anderen Thiergattungen entwickeln sollte. Schon die unteren Zähne des Tapir zeigen ein Streben die gegen das Innere des Mundes gefehrten Jochenden nach vorwärts zu neigen und zwar ist dieses Streben bei der vorderen Hälfte der Backzähne wahrnehmbarer als bei der hinteren.

Diese erste noch kantige Krümmung entwickelt sich im Rhinoceros und Hyrax, indem sie auf dem Unterkiefer durch entschiedeneres Zusammenstoßen des hinteren Jochs mit dem vorderen deutlich hervortritt; in dem Oberkiefer aber nicht nur durch eine schrägere Lage der Jochzähne, sondern noch durch eine ganz deutliche Biegung des hinteren Jochs in Gestalt eines Halbmondes nach hinten, durch Entsendung von Seiten-Schmelz-

Zweigen aus diesem Foch und endlich durch Entwicklung hügeliger Erhebungen auf den freien Enden der Foch. Diese letztere Tendenz im Chalicotherium bis zu einem hohen Grade entwickelt, bildet, da das Foch fast gänzlich dadurch absorhirt wird, den Uebergang zu bereits nur aus Hügeln bestehenden Zähnen der Abtheilung Paridigitata non ruminantia.

Nächst dem Rhinoceros und Hyrax repräsentirt das untergegangene Palaeotherium den dritten Grad der Entwicklung der zygodontischen Ordnung der Zahn-Architektur. Beim Palaeotherium ist die Krümmung der Foch bereits vollständig sichelförmig und ihre Enden gestalten sich im Unterkiefer zu deutlichen Spitzkegeln auf breiten Unterlagen, welche den Ausgang der vorjochigen Vertiefungen, welche in dem vorderen Foch immer freier sind als im hinteren, einengen.

Der Bau der Backzähne sowohl des unteren wie oberen Kiefers beim Palaeotherium wird als der Scheidpunkt zweier besonderen Gruppen der großen Abtheilung der Zygodonten angesehen, namentlich der Ordnung der Einhufer und derjenigen der Wiederkäuher. Die erste dieser Ordnungen hängt mit dem Palaeotherium vermittelst des untergegangenen Anchitherium zusammen, die andere durch das Anoplotherium.

Zu den charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Backzähne der Einhufer gehört, daß sie alle trotz ihrer individuellen Besonderheit, den ganzen Plan der Structur ihrer Zähne behalten, der namentlich in den Mahlzähnen aufs deutlichste hervortritt. Während andere Zygodonten das Individualisiren jedes Zahns vom ersten bis zum letzten Mahlzahne auf immer größere Reductionen basiren, so bewahren die Einhufer in jedem ihrer Zähne sorgfältig alle Haupttheile des Baues der Mahlzähne. Bei den Omnivoren verschwindet stufenweise bei jedem vorgeschobenen Zahn das hintere Foch mehr und mehr, während das vordere kaum einer Veränderung unterliegt. Bei den Wiederkäuhern geht das hintere Foch immer mehr mit dem vorderen in eine Einheit über. Bei den Insectivoren und Frugivoren verschwindet zuerst das hintere, dann das vordere Vorjoch. Bei den Carnivoren tritt plötzlich eine so gewaltige Reduction ein, daß die äußere Wand in den oberen Zähnen, welche ihr einziger dauernder oder fester Theil zu sein scheint, sich zuweilen in den Vormahlzähnen in einen Stift verkürzt, dem sogar jene bei den Zygodonten charakteristische auf den Mahlzähnen noch sehr deutliche Zweitheiligkeit fehlt. — Bei den Einhufern reichen die individuellen Unterschiede jedes

Zahnes so wenig von dem Hauptplane ab, daß die am meisten nach vorn geschobenen praemolares, welche sich scheinbar am meisten von den molares unterscheiden, nur sehr unbedeutende Reductionen des ganzen Mahlzahns erleiden. Dieser Character der Gleichmäßigkeit aller Hauptbestandtheile des Gattungs-Typus der Mahlzähne, welcher unbekanntem harmonischen Gesetzen unterliegt, entspricht gewissen, unwandelbaren Eigenheiten des Fuß-Baues und charakterisirt alle Säugethiere, welche mit ungleicher Fingerzahl versehen sind. Von den heut lebenden Thieren vertreten nur vier Gattungen diese Gruppe: der Tapir, der Hyrax, das Rhinoceros und das Pferd. In der fossilen Welt sind nur das Palaeotherium und das Hipparion Repräsentanten derselben. In der nicht zahlreichen Gruppe der unpaar befingerten Thiere unterscheiden sich das Hipparion und das Pferd von ihren übrigen Repräsentanten dadurch, daß bei ihnen der vierte Vormahlzahn der Form der Mahlzähne nicht die typische Treue erweist, vielmehr einer Reduction erliegt, welche nur die Bedeutung eines Rudimentes hat. Die kurze Dauer dieses Zahnes hat die Gelehrten berechtigt, ihn zu den Milchzähnen oder vielmehr zu den zeitweiligen zu rechnen und ihn mit d. vier nicht mit p. vier zu bezeichnen.

Aus dem, was wir oben gesagt haben, geht hervor, daß der Schlüssel zur Erkenntniß des architectonischen Planes für die Backzähne der Pferde der Bau der Backzähne des Palaeotheriums ist. Bei allen Gattungen dieses untergegangenen Geschlechts ist der mittlere Spitz-Regel der inneren Seite der unteren Zähne d. h. der Regel, welcher das hintere Ende ihres vorderen schon ganz sichelförmig gebogenen Joches bildet, zweitheilig, wie bei dem Pferde. Der vordere höhere Theil desselben windet sich nach vorn, während der kleinere niedrigere Flügel sich nach hinten richtet; beide aber gehören unwiderleglich zum vorderen Joch; denn das hintere ebenfalls sichelförmig nach vorn gebogen, lehnt sich nur an die äußere vordere Wand des Joches, was nicht nur im Palaeotherium und im Anoplotherium, sondern auch beim Rhinoceros und Lophiodon sehr erkennbar ist. Jener zweitheilige Regel des hinteren Endes des vorderen Joches also, der in eine doppelgewundene Cocarde übergeht, sobald die Reibefläche des Zahnes abgerieben, vergrößert sich und wird augenscheinlich zweitheilig bei Anchitherium, gelangt aber zu vollständiger Entwicklung beim Hipparion und beim Pferde. Spuren einer ähnlichen Zwiespaltung des Spitz-Regels am hinteren Ende des hinteren Joches, beim Palaeotherium medium kaum bemerkbar, entwickelt sich im Anchitherium und werden an ihm in m. eins, p. eins und

p. zwei sichtbar. Die Zwiespaltung dieses zweiten Regels kommt auch beim Hipparion und beim Pferde zu vollkommener Entwicklung.

An der vorderen Spitze der vorderen Sichel findet sich beim Hipparion und beim Pferde noch ein dritter zwiegespaltener Regel, der aber selten zu vollständiger Ausbildung gelangt und etwa nur an dem äußersten ausgebildeten Vormahlzahn sichtbar ist.

An der Außenseite der vorderen Spitze des hinteren Jochs, dort wo es eben mit dem vorderen sich berührt, befindet sich beim Pferde eine ständige Falte, welche man als eine ausdrückliche Spur der Tendenz ansehen muß, auch an der vorderen Seite des hinteren Jochs einen vierten Regel den drei oben beschriebenen ähnlich zu bilden, was durch Anlehnung an das Joch augenscheinlich verhindert worden.

Das ganze System der zygodontischen Ordnung der unteren Backzähne des Pferdes zeigt sich auffallend bei m. drei, einem Exemplar, das man heut für den Zahn eines Hipparion hält und welches durch Nordmann der Gattung *Equus pigmaeus* zugeschrieben wird. In diesem Zahne sind seine beiden Bestandtheile deutlich von einander getrennt, das sichel-förmig gebogene vordere Joch hat an seinem hinteren Ende eine vollständig entwickelte Cocarde, an dem vorderen ist eine ähnliche Cocarde durch die Nachbarschaft mit m. zwei mißrathen und das hintere Joch besitzt nur an seinem hinteren Ende eine entwickelte Cocarde, auf dem vorderen aber ist das Entstehen einer solchen durch die Nachbarschaft des vorderen Jochs paralyfirt.

In den Zähnen des oberen Kiefers des Anchitherium zeigt sich die Tendenz aus jedem Joch nach hinten zu gleichsam ein Nebenjoch zu bilden. Im Anoplotherium pflegt nur ein vorderes Nebenjoch ausgebildet zu sein und die durch das Anchitherium angezeigte Tendenz wird erst in der Gattung Hipparion und Pferd vollständig entwickelt.

Aus alle dem geht hervor, daß das chronologisch dem Anchitherium näher stehende Hipparion nach der Anordnung seiner Zähne der Gattung *Equus* näher steht.

Den Hauptunterschied der Physiognomie der oberen Zähne des Hipparion und des Pferdes bildet die größere Erhebung des vorderen Nebenjochs in den hipparion'schen Zähnen und die mehr hervortretende Trennung desselben von dem vorderen Joch, weshalb die nicht sehr abgenutzten Mahlzähne, die Vormahlzähne und sogar die zeitweiligen Zähne dieses Thieres auf ihrer Mahlscheibe so lange getrennte Zeichnungen eines

gesonderten Schmelzinselschens, durch Reibung mit dem Nebenjoch entstanden, zeigen, bis dieses endlich erst im späten Alter sich mit dem Joch zu einer Halbinsel verbindet und die in der Gattung des Pferdes gewöhnlichen Formen des hinteren Nebenjoches annimmt.

In dem unteren Kiefer unterscheiden sich die Backzähne des Hipparion von denjenigen des Pferdes durch eine bedeutend niedrigere Krone, durch größere Stärke der Schmelzleisten und geringere Entwicklung der Cementsubstanz, durch sinnreichere Biegung der Schmelzleisten, durch größere Symmetrie und Windung der Zeichnung der mittleren Cocarde, und durch eine solche Anordnung derselben, daß sie den mitteljochigen Vertiefungen fast den Ausgang verschließt, endlich durch eine solche Compression der vorderen Cocarde, daß diese zuweilen gegen das Innere des Mundes bis hinter die Abrisse des Zahns hervortreten muß und auf diese Weise an den den Schaafzähnen ausschließlich eigenthümlichen Character erinnert, wodurch sie sich von denjenigen der Ziegen unterscheiden.

Die zeitweiligen Zähne des Unterkiefers des Hipparion zeigen den ausgeprägtesten Character, durch den sie sich von allen Pferddegattungen unterscheiden. Dieser Character beruht darauf, daß sich an der äußeren Seite der Milchzähne constant Pilaster zeigen, welche an den Bau der Backzähne bei der Gattung Hirsch erinnern. Solcher Pilaster besitzt jeder Zahn des Hipparions zwei. Der erste ist ein ausschließliches Attribut der zeitweiligen Zähne, der zweite zeigt sich zuweilen, wengleich gewöhnlich nicht ausgeprägt auch auf den dauernden Vormahlzähnen dieser Gattung. Schwache Spuren von Pilastern zeigen sich an den unteren Zähnen des Hipparions auch auf dem hinteren Theile der hinteren Hälfte des Zahns und werden als Fingerzeig für die Tendenz aufgefaßt, ein drittes Joch zu entwickeln, wovon bei keinem Zahne des Pferdes die Rede ist, aber bei dem wiederkäuenden Anchitherium, Anoplotherium und Palaeotherium existirt. Diese Pilaster sind bei den Einhufern eine derartige Besonderheit, daß als der erste der also ausgestatteten Zähne ausgegraben wurde, man versucht war, ihn einer ganz besonderen Gattung zuzuschreiben. Später, als die Sache mehr aufgeklärt wurde, bewirkte die Eigenthümlichkeit dieses Characters bei so geübten Odontologen wie Rüttimeyer die Ueberzeugung, daß das Hipparion eine Uebergangs-Gattung zwischen einer bisher noch unbekanntem Gestaltung und dem heutigen Pferde bilde. Diesem unbekanntem Thiere schreibt man an den Dauerzähnen eben solche Pilaster zu, wie man sie beim Hipparion nur an den Milchzähnen findet. Nach Wor-

stellung der Gelehrten gehörte das Hipparion in seiner Jugend seinem Zahnstande nach zu der Gattung eines unbekanntes und wahrscheinlich nur gemuthmaßtes Thieres, ging aber im späteren Alter nach dem Zahn-Schichten in die Gattung Pferd über.

Die Kürze des Zwischenraumes zwischen dem Backenzahn und den Schneidezähnen bildet ebenfalls einen hervortretenden Unterschied zwischen Hipparion und Pferd.

Außer den hier nachgewiesenen Unterschieden im Zahnstande des Hipparion und Pferdes zeigt die Physiognomie der Zähne dieser beiden Gattungen keine wesentlichen Unterscheidungs-Merkmale, zeichnet sich vielmehr durch große Aehnlichkeit aus. Beim Hipparion sowohl wie beim Pferde sind die Vormahlzähne von bedeutend größerer Ausdehnung als die Mahlzähne und zwar in beiden Kiefern. Bei beiden Gattungen zeichnet sich jeder der unteren Mahlzähne mehr in die Tiefe des Rachens gerückt durch immer größere und freiere Entwicklung des hinteren Zahnteils und der Cocarde aus, wogegen jeder der Vormahlzähne nach Maßgabe seiner mehr nach vorne geschobenen Stellung den vorderen Theil des Zahnes immer freier entwickelt, den hinteren dagegen verengt. Bei beiden Gattungen ist die Zwiethheilung des unteren Zahns in eine vordere und hintere Hälfte, auf der Außenseite durch eine mittelsöchige Scheide angezeigt, ständig in den Mahlzähnen deutlicher und tiefer gefurcht als in den Vormahlzähnen von gleichem Alter. In den Zähnen des oberen Kiefers beim Hipparion, wie beim Pferde, zeigt die Schmelzzeichnung der Mittel-Joch Ränder da, wo beide sich nahezu berühren, in den Vormahlzähnen ständig den vorderen Kranz des hinteren Randes bedeutend höher angezeichnet, als im benachbarten hinteren Kranz des vorderen Randes und ist dieser Character in den Mahlzähnen beider Gattungen weniger sichtbar hervortretend. Endlich sind in beiden Gattungen die zwei deutlichen und ungleichen Falten der äußeren Wand der Oberzähne die mittlere und vordere sichtbar breiter bei den Vormahlzähnen als bei den Mahlzähnen und gleichsam vertieft. Bei dem Pferde vergrößern sich diese Falten immer mehr in jedem nach vorn geschobenen Zahne, beim Hipparion ist diese Erweiterung vorzugsweise der vorderen Falte eigenthümlich.

Aus dem, was wir bisher gesagt haben, zeigt sich, daß wenngleich das Hipparion seinem äußeren Habitus nach auf dreifingrige Füße gestützt vom Pferde sehr verschieden, dennoch durch seinen Zahnstand ihm sehr genähert ist; indessen erschwert die in allen Arten der Ordnung Pferd

hervortretende Tendenz nach einer gleichartigen Entwicklung des Zahnstandes die Möglichkeit, die Gattung in dieser Thier-Ordnung mittelst des Unterschiedes in der Gestalt der Zähne oder der auf ihrer Mahl-oberfläche enthaltenen Zeichnung zu bestimmen, so daß, obwohl inmitten zahlreicher fossiler Pferdekiefer und Zähne viele gewiß zu solchen Pferde-Abarten gehörten, welche durch allgemeine Physiognomie, ständige Hautfarbe, verschiedene Länge des Schweif- und Mähnenhaares, Glätte oder Rottigkeit der Hautbedeckung, Vorhandensein oder Mangel des Bartes, Länge und Breite, Schwere oder Leichtigkeit des Ohres, größere oder geringere Entwicklung der Fetttheile auf dem Nacken, Schwanz- oder Hirschartigkeit des Halses oder andere äußere aber ständige Charactere sich sowohl unter einander wie auch von dem heutigen Pferde unterschieden, doch aber nur geringe Spuren gattungsartiger Unterschiede in ihrem Zahnstande hinterlassen haben.

Alle bisher ausgegrabenen Zähne von Pferden zeigen wie es scheint nur sehr unbedeutende Abweichungen von den normalen Zähnen des Hauspferdes und zwar dazu immer nur solche, wie sie auch bei den heutigen Pferden noch hervortreten. Die Pferde z. B. welche sich durch große Krümmung der Backzähne oder ihre besondere Höhe oder Dünne und lockenartige Windungen der Schmelzleisten unterscheiden, kann man sicherlich nicht als besondere Gattungen oder Abarten ansehen, zumal auch bei unseren Pferden alle diese Formen von Zähnen häufig vorkommen. Große Krümmungen der Zähne welche bei dem fossilen *Equus arcidens* oder *Equus curvidens* charakteristisch waren, kann man auch bei unseren heutigen Pferden antreffen. Die Höhe der Mahl- und Vormahlzähne, welcher Nordmann eine große Wichtigkeit beilegt und welche bei den heutigen Pferden viel bedeutender sein soll als beim *Hipparion*, hängt zu sehr vom Alter der Zähne ab, als daß sie zu exacter Bestimmung einer Gattung verwerthet werden könnte. Die Dünne und Faltigkeit des Schmelzes, welche Owen als Merkmal zur Schöpfung der Gattung *Equus plicidens* diente, wurde durch Rüttimeyer an vielen Zähnen bemerkt, welche ausgegrabenen römischen Pferden angehörten, so daß zwischen ihnen und denjenigen der Owen'schen Gattung kein Unterschied war. Uebrigens sind das Erscheinungen, wie sie sich auch beim heutigen Hauspferd nicht selten finden.

Ungeachtet indessen der großen Aehnlichkeit der fossilen Zähne untereinander gelang es Rüttimeyer eine Gattung Pferd in den Schichten der

vierten Ordnung (Diluvium) mit etwas deutlicheren Merkmalen des Uebergangs vom Hipparion zum Hauspferde zu entdecken. Diese Gattung trägt bei Owen den Namen *Equus fossilis*. Die über diese Gattung angestellten Forschungen Rüttimeyers verbreiteten sich vorzugsweise über Exemplare, welche aus der Auvergne aus diluvialem Luff zwischen Longeac und Crespi-gnac in der Nähe von Le Pui (Hauts Loire) stammten. Diese Gattung entspricht weder der von Cuvier mit demselben Namen benannten, noch auch derjenigen, welche durch Nordmann im südlichen Rußland gefunden und ebenso bezeichnet wurde. Beide letzteren Gattungen zeigen keine merklichen Unterschiede von dem heutigen Pferde, wengleich man sie im Diluvium gefunden. Man hat ihnen den Gattungsnamen *fossilis* nur insofern mit Recht gegeben, als er ein ausgegrabenes Pferd bezeichnet, indessen ist es keineswegs identisch mit jenem *Equus fossilis*, von welchem hier die Rede sein soll und welches von Owen und Rüttimeyer mit diesem Namen bezeichnet wurde.

*Equus fossilis* unterscheidet sich durch eine bedeutende Verlängerung der Vormahlzähne vom Haus-Pferde, eine Verlängerung die namentlich in dem Unterkiefer auffällt und zwar so sehr, daß einige Naturalisten dieser Gattung den Namen *Equus angustidons* beilegten. Diese Art des Baues der Zähne stellt diese Gattung unter vielen Beziehungen zwischen das untergegangene Hipparion und unser heutiges Pferd, was besonders an der Zeichnung beider Windungen der Cocarde der unteren Backzähne in die Augen fällt. Beide mitteljochigen Vertiefungen der unteren Backzähne sind beim *Equus fossilis* weniger als beim Hipparion befaltet und die vordere besitzt schon eine schräge Einbiegung, wovon man an den Zähnen des Hipparion kaum eine Spur entdecken kann und welche beim Pferde geräumiger wird, wodurch die vordere Vertiefung der hinteren bedeutend ähnlicher ist. Die bei der Gattung *Equus fossilis* freiere Entwicklung des vorderen Theils der Zähne als beim Hipparion ist Ursache, daß die vordere Cocarde bei dieser Uebergangsgattung weniger zusammengeengt und weniger regelmäßig ist als bei den Zähnen des Hipparion, immer aber noch regelmäßiger als bei den heutigen Pferde-Arten.

Die unteren zeitweiligen Zähne der Gattung *Equus fossilis* sind den Zähnen des Hipparion ähnlicher als die zeitweiligen Zähne des Pferdes, die zeitweiligen aber des Pferdes sind den Zähnen des *Equus fossilis* ähnlicher als die Dauerzähne. Am äußeren Rande des hinteren Joches tritt an seinem hinteren Theile in den unteren Zähnen des *Equus fossilis*



eine kleine Falte mit einem mehr oder weniger unabhängigen Schmelz-Inselchen hervor, welche einigermaßen an den Bau der Pilaster der Milchzähne des Hipparions erinnert.

Die Backzähne des Oberkiefers beim *Equus fossilis* unterscheiden sich von denselben Zähnen des heutigen Pferdes dadurch, daß in ihnen das vordere Nebenjoch welches das charakteristische Inselchen beim Hipparion repräsentirt, einer geringeren Entwicklung unterliegt. Dieses Nebenjoch ist zwar immer beim *Equus fossilis* mit dem vorderen Joch selbst so verbunden wie bei den Zähnen des heutigen Pferdes, aber selbst die Zeichnung der durch diese Verbindung entstandenen Halbinsel ist seiner Gestalt nach der Zeichnung des hipparionischen Inselchens noch sehr ähnlich; denn wenn beim Pferde das vordere Nebenjoch groß, abgeplattet und an beiden Seiten in sich deutlich nach der Richtung des Umfangs des ganzen Zahnes biegender Ausläufer verlängert ist, so ist es beim *Equus fossilis* fein, rund und nur schwach mit dem Joch verbunden. In den oberen Zähnen haben die Schmelzfalten beim *Equus fossilis* sehr krause Bindungen und sind augenscheinlich nicht gleicher Dicke.

Was die Höhe der Zähne und die Krümmung ihrer Schmelzleisten beim *Equus fossilis* betrifft, so steht es in dieser Beziehung wie in allen oben angeführten Punkten in der Mitte zwischen dem Hipparion und den heutigen Gattungen der Ordnung *Equus*.

Wir will es scheinen, daß noch ein kleines aber ausgeprägtes Merkmal in den unteren Backzähnen der Einhufer wesentliche Dienste bei der Mühle leisten könnte, die man sich giebt, die Gattungen dieser Thierordnung an den Zähnen zu unterscheiden. Dieses Merkmal ist eine kleine Falte der Schmelzleiste an der äußeren Seite des hinteren Joches.

Diese Falte zeigt sich beim Hauspferde nicht ständig und nicht deutlich nur an einigen Zähnen, am häufigsten an den Vormahlzähnen. Im Hipparion und im *Equus fossilis* ist sie an allen Backzähnen deutlich sichtbar, was besonders in den Zeichnungen Müllimeyers ins Auge fällt.

Unter den heut lebenden Einhufern hat der Esel am ständigsten diese Falte behalten und zwar in allen seinen Backzähnen wie man das allerdings weniger hervortretend an den Owen'schen Zeichnungen sehen kann. Der Maulesel und die Quagga bewahren diese Falte nur an den zwei ersten Vormahlzähnen und der Daur nicht nur an eben diesen Vormahlzähnen, aber auch an dem äußersten Mahlzahne.

In den fossilen Gattungen ist die Entwicklung dieser Falte am deutlichsten an allen unteren Backzähnen des *Equus fossilis* Owens, an der Diluvial-Gattung des östlichen Rußlands aus Kurmyschze und am *Equus fossilis major* Nordmanns, wogegen die Gattungen *Equus* Tau, *Equus sivalensis*, *Equus nomadicus*, *Equus curvidens* nicht auf allen Zähnen diese Falte besitzen.

Sollte diese Falte alle Backzähne der Gattung „Esel“ einzig und allein characterisiren, wie wir das wahrscheinlich zugeben können, so würden wir *Equus fossilis*, *Equus Kurmyschzensis*, *Equus fossilis major* Nordmanni zur Gattung „Esel“ rechnen müssen, während die übrigen oben erwähnten fossilen Pferde und sogar das heutige Pferd den Hippotigriden zugezählt werden müßten. Wenn die Dinge sich so verhielten, so würde die Darwin'sche Ueberzeugung von der Streifigkeit der ursprünglichen Farbe des Hauspferdes in den unteren Backzähnen desselben eine starke Bestätigung finden. Dazu ist es sehr wahrscheinlich, daß das Hauspferd, welches ebenso wie die Hippotigriden nur auf einigen Backzähnen des unteren Kiefers die characteristische Falte besitzt, sich ursprünglich auch durch seine Gestreiftheit der Gattung der Hippotigriden näherte, bis endlich die Gewohnheit der Domesticität sowohl diese Falte als die Gestreiftheit zu Erscheinungen des Atavismus machten.

### § 9. Die ersten Abbildungen von Pferden und die geologische Legende vom Pferde.

Die 1864 unternommene Erforschung der Höhle von Brüniquel durch Owen lieferte, wie es scheint, das älteste Abbild von Pferden, welche während der Eisepoche Europa bewohnten. Es ist das eines der ersten Denkmale der Kunst des wilden Menschen, der sich mit den rohesten einfachsten Waffen und Jagdgeräthen begnügte. Die mehr als hundert in dieser Höhle gefundenen oberen Mahlzähne zeigten nach Owens Meinung viel Aehnlichkeit mit denjenigen der heutigen Hippotigriden, während ihre Vormahlzähne den oberen Vormahlzähnen unserer Hauspferde vollkommen ähnlich waren. Von fossilen Pferde-Gattungen, welche sich durch ihren Zahnstand den Pferden der Höhle von Brüniquel am meisten nähern, sind die Pferde der Gattung *Equus fossilis* der nachpliocenischen oder diluvialen Schichten Frankreichs am Flusse Allier nahe bei Tour de Juillac in Puy de Dome gefunden, deren bedeutend rohere Abbildungen in der Höhle La Madelaine entdeckt wurden. Alle diese Proben der

schönen Künste des Urmenschen zeichnen sich durch eine ungemeine Gewissenhaftigkeit der Ausführung aus, und trotz der noch sehr großen Unfähigkeit des Künstlers tragen sie unwiderleglich die Merkmale des heutigen Pferdes an sich. Schon damals war das Pferd der Brüniquel'schen Höhle eine von der Gattung der Hippotigriden verschiedene Art, wie das Owen am Zahnstande beobachtet hat; und wie man nach der Temperatur des damaligen den Kenntlicheren zusagenden Klimas Europas schließen kann und wie uns davon sein zottiges Kleid, wie es auf jenen Bildern dargestellt ist, überzeugt.

Die Zeichnung des aus der Brüniquel'schen Höhle stammenden Exemplars giebt eines der heut beim Hauspferde seltenen Merkmale, die sich aber nur bei ihm manifestiren: nämlich eine deutliche Bartbildung, welche die unteren Theile der Wangen und den ganzen dazwischen liegenden unteren Theil einnimmt. Weder bei den Hippotigriden noch bei den Eseln ist je Bartbildung bemerkt worden. Nur die Pferde sind zuweilen damit ausgestattet wie man das bei schottischen, finnischen und mezenischen Pferden, den Pferden Islands und bei anderen oft wahrnehmen kann. Im Allgemeinen ist das eine Eigenthümlichkeit namentlich bei Pferden kälterer Zonen und solchen Heerden, welche den Winter ohne Obdach unter freiem Himmel zubringen. Viele sogar sorgfältig gehaltene und aus gemäßigteren Himmelsstrichen stammende Pferde zeichnen sich oft durch einen üppigen Bartwuchs aus und nöthigen sorgfältige Reitknechte zu der mühseligen Operation die einzelnen Haare auszureißen. Ich besinne mich vor Jahren beim Gensdarmarie-Commando zu Rowno zwei große und prächtige Pferde klein-russischer Abkunft gesehen zu haben, welche sich zum Winter regelmäßig mit mächtigem, dichtem Haare nicht nur am Rinn, sondern auch an der unteren Seite des Halses und unter dem Bauche bedeckten. So hatten also nach meiner Meinung die Brüniquel'schen Höhlenpferde, deren Abbild sich glücklicherweise bis auf unsere Zeiten erhalten hat, viel Aehnlichkeit mit diesen zwei ukrainischen Pferden.

Die Frage, ob die Pferde, welche als Muster zu diesen ersten künstlerischen Productionen dienten, häusliche oder wilde gewesen, läßt sich nicht leicht beantworten. Owen will darin das wilde Pferd sehen und findet in ihm so viele Aehnlichkeit mit dem heutigen wilden oder vielmehr verwilderten Pferde, daß dieses ihm allein als Beweis dient, um alle Gründe des Zweifels darüber gründlich zu beseitigen: ob heute wirklich noch wilde Pferde existiren, so wie sie unzweifelhaft während des

Diluviums existirt haben. Owen legt zu viel Gewicht auf die Aussagen eines durch Smith erwähnten rohen Kosaken und vergißt, daß unter den seiner Aussagen nicht trennenden sich Namen wie Forster und Pallas befinden. Die durch Owen ebenfalls zu hoch veranschlagte Aehnlichkeit der abgebildeten Brüniquel'schen Höhlen-Pferde mit ihren verwilderten Stammgenossen in den Pampas Süd-Americas oder an den chinesischen Grenzen entscheidet die Frage keineswegs, ob sie selbst wilde Pferde waren, wenngleich sie dafür spricht, daß die Originale jener Abbildungen Vorfahren der heut verwilderten Pferde gewesen sein mögen. Diejenigen, die da glauben, daß das Pferd nur der Domesticität die Merkmale verdanke, welche es vom Hippotigriden und Esel unterscheiden, denen dient eben die Aehnlichkeit der ersten Abbildungen des Pferdes mit den verwilderten Pferden unserer Zeit als Beweis der Domesticität der in jenen Zeichnungen abgebildeten. Der Umstand aber, daß die in der Brüniquel'schen Höhle gefundenen Knochen meistens gespalten und jungen Exemplaren angehörten, der da beweist, daß die Pferde den Wilden zur Nahrung dienten, überzeugt uns nur davon, daß die Sitte, welche die Geistlichkeit Rußlands heute noch bekämpft und gegen welche die Päpste im Mittelalter kämpften, außerordentlich alt war und daß das Brüniquel'sche Pferd wahrscheinlich zu einem doppelten Zweck vom Menschen gezüchtet sein mochte.

Müttimeyer spricht an verschiedenen Stellen die Ueberzeugung aus, daß das Pferd in Europa nie eingeboren war, daß man es vielmehr als einen Ankömmling mehrfach durch den Menschen aus fernen Gegenden des Ostens herbeigeht anzu sehen habe. Ist dem also, dann können die Brüniquel'schen Pferde nur domesticirte gewesen sein. Hat man sich einmal von der durch nichts erwiesenen Ueberzeugung, daß die Gattung des Pferdes ein Product der Natur und nicht der Mühen des Menschen sei, losgesagt, so erweitert sich der Horizont für den Blick in die Vergangenheit der Gattung Pferd bedeutend. Die Frage über die Verschiedenfarbigkeit des Pferdes wird durch die Annahme verständlich, daß das erste Hauspferd den Hippotigriden näher stand. Die Uniformität der Zähne vieler diluvialen, alluvialen und heutigen Exemplare von Pferden erscheint verständlich, sobald wir darüber einig sind, daß das Pferd bereits während des Diluvium der unzertrennliche Gefährte des wilden Menschen war und daß mithin die Brüniquel'schen schon keine wilden Pferde mehr waren.

Stellen wir Alles zusammen, was die vergilbten Blätter der geologischen Chronik vom Anfang und der Vergangenheit des Pferdegeschlechts

aufbewahrt haben, was man aus den Registern der Pferde Zähne davon gelesen hat und was die Illustrationen von den ältesten Pferderacen gleichzeitig anschaulich gemacht haben, so ergibt sich schließlich folgende Legende über die Vergangenheit des Pferdes.

Lange hatte die Erde bereits viele Umgestaltungen durchgemacht, ehe sie reif wurde, in sich alle Bedingungen zu entwickeln, welche der Umgestaltung lebender Wesen einer niedrigeren Stufe der Organisation in Wesen einer höheren Gattung günstig waren. Ueber diesen inneren Entwicklungskampf sind vier Abschnitte palaeozoischer Formationen fortgeschritten, drei Abschnitte der Formation zweiter Ordnung und sogar noch der erste (eocenische) Abschnitt der Formation dritter Ordnung, bevor die ersten Einhufer auf Erden sich zeigten. Das erste Auftreten eines dreifingrigen Geschöpfes, welches wegen der Anwendung nur des Mittelfingers schon den Namen eines einfingerigen verdient, das Hipparion, manifestirt sich gegen das Ende des zweiten (miocenischen) Abschnitts der Formation dritter Ordnung und dauert durch den ganzen dritten (pliocenischen) Abschnitt dieser Formation. Sein Urahn ist, wie wir gesagt haben, das eocenische Palaeotherium, das noch zu den Dickhäutern gehört. Zugleich mit dem Eintritt der ersten Jahrhunderte der Formation vierter Ordnung und vielleicht noch etwas früher, erscheint der Mensch auf Erden und unmittelbar vor ihm gestaltet sich ein Theil der Hipparion'schen Nachkommenschaft zu vollendeten einhufigen Gattungen, der Theil aber, welcher diese Bervollkommnung nicht annahm, verschwindet aus der Welt der Erscheinungen. Das Auftreten der Form einhufiger Thiere dient gewissermaßen als Ankündigung der Erscheinung eines mächtigen Beherrschers der Wesen auf der Welt, der unverzüglich einige Glieder der Familie der Einhufer unter seine besondere Obhut nehmen, ein neues Geschlecht aus ihnen herausbilden und auf ihm die Welt erobern sollte. — So wie die langsame Umgestaltung des Hipparion in das *Eq. fossilis* sich auf den Blättern des geologischen Buches in allen Gradationen seiner Umgestaltung nicht auffinden läßt, eben so verhält es sich mit der Umgestaltung der vorsündfluthlichen Primaten bei den Menschen; indessen scheint die Ueberzeugung nicht fern von der Wahrheit zu sein, daß derjenige der Affen schon den Namen des Menschen verdient, welcher als erster auf dem Rücken eines Einhufers über die Erde schweifte.

Wald nach seiner Gestaltung zu einem intelligenten Wesen begriff der Mensch, von wie großem Gewicht für ihn der Bund mit gewissen

Thieren werden könnte, um mit ihrer Hülfe sein Dasein sicher zu stellen. Die erste Berührung mit den einhufigen Thieren mochte durch den vortrefflichen Geschmack ihres Fleisches und ihrer Milch vermittelt sein und das erste Verhältniß des Menschen zu seinen neuen Hausgenossen unterschied sich gewiß wenig von demjenigen zwischen den Ameisen zu den Blattläusen. Später erst, als der Einfluß der Hausgenossenschaft in ihnen Eigenschaften entwickelte und der Mensch ihre ausgezeichneten Tugenden besser kennen lernte, bildete sich zwischen ihm und seinem Hausgenossen ein ewiges Bündniß gegenseitiger Bertheidigung. Der Hausgenosse opferte Freiheit, Kräfte, ja zuweilen das Leben als Entgelt für den vom Menschen erhaltenen Schutz in seiner Kindheit, für den Unterricht in seiner Jugend und für das ihm während seines Lebens regelmäßig dargereichte Futter. Noch in den ersten Zeiten der Diluvial-Epoche, als die Menschheit noch keine anderen Wohnungen kannte als unterirdische Höhlen und Schluchten und keine anderen Waffen oder Geräthe führte als roh behauene Steine, in den Zeiten als das Hipparion verschwand und sein Nachfolger unmittelbar darauf auftrat, da begann allmählig die Scheidung der Einhufer in wilde und zahme. Damals entwickelte sich stufenweise die neue Gattung der Hoplopoden, welche sich heute durch Ael der Form, Dauerhaftigkeit des Körpers und hoch ausgebildete Intelligenz auszeichnet und jetzt den Namen des Haus-Pferdes *Equus caballus* trägt. Die wilden Hoplopoden dagegen zerfielen in zwei Gruppen, in Esel und Hippotigriden. Aller dieser drei Gattungen Protoplast ist *Equus fossilis*, welches den Hippotigriden durch Hautfärbung, Zahnstand und gewiß noch andere Eigenschaften genähert, dem Menschen eben die ersten Hausgenossen lieferte. Die in der Brüniquel'schen Höhle gefundenen Exemplare waren schon entfernte Nachkommen jenes und Hausgenossen des Menschen.

Die auf jeder Seite des ersten Meisterstücks des Grabstichels dargestellten drei Pferde-Köpfe, welche nach Owens Meinung einen Hengst, eine Stute und ein Fohlen, mithin in jeder Zeichnung je eine Pferdefamilie repräsentiren, scheinen durch die Wahl grade einer solchen Zusammenstellung der Gegenstände selbst zu bezeugen, wie die Frage der Vermehrung des Pferdes dem Menschen bereits nicht mehr gleichgültig war und wie er an deren Gedeihen unzweifelhaft schon einen wichtigen Antheil nahm. Die Entwicklung der Intelligenz, der Ausdauer und der Kräfte, durch strenge aber angemessene Zucht früh schon im Pferde gepflegt, stattete es mit Unempfindlichkeit gegen das Klima der Eis-Periode aus.

Die oft durch die Hand des Menschen gestreichelte, geglättete und gereinigte Haut des geliebten Hausgenossen, nahm die Eigenthümlichkeit an, für den Winter schnell mit reichem und dichtem Haare zu bewachsen. Herrscht doch heute noch in vielen Gegenden die auf Erfahrung beruhende Ueberzeugung, daß in einem in seiner Jugend rein gehaltenen Fohlen sich die Tendenz entwickle, auf den Winter sich mit langen, dicken und dichten Zotten zu bedecken, weshalb diese Reinigung in vielen Büchern widerrathen wird. Die Sorge des Menschen um die Reinhaltung der Haut des Pferdes hat in diesem die wohl bekannte Gewohnheit hervorgerufen, sich gegenseitig in den Fellen zu reiben, wo die menschliche Hand es versäumt, ihre Schuldigkeit zu thun. Die sorgfältige aber strenge Zucht, welche der Mensch dem Pferde in dem langen Laufe der nachpliocenen Jahrhunderte angebeihen ließ, später das noch strengere Klima der Eisperiode entwickelten im Hauspferde die moralischen Eigenschaften der Geduld und Resignation, gaben dem Körper einen hohen Grad von Ausbauer und machten es durch Entwicklung der Eigenthümlichkeit, sich für den Winter mit langem, dichtem Haar zu bedecken, geeignet, die strengsten Fröste zu ertragen. Die Brüniquel'schen Abbildungen stellen das Pferd eben auf dieser Stufe der Ausbildung dar, und die in dieser Höhle gefundenen Ueberreste beweisen, daß sein Zahnstand schon zu einer großen Aehnlichkeit mit demjenigen der heutigen Pferde gelangt war.

Schließlich trat die Epoche des gegenwärtigen Standes der Dinge ein: der Protoplast des Pferde-Geschlechts *Equus fossilis* ging in den letzten Erdrevolutionen unter, beide Gruppen der wilden Einhufer, Hippotigriden und Esel flüchteten nach warmen und gemäßigten Gegenden, das Hauspferd aber folgte dem Menschen überall hin und bewohnte zugleich mit ihm die Polar- wie die Aequatorial-Gelände, und indem es der Theilnehmer und Gehülfe bei allen Unternehmungen des Menschen wurde, so vervollkommnete es sich fortwährend, um diesem Zwecke immer in höherem Grade entsprechen zu können. Nachdem es aber einen immer höheren Grad der Vollkommenheit erreicht hatte, trug es auch fortwährend den gebildeten Menschen nach verschiedenen Enden der Welt zur Unterjochung oder Ausrottung von in ihren Fortschritten zurückgebliebenen Völkern und zum ewigen Triumph der sich fortentwickelnden Civilisation. Dort wo Kriege, Krankheiten, Hungersnoth oder andere Plagen die Volksmasse plötzlich verringerten, das Land in eine Wüste verwandelten und der willkürlichen Vermehrung der Pferde keine Schranken gestellt wurden,

da verwilderte das Pferd; der menschlichen Pflege beraubt, verlor es an Intelligenz und verkümmerte physisch. Einem solchen Schicksale erlag das Pferd der im zwölften Jahrhundert vor Chr. wie es scheint außerordentlich bevölkerten Mongolei, welche heute nur mit Grabhügeln bedeckt ist — und einem ähnlichen Loos verfiel das im sechszehnten Jahrhundert durch die Spanier nach Amerika verpflanzte Pferd. Eine fast dreitausendjährige Freiheit veränderte die Physiognomie und die Natur des Haus-Pferdes in der Mongolei, indem sie es in den häßlichen, kleinen, scheuen Tarpan umgestaltete und dreihundert Jahre genügte, um das stolze andalusische Roß in den elenden Cimarone umzuwandeln.

Der Unterschied in der Größe der oben angegebenen, die Jahre der Freiheit bezeichnenden Zahlen entspricht dem Unterschiede der Stufe der Verwilderung und Verkommenheit zweier von einander weit entfernter Gattungen des verwilderten Pferdes. Aus Schwanz und Mähne ist das Haar, jene Hauptzierde des Hauspferdes gänzlich verschwunden und hat verwickelten, ungestalteten Zotteln den Platz geräumt, das Auge hat den Ausdruck des Adels verloren und denjenigen scheuen Mißtrauens angenommen, der Wuchs ist verkümmert und die glänzende Hautfärbung ist in eine alles Glanzes entbehrende fahle Filzigkeit übergegangen. In den Cimaronen sind alle diese Wandlungen schon stark entwickelt, sind indessen noch nicht zu einem so hohen Grade der Degradation gediehen; denn viele Cimaronen haben den Haarwuchs noch nicht gänzlich verloren und noch erinnert das Auge manches Leithengstes an den Adel der andalusischen Vorfahren, auch ist der Wuchs nicht so gleichförmig niedrig noch auch die Färbung so allgemein fahl. Was aber die verwilderten Pferde Amerikas besonders charakterisirt ist die Neigung zur Panik oder eines Aufschreckens ohne Ursache, was gewissermaßen eine sich oft wiederholende Erinnerung jener geschichtlichen Panik ist, welcher jene Pferde ihre erste Befreiung in der neuen Welt zu verdanken haben und welche auf ihr Schicksal einen vorwiegenden Einfluß ausgeübt hat. Uebrigens haben alle verwilderten Pferde jene Kunstgriffe im Gedächtniß behalten, deren sie sich in den entlegenen Zeiten ihrer ersten Domesticität während der Schneemassen der Eisperiode oft bedienten, um Nahrung zu finden und deren sich heute noch die ihnen verwandten kalmukischen, tatarischen und kirgisischen Pferde bedienen: alle verstehen es mit dem Hufe zu scharren und unter dem Schnee Halme vertrockneten Grases zu ihrer Nahrung zu finden.



Der Mensch und das Pferd, die fast gleichzeitig auf Erden erschienen, wie zwei gleichsam für einander geschaffene Wesen, begegneten sich in den dunkeln Jahrhunderten der Vorwelt ohne Mißtrauen und verbrüdereten sich sofort vom ersten Augenblick ihrer Existenz an, um gemeinschaftlich die geschichtliche Bahn ihres Geschlechts zu durchwandern. Die nothwendigen Gesetze des Fortschritts und der Entwicklung verwandelten die Nachkommen der zweihändigen Geschöpfe in den tief denkenden, vielseitig gebildeten und civilisirten Menschen unserer Zeiten, die freundliche Zuneigung aber der beiden gleichzeitig in der nachpliocenen Epoche entstandenen Wesen zu einander, des ersten zweihändigen zu dem ersten einfüßigen bildete mit der Zeit das letztere zu dem hoch verständigen, ausdauernden und edlen Pferd. In ununterbrochenem Kampfe um das Dasein, in fortwährender Arbeit um den Fortschritt in der Cultur wählte der menschliche Theil sich eine Gattung gleichzeitiger Thiere und bildete sie zu seinen Gehülfen, indem er dieselben in den schweren Zeiten seiner eigenen Wandelung nicht untergehen ließ. Ein Theil des Pferdegeschlechts, einmal der Häuslichkeit des Menschen ergeben, nahm eine besondere Richtung seiner Gattungsbildung und wurde zu einer neuen Gattung einfüßiger Thiere. Tausende von treuen Dienstjahren des Pferdes trugen zur Veredelung der Menschenrassen bei und tausende von Jahren treuer Pflege von Seiten des Menschen schufen zahlreiche Rassen des edlen Hauspferdes. So wie die heute über verschiedene Theile der Welt verbreiteten arischen, semitischen und sogar mongolischen Stämme weder dem untergegangenen Menschen des Neanderthales noch auch den wilden Eingeborenen Neuholands oder des Feuerlandes im Geringsten ähnlich sind, so unähnlich ist das heutige Hauspferd sowohl dem untergegangenen *Equus fossilis* als auch dem ihm am nächsten stehenden *Hippotigriden* und Esel. Wie die mit dem Pferde nicht verbrüdereten Menschenstämme in ihrer Ausbildung wenige Fortschritte gemacht haben und in ihrer Cultur nicht viel höher als ihr erster zweihändiger Vorfahr stehen, so unterscheiden sich die Pferde-Gattungen, welche ohne Mitwirkung des Menschen nur sich selbst überlassen blieben wenig von ihren ersten einfüßigen Vorfahren. Die wilden Stämme der Papuas, Buschmänner und Rothhäute repräsentiren das mit dem Pferde unbekanntes Menschengeschlecht und die *Hippotigriden* und wilden Esel, die den Menschen nicht kennende Pferdegattung. Schon in den entlegenen Zeiten der nachpliocenen Epoche theilte sich die Menschheit in Reiter und Fußgänger. Die berittene Menschheit entwickelte sich schnell durch viele untergegangene


und viel heut noch existirende Stufen der Cultur bis sie die europäische Civilisation erreichte; die unberittene dagegen steht am Untergange in verkommenen Resten von kaum dem Menschen ähnlichen Racen. Gleichzeitig mit dieser Scheidung der Menschheit in zwei Theile, zweitheilte sich auch die Familie des fossilen Pferdes. Der eine Theil nahm die Häuslichkeit des Menschen an und indem er viele Uebergangs-Stufen durchwanderte, die von den Palaeontologen für besondere Gattungen gehalten werden, gestaltete er sich endlich zur edelsten Gattung, welche den Namen Hauspferd (*Equus caballus*) trägt. Der andere Theil der Familie des fossilen Pferdes, welcher der Unabhängigkeit treu geblieben, zerfiel in wilde Hippotigriden- und Esel-Gattungen. Heute giebt es keine anderen wilden Völker als diejenigen, welche nur wilde Einhufer kannten, auch existiren keine anderen wilden Pferde, als nur solche, welche zu den Hippotigriden oder Eseln gehören. Die wilden asiatischen Tarpane und die amerikanischen Cimaronen sind nur verwilderte Nachkommen des Hauspferdes. Denn so wie in der Geschichte des Menschengeschlechts sich hin und wieder Epochen einer rückgängigen Culturbewegung zeigen, so zeigen sich auch in der Geschichte des Hauspferdes Momente des örtlichen Verschwindens und Verwilderns, obwohl man versichert sein kann, daß die Gattung selbst erst mit dem Menschen zugleich von der Oberfläche der Erde verschwinden werde und daß, wenn sie den Menschen überdauern sollte, dies nicht auf lange sein würde, denn verwildert würde sie bald dem untergegangenen Menschen folgen.

Die stellenweise rückläufigen Bewegungen in beiden Geschlechtern der für unzertrennlich geachteten Genossen stehen in einem stets unverkennbaren Zusammenhang mit einander. Das Pferd verschwand aus den Geländen Americas, sobald riesige Wälder und undurchdringliche Wüsten über den Ruinen untergegangener Wohnstätten dieses Welttheils sich ausdehnten und sobald wilde Stämme diese Wüsten bevölkerten; das Pferd in der Mongolei verwilderte, sobald diese einst bevölkerten Lande nur in zahlreichen Grabhügeln ein Zeugniß ihres vormals glänzenden Zustandes zu bewahren begannen, nachdem sie von jeder Bevölkerung fast ganz verlassen waren. Das Pferd verwilderte in Europa, Asien und Afrika immer nur in den Dertlichkeiten, welche der Schauplatz unaufhörlicher Kriege und der Ausrottung des Menschengeschlechts waren.

Die aus Europa gebrachten Pferde verwilderten in Amerika, weil die damalige europäische Bevölkerung Americas in einem solchen Verhält-

nisse zur Ausdehnung der neuen Welt stand, wie ein ähnliches heute zwischen den wenigen nomadisirenden Horden und dem Ländergebiete der Mongolei besteht, und weil ein unaufhörlicher Krieg die ohnehin dünnen Reihen der Europäer fortwährend decimirte. Bei so bewandten, jeder Cultur und Häuslichkeit feindlichen Umständen, konnten die Pferde, sobald die Panik sie einmal ergriffen und sie den Händen des Menschen entflohen waren, weder in unbekanntem Gegenden wieder gefunden werden, noch auch sie selbst zu den unstät von Ort zu Ort verlegten Lagerplätzen den Weg zurückfinden.

So hatte denn das eigentliche Pferd (*Eq. caballus*), welches unter der pflegenden Hand des Menschen dieses erst geworden war, seit Menschengedenken keinen wilden Bruder seiner Gattung, zählte vielmehr nur unter seinen ersten Voreltern in vorhistorischen Zeiten in der vorletzten geologischen Epoche wilde Exemplare. Die wilden Pferde der geschichtlichen Zeiten sind also ohne Zweifel nur verwilderte Nachkommen der Menschenhand entflohenen Pferde, die von Generation zu Generation fortwährend verkümmern und dem sicheren Verschwinden entgegen gehen. Das Hauspferd, welches dem Menschen die Ausbildung zu einer eigenen Gattung einhufiger Thiere verdankt, berechtigt allein zur Hoffnung, daß es so lange auf Erden dauern werde, als es dem Menschengeschlecht bestimmt ist, diesen Planeten zu bewohnen.



## Zweiter Abschnitt.

### Das Pferd vor der christlichen Aera.

#### § 10. Das ursprüngliche Vaterland des Menschen und des Haus-Pferdes.

Historisch können wir in der weitesten Bedeutung des Wortes nur diejenigen Zeiten nennen, deren Begebenheiten in schriftlichen Denkmalen oder auch nur in Form mündlicher Tradition und mythischer Ueberlieferungen auf uns gekommen sind. Chinesen, Aegypter, Hebräer und Indier wurden lange für die einzigen Nationen gehalten, deren schriftliche Denkmale die Tradition sehr entlegener Zeiten aufbewahrten. Keines dieser Völker indessen reicht mit seinen Erinnerungen über das fünfte Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung hinaus. Im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts wurde Europa mit den persischen Traditionen bekannt, welche in den Büchern der Zend-Avesta enthalten sind und welche Anquetil du Perron 1771 aus dem Orient mitbrachte. Diese Bücher, welche aus liturgisch zoroastrischen Büchern (Vendidad), aus Gesängen (Jest), aus Anrufungen und Litaneien (Visperod), aus Gebeten und Hymnen (Jasna) zusammengesetzt sind, wurden in einer unbekannten Zeit aus der Zend-Sprache in die Pehlwi-Sprache übersetzt und mit langen Glossen versehen, jedenfalls in Zeiten als die Zend-Sprache außer Gebrauch kam. Die Entzifferung des Zend-Textes wurde mit Hülfe des bereits bekannten und entwickelten Sanskrit so wie mit Hülfe der persischen Traditionen, welche die Jasna erklärten, ermöglicht. Die neuesten linguistischen Forschungen haben jeden Zweifel über die in der Zend-Avesta enthaltenen Traditionen beseitigt und ihre Echtheit bestätigt. Eine nähere Kenntnißnahme dieser Bücher erweiterte den Horizont des menschlichen Wissens bedeutend in Beziehung auf die Urgeschichte der Menschheit, und obwohl diese Bücher ausschließlich nur von den Anfängen der arischen Stämme handeln, so erfahren wir doch durch ihre Vermittelung, daß vor der Zer-

spaltung der Arier in verschiedene Stämme, lange schon Völker auf Erden lebten, welche aus derselben Wiege, wie die Arier, nur vor unendlich längerer Zeit ans Licht getreten waren. Die Chinesen, Aegypter und Semiten wanderten viele tausend Jahre früher in ihre Wohnsitze, bevor die Arier begannen, ihre ursprüngliche Wiege zu verlassen, früher als die Indier das Pendschab und die Belasger und Celten und noch später Germanen und Slaven Europa in Besitz nahmen.

Der ursprüngliche Wohnsitz des arischen Stammes und gewiß die Wiege des Menschengeschlechts war Fran d. h. die Gelände, welche zwischen den Duellen des Jaxartes und Oxus (Syr und Amu Daria) gelegen, zwischen sieben und dreißig und vierzig Norder-Breite und fünf und achtzig und neunzig östlicher Länge, welche heute Hindukusch genannt werden. Damals hatten allerdings diese Gelände eine ganz andere Configuration als heute; es war nämlich eine am Meere gelegene Gegend mit sehr unregelmäßig gestalteten Küsten und weit in das Land hineingreifenden Busen. Seine Grenzen bildeten gegen Süden die nördlichen Abdachungen des Berggürtels Hindukusch mit seinen Ausläufern, welche bis zum Taurus reichten, gegen Osten der Gebirgs-Gürtel des Altai und des chinesischen Himalaja, gegen Westen der Caucasus und Ararat. Das Meer, welches von Norden her die Gestade dieses Landes bespülte, bildete eine Totalität mit dem Eismeere, aus welchem die Spitzen des Ural in der Gestalt entweder eines Archipelagus oder vielleicht einer Halbinsel hervorragten, welche zu unbekanntem Polarländern gehörte, von denen heute nur die Gipfel Spitzbergen, Nowa Zemla und das Wrangel-Land sich über den Meeresspiegel erheben. Das Klima dieser Gegend war damals bedeutend rauher als heute, denn nach den Worten der Zend-Avesta hatte man dort zehn Monate Winter und nur zwei Monate Sommer.

In den ersten Capiteln des Vendidad finden wir die älteste zoroastriische Tradition von der ursprünglich sich bildenden Gesellschaft, von Wanderung, Ansiedelung und Verbreitung des arischen Stammes in den Landen Franz. Alles was jenseit des eigentlichen Franz lag wird als ungastlich und als durchaus für menschliche Ansiedelung ungeeignet dargestellt. Ormuzd schafft auf Erden nach einander gesegnete Vertlichkeiten, dem Menschen als Wohnsitz angewiesen; aber kaum hat sich der Mensch daselbst niedergelassen, so schickt der Geist des Bösen Ahriman für jeden Ort eine besondere Plage, welche ein neuer Sporn für Ormuzd's unaufhörliche Thätigkeit wird. Auf diese Weise schreitet die Verbreitung des

arischen Stammes langsam auf der weiten Erde fort. Alle durch die ersten Ansiedelungen eingenommenen Dertlichkeiten werden sehr genau beschrieben und befinden sich innerhalb des Umfangs des oben bezeichneten iranischen Territoriums bis zum Pendschab. Schon in der zweiten Dertlichkeit der Verbreitung der Arier zeigen sich ansteckende Krankheiten bei Pferden und Vieh, in der dritten Kriege, in der fünften lernen wir Nisäa kennen, welches in späteren Zeiten durch seine Weiden und die Race der nisäischen Pferde berühmt war. In der siebenten Dertlichkeit ist ein Herrscher Keresaspa erwähnt, dessen Name wörtlich „magrer Pferde Eigenthümer“ bedeutet, was jedenfalls ein Beweis ist, daß man damals Pferde besaß; außerdem knüpft sich an diesen Herrscher die in Vieder gefasste Tradition, welche ihm bei den himmlischen Urgewässern die Erhörung der Bitte um hundert männliche Pferde, tausend Kühe und zehn tausend Stück Kleinvieh zuschreibt. Dort stoßen wir auch auf eine Göttin Drwaspa, welche den Beinamen der „Pferde-Pflegerin“ trägt.

Sehr viele ähnliche Stellen enthalten eine ausdrückliche Erwähnung des Pferdes und seiner allgemein unter den Ariern verbreiteten Zucht. Zend-Avesta erwähnt den Göttern dargebrachter Pferde-Opfer, um dadurch den Sieg zu erlangen. Dem zu diesem Zweck erwählten Thiere gab man auf ein Jahr völlige Freiheit und entließ es in Wälder und Steppen, aber unter Aufsicht zahlreicher Diener; wenn es während der Zeit niemand fing, so wurde es erjagt und den Göttern geopfert. Eine zweite Reihe von Beweisen dafür, daß den Ariern das Pferd bekannt und als Hausthier noch vor ihrer Scheidung in einzelne Stämme gehalten wurde, liegt in linguistischen Argumenten und Forschungen, welche erwiesen haben, daß die Namen vieler Hausgeräthe und anderer Dinge nur dann bei allen indoeuropäischen Stämmen gleichlautend sind, wenn diese Dinge eine intellectuelle oder sinnliche Eigenthümlichkeit des ganzen arischen Volks vor seiner Zersplitterung in Stämme bildeten. Auf dieser Basis fußend, hat man bewiesen, daß Kühe, Stiere, Ziegen, Schafe, Schweine, Pferde und sogar Pflüge und Wagen schon den Ariern in der Wiege der Menschheit bekannt waren. Zuerst führten die Celten und Belasger, welche sich mit der Zeit in Griechen und Römer spalteten, dann die Germanen und Slaven in entlegene Gegenden wandernd, Pferde des gemeinsamen ursprünglichen Vaterlandes mit sich; während die Perser, welche am längsten in den anfänglichen Wohnsitzen blieben, dort ihre Pferde behielten und die Indier mit solchen in nicht ferne Gegenden auswanderten.

Es steht also fest, daß die ältesten Traditionen, welche das Menschengeschlecht zu bewahren vermochte, bereits des Pferdes als eines Hausthiers gedenken; und obwohl es dafür in der Zend-Avesta keine schriftlichen Beweise giebt, ob die älteren Menschenstämme, Chinesen, Aegypter und Semiten auch mit dem Pferde die Wiege der Menschheit verlassen haben, so haben wir wenigstens die Gewißheit, daß das erste Conglomerat der heutigen europäischen Bevölkerung schon mit dem Pferde vertraut war und wir die Gegenden genau kennen, wo das Pferd dem Menschen zuerst seine Dienste leistete. Die Lösung der streitigen Frage über das erste Vaterland des Pferdes fließt mit derjenigen über die Wiege der Menschheit zusammen; denn so weit Menschengedenken reicht, von soweit kommt uns die Kunde von des Pferdes Domesticität.

### § 11. Bestimmung der Zeit, in welcher das Menschengeschlecht sich über die Erde verbreitet hat.

Da unsere Begriffe von jedem Gegenstande bis dahin nicht für correct gehalten werden können, so lange wir außer den Bedingungen des Raumes, die Bedingungen der Zeit nicht kennen, so hat man sich bemüht, genau nach Jahren die Epoche zu bestimmen, in welcher wenigstens die arischen Stämme sich getrennt verbreiteten, um die übrigen sich über die Anfänge des Menschengeschlechts aufdrängenden Fragen vermittelst Vermuthungen zu lösen. Bei diesen Berechnungen hilft vorzugsweise die Kunde, daß die Verbreitung des arisch-iranischen Stammes nach einer örtlichen Wasserfluth, welche den Ursitz der Menschheit berührte, eintrat. Alle Völker, welche vor Eintritt dieser Fluth die Wiege der Menschheit verlassen hatten, wie Chinesen, Aegypter und Semiten haben in ihren Traditionen keine Erwähnung dieser Fluth.

Die beiden Fluthen, deren die chinesischen Geschichtsbücher gedenken, die Fluth Kung-Kung und diejenige, welche zu Zeiten des Joas eintrat, sind Ereignisse historischer Zeiten. Die semitische Fluth hatte Zusammenhang mit dem Mittelmeer aber nicht mit dem Eismeere, so daß für die semitischen Stämme der Ararat das ist, was in den Traditionen von der nord-asiatischen Fluth der Belur-Tag ist. J. Bunsen, der sich an die kühne Berechnung der Daten dieser Ereignisse gemacht hat, giebt auf Grund astronomischer Berechnungen das Jahr 9252 vor Chr. als dasjenige der arischen Fluth an. Hinter den Schranken dieses Datums liegt der Moment der Erscheinung des Menschen auf Erden, die jedenfalls in einer Epoche

der günstigsten Vertheilung der Wärme auf der nördlichen Halbkugel eintrat d. h. um das Jahr 19752 vor unserer Zeitrechnung. Bunsen legt die Zeit der Auswanderung der Hebräer aus Iran vor das zehntausendste Jahr, Chinesen und Aegypter verließen Iran noch früher, die arischen Stämme aber, wie die Indier, Celten, Pelasger, Germanen und Slaven verließen die Wiege der Menschheit im Verlaufe der ersten zehn Jahrtausende vor Chr., und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Stämme der Pelasger, welche aus Arkadien und Thessalien viele Jahrhunderte vor dem trojanischen Kriege nach Italien wanderten, dort schon Völker trafen, welche aus Ländern stammten, wo seit unvordenklichen Zeiten schon das Reiten bekannt war.

Das Zurückweichen des Eismeeres in seine heutigen Grenzen bot den von den Chinesen getrennten Mongolen für ihr Nomaden-Leben neue weite Räume, in welchen das böse Princip, Ahriman, durch sein turanisches Königreich unbeschränkt zur Herrschaft gelangte und die Stadt Sibir bald die Hauptstadt dieses neuen Reiches wurde. Von denjenigen Nationen, deren Auswanderung vor der arischen Fluth erfolgte, gebrauchen die Chinesen und Aegypter eine Schrift von Zeichen, welche jeden sinnlichen und gedachten Gegenstand bezeichnen und erst die Semiten beginnen phonetische Zeichen für die Schrift anzuwenden.

### § 12. Erste Erwähnung des Pferdes bei den Chinesen.

Da China in früheren Jahrhunderten niemals mit dem Westen in Berührung gekommen, so kann man auch über die Geschichte dieses Volkes nirgends wo anders als aus ihren eigenen Quellen Nachrichten schöpfen; dazu wäre es aber nothwendig, die aus zwanzigtausend Werken bestehende kaiserliche Bibliothek sorgfältig zu durchmustern. Bei allem Mangel an Quellen scheint es jedoch fest zu stehen, daß das chinesische Volk bereits sehr früh die Urspitze der Menschheit verlassen habe. Documente darüber sind freilich kaum zu beschaffen, da sogar die fabelhaften Erinnerungen der Chinesen nur wenig über das vierte Jahrtausend vor Chr. reichen.

Die durch Schuking geschriebene Geschichte Chinas umfaßt die Zeiten von Jaus d. h. von 2350 und reicht bis 770 vor Chr.; die durch Schmasien (104 nach Chr.) gesammelten Traditionen greifen bis 2205 zurück; allein die eigentliche historische Geschichte Chinas beginnt erst mit 742 vor Chr., obgleich dieses Volk unter allen bis heute noch lebenden Sprachen das älteste Schriftstück philosophischen Inhalts besitzt: Jich-



King oder die Metamorphosen Wan-Wangs etwa um 1150 vor Chr. In der Abhandlung Wells-Williams über das System der Sprache und Schrift der Chinesen stoßen wir auf die unerwartete Vermuthung, daß Wagen bereits im dritten Jahrtausend vor Chr. in China im Gebrauche waren.

Die chinesische Schriftsprache, deren Erfindung einem gewissen Hwangli oder auch Tsang-kieh zugeschrieben wird, etwa um 2700 besitzt für jeden Ausdruck ein besonderes Zeichen und ist eine Schrift von Bildern. Um diese Sprache zu erlernen, muß man 24235 Zeichen und gewiß ebensoviele andere für alle Formen und Synonyme kennen; denn es giebt Ausdrücke, welche auf vierzig verschiedene Arten geschrieben werden. In der ersten Classe dieser Zeichen, welche sechshundert und vier umfaßt, sind nur diejenigen enthalten, deren Form ein wirkliches Bild des durch das Zeichen dargestellten Gegenstandes ist. In dieser Classe findet sich nun das Bild eines Wagens, eines Pferdes und eines Pfluges. Das System der Zeichen dieser Classe ist als das natürlichste ohne Zweifel auch das älteste; mithin kann man positiv annehmen, daß Wagen, Pferd und Pflug bei den Chinesen schon seit den ältesten Zeiten im Gebrauche waren, gewiß schon in der Epoche, als dieses Volk seine ursprünglichen Wohnsitze noch nicht verlassen hatte.

### § 13. Erste Erwähnung des Pferdes bei den Aegyptern.

Die mythischen Zeiten Aegyptens, in welchen Heroen regierten, welche die Anfänge eines lange dauernden Reiches entwickelten, reichen bis vor das fünfte Jahrtausend vor Chr., die wirkliche Geschichte dieses Landes aber beginnt mit Menes d. h. vom Jahre 3526 nach Bunsen's Berechnung. Die Bildnisse auf den aegyptischen Denkmälern führen das Pferd später vor als andere Hausthiere, obwohl das Abbild eines Centauren sich auf den ältesten Denkmälern zeigt wie z. B. im Zodiacus in Tentyris, dessen Alter alle schriftlichen Documente weit hinter sich läßt.

Pferde zeigen sich auf aegyptischen Monumenten erst während der Herrschaft der achtzehnten Dynastie, was als Beweis dienen könnte, daß das Pferd ursprünglich nicht in Aegypten heimisch und daß die Aegypter es aus der Wiege der Menschheit nicht mit sich nahmen, oder, daß das Ansehen der ersten Könige Aegyptens, denen ausschließlich alle Denkmale gewidmet waren, nicht gestattete etwas mit den Pferden gemeinschaftliches zu haben. Die Ueberlieferung Herodots beim Scholiasten Apollonius von Rhodus stellt den Beginn der Pferdezuucht und Reitkunst zugleich

mit dem Entstehen der Rasteneintheilung in Aegypten in die mythische Epoche, und zwar zur Zeit der Herrschaft des Gottes Horus 4000 oder wenigstens 3300 vor Chr.

Die Einwanderung der Juden in Aegypten, welche nach Bunsens Chronologie um das Jahr 2400 vor Chr. geschah und welche nach der gewöhnlichen Zeitrechnung um 1000 Jahre später gesetzt wird, gehört jedenfalls zu den entlegensten Ereignissen, welche durchaus zuverlässige historische Schriftdocumente überliefert haben. Der Gebrauch des Pferdes aber in Aegypten ist viele Jahre vor dieser Einwanderung constatirt. Der Glanz des hundertthorigen Thebens, dessen jedes Thor zweihundert Reiter aufnahm, fällt in das dritte Jahrtausend; mithin ist das Pferd in Aegypten bereits seit sehr entlegenen Zeiten im Gebrauch. Viele sind der Ansicht, daß das verspätete erst mit der vierzehnten Dynastie auftretende Erscheinen des Pferdes auf den aegyptischen Denkmälern nie hätte Statt haben können, wenn dieser Dynastie nicht jene große Revolution in Aegypten vorangegangen wäre, welche dem Hirtenvolke der Hyksos die Herrschaft über das Land gab, Sitten und Gebräuche am Hofe gänzlich veränderte, die Könige veranlaßte, aus ihrer bisherigen übertriebenen Enthaltbarkeit von weltlichen Angelegenheiten herauszutreten und zur Uebernahme der Anführerschaft in allen hippischen und kriegerischen Künsten der Nation nöthigte.

#### § 14. Erste Erwähnung des Pferdes bei den Semiten.

Unter den semitischen Stämmen geben einige den Anstoß zur Gründung gewaltiger und mächtiger Reiche, die sich durch den allgemeinen Gebrauch des Pferdes auszeichneten und zwar in bereits sehr entlegenen Zeiten, wovon uns die dynastischen Keilschriften der Babylonier und Assyrer überzeugen. Obwohl Ninus und Semiramis zu den mythischen Gestalten gehören, so beruht die Ueberlieferung ihrer Thaten doch immer auf geschichtlichem Boden. So ist der Zug der Semiramis nach Indien, an welchem drei Millionen Fußvolks, eine halbe Million Reiter, zehntausend Wagen mit Kamelen bespannt Theil nahmen und der auf einen heftigen Widerstand stieß, ein Factum, das mit jenen geschichtlichen Nachrichten im Einklang steht, die von dem Feldzuge eines der assyrischen Könige aus Baktrien nach Indien berichten, der anfänglich guten Fortgang hatte, aber nach Niederlagen, erst jenseits des Indus, zum Rückzuge genöthigt wurde. Nach Kinton's Berechnung lebte Ninus um 2182 Jahre vor Chr. Lehard

nimmt wenigstens zwei Herrscher dieses Namens an. Die Daten, welche der Semiramis berechnet werden, reichen um anderthalb Jahrtausend von einander, so daß man auch mehrere Individuen dieses Namens wird annehmen müssen. Titmosis III, König von Aegypten, zwang Ninive und Babylon nach Bunsen im Jahre 1534 zur Zahlung eines Tributs und im Jahre 1256 bekriegte Ninus Aegypten, Syrien und Phönicien in Feldzügen, an welchen das Pferd den thätigsten Antheil hatte, indem neben zwei Millionen Fußvolks eine Viertel-Million Reiter und Wagen sich betheiligten. Man kann sich von der Menge der Pferde, welche an verschiedenen damaligen Unternehmungen Theil nahmen, ungefähr eine Vorstellung machen, wenn man sich die Ueberlieferung Diodors vergegenwärtigt, der zufolge Semiramis aus den Packsätteln ihres Heeres einen Berg von siebzehn Stadien also viertausend Fuß Höhe aufstapeln ließ.

### § 15. Erste Erwähnung des Pferdes bei den Indiern.

Unter den arischen Völkerstämmen zeichnen sich die Indier vor andern durch eine sehr alte Literatur aus, welche aus den Zeiten datirt, als sie von Iran auswandernd im Pendschab sich ansiedelten. Aus diesen Zeiten ungefähr stammen die ersten epischen Dichtungen der Indier Ramajana und Mahabarata. Ramajana ist eine uralte Erzählung vom Helden Rama, Mahabarata dagegen ist eine poetische Beschreibung des Krieges zweier Fürstengeschlechter Pandawa und Kaurawa, und diese Begebenheit scheint ein sehr wichtiges historisches Factum des fünften Jahrtausends vor Chr. gewesen zu sein. Beide diese Dichtungen so wie alle ersten schriftlichen Schöpfungen der Indier sind in Sanskrit geschrieben und aus ihnen erfährt man, daß das Pferd zugleich mit dem Volke aus fernen Gegenden nach Indien kam und daß die besten Pferde nicht aus Indien stammen, sondern aus den nordwestlichen Theilen der Welt eingeführt werden müssen. Die Kriegskunst der Indier kannte in jenen entlegenen Zeiten schon vier Waffengattungen: Fußvolk, Reiterei, Wagen und Elephanten und ein gut organisirtes Heer mußte für jeden Kriegswagen einen Elephanten, drei Reiter und fünf Fußsoldaten haben.

Nachdem wir also die ältesten Documente der Menschheit durchmustert haben, finden wir in den ersten noch dunkeln historischen Zeugnissen schon die Kunde, daß das Pferd ein unzertrennlicher Gefährte des Menschen gewesen sei, und wir können mit Humboldt wiederholen, daß

ebenso wie die mehligten Früchte der Ceres, so auch das Pferd den Menschen über den Erdball seit den ältesten Zeiten begleitete.

### § 16. Die Traditionen der alten Völker über die Centauren.

Wenn wir auf die Volkstradition lauschen, so erhalten wir auch durch sie keine andere Kunde. Fast überall sind die ersten Volkshelden Ungeheuer mit einem menschlichen Vorderkörper, der in eine Pferdegestalt ausläuft, wodurch diese beiden Elemente ihre Formen in eine einzige andere vereinigen und mit einer Seele beleben. Bei den Indiern und Belasgern existirt die Tradition von Centauren und Hippocentauren entlegenen Alterthums. Ueber den aegyptischen Menes sagt Aelian, daß man ihn für den Repräsentanten des Menschen und Pferdes zugleich gehalten habe. Die latinischen Völker haben ihren centaurartigen Mars die Lybier den Manes, die Germanen den Mannus, die Mongolen den Morin oder Mori, die Chinesen den Ma, die Celten den Mark kurz die Verbrüderung zwischen Mensch und Pferd ist so alt, daß diese beiden Gestalten in dem Nebel der historischen Vergangenheit ein Ganzes aus einem Guß bilden und Jahrhunderte Mensch und Pferd so unzertrennlich von einander machten, daß, wenn man es unternimmt, die Geschichte des Pferdes zu schildern, man fast genöthigt ist, zugleich die Geschichte des Menschengeschlechts zu schreiben.

### § 17. Die ersten Spuren des Pferdes in der heiligen Schrift.

Wenn wir die heilige Schrift zum Mentor nehmen, der uns durch das finstere Labyrinth der Vergangenheit führen soll, so stoßen wir in ihr sofort im Anfange auf Sabel, den Nachkommen Rains, von dem gesagt wird, daß er der Vater der Hirten und derer gewesen sei, die unter Zelten wohnen. Dieser so nahe Nachkomme der ersten Menschen hatte schon zahlreiche Heerden und eine große Zahl Fohlen und Pferde, die ihm Freude machten, wie Bonaras berichtet. Schon zu Noah's Zeiten verehrte man unter den falschen Göttern den Faul unter der Gestalt eines Rosses und die nach Aegypten übergesiedelten Hebräer finden, daß das Pferd seit lange schon in diesem Lande der unzertrennliche Gefährte des Menschen bei Feierlichkeiten, bei Spielen und in Kämpfen war. Die heilige Schrift zeigt uns wie das Pferd schon im einundzwanzigsten Jahrhundert vor Chr. in Aegypten zu verschiedenen Diensten, vorzugsweise aber für das Gefährt im Gebrauch war.

Der König von Aegypten setzt Joseph in seinen von Pferden gezogenen Wagen und befiehlt, daß das Volk vor ihm das Knie beuge. Auf einem Wagen fährt Joseph seinem Vater entgegen, die Brüder beschenkt er mit Wagen und Pferden und zugleich befiehlt er Futter für ihre Pferde, Ochsen und Esel zu geben. Dem Jacob ist die Gewohnheit des Jagens zu Pferd nicht fremd, da er die damit verbundenen Gefahren kennt und sagt, daß Dan eine auf dem Fußpfad verborgene Schlange sei, die das Pferd in den Fuß beiße, um den Reiter überwärts herunter zu werfen. Nach dem Tode Jacobs richtet ihm Joseph ein Begräbniß im Lande Canaan aus, wohin er viele Reiter mit sich nimmt.

### § 18. Das Pferd auf den aegyptischen Denkmälern.

Eines der ersten Länder, wo die Menschen zuerst feste Wohnungen anlegten, wo der Ackerbau blühte und wo die ersten Städte und Burgen erbaut wurden, Aegypten, ist reich an Ueberresten alter Kunst und seine uralten Sculpturen zeigen uns das Pferd, sei es als im Kampfe begriffen oder sei es als Theilnehmer religiöser Festlichkeiten. Im ganzen Alterthume kannte man keine andere Art von Anspannung als vermöge eines an der Deichsel befestigten Joches. Auf dem Widerrist der Pferde nach aegyptischer Zeichnung liegt ein förmlicher Sattel, unter welchem eine filzartige Unterlage, ein breiter an den Sattel befestigter Riemen geht um den Hals des Zugpferdes, in der Hälfte der Länge dieses Riemens, grade vorn an der Brust, geht ein anderer schmaler Riemen zwischen den Vorderfüßen hindurch und vereinigt sich hinter dem Blatt mit der Seite des Sattels. Ein am Sattel befestigter Ring wird mit dem jochartigen Querholz der Deichsel verbunden und durch einen Schaft in Kegelform vor dem Herabfallen geschützt.

Später wurden eiserne Jochs angewendet, wie Jeremias und Jesus Sirach solcher erwähnen und wie das die Bildnisse an den äußeren Wänden des Luxor-Palastes in Theben darstellen.

Die älteste Beschirrung des Kopfes eines Pferdes auf den alten aegyptischen Denkmälern ist eine Art Kapzaum ohne Gebiß, aber mit einem auf der inneren Seite mit abgestumpften bronzenen oder eisernen, bei Reicheren aus Elfenbein gefertigten, Stacheln versehenen Nasenriemen. Später wurde an einem solchen Zaum ein einfaches, zuerst hölzernes, später metallenes einem Bratspieß ähnliches Gebiß befestigt. Der Psalmist und Homer erwähnen schon ein Gebiß. Bildnisse alter

Zäume stellen sie uns mit einem Stirn- und Kehliemen vor, später mit Gebiß und sogar Kinnkette. Trensen der Art sind noch bei den Persern und Römern mit gekrümmten Stangen, den Cantharen ähnlich, versehen, denen jedoch der Haupttheil unseres Mundstückes fehlt, nämlich die Vorrichtung, vermöge deren auf den Riemen des Gebißes eine Stangen-Wirksamkeit geübt wird. Pferde unter dem Reiter sind in den aegyptischen Sculpturen seltener vertreten als vor den Wagen geschirrt und zwar, wie es scheint, aus dem Grunde, weil die Kunst dieses Volks vorzugsweise der Verherrlichung von Königen und Feldherrn gewidmet war und diese nur auf Wagen kämpften nach den Worten der Bibel:

„und sie trugen ihn von dem Wagen, auf welchem er sich befand, auf einen anderen, welcher ihm folgte, nach der Sitte der Könige.“

Auf einem der aegyptischen Reliefs, welches einen Reiter zu Pferd darstellt, galopirt das Pferd, der Reiter durch einen Pfeil verwundet hält den Schild in der Hand, und das Pferd ist so gezäumt wie die Pferde am Wagen.

Als Beweis, daß man im alten Aegypten mit hippischen Angelegenheiten sich außerordentlich beschäftigte, mag der Umstand dienen, daß man noch zu Diodors Zeiten, wie er selbst erzählt, am Nil entlang von Memphis bis zum lybischen Theben die Ruinen von Hunderten von Ställen sehen konnte, von denen jeder bis zu zweihundert Pferde zu fassen vermochte. Josephus erwähnt in Beziehung auf den hippischen Reichthum Aegyptens, daß einer der Sesostriden 60,000 Reit- und 12,000 Kriegswagenpferde besaß.

### § 19. Erste Spur des Pferdes in den arabischen Gegenden.

Im XVII. Jahrhunderte führt Pharao sein ganzes Volk dem durch Moses herausgeführten Volke Israel nach: „und die Aegypter folgten und gingen ins Meer ihnen nach; alle Rosse und Wagen und Reiter mitten ins Meer.“ „Da sang Moses und die Kinder Israel dies Lied dem Herrn und sprachen: Ich will dem Herrn singen, denn er hat eine herrliche That gethan, Roß und Reiter hat er ins Meer gestürzt.“

Um diese Zeit lebte Hiob ein Hirtenkönig im Lande Uz im östlichen Numda an der Grenze des heutigen Arabiens. Der Abschnitt der Schrift, der von ihm handelt, stellt uns das Pferd schon als vollständig für den Reiterdienst geschult dar. Die Beschreibung des Pferdes in diesem

Abchnitte erinnert an die Begeisterung des heutigen Arabers für diesen vorzüglichsten Mitbewohner seines Zeltes:

„hast du dem Roß die Formen gegeben oder seinen Hals mit beweglicher Mähne geschmückt?

„Erlaubst du ihm zu schleichen wie eine Heuschrecke?

„Sein Athem verbreitet Schrecken, es stampft den Boden mit dem Hufe.

„Es bäumt sich auf in Stolz und ziehet aus, den Geharnischten entgegen.

„Es spottet der Furcht und erschrickt nicht und fliehet vor dem Schwerdt nicht.

„Auf ihm klirret die Rüstung und glänzen beide, Spieß und Lanze.

„Es zittert und tobet und scharret die Erde.

„Hat es die Trompete gehört?

„Ja! das ist sie! Vorwärts also — und es athmet Feuer, horcht auf den Donnerruf der Fürsten und das Zusammen schlagen der Waffen.

### § 20. Das Pferd bei den Phoeniciern.

Die aegyptische Civilisation verbreitete sich schnell unter den benachbarten Völkern und fast um dieselbe Zeit als das rothe Meer Pharaos und sein Volk verschlang erhebt Agenor die Phoenicier auf die Höhe hochgebildeter Völker; erbaut Tyrus — und von da ab wird das Mittelmeer der Mittelpunkt der Bewegung der sich immer mehr civilisirenden Menschheit. Aegypten verbreitet dort seine Bildung und Phoenicien belebt mit der Regsamkeit seines Handels die Gestade und Inseln jenes Meeres, welches die drei damals bekannten Welttheile verband. Phoenicische Fahrzeuge mit der Gestalt eines geschnitzten Rosses als Gallion durchfurchen mit Schnelligkeit jene Gewässer.

Die Phoenicier, deren Geschichte in sehr entlegene Zeiten greift, da Tyrus nach Bunsen um 2700 vor Chr. erbaut wurde, gebrauchten stets Pferde zu verschiedenen Berrichtungen. Diese Pferde brachten sie zugleich mit dem Maulesel und Wagen aus verschiedenen Weltgegenden, namentlich aber aus Cappadocien und Misäa, der ältesten Wiege des Hauspferdes; denn Phoenicien ist ebenso wenig wie Palästina für Pferdezuucht geeignet. In ihren alten Wohnsitzen an den Ufern des persischen Meeresbusens hatten die Phoenicier den Werth und die Nutzbarkeit des Pferdes

kennen gelernt, als sie von den ihnen stammverwandten Arabern noch wenig geschieden waren und als sie die frühesten Beziehungen mit Indien zu Wasser anknüpften, um später daraus in ihren Expeditionen nach Ophir Vorthail zu ziehen, von wo sie Gold und Zinn holten, das Salomo zur Ausschmückung seines Tempels brauchte.

### § 21. Erste Erwähnung des Pferdes in Griechenland.

Im XVI. Jahrhundert legt Cecrops Athen an, Cadmus gründet Theben, Beleg Sparta und Teucer und Dardanus Troja. Neptun mit seinem Dreizack in die Erde stoßend erschafft das Pferd, Minerva pflanzt und pflegt den Delbaum, damit Borräthe für Krieg und Frieden, für Kraft und Cultur zugleich in diesen neuen Colonieen erblüheten. Dem Neptun, dem Schöpfer des Pferdes opferte man Pferde, die man ins Meer oder andere Gewässer versenkte. Die Legende vom Pegasus der Poseidons und der Medusa besügeltes Kind sein sollte, und der sich an den Quellen des Ocean der Welt zuerst zeigte, scheint die ersten Eindrücke und die ältesten Traditionen des griechischen Volkes vom Pferde in eine wunderliche Form zu kleiden, welche Zeugniß von der außerordentlichen Kraft und Schnelligkeit des Pferdes wie von seiner Herkunft aus fernen Ländern ablegt.

### § 22. Das Pferd in der Mythologie und in der ältesten Gesetzgebung der Griechen.

Die ältesten Vorstellungen der griechischen Theogonie sind mit dem Pferde verbrübert. Der Vater der olympischen Götter Saturn von seiner Gattin Rhea bei den Töchtern des Ocean aufgefunden, vergiftet sich mit einer Stute und zeugt mit ihr den Centaur Chiron, später maskiren sich die Liebesabenteuer Neptuns mit Ceres unter der Form eines Pferdes. Derselbe Neptun macht sich später bei Juno durch Geschenk des Chlarius und Xanthus beliebt, zweier Pferde, mit denen diese Göttin die Dioscuren Castor und Pollux beschenkt. Die Gottheit des Lichts am Himmel und die Gottheit der Finsterniß in der Unterwelt fahren bei den Griechen in vierspännigen Wagen durch ihre Reiche. Die Pferde der Sonne sind Eous, Pyrois, Phlegon und Aethon, die Pferde Plutons aber: Orpheus, Niceus, Aethon und Mlaster. Schon die älteste Gesetzgebung in Griechenland übergeht das Pferd nicht mit Stillschweigen. Das Gesetz des Minoß auf Krete, welches im XV. Jahrhun-



bert vor Chr. die Gleichheit aller Staatsbürger einführte, verleiht den Veritlenen einen gewissen Vorrang, sie waren verpflichtet Kriegsröße zu halten und in Fällen der Noth des Vaterlandes gerüstet das Pferd zu besteigen, während der übrige Theil der Bürger das Land zu Fuß vertheidigen mußte.

### § 23. Das Pferd in Thessalien. Hercules.

Im XIV. Jahrhundert steht Thessalien, das bedeutendste Pferdeland ganz Griechenlands, an der Spitze der griechischen Intelligenz, rüstet das erste Kriegsschiff aus und schickt Jason, seinen Königssohn nach Colchis, während Janus aus Thessalien nach Latium wandernd, durch seine verständige Regierung das goldene Zeitalter des Glücks in diesem Lande verbreitet.

Die Fabel von den Centauren ist die Personification des ersten Auftretens eines Reitervolks in Thessalien und in Bellerophon bewahrt die Tradition den ersten Pferdehändler Griechenlands. Die thessalischen Pferde gehörten zu den größten und besten der damaligen Zeiten und die Vorliebe der Thessalier für Reit- und Wagenpferde blieb lange sprüchwörtlich. Die Lepiten, welchen die Tradition die Erfindung des Gebrauchs der Pferde zum Kriege zuschreibt, waren auch ein thessalisches Volk und wohnten im Thale Palettronion am Berge Pelion, auf welchem die Centauren saßen. Die thessalische Reiterei galt noch in späten Zeiten für die erste ganz Griechenlands und es gab eine Zeit nach dem Tode Jasons von Pherä, wo man achttausend Reiter zählte. Thessalische Jünglinge kämpften zu Roß gegen Stiere und in den Ceremonieen der Trauung hat sich eine symbolische Gewohnheit der thessalischen Reiternatur erhalten. Der Bräutigam führte sein aufgezäumtes und gesatteltes Streitroß zu seiner Verlobten, welches sie nach der Trauung als junge Frau am Bügel zum Hause des Herrn zurückführen mußte, um dadurch gleichsam anzudeuten, daß sie bereit sei, persönliche Wünsche den Pflichten unterzuordnen, welche der Reiter im Kriege zu erfüllen haben möchte.

In dieser Zeit erobert Hercules auf dem Pferde Neptuns, Arion, das auch Scythius oder Schiro genannt wird, Elis und zwischen seinen zwölf übermenschlichen Arbeiten, wird ihm die Reinigung der Ställe des Augias als Verdienst angerechnet. Diese Legende kann uns als Beweis dienen, in wie weit bei den Griechen auf Reinhaltung der Pferde geachtet wurde, wenn die griechische Satire die Lüderlichkeit des Augias zum

ewigen Hohn in die glänzenden Thaten des griechischen Halbgotts verflochten hat.

Mit dem Ende dieses Jahrhunderts treten die Nachfolger des Hercules, die Heracliden, den Pelopiden die Herrschaft Griechenlands ab — Sisyphus gründet Corinth und Perseus erbaut Mykene und auch dieses Ereigniß ist von einer Pferde-Legende begleitet. Es lebte zu Elis ein König Demomauß, welcher Wettrennen zu Wagen leidenschaftlich ergehen war; an seinem Hofe erwuchs Hippodamia, seine einzige Tochter, bereits zur Mannbarkeit heran und ihre Schönheit war weit und breit gerühmt. Der grausame Vater, ohne das Herz seiner Tochter zu Rathe zu ziehen, beschloß die Hand derselben demjenigen der zahlreichen Fürsten, die sich um ihren Besitz bewarben, zu geben, welcher ihn im Wettkampf zu Wagen besiegen würde. Der schöne Marmaces stellt sich zum Kampfe, aber seine behenden Stuten Parthenia und Eripha werden durch des Demomauß Pilla und Harpina überwunden. Das Herz der königlichen Jungfrau blutet in ihrer Brust, als der grausame Vater den besiegten Geliebten niederstößt. Bald darauf erscheint ein überseeischer Jüngling mit einer durch den Zahn der Ceres verstümmelten Schulter. Es ist das der durch Jupiters Gnade wieder ins Leben gerufene, den Göttern zum Festmahl geviertheilte Pelops, der Sohn des lydischen Königs Tantalus. Dieses Mal trugen die geflügelten Rosse des Pelops den Sieg davon und Dejon und Koratus des Demomauß werden geschlagen. Die schöne Hippodamia wird des Ankömmlings Gattin, der bald seine Herrschaft über die ganze Halbinsel ausdehnt und ihr für alle Zeiten seinen Namen giebt.

#### § 24. Das homerische Pferd.

Der trojanische Krieg und die Irrfahrten des Odysseus und Aeneas sind die Hauptereignisse des XIII. Jahrhunderts, in welchem die berühmtesten Helden und Könige, Agamemnon, Achilles, Nestor, Priamus u. s. w. persönlich ihre Pferde pflegen. Priamus füttert selbst in seinem Palast die Pferde, mit denen er sich dann aufmacht, um von Achilles die Leiche seines gefallenen Sohnes zu erflehen — er hat außerdem noch zahlreiche Heerden, welche der Pflege seiner Kinder anvertraut sind. Die Pferde des Achilles Xanthus und Balius, sind obwohl sie unsterblich, unverwundbar und unverwüßlich waren, doch ein Gegenstand der besonderen Sorgfalt ihres Herrn, und ihr Verstand und Gefühl diesen menschlichen Eigenschaften so genähert, daß sie eben so wie Aethon, das Schlachtroß

der Pallas, der Leiche des Herrn folgend Thränen des Mitleids und der Trauer vergießen. Andromache besorgt die Pferde Hector's ehe sie noch an ihn selbst denkt. Kaukisa versteht selbst ihre Pferde an den Wagen zu schirren und die Zügel an den Ufern des Flusses zu führen, da sie Odysseus trifft. Homer scheut sich nicht in der Iliade die Pferde, die er zuweilen erzuhufige *χαλκόποδ' ἵππος* nennt gleich wie seine Helden auf die Höhe seines Hymnus zu erheben, indem er ausruft: „Muse! sag mir, wer war der Tüchtigste, war er aus der Reihe der Menschen oder der Rosse?“ Die von dem ganzen Alterthum getheilte Ueberzeugung, daß das Pferd dem Menschen zunächst zum Reiten gebient habe, bevor Anfschirrung und Wagen ausgedacht und hergestellt waren, scheint mit Logik und Wirklichkeit übereinzustimmen. Lucretius drückt diesen Gedanken in folgenden Worten aus:

„Et prius est repertum in equi conscendere costas.  
Et moderare hunc freno dextroque vigore  
Quam bijugo curru belli tentare pericla.“

Trotz der Logik einer solchen Ueberzeugung und trotz der Versicherung des Pausanias, daß die Griechen lange vor dem trojanischen Kriege das Pferd zum Reiten gebrauchten, giebt es doch Philologen, welche, da sie in den homerischen Gesängen die Pferde vor Troja nur als an den Wagen geschirrt finden, daran zu zweifeln rathen, ob den Griechen schon zu den Zeiten des trojanischen Krieges die Reitkunst bekannt war. Die gelehrten Herren vergessen, daß unter Troja's Mauern, wie überhaupt bei einer Belagerung für Anwendung von Reiterei keine Gelegenheit war; nichts destoweniger enthält die Ilias sowohl wie die Odyssee Stellen, welche uns deutlich davon überzeugen, daß Homer sowohl wie die Griechen seiner Zeit mit der Reitkunst im hohen Grade vertraut waren.

Homer giebt uns einen Beweis dafür, daß ihm die Reitkunst nicht fremd war, wenn er den Ulysses, nachdem das Fahrzeug zertrümmert, auf einem Balken wie einen Reiter zu Pferd schildert; ferner wenn Diomedes und Ulysses die Pferde des Rhesus besteigen und Ulysses sie mit dem Bogen zu den Schiffen der Achäer treibt. Aus solchen Andeutungen ist der Schluß leicht zu ziehen, daß die Pferde im hohen Grade geschult und die Menschen in der Reitkunst erfahren waren. Schließlich vergleicht Homer den Ajax, der in der Vertheidigung der Schiffe von einem auf das andere springt, mit einem tüchtigen und kunstgeübten Reiter, der vier Pferde zügelt und im schnellsten Laufe derselben von einem auf das

andere springt; dies scheint klar zu beweisen, daß die Reitkunst bei den Griechen jener Zeit bereits auf einer hohen Stufe der Entwicklung stand. Die Fahrt auf Wagen war zur Zeit des trojanischen Krieges schon sehr im Gebrauch und wir finden darin schon viele vervollkommnete Einzelheiten, welche lange Zeit in dieser Kunst beibehalten wurden, obwohl die Kriegswagen bei den Griechen bald außer Gebrauch kamen, da sie für das bergige Griechenland nicht wohl anwendbar waren, und so wurden sie nur für die leidenschaftlich getriebenen Wettkämpfe bei den Spielen beibehalten. Wir finden schon bei Homer nicht nur Zwiegespanne, sondern auch drei, ja vier an den Wagen geschirrte Pferde, zwei- und vierrädrige Wagen, Kriegs- und Wettkampfwagen. Homer kennt zwei Gattungen zweirädriger und ebensoviel vierrädriger Wagen, an die ersteren schirrte man Pferde, an die letzteren Maulthiere.

*Aqua* war ein zweirädriger Kriegswagen und zwar so leicht, daß Diomedes schwankt, ob er ihn aus dem Stalle ziehen oder tragen solle. *Δίππος* war ein zweirädriger leichter Wagen, der zu Reisen diente. *Ἀμαξά* war ein vierrädriger mit Leitern oder einem Kasten versehener Transportwagen. *Ἀρῖνη* war ein vierrädriger Wagen bald zur Parade, bald zum gewöhnlichen Gebrauch. Die Wagen des Alterthums wurden nur an der Deichsel gezogen, so, daß wenn das Joch platzte, der Wagen stehen blieb und die Pferde nach verschiedenen Seiten auseinander liefen; brach die Deichsel, dann liefen die Pferde zusammengehalten mit dem gebrochenen Ende davon und der Wagen blieb mit dem in die Erde gesenkten Ueberrest der Deichsel plötzlich stehen und warf den Fuhrmann natürlich hinaus, so, wie das dem Gumelos begegnete. Die Peitschen haben bei Homer den Beisatz „geschmeidig“ und waren so lang, daß sie sich um das Joch verwickelten, da sie scharfe Enden hatten. Zuweilen brauchte man vor Troja auch kurze Ruthen.

### § 25. Rassen der Pferde in Griechenland. Färbungen im Alterthum.

Das XII. Jahrhundert ist durch die Rückkehr der Heracliden ausgezeichnet; sie übernahmen die Herrschaft im Peloponnes und vertrieben die Pelopiden, welche sich mit ihren Anhängern nach Klein-Asien begaben und dort Colonieen gründeten. Das Klima Griechenlands war der Pferdezucht sehr günstig, indessen gab es doch Gegenden, welche sich vorzugsweise dazu eigneten. Die thessalischen Pferde zeichneten sich, wie wir gesagt haben, durch ihre Schönheit aus. Die thessalischen Münzen hatten

seit den ältesten Zeiten auf ihrer Rehrseite das Bild eines Pferdes, und diese Sitte wurde später in Griechenland ganz allgemein und ging schließlich auch auf andere Länder Europas über; die Heerden von Epirus, Argos und Mykene lieferten tüchtige Pferde. Von Pferderacen in Griechenland zeichnen sich zwei besonders aus: die thessalische und peloponnesische. Die Pferde Thraciens und Epirus, gehören zur thessalischen Race und reichen ins tiefste Alterthum hinein. Die Pferde des fabelhaften Königs Diomedes, welche mit Menschenfleisch gefüttert wurden, die stolzen Schimmel des Ahesus, die Ulysses mit Diomedes abführten, die Pferde des Achilles und später Bucephalus Alexander des Großen waren thessalischer Race. Als Beweis, wie hoch man noch zu Sophokles Zeiten diese Race schätzte, mag dienen, daß Sophokles dem Orestes thessalische Pferde für die pythischen Spiele zuschreibt. Ein griechisches Sprichwort sagte daß spartanische Jungfrauen und thessalische Pferde die schönsten ihrer Art seien. Grätius hält diese Pferde am geeignetsten für das Hippodrom, weil sie groß und ansehnlich sind und eine hohe Action besitzen; weniger brauchbar hält er sie für Jagd und Kampf. Xenophon, von dem Pollux und Aelian sagen, daß er die auserlesensten Kriegsapparate besessen habe, dessen Pferd mithin sicherlich zu den weniger gewöhnlichen gehört haben wird, ritt ein epidaurisches Pferd. Die peloponnesischen Pferde scheinen auch zu den großen gehört zu haben; schon zu Hercules Zeiten waren gute Pferde in Thyrgos und Dechalia und sehr behende bei Denomaus. Homer rühmt die Pferde von Elis und Argos, Plato lobt auch die Pferde von Elis und auch spätere Schriftsteller wie Virgil, Horaz, Oppian und andere geben ihnen dasselbe rühmende Zeugniß. Des Sejus Pferd verhängnißvollen Rufes stammte aus Argos, angeblich von den Pferden des Diomedes, welche Hercules vor Zeiten dahin eingeführt haben soll; es war das ein großes Pferd. Die berühmte Aura des Corinthiers Pherdotus stammte ebenfalls von peloponnesischen Heerden. Die Pferde Thraciens wurden als mit den thessalischen verwandt angesehen, obwohl sie eine besondere Familie bildeten. An sorgsame Pflege derselben wurde wenig gedacht; Grätius hält sie auf Gebirgspfaden für unsicher, obwohl sie unter dem Sattel tüchtig waren. Xenophon zieht sie aber anderen Pferden vor. Im Allgemeinen wird die thracische Race wegen ihres Muthes und ihrer Schönheit gerühmt, aber gleich allen übrigen griechischen Racen steht sie an Ausdauer den Racen des alten Orients nach. Thracien, welches im Jahre 424 vor Chr. 120,000 Mann

Fußvolks und 50,000 Reiter zählte, war das Vaterland der Scheden und der getigerten Pferde. Homer führt schon ein Pferd dieses Landes als von der sonderbarsten weißen dem Vollmond ähnlichen Färbung an. Virgil erwähnt zweimal der gefleckten thracischen Pferde „*quom thracius albis portat equus bicolor maculis.*“ Diese Färbung ist heute bei uns selten, war aber im Alterthum sehr bekannt.

Auf den Inseln des erythräischen Meeres unterhielt man der Sonne geweihte gesprenkelte Pferde, die Homer *πυροί ἔρνοι* nennt. Valios bezeichnet Pferde solcher Färbung. Aдраstus beschreibt gesprenkelte Stuten mit den Ausdrücken: *equas noctemque diemque assimulant maculis internigrificantibus albas.* Nicht immer ist diese Färbung bei den Alten so treffend ausgedrückt.

Euripides nennt die gesprenkelten Pferde des Emelos weißgefleckten Hauthaars.

Ungeachtet dessen, daß Plato dem Hippias die Worte in den Mund legt: „unser Klima hat die schönsten Pferde der Welt hervorgebracht,“ so gab es doch gewiß auch solche Gegenden in Griechenland, welche in dieser Beziehung nicht zu rühmen waren, wie z. B. Ithaka, welches ein elendes unfruchtbares Gefels war.

In Kleinasien waren die Pferde Cappadociens wegen ihrer Tüchtigkeit und Kraft berühmt, es scheint, daß sie größer waren als die griechischen und sich sehr wahrscheinlich der nisischen Race näherten. Bei den Wettrennen, welche Keryx anstellte, wurden die thessalischen Renner von verschiedenen Pferden asiatischer Racen geschlagen, aber als die schnellsten von allen erwiesen sich die cappadocischen.

Die Griechen waren außerordentlich auf Erhaltung der Reinheit ihrer Racen bedacht, besonders aber derjenigen, welche ihnen die Pferde für den Krieg und die heiligen Spiele lieferten. Außerst sorgfältig führten sie daher die genealogischen Register ihrer Pferde und, um die verschiedenen Familien von einander zu unterscheiden, wurden sie auf dem Schenkel mit einem Stempel versehen, der bald die Gestalt eines Buchstabens aus dem Alphabet, bald die Gestalt irgend eines Thieres oder irgend ein anderes Emblem vorstellte. Der gewöhnlichste Stempel war ein Stierkopf oder die Buchstaben T. Σ. Κ. Tau, Sigma, Kappa.

Aristophanes läßt einen eingeschlummerten Athener im Traum die Worte Koppatias, Samphoras aussprechen. Diese Ausdrücke bezeichnen die bei den Spielen beliebtesten Pferdestämme, deren Anfangs-

buchstaben Kappa und Sigma. Auf dem Schenkel eines ausgegrabenen kleinen Pferdes befinden sich die Buchstaben X. P. E. An ähnlichen Ueberresten des Alterthums fand man andere Zeichen wie Palmenzweige oder concentrische Räder, deren Anzahl vielleicht die Zahl der olympischen Siege bedeutete.

Die Gewohnheit des Markirens durch Stempel existirte auch bei anderen Nationen, so stempelte man die Pferde am Phasis mit einem Fasanen und ein gewisser Sisyphus stempelte die Pferde an den Hufen, so wie man das jetzt im Hannoverschen und in Frankreich thut. Die Pferde-Figuren aus den Zeiten der Sassaniden tragen einen Stempel auf dem Schenkel, welcher den Fluß Nil vorstellt. Die Römer stempelten ihre austrangirten Pferde auf die Wangen mit kreisförmigem Stempel.

Die bei Pferden des alten Griechenlands gewöhnlichsten Farben scheinen folgende gewesen zu sein: fuchsfarbig, weiß und braun, wenn man aus den den Pferden gegebenen Namen einen Schluß ziehen darf. Die Schimmelfarbe steht bei den alten Völkern in besonderer Achtung. Göttern geweihte Pferde sind nicht nur bei Griechen und Römern, sondern auch bei Persern und Scythen meist Schimmel.

Weißer Pferde pflegen ein Gegenstand des Tributs zu sein: sie ziehen die Wagen der Könige, sie sind die symbolischen Wahrsager für Frieden und Gerechtigkeit. Der vierspännige Sonnenwagen der Griechen wird von weißen Pferden gezogen. Dem Camillus kann Rom es nicht verzeihen, daß er an seinen Triumph-Wagen weiße Kasse geschirrt, da solche Ehre nur Göttern gezieme. Unter dem Kaiserthum achtete man nicht mehr darauf.

Die Sitte, Pferde derselben Farbe an den Wagen zu spannen, scheint in Griechenland nicht allgemein verbreitet gewesen zu sein. Am Wagen des Cumelos waren die Deichselpferde gesprenkelt, die Außenpferde lichtbraun. Cleosthenes, der Sieger in den olympischen Spielen, hatte in seinem Gespann ein braunes und ein gesprenkeltes Pferd, einen Rappen und einen samischen Fuchs. Das Gespann des Achilles bestand aus einem Braunen und einem Scheden.

Die ersten, welche Einfarbigkeit der Pferde in ihrem Gespanne einführten, scheinen die Könige der Hebräer gewesen zu sein und standen bei ihnen die Schimmel vorzugsweise in Achtung.

So wie bei Griechen und Römern *equis albis vehi* ein Zeichen des Glücks und des Sieges war, so gebrauchten auch die Herrscher späterer

Zeiten im Oeffentlichen weiße Pferde, um dadurch zu zeigen, daß sie in candore cordis für ihre Unterthanen wären.

### § 26. Das Pferd bei den Hebräern.

Als im XI. Jahrhundert in Athen nach dem Tode des Codrus die Königswürde abgeschafft und Archonten eingeführt wurden, geschah in Judaea grade das Gegentheil, denn in demselben Jahrhundert hörte mit Samuel die Reihe der Richter auf und es folgen Könige: Saul, David, Salomo und mit ihnen tritt eine Epoche hohen Glanzes ein. Die Sitten Aegyptens, wo die Kinder Israels so lange zu Gast waren, drangen ihnen nicht in Leib und Blut und während ihres vierzigjährigen Nomadensirens in der Wüste hatte das auserwählte Volk nur eine geringe Anzahl von Pferden.

Das Pferd pflegt sich nur bei denjenigen Nationen zu vermehren, welche sich durch Muth und kriegerische Begeisterung auszeichnen. Das friedliche Volk Israels huldigte in seinem Herzen nicht solchen Gefühlen und Gott selbst wollte, daß sein Auserwählter sich nicht an Pferden erfreute und solche züchtete, indem er sprach: „Wenn euer Volk sich sagt: ich werde einen König über mich setzen, wie alle anderen Nationen, welche mich umgeben, dann nehmt denjenigen, welchen euch der Herr, euer Gott, aus euren Brüdern erwählen wird. Ihr könnt keinen König eines anderen Volkes annehmen, der nicht euer Bruder wäre. Sobald aber ein solcher mit königlicher Würde ausgestattet wird, so sollt ihr die Zahl eurer Pferde nicht vermehren“.

Samuel sucht die einen König verlangenden Juden dadurch abzuschrecken, daß er ihnen von Pferdebegelüsten spricht, indem er also sie anredet:

„Der König, der über euch herrschen wird, wird euch eure Söhne nehmen für seine Wagen, wird sie zu Reitern seiner Pferde machen, die vor seinem Wagen daherjagen, denn also wird das königliche Recht sein.“

Das zehnte Gebot, welches Och und Esel, Knecht und Magd gegen das Begehren des Nächsten in Schutz nimmt, vergißt des Pferdes gänzlich, so als ob das aus der Knechtschaft befreite Volk durchaus keine Pferde besessen habe. — Und in der That ritten lange Zeit hindurch bis zur Epoche der Könige die wohlhabendsten Israeliten nur auf Eseln wie Isaia, Abadon und andere Richter. Da nun aber alle Völkerschaften Judumaeas allgemein Pferde und Kriegswagen im Gebrauch hatten, so tröstet Gott sein Volk mit folgenden Worten:



„Sobald ihr mit euren Feinden in den Kampf tretet und ihr die Reiter derselben, ihre Wagen und ihr zahlreicheres Heer erblicket, so sollt ihr euch nicht fürchten, denn der Herr, euer Gott, der euch aus Aegypten geführt hat, ist mit euch.“

Von Josua sagt die Schrift:

„Er traf den Feind so, daß auch nicht einer übrig blieb und that so, wie der Herr ihm befohlen hatte, er schnitt den Pferden die Sehnen durch und zertrümmerte die Wagen.“

In dem Maße als die Pracht und Herrlichkeit im Volke Israels sich entfaltete, verminderte sich der Widerwille gegen das Pferd. David, der in einer Schlacht siebtezhnhundert Pferde der feindlichen Reiterei erbeutete, schnitt schon nicht mehr allen die Sehnen durch, sondern nur den Wagenpferden und auch von diesen behielt er noch für sich die für hundert Wagen erforderlichen. Absalon, der die väterliche Herrschaft an sich reißen wollte, besaß Wagen und Pferde und war stets von fünfzig berittenen Trabanten begleitet.

Die glänzendste Epoche des israelitischen Königthums tritt mit Salomo ein. Der Bau des Tempels in Jerusalem, die Gründung von Städten und öffentlichen Gebäuden, die Wohlfahrt des Volkes läßt ihm den Namen des größten Königs der Welt in Kraft und Weisheit. Salomo liebte das Pferd leidenschaftlich. „Meine Geliebte,“ sagt er im hohen Liede, „ich vergleiche dich an Schönheit mit meinen Fohlen.“ —

Unter den Geschenken, die er von allen Königen der Erde erhielt, unter silbernen Gefäßen, Waffen, Kleidung, Räucherwerk zc. waren ihm die Pferde immer das liebste. Er selbst kaufte sie für große Summen in Aegypten von den Königen Aethiopiens und Syriens.

Viele Kaufleute machten sich nach No auf, um die dort erhandelten Pferde an Salomo zu verkaufen. Für aus Aegypten eingeführte Pferde zahlte Salomo je hundertfünfzig Silberlinge (neunzig Thlr.) Zoll. Einst brachte man ihm von dort vier Pferde, wofür er sechshundert Säckel Silber zahlte. Dieser reiche Monarch besaß eine große Anzahl von Ställen für zwölftausend Reit- und viertausend Wagenpferde, welche damals so wie heute im Orient mit Gerste und Stroh gefüttert wurden. Wagen zählte man bei ihm vierzehnhundert und seine Wagenlenker hatten eine goldgeputzte Frisur. Nie verließ dieser Monarch Jerusalem ohne ein zahlreiches, glänzendes, berittenes Gefolge.

Moses erwähnt der prächtigen Wagen der Aegypter und der bedeckten Wagen der Juden, von denen man sich aber eine nur eben so

unsichere Vorstellung machen kann, wie von dem feurigen Wagen des Elias. Der Wagen, den Salomo für den Dienst des Tempels durch einen Bronze-Meister aus Tyrus anfertigen ließ, hatte metallene Räder und Näder, während andere gewöhnlich nur hölzerne hatten; denn wie hätten sonst die Wagen Ninives in Flammen aufgehen können? Die in der Bibel erwähnten Scorpione sind Peitschen der Kosselenter mit kurzem Stiele und mehreren Peitschenschnüren.

Die Liebe zu seinen Pferden trug einmal in Salomo den Sieg über die Erfüllung seiner religiösen Pflichten davon. Wir finden im Commentar Zamchaskar's folgende Stelle: „Salomo auf seinem Throne sitzend schaute dem Rennen tüchtiger Pferde zu, welche man ihm zugeführt hatte; das Rennen dauerte bis zum Untergange der Sonne; der König vergaß das Abendgebet und bestrafte sich für diese Nachlässigkeit exemplarisch, indem er befahl, einen Theil dieser trefflichen Renner Gott zum Opfer zu schlachten.“ Wenn auch Palaestina nicht immer an Pferden reich war, so war ihr Geschick in diesem Lande doch immer beneidenswerth, denn die Hebräer schätzten Milde in Behandlung der Hausthiere sehr hoch und eines der schönsten Attribute der Gottseligkeit war bei ihnen Güte gegen die Thiere.

Das mosaische Gesetz verbot die Verstümmelung der Thiere durch Kastriren, und dieses Verbot ist in seinem Wortlaut interessant, weil es als Beweis dient, daß dem Moses vier Gattungen dieser Operation bekannt waren, welche er wahrscheinlich bei den Aegyptern oder Babyloniern kennen gelernt hatte. „Ein Thier, welches zerstoßen, oder zerrieben, zerrissen oder verschnitten ist, soll Jehova nicht geopfert werden und sollt in eurem Lande solches nicht thun.“ (Levit. 22. 24.)

Im X. Jahrhundert war der junge gottlose Rehabeam kaum auf den Thron Salomos gestiegen, als das mit Abgaben überbürdete Volk Israels gegen seinen König sich erhebt. Zehn Stämme trennen sich und das Reich zerfällt in zwei Königreiche, Juda und Israel. In dem ersteren erhält das Nachfolgerecht im Hause David's fast ununterbrochenen Frieden, während in dem anderen fortwährende Kriege fremder um den Thron streitender Prätendenten das Volk furchtbar herunterbringen.

Unter den Königen Juda's bleibt der Name des Josias, des Schreckens der Philister, gegen Ende des IX. Jahrhunderts unsterblich wegen seiner Zuneigung zu den Pferden. Die Ställe dieses frommen Königs waren mit Streitrossen angefüllt, welche er alle selbst in den Uebungen bildete, welche in jener Zeit im Gebrauche waren.

Derſelbe König zeigt ſich in Austheilung von Belohnungen an diejenigen freigiebig, welche ſich in der Reitkunſt auszeichneten.

### § 27. Lycurg. Die olympiſchen Spiele.

In demſelben Jahrhunderte wurde der Sinn der Spartaner durch Lycurgs Geſetzgebung nur auf eine einzige Tugend gerichtet — auf die Tapferkeit, indem er gebot, die zarteren Verhältniſſe gefelligen Lebens und die durch Kunſt und Wiſſenſchaft den Menſchen vermittelten Genüſſe zu verachten. Die Ausbildung der Körperkräfte galt in Sparta für das Höchſte. Aelian ſagt, daß die lacedämoniſche Jugend alle zehn Tage unbekleidet vor den Ephoren erſchien, um den Körper einer Prüfung zu unterwerfen. Knaben, welche in Folge von Arbeit und ununterbrochenen Uebungen einen harten, muskulöſen Körper hatten, wurden durch Lob belohnt, diejenigen aber, welche einen weißen, weichen oder delicates Körper zeigten, wurden unbarmherzig gepeitſcht. Die Richtung der Aufmerkſamkeit der Spartaner auf die phyſiſchen Eigenſchaften eines tüchtigen Mannes erweckte in ganz Griechenland die Luſt zu körperlichen Uebungen, und da die olympiſchen Spiele bereits in Vergessenheit gerathen waren, brachte ſie Lycurg, Iphitus, König von Elis, und Koloſthenes in ganz Griechenland wieder in Aufnahme. Anfänglich pflegten diejenigen, welche zu Pferd oder zu Fuß bei den Spielen auftraten, einen Gürtel zu haben, womit ſie einzelne Theile des Körpers verhüllten, aber bald traten die Lacedämonier zuerſt ganz entblößt auf und begannen ſich bei den Uebungen mit Del einzureiben, welchem Beiſpiele bald ganz Griechenland nachfolgte, wie uns Thuchydides verſichert.

Die vorzugsweiſe durch Lycurg wieder ins Leben gerufenen Spiele trugen in Griechenland nicht wenig zur Erweckung der Vorliebe für das Pferd und Reitübungen bei, und obwohl Sparta überwiegend durch ſein Fußvolk berühmt war, und Agesilaus gegen die Perſer Reiterhaufen in der Zahl von fünfzehnhundert Pferden von den Griechen Klein-Asiens heranziehen mußte, ſo waren die Spartaner doch nicht ungeübt in der Reitkunſt und ſetzten zuweilen ihr Fußvolk auf Pferde, um durch Schnelligkeit den Feind zu überrachen, von fern an ihn heranzukommen und ihn mit ihren beliebten Fußtruppen zu erdrücken. Bei den Reiter- und Wagenſpielen iſt mancher Lacedämonier als Sieger hervorgegangen. Berühmt ſind z. B. die Pferde des Evagoras, die dreimal in den olympiſchen Spielen geſiegt haben und denen man ein ſtolzes Grabdenkmal geſetzt hat.

Das erste Weib, das ihrem Geschlecht das Feld des Ruhmes bei den olympischen Spielen eröffnet hat, war eine Spartanerin. Cynisea, die Schwester des Agesilaus, erhielt beim Wettkampf zu Wagen und Biergespann den Preis des Siegers.

Dieser bisher beispiellose Sieg wurde glänzend gefeiert, man errichtete ihr im Vaterlande eine Denksäule und versetzte sie in die Reihe der Helbinnen. Sie selbst weihte dem delphischen Tempel einen mit vier Pferden bespannten Wagen aus Bronze, wozu man später ihr durch Apelles gemaltes Bild hinzufügte. Nach ihrem Tode errichtete man in Olympia Säulen und Altäre zu ihren Ehren.

### § 28. Das Pferd bei den Assyriern.

Das VIII. Jahrhundert war Zeuge des Unterganges des Reiches Israel. Salmanassar, König von Assyrien, zerstört Samaria, führt den neunzehnten König Hosaa des der Vertheidigung unfähigen Landes in die Gefangenschaft und verpflanzt die Israeliten tief nach Asien hinein.

Reiterei und Wagen bildeten einen wichtigen Bestandtheil des assyrischen Heeres. Reiter finden sich schon in den ältesten Reliefs aus Nimrod's Zeiten und auf den Reliefs Kujundschi's finden sich schon ganze Abtheilungen disciplinirter Cavallerie. Ein König ist nirgends zu Pferd abgebildet, obwohl hinter seinem Wagen aufgeäumte Pferde sichtbar sind, als ob sie zu seinem Dienste bereit wären, so wie man das später bei den Persern auch findet.

Die Reitpferde alter assyrischer Zeichnung tragen weder Schabracken noch Sättel, mit Ausnahme derer, welche hinter dem Könige geführt werden. Später scheint eine Art Kissen allgemein eingeführt worden zu sein und auf einem Relief Kujundschi's zeigt sich ein hoher Sattel, der dem heut im Orient im Gebrauch befindlichen nicht unähnlich ist. Reiter auf nackten Pferden sind mit gekrümmten Beinen dargestellt, wogegen die auf Kissen sitzenden dieselben ausgestreckt haben. Steigbügel sind nirgends zu bemerken. Der Bogenschütze zu Pferd hat auf den assyrischen Bildern immer einen Gefährten, der sein Pferd lenkt. Die Reiter mit Lanzen bewaffnet leiten ihre Pferde selbst. Die Reitpferde sind minder reich geschmückt als die Wagenpferde. Urtheilt man nach den Abbildungen, so waren die assyrischen Pferde edel und wohlgestaltet. Sie gehörten zu den Kostbarkeiten, welche Mesopotamien an Aegypten als Tribut zahlen mußte. Leyard hält die alten assyrischen Reliefs von Pferden für Por-

traits, welche von den schönsten und trefflichsten Mustern genommen wurden. Alle zeichnen sich durch einen feinen, wohlgestalteten Kopf mit großen Nüstern, halbmondartig gebogenen Nacken, langen Bauch, feine sehnige Füße und große Aehnlichkeit mit den heutigen arabischen Pferden aus. Die Reliefs Kujundschi's stellen auch Bildnisse von Weibern auf Maul- eseln dar; Esel aber sind gar nicht zu sehen, obwohl Herodot und Jesaias von solchen sprechen und Xenophon sogar wilde Esel in diesen Landstrichen sah.

Die Geschirre der Wagenpferde waren bei den Assyriern sehr kunstvoll und reich. Federbüsche wallten von den Köpfen, phantastische Ornamente schmückten die Ohren und fielen über die Nase herab. Bänder und Streifen spielten im Winde und große wollene oder seidene Rosetten zierten Stirn und Seiten. Das silberne oder goldene Gebiß war an den Enden mit breiten Buckeln versehen, von denen die getheilten Wangenriemen, der Kopfriemen und die Bügel ausgingen. Auf dem Nacken hingen Quasten, Rosetten und Perlen. Drei reich gestickte Bauchriemen, welche den vorderen Theil des Bauches umringten, hielten an geeigneter Stelle Garnitur und Deichsel des Wagens und wurden selbst durch einen mit Rosetten geschmückten Brustriemen festgehalten. Das Joch war auch mit Ornamenten versehen und gestickte Decken umgaben oft die ganze Gestalt des Zugpferdes. Diese Decken waren in späteren Zeiten noch viel ausgesuchterer Arbeit. Die Mähnen der Pferde auf assyrischen Abbildungen pflegen verschiedenartig geordnet zu sein, zuweilen gekämmt, zuweilen geflochten, zuweilen kurz geschoren und aufrecht. Die Schwänze waren in den ersten Zeiten mit Bändern verflochten, dann ohne solche einfach geflochten. Von Bügeln ist immer ein Paar bei jedem Pferde. Die Peitschen bestehen aus einer Schnur an kurzem Griff, so, wie bei den Aegyptern. Die späteren sind zwei- oder mehrschnürige Scorpione und die Griffe sind mit einem Stier- oder Löwentopf geschmückt.

Die Ausgrabungen (Volte und Bahard) in Kujundschi, Kharfabad und Nimrud am Tigr, reichen wie es scheint, bis 1200 vor Chr. und geben sowohl in Gemälden wie in Sculpturen das vollkommenste Bild assyrischer Kriegswagen, welche die Hauptstärke dieses Reiches bildeten. Die Wagen gebrauchten die Könige und höchsten Beamten, welche im Kampfe nie zu Pferde dargestellt werden. Solche Wagen faßten zwei oder drei Personen, den Krieger, den Rosselenker und oft noch einen Schildhalter oder Pagen, der einen Schild trug. Die Wagen scheinen

von Holz gewesen zu sein, obwohl die Bibel von eisernen Wagen der Canaaniter erzählt. Von hinten scheint der Wagen offen gewesen zu sein, an der Seite hat er aber Wände von Holz, welche die ägyptischen Wagen nicht haben. Immer faßt jeder Wagen zwei Köcher mit Pfeilen, einen Bogen, einen Wurfspeer und eine Streitart. Die Deichsel ist anfänglich mit Hilfe einer gabelartigen Vorrichtung, welche den Vorderwagen festhält, versehen, später vertritt eine einzige Stange diese Vorrichtung. Das Joch ist nur für zwei Pferde eingerichtet, dessen ungeachtet sind die Wagen in den ältesten Zeiten mit wenigstens drei Pferden bespannt; das dritte Pferd ist lose angeschirrt wie bei den homerischen Wagen. Die späteren assyrischen Wagen sind wie die ägyptischen und persischen zweispännig. Die ersten Wagen sind niedrig, später haben sie Räder von der Höhe des Menschen. Die niedrigen Räder hatten sechs Speichen. Die ursprüngliche Einfachheit des Baues dieser Wagen machte bald einer kunstvolleren Platz. Gold, Silber und Elfenbein, Sculptur und Malerei begannen bald verschwenderisch für den Luxus der assyrischen Wagen verwendet zu werden.

### § 29. Die griechischen Spiele.

Dasselbe Jahrhundert ist Zeuge des unter Sardanapal hereinbrechenden Untergangs des assyrischen Reiches, welches in drei Königreiche: Ninive, Babylon und Medien zerfällt. Aegypten wird durch einen Dynastie-Wechsel erschüttert, denn Sotas, der Priester des Vulkan, bemächtigt sich des Thrones. Während mächtige Reiche im Osten zu Grunde gehen, begrüßt der Westen in demselben Jahrhunderte die Wiege des Riesens der Zukunft.

In Latium an der Tiber entsteht auf sieben Hügeln die neue Stadt Rom durch den mit Wolfsmilch genährten und durch Brudermord besleckten Romulus, nach welchem Numa die politische und religiöse Bildung des neuen Volkes durchführt. In demselben Jahrhundert beginnt Griechenland eine nach Olympiaden-Jahren geordnete Zeitrechnung und zwar fällt die erste Olympiade in das Jahr 776 vor Chr.

Die hauptsächlichsten griechischen Spiele, bekannt unter dem Namen der vier großen Spiele, waren:

1. die Isthmischen, welche in einem Tannenwald auf der corinthischen Landenge zu Ehren des isthmischen Neptun alle drei Jahre gefeiert wurden.

2. die Nemeischen in einem Cedernhain des Städtchens Nemea im Peloponnes, alle zwei Jahre wiederkehrend, zu Ehren des Dpheltes, der später Archemoros genannt wurde.
3. die Pythischen, gefeiert im Thale Pytho, zwischen Delphi und Kirrha gelegen, zu Ehren Apollos, des Ueberwinders der Schlange Pytho, und
4. die wichtigsten, allgemeinsten, nicht nur für das eigentliche Griechenland, sondern auch für alle Völker griechischer Abstammung, sobald sie nur kein politischer oder religiöser Vorwurf traf, gemeinschaftlichen Olympischen, welche alle vier Jahre zur Zeit der Sonnenwende in der Nähe der elischen Stadt Olympia im westlichen Peloponnes zu Ehren des Olympischen Jupiter gefeiert wurden.

Pindar drückt sich über sie folgendermaßen aus: „Suche am Himmel nicht hellere Sterne als die Sonne, auch nicht zwischen den griechischen Spielen glänzendere als die olympischen.“ Derselbe Dichter warnt die olympischen Sieger, daß sie nach nichts Höherem trachten, sich nicht anstrengen sollten, Götter zu werden, da ihr Loos auf Erden bereits göttlich wäre. Für den Römer war die Ehre des Siegers in den olympischen Spielen etwas Höheres als die Ehre des Consulats oder eines Triumphes.

Die Griechen nahmen als Anfang ihrer Aera das Jahr, in welchem bei diesen Spielen der berühmte Fechter Choraebus aus Elis den Preis erhielt. Diese Spiele blieben in Griechenland bis 392 nach Chr. eine ununterbrochene Sitte.

Wir finden in der Weltgeschichte kein schöneres Institut als die olympischen Spiele bei dem jugendlichen, enthusiastischen und edlen Volke der Griechen. Bei der Annäherung der für diese Festlichkeit bestimmten Zeit hörten alle Feindseligkeiten der unter einander entzweiten griechischen Stämme auf und ein allgemeiner Waffenstillstand war wie von selbst geboten.

Gelehrte, Helden, ganz Griechenland, die ganze Welt kam zusammen, um am Fuß der Statuen der Götter einzig um Ruhm zu kämpfen.

Vor Beginn der Spiele ernannte man Agonotheten oder Kampfrichter; drei von diesen waren besonders für Pferde-Wettrennen bestimmt. Sie schrieben Namen und Nationalität der Wettstreitenden in besondere Register und ein Herold verkündete dem versammelten Volk die aufgezeichneten Namen.

Am Abend des elften Hecatombaeon begoß man die Altäre mit Opferblut. Die vorbereitenden Ceremonieen fanden beim Klang musikalischer

Instrumente Statt und dauerten bis in die späte Nacht. Die fünf nachfolgenden Tage waren zu Wettkämpfen bestimmt, welche mit dem Aufgang der Sonne begannen.

Der Morgen verging mit Fußwettkäufen, mit Sprüngen, mit Werfen mit dem Discus und mit anderen kleineren Kämpfen; die Mitte des Tages war für die schwersten Kämpfe bestimmt und man beschloß den Tag mit dem hochgeschätzten Pferde- und Wagen-Wettrennen.

Die Pferde-Wettrennen waren zwiefacher Art, auf einem oder auf zwei Pferden, und jede dieser Art konnte auf Hengsten oder Stuten Statt finden; Wettrennen von Stuten nannte man *Κάλπη* und in ihnen mußte der sich dem Ziel nähernde Reiter auf die Erde niederspringen und mit dem Zügel in der Hand läufstüßlings neben dem Pferd die Bahn endigen. Reiter, welche auf zwei Pferde wettrantten, mußten in der Nähe des Zieles von einem Pferde auf das andere springen.

Der ausgezeichnetste Sieg war der auf einem mit Vierern breit gespannten Wagen (*τέτταρον*), aber man rannte auch Wette auf zweispännigen Wagen (*διωγός*), und bei jedem dieser Rennen war man besonders aufmerksam darauf, ob die Pferde jung oder schon vollständig ausgewachsen waren, da es von ihrem Alter abhing, was man von ihnen zu erwarten und zu verlangen berechtigt war.

In der fünfundzwanzigsten Olympiade wurden die vierspännigen Rennen eingeführt, in der dreiunddreißigsten Wettrennen zu Pferde, in der einundsiebzigsten Stuten-Wettrennen, welche in der vierundachtzigsten bereits aufhörten; in der dreiundneunzigsten führte man zweispännige Wagenrennen mit alten Pferden ein, in der hundertachtundzwanzigsten solche mit jungen Pferden und in der hunderteinunddreißigsten Rennen auf jungen Pferden. Später in dem Maße als man die römischen Spiele zum Nachtheil der griechischen begünstigte, verbot man in Griechenland vierspännige Wettrennen anzustellen bis zur hundertneunundneunzigsten Olympiade, in welcher das Viergespann des Liberius triumphirte; in der zweihundertelften Olympiade nahm Nero Theil an einem Wagenrennen mit einem Zehngespann von jungen Pferden.

Nicht immer waren die Eigenthümer der Pferde bei den Spielen die Selbstkenter; aber die Ehre des Sieges fiel immer dem Eigenthümer zu. In dem alten Elis, nicht fern von der heutigen Stadt Lagenico, finden sich bis heute noch ungestaltete Trümmer eines ehemaligen Hippodroms. Das ist aber auch Alles, was auf jener Ebene, wo so viele ritterliche Uebungen des alten Hellas Statt gefunden haben, übrig geblieben ist.



Das Hippodrom befand sich in dem östlichen Theile der olympischen Ebene und war rechts durch einen Wall und links durch eine Hügelkette begrenzt, ringsum aber erhoben sich prächtige Tempel und Altäre. Es hatte ungefähr neunhundert Fuß Länge, dreihundert Fuß Breite und die Form eines Rechtecks, dicke Mauern schlossen es ein; eine ungeheure Menschenmenge umgürtete als Zuschauer die Arena und starke Laue schützten sie gegen Unglücksfälle. Die Preisrichter hatten eine Tribüne auf einer kleinen Erhöhung mitten darin. Gegenüber dem Ausgangspunkt stand eine etwa ein und eine halbe Elle hohe Säule, um welche herum Pferde und Wagen zum Ausgangspunkte zurückkehren mußten.

Vor dem Eingang der Arena befand sich ein besonderer dreieckiger Platz, in welchem die Wagen und Kenner den Augenblick erwarten mußten, in welchem sie in die Schranken gelassen wurden; hier stand ein Altar mit dem Adler Jupiters und dem Delfin Neptuns. Auf das von dem obersten Leiter der Spiele gegebene Zeichen breitete der Adler durch eine besondere, sinnreiche, mechanische Vorrichtung seine bronzenen Flügel aus und erhob sich in die Luft, während der Delfin in die Erde versank. Das war der feierliche Augenblick für das Beginnen des Wettkampfs. Die Kämpfenden ritten auf den ihnen durch das Loos vorher bestimmten Platz, wo sie das letzte Signal durch eine Tuba abwarteten, mit dessen Er tönen die alle Kämpfenden in gleicher Höhe haltende Leine fiel und der Wettkampf begann.

Die Arena war fast in der Hälfte ihrer Breite durch eine Schüttung (spina) in zwei Theile getheilt, welche so weit von den Endungen der Rennbahn abstand, daß Wagen und Pferde bequem die Wendung machen konnten. Die Länge der Schüttung betrug vier hundert Fuß, so daß wenn die Pferde sie siebenmal umkreiften eine gute Viertelmeile und bei zwölfmaliger Umkreisung eine halbe Meile durchlaufen war. Am Ende der Schüttung stand die Säule, um welche die Kennenden ihre Wendung machten und welche als Ziel des Wettrennens diente. Bei dieser Säule befand sich ein runder Altar dem Genius des Schreckens geweiht, welcher zu dem Zwecke errichtet war, um den Wettkampf zu erschweren, indem durch eine unbekannte Vorrichtung diejenigen Pferde erschreckt wurden, welche durch ihre Reiter nicht darauf zugeritten waren. In Nemea lag anstatt eines solchen Altars ein feurig rother Stein, welcher dieselbe Wirkung ausüben sollte.

Der Lauf ging nach links; die Hauptschwierigkeit bestand in der geschickten Wendung am Ende der Schüttung und in dem gewandten

Vermeiden der den Weg durchschneidenden Gegner, auch war es mit einer Wendung nicht abgethan; mit jungen Pferden gehörte es sich sieben Mal die Bahn zu umkreisen und mit ausgewachsenen zwölfmal. Hier galt es, alle Kräfte aufs höchste anzustrengen und nur nach hartem Kampfe des Schreckens mit der Hoffnung erhielt der Sieger den Preis.

Die Vorbereitung der Pferde zum Rennen, das heutige Trainiren, dauerte dreißig Tage, und Reiter und Wagenlenker, welche an den Rennen Theil nehmen wollten, waren verpflichtet zu schwören, daß sie seit zehn Monaten alle Uebungen durchgemacht hatten, welche nach den Regeln der Spiele als durchaus nothwendige anerkannt waren.

Die stätige Wahl der linken Richtung in der Arena scheint nicht zufällig gewesen zu sein. Es ist bekannt, daß viele Pferde gern Hals und Nacken nach dieser Seite tragen und zwar weil im Mutterleibe der Kopf des Fohlen gewöhnlich nach der Seite hin gerichtet ist; daher galopiren die Pferde am liebsten nach links und widerspenstige weichen am häufigsten nach dieser Seite aus. Bis auf den heutigen Tag rennen unsere Akrobaten nach links herum, was der streng beobachteten Sitte jener Zeiten zuzuschreiben ist, wo in Constantinopel die erste Gesellschaft von Akrobaten diese Richtung annahm. Bei einer solchen Richtung des Laufes neigte sich das gut geübte Wagenpferd bei der Wendung immer nach links, während das schnellste Rennpferd sich dabei nach rechts beugte; jedes Pferd war mit zwei Zügeln versehen, so daß der Lenker des Viergespanns in jeder Hand vier Leinen hatte.

Der Preis des Sieges war ein bescheidener Kranz von Zweigen des heiligen Delbaums und der Ruhm, ihn erhalten zu haben, war das höchste Glück. Die Kampfrichter sprachen den verdienten Preis zu und überreichten dem Sieger einen Palmenzweig.

Ein Herold, dem ein Trompeter vorausging, führte den Sieger in der Arena herum, indem er seinen Namen und seine Nationalität laut verkündete — und Beifalls-Klatschen und Rufen erfüllten die Lüfte. Eine Musik von verschiedenen Instrumenten, sowohl der Art des Triumphes als auch der Nationalität des Triumphators angepaßt, intonirte, Tänze begannen und eine herrliche Schaar von Jünglingen, Priestern und Opfern führte den Sieger feierlich an die Stufen des Altars des Jupiter, wo ein Opfer des Wohlgeruchs dargebracht wurde. Zur Begrüßung des Bekränzten, wenn er nach Hause zurückkehrte, kam ihm die Bevölkerung der ganzen Stadt entgegen; durch eine Oeffnung, die man in der Stadt-

mauer abſichtlich gemacht hatte, hielt er in die väterliche Stadt ſeinen Einzug auf einem vierſpännigen Wagen, mit dem Kranz auf dem Haupte und der Palme in der Rechten. Beim Schein von tauſenden von Fackeln und unter dem Freudenjubil eines unzähligen Gefolges zog er in die heimathliche Stadt. Ein Feſtmahl auf Koſten der Stadt oder des Siegers beſchloß den Triumph.

Vielen Siegern in den olympiſchen Spielen wurde aus dem öffentlichen Schatz eine Rente gezahlt, man befreite ſie von ſtädtiſchen Pflichten und in Theatern und öffentlichen Spielen räumte man ihnen den erſten Platz ein.

Die ſpartaniſchen Könige wieſen den Siegern in den olympiſchen Spielen bei kriegeriſchen Expeditionen den Platz an ihrer Seite an, in Athen wurden ihnen Bildſäulen errichtet und eine lebenslängliche Rente aus öffentlichen Fonds zugeſichert; die ausgezeichnetſten Dichter ſangen ihren Ruhm und indem man den Männern Ehre zollte, vergaß man auch der Pſerbe nicht, deren Eigenſchaften und Geſchicklichkeit zum Triumph jener beigetragen hatten; auch ihnen errichtete man Bildſäulen und ihre Namen, ihr Alter, Farbe, Race und Vaterland wurden in die öffentlichen Register eingetragen. Es gab in Griechenland kein Städtchen, welches nicht ſeinen Hippodrom beſeſſen hätte, und die Spiele, welche auf ihm geübt wurden, waren nach dem Muſter der olympiſchen eingerichtet; dort wurden die Vorübungen gemacht, über deren Reſultat ganz Griechenland in Olympia das Urtheil ſprach. Nach dem Verzeichniß der olympiſchen Bildſäulen zu urtheilen, ſcheint es, daß Sparta und Elis die meiſten Sieger geliefert habe, doch fehlt es auch nicht an Athenern, Einwohnern von Sicilien, Groß-Griechenland, Klein-Aſien und Lybien. Herodot kennt nur zwei der ausgezeichnetſten Pſerbe, welche dreimal in Olympia ſiegten, das eine des Atheners Cimon, das andere des Spartaners Evagoras.

### § 30. Das Pferd in Rom unter den Königen.

Das VII. Jahrhundert ſah den Untergang Ninives, welches Nabopolassar, nach Saraks Ermordung, dem babylonischen Reiche einverleibt, ſah den Untergang des Königreichs Juda und die Zerſtörung Jeruſalems durch den Babylonier Nebukad-Nezar. Weber der Wuth der Juden noch die Klagelieder Jeremiä waren im Stande das Verhängniß von Juda zu beugen. Aegypten iſt mit ſeinen häuslichen Angelegenheiten beſchäftigt, kanaliſirt die Mündung des Nil, um ihn mit dem rothen Meere zu verbinden, führt ein wenig Krieg — und hört auf.

Die griechischen Staaten ordnen das innere Staatswesen. Sparta ernennt seine Ephoren, Athen nimmt die blutige Gesetzgebung Dracons an, Weise und Philosophen verherrlichen das Jahrhundert, welches nur durch die Feindschaft zwischen Sparta und Messene einigermaßen getrübt wird.

Die Bildung der griechischen Philosophen mußte nicht so einseitig sein, wie diejenige unserer Gelehrten, wenn unter den Bekränzten bei den olympischen Spielen für Sieg im Pferderennen Pythagoras und Empedokles in diesem Jahrhundert gefeiert werden.

In Rom herrschen nach Numa drei Könige nach einander: Tullus Hostilius, Ancus Martius und Tarquinius priscus. Der Streit Roms mit Alba wird durch den Kampf der drei Horatier mit den drei Curiatern entschieden. Die List des letzten auf dem Platze bleibenden Horatiers verleiht Rom den Sieg. Aber der Kampf wird zu Fuß gefochten; denn Fußvolk bildete zu alten Zeiten den Kern römischer Heere. Doch bilden tausend Equites zu Romulus Zeiten die Reiterei Roms, und außer ihnen dreihundert Celeres die berittene Leibgarde des Königs; diese Garde wurde aus den Mitgliedern der vornehmsten Familien Roms durch Botiren gewählt. Der Ausdruck Celeres kommt von *κἑλγς*, ein schnelles Ross. Etwas später erhielt diese Schar den Namen Flegumines oder Fleguntä und diese Ausdrücke kommen vom Zeitwort *flectere* — schließlich nannte man die Celeres Trossuli vom griechischen Worte *τροχος* der Schnelllauf. Je nach dem Maße der Aenderung dieser Namen scheint die Geschichte der Verwendung dieser Reiterei bemessen werden zu müssen.

Ursprünglich brauchte man nur ihre Schnelligkeit, mit der Zeit aber forderte man die besondere Geschicklichkeit jedes Reiters und endlich verlangte man von ihnen Nachdruck und Kraft beim Angriff.

Romulus richtete den griechischen Spielen ähnliche zu Ehren des Rathgebenden Gottes Consus ein, welche *consualia* genannt wurden. Diese Spiele nehmen in diesem Jahrhundert den Namen Circusspiele an und zwar von dem Circus, den Tarquinius priscus nach dem Muster des olympischen Hippodroms hatte bauen lassen. Pferd- und Wagenrennen bildeten in dieser Zeit das Hauptelement der Circusspiele.

### § 31. Der Ritterstand in Griechenland.

Das VI. Jahrhundert beschränkt die Weltgeschichte auf drei Brennpunkte. Diese sind Rom, welches kaum der Wiege entwachsen seine Kräfte versucht, Griechenland, voller Leben und Begeisterung, und endlich Persien,

welches alle Reiche Afiens in eine Monarchie vereinigt. In Rom bestiegt der Vatermörder Tarquinius superbus den Thron nach Servius Tullius, das empörte Volk vertreibt ihn aus der Stadt, legt die Gewalt in die Hände zweier Consuln und beginnt die neue Aera Roms als Republik. Das Pferd muß dabei nicht ganz unbetheiligt gewesen sein, da Junius Brutus, der Tribun der Celeres, erster Consul wird, dem man als Collegen Tarquinius Collatinus giebt. Athen wird durch die Gesezgebung Solons von den traurigen Wirkungen seiner häuslichen Streitigkeiten befreit. Das Ansehen des Areopagus wird erweitert, vier hundert ständiger Mitglieder des Prytaneum stehen ihm zur Seite und das ganze Volk, in vier Classen getheilt, nimmt an den Gerichten und öffentlichen Angelegenheiten durch Abstimmung Theil. Der Ritterstand ist der zweite in der Reihe der Classen, zu welcher nur wohlhabende Leute gehören, welche die Mittel besitzen, ein Streitroß auf eigene Kosten zu erhalten. Alljährlich saß die athenische Ritterschaft zu Pferde und durchritt die Stadt zur Ehre Jupiters und diese Reiterei war so tüchtig, daß einst eine Abtheilung, welche früh von Athen aufgebrochen war, im Isthmus gefüttert hatte, zur Nacht in Mantinea eintraf, mithin an einem Tage fünfzehn Meilen gemacht hatte.

### § 32. Das Pferd in Persien. Cyrus.

Cyrus, der Sohn des Cambyses und der Mandane, der Tochter des medischen Asthages, vernichtet das assyrische Reich, nimmt Babylon, indem er durch das trockengelegte Bett des Euphrat, dessen Lauf er künstlich anders leitete, eindringt; dann überwindet er Sydien, dessen letzter, durch seinen Reichthum berühmter, König Krösus ein unzertrennlicher Gefährte des Siegers und Freund seines Sohnes Kambyses wird.

Syrien, Arabien und ganz Idumaea, heut das Vaterland des edelsten Pferdes, und zugleich das an Pferden reiche Babylon kommen durch das Schwert unter persische Botmäßigkeit. Medien dagegen erhält Cyrus durch Erbschaft nach seinem kinderlosen Oheim Cyzares. Von dem Pferde-Reichthum Babylons kann man sich einen Begriff machen, wenn man weiß, daß der Statthalter Tritantechmes außer seinen Streitrossen acht hundert Hengste für sechszehntausend Mutterpferde hielt, eine Heerde, welche sicherlich ein Collectiv des Tributs vieler Völker war, und unter die Satrapen zur Zucht vertheilt wurde. Cappadocien lieferte auf diese Weise jährlich eintausend fünfshundert Pferde und zwei-

tausend Maulesel; Armenien zweitausend Fohlen für das königliche Gestüt Hippobatos, wo sich hundertfünfzigtausend Mutterstuten nifsäischer Race befanden, von denen Alexander der Große nur noch fünfzigtausend vorfand.

Auf diese Weise konnte der Satrap Artanastes dem Antonius sechstausend gepanzerte Reiter und viele Pferde stellen.

Nach der Eroberung Babylons erlaubte Cyrus den Hebräern in ihre alte Heimath zurückzukehren und half ihnen sogar beim Wiederaufbau Jerusalems und des Tempels. Das Volk Israel lehrte unter Anführung Serubabels, eines Nachkommen der Könige von Juda, in das Land seiner Väter zurück und seitdem beginnt die Regierung der Hohenpriester in Judäa unter persischer Oberhoheit. Das auserwählte Volk verlor auch während der Gefangenschaft seine Abneigung gegen das Pferd nicht, obwohl es lange Jahre hindurch auf den wahren Werth und die Verehrung des Pferdes bei andern Nationen zu blicken Gelegenheit hatte, und ungeachtet der Auszeichnung, welche dem Juden Marbocheus zu Theil wurde, indem man ihn in königlichen Gewändern auf einem königlichen Pferde als Gegenstand der besonderen Freundschaft und Hochschätzung Ahasvers herumführte.

Die Vorräthe des ins Vaterland zurückkehrenden Volkes sind nicht groß, aber unter diesen ist das Uebergewicht der Anzahl von Eseln über diejenige der Pferde auffallend; auf sechstausend siebenhundert Esel, welche die Juden mit sich führen, kommen nur siebenhundert sechs und dreißig Pferde, zweihundert fünf und vierzig Maulthiere und vierhundert fünf und dreißig Kamele.

Cambyses II. erobert Aegypten und nach seinem Tode folgt, nach kurzem Schwanken über die Nachfolge, Darius Hystaspis auf dem Throne des Cyrus. Bis auf Cyrus wußte die Geschichte wenig von der Existenz der Perser und ihr hippischer Ruhm beginnt erst mit der glänzenden Herrschaft dieses Monarchen. Er erst schuf im Volke die Liebe zum Pferde und zu seiner Zucht. Am Ende seiner Regierung besaß jeder Perser, auch der ärmste, wenigstens ein Pferd und das Gesetz, daß jeder Perser, der im Besiz eines Pferdes war und unter dem Fußvolk getroffen wurde, schimpflich bestraft werden sollte, ist ein Beweis, wie sehr Cyrus auf Entwicklung der Reiterei in Persien bedacht war. In Folge dieser Richtung bildete die Reitkunst eine Hauptdisciplin der Erziehung der Jugend. Kinder von fünf Jahren wurden schon aufs Pferd gesetzt und bildeten sich mit der Zeit zu so gewandten Reitern, und so treff-

lichen Bogenschützen, daß sie im vollen Lauf des Pferdes den Vogel im Fluge trafen.

Cyrus, der erste Reiter seiner Zeit, übte selbst seine Pferde zum Kampf, zur Jagd und zum Wettrennen ein.

Das eigentliche Persien galt bis auf Cyrus' Zeiten für ein der Pferdebezugt nicht besonders freundliches Land und beschäftigte sich auch damit nicht, wie Xenophon uns darüber belehrt und wie auch der gänzliche Mangel an Pferdeabbildungen in den Sculpturen der Ruinen von Persepolis dafür spricht.

Dagegen war die medische Reiterei schon lange vor Cyrus weit und breit berühmt. Abshrtus giebt die medischen Pferde als die größten an, diese Eigenschaft scheint indessen namentlich nur der nissäischen Race eigen zu sein. Die alten Autoren nennen nicht selten medische oder auch armenische Pferde nissäische und Herodot rechnet die nissäischen ausdrücklich zu den medischen. Diese vorzüglichste Race des alten Orients wurde wahrscheinlich in dem heutigen Nischapur in Chorasan gezüchtet in der Gegend, welche vor Alters das hirtanische Nissäa genannt wurde. Diese Pferde waren durch ihren Wuchs, ihre Kraft und Schönheit berühmt.

Strabo sagt von den nissäischen Pferden, daß sie im Gegensatz zu den griechischen sich eben so wie die parthischen durch große Gleichgestaltung des Wuchses auszeichneten. Oppian erwähnt sie im zweiten Jahrhundert nach Chr. und Ammianus Marcellinus noch im vierten; beide finden sie würdig, das Eigenthum eines Königs zu sein, so daß diese Pferde durch einen Zeitraum von vier Jahrhunderten ununterbrochen den ersten Platz unter den Pferden des Alterthums einnahmen. Die weiße Farbe war in dieser Race vorherrschend, obwohl spätere Schriftsteller auch von braunen und schwarzen nissäischen Pferden sprechen. C. Ritter vermuthet, daß die heutigen turtomanischen Pferde Nachkommen der nissäischen seien. Im entlegenen Alterthume war Pyton für Antigonus tausend Reiter in diesen Gegenden, welchen ebenso viele Packpferde folgten. Im Heere des Xerxes schritten zehn heilige nissäische Pferde prachtvoll geschmückt vor dem Wagen Jupiters, der durch vier andere weiße Pferde derselben Race gezogen wurde, und diesem erst folgte der königliche Wagen. Die höchsten persischen Würdenträger gebrauchten nie andere als nissäische Pferde. Herodot erzählt von einem durch seine Kampftüchtigkeit berühmten nissäischen Pferde des persischen Feldherrn Artibias, das geübt war, mit Zahn und Huf den Feind zu vernichten. Demselben Pferde wurden, als es einmal einen durch seinen Schild gedeckten Feind nachdrücklich angriff,

durch den Hieb mit einem krummen Säbel beide Vorderbeine abgehauen. Mazistios, der Anführer der Reiterei unter Marbonius, ritt ein misäisches Pferd, welches beim Angriff allen vorausging.

Die Geschichte erzählt uns, daß Cyrus während des Krieges gegen Babylon zuerst den Werth einer guten Reiterei kennen gelernt habe, als ihm die berittenen Meder wesentliche Dienste leisteten, deshalb setzte er auch sofort auf die dem Feinde abgenommenen Pferde seine gewandtesten Soldaten und schuf augenblicklich eine Abtheilung Reiterei. Dieser erste Haufe von Reitern wuchs mit der Zeit und nach einigen Jahren der Arbeit und unerhörter Ausdauer waren die Perser im Besiß einer der mächtigsten Reiterei der Welt. Pedates, dessen Reich Cyrus verschonte, lieferte ihm oft die trefflichsten Pferde und in Kurzem wuchs die Reiterei des Cyrus auf vierzigtausend Pferde.

Cyrus theilte seine ganze Reiterei in Abtheilungen nach dem Decimalsystem, mit zehn Pferden anfangend und die Zahl immer potenzirend, so daß ein von oben gegebener Befehl in kurzer Zeit durch die Führer der Abtheilungen eilte, von denen jeder ihn immer nur zehn Untercommandeurs mittheilte, bis zu den letzten zehn Soldaten.

Viele Theile des persischen Reiches unter Cyrus zeichneten sich in Beziehung auf Pferde aus und unter ihnen lieferte Misäa, Medien und Armenien die besonders für Kriegswagen geeigneten Pferde. Die Form dieser Wagen änderte Cyrus, indem er die bisher gebrauchten cyrenäischen in breitere und höhere umwandelte, welche den ganzen unteren Körper des Fuhrmanns deckten und im Stande waren, einige Krieger zu fassen.

Kenophon unterscheidet die armenischen Pferde von den persischen, indem er sagt, daß, obwohl sie kleiner als die letzteren waren, sie dennoch dieselben an Feuer übertrafen. Vegetius sagt, daß die persischen Pferde eine ganz eigenthümliche Gangart hatten, indem sie die Mitte zwischen den celatorii und trottonarii hielten (vergleiche das persische und karabachische Pferd), daß sie sich so zusammenehmen ließen, daß das Kinn die Brust berührte, daß sie dabei stolz, elegant, klug, dauerhaft waren und ein spätes Alter erreichten. Persien zeichnete sich in der Pferdebezücht durch große Sorgfalt aus und war eines der ersten Länder, in welchem die Sitte eingeführt wurde, genaue genealogische Register der Pferde zu führen.

Abhyrtus sagt, daß die armenischen und cappadocischen Pferde zu demselben Stamme gehörten wie die parthischen, daß ihr Kopf und Wuchs nur größer war, daß übrigens alle diese Pferde gleich stark und mutzig,



gleich edeler Gestalt waren und gleich gut auf den Füßen standen. Mit der Zeit erwuchs in Persien eine solche Masse von Pferden, daß Darius ganze Heerden unter seine Reiter zu vertheilen befohl, theils um die Pferde an das Kriegshandwerk zu gewöhnen, theils um den Feind durch ihre Massen zu erschrecken.

Der Anfang reitender Posten datirt seit Cyrus, er war der Schöpfer dieses heut unentbehrlichen Instituts, er war der erste, der den Versuch anstellte, welche Strecke ein Pferd ohne Ruh und Last und ohne eigne Gefahr zu durchlaufen vermöge. In den nach diesen Beobachtungen geeigneten Entfernungen errichtete er Stationen und in jeder von diesen ließ er gute Stallungen bauen und versah dieselben mit einer gewissen Anzahl von Pferden und Leuten unter Aufsicht eines Vorgesetzten, der aus den zuverlässigsten und umsichtigsten Persern ausgewählt war. Die reitenden Postboten des Cyrus durchkreuzten das Reich mit der Schnelligkeit der Kraniche. Die Schnelligkeit der königlichen Depeschen war derjenigen der Fackelzeichen gleich, welche an den griechischen Festen der Hephästien von Berg zu Berg gegeben wurden. Dieses sofort gut eingerichtete Institut hat lange Jahre gedauert. Im Buche Esther wird gesagt: „die reitenden Boten des persischen Königs ritten eilig und lebhaft.“ Später richtete Xerxes zeitweilige Feldposten ein, um von Griechenland schleunigst Nachricht nach Persien über seine Siege oder Niederlagen erhalten zu können.

Lange Jahre hindurch opferten die Perser allmonatlich ein Pferd auf dem Grabe des Cyrus den Manen des unvergeßlichen Feldherrn. Das Pferd blieb von nun an ein unentbehrlicher Gefährte der Nation, das Volk schloß sich mit Leidenschaft an dasselbe, man sah in ihm eine Art Gottheit und darum vertraute man ihm die Königswahl nach dem Tode Cambyses II., als der falsche Smerdis, der angebliche Bruder des verstorbenen Königs, auf einige Monate die Herrschaft an sich gerissen hatte, welche indessen die Vornehmen des Reiches nicht lange duldeten. Man mußte also einen neuen Herrn wählen und man einigte sich darüber, diese Wahl dem Urtheile der Götter zu überlassen.

Sieben Häuptlinge der Verschworenen bewarben sich um die Krone. Man bestimmte, daß sich alle sieben zu Pferd um Sonnenaufgang an einen verabredeten Platz zu begeben hätten und daß derjenige König werden sollte, dessen Pferd das Tagesgestirn mit seinem Wiehern begrüßen würde. Das Pferd des Darius, Sohn des Hystaspes aus der Familie der Achämeniden, wieherte zuerst und seinem Herrn übergab man daher

das Scepter. Es ist eine Legende, daß Darius sein Glück der List eines seiner Stallknechte zu verdanken gehabt habe, der am Tage vor dem Antritt der Verschworenen das Pferd des Darius zugleich mit einer Stute an den verabredeten Platz geführt habe und daß die Erinnerung des Pferdes daran das glückbringende Wiehern desselben veranlaßt habe. Darius ließ zur Ehre dieses Pferdes eine Bildsäule errichten. Curtius sagt, bei Beschreibung des Parade-Wagens des Darius, daß sein Joch mit kostbaren Steinen besetzt gewesen, daß auf demselben zwei Ellen hohe Figuren des Minus und Velus aus purem Golde gestanden hätten und daß in der Mitte zwischen ihnen ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln, das Wappen der persischen Könige, angebracht gewesen wäre; Alles an diesem Wagen habe von Gold und Edelsteinen gestropt.

### § 33. Persien und Griechenland treten sich im Kampf gegenüber.

Im V. Jahrhundert tritt Asien mit Europa in Kampf; die materielle Kraft und der blinde Gehorsam unter dem Willen eines Alleinherrschers kämpft um den Vorrang mit der Macht des Geistes und der heiligen Vaterlandsliebe. Zweimal stürzt sich Persien mit der ganzen Wucht seiner Massen auf das kleine Griechenland. — Hunderttausend Mann Fußvolks und zehntausend Reiter unterliegen auf den Feldern von Marathon dem bei den olympischen Spielen mehrfach bekränzten Miltiades, der im Ceramicus bei den Statuen der Götter drei seiner Stuten, durch die er in jenen Spielen gesiegt hatte, bestatten ließ, dasselbe was der Lacedämonier Enagoras mit seinen siegreichen Pferden that. Eine Million und siebenhunderttausend Mann Fußtruppen und achtzigtausend Reiter des Xerxes erliegen bei Salamis, Platää und Mycale. Die Nationen, welche in der Reiterei des Xerxes am Kampfe Theil nahmen, sind: die Baktrier, Caspier, Meder, Risp hier, Parycaner und endlich die Sagurter, welche sich durch die Geschicklichkeit, den Feind mit Schlingen zu greifen, auszeichneten. Araber fanden sich nicht darunter, sie traten nach den Berichten Herodots und Strabos bei dieser Expedition auf Kamelen auf und dieser Umstand wurde Anlaß zur Vermuthung, daß die Araber nicht immer ein Reitervolk gewesen sein und daß sie namentlich in dieser Epoche noch gar keine Pferde gehalten hätten.

Indessen scheint das doch eine zu verwegene Vermuthung, denn nichts überzeugt uns hinlänglich, daß die heutigen Verhältnisse der Araber nicht schon in den damaligen Zeiten existirt haben sollten. Auch heute

noch sind die Pferde selten in ganz Arabien, das Kamel ist dort das gewöhnlichste und zahlreichste Hausthier; auch heute noch kann keine Familie in Arabien ohne Kamel sich behelfen und für sehr arm gilt derjenige, der nur zwei dergleichen besitzt; der Araber mittleren Reichthums hat ihrer dreißig bis vierzig und Reichere pflegen bis dreihundert zu haben. Seit unvordenklichen Zeiten war das Kamel der Hauptschatz des Einwohners der Wüste. Hiob hatte sechstausend Kamele, zum Reiten, Lasttragen und um vor den Wagen geschirrt zu werden, und wenn das zweihöckrige baktrianische für Gebirgsgegenden passender gefunden wurde, so wurde das einhöckrige Dromedar, berühmt als Schnellläufer in den Wüsten, in Arabien allgemein gebraucht. Das Pferd ist auch heute noch in Arabien nur des Reichthums Begleiter.

Burkhard kannte einen Scheich, der hundert Kamele, drei hundert Schafe und Ziegen besaß und bei dem sich nur zwei Stuten und ein Hengst befanden. Bei den Enefern fand derselbe Reisende je eine Stute auf sechs bis sieben Zelte. Der Gebrauch der Kamele bei den Arabern im Heere des Xerxes bot außer großer Bequemlichkeit, leichten Transports nothwendiger Geräthe noch den Vortheil, daß das Kamel, das an sie nicht gewöhnte Pferd scheu machte. Auf jedem Kamel saßen nach Diodor immer zwei Bogenschützen, von denen jeder nach Angabe des Livius noch eine Lanze hatte. Nicht nur die Araber, sondern auch die Baktrier und Perser, von denen Niemand behauptet, daß sie keine Pferde besaßen, lieferten ganze Scharen von Kamelreitern. Noch im Heere des Antiochus kämpften die Araber auf Kamelen gegen den Scipio africanus; Cäsar aber sagt schon ausdrücklich, daß ihm der König der Arabatäer Reiter zum Kampf gestellt habe.

Die Stelle aus dem Buche Hiob, wo gesagt wird: „der Strauß erhebt sich und verspottet Beide: den Reiter und das Pferd“, beweist, daß man in Arabien die Strauße so wie noch heute zu Pferde jagte; denn der Strauß ist ein steter Bewohner nur des nördlichen Arabiens, wengleich er sich zu Xenophons Zeiten auch in Mesopotamien fand.

Simon, der mit dem Muthes seines Vaters, der Umsicht des Themistokles und dem Sinne für Gerechtigkeit des Aristides begabt war, der dreimal mit den oben erwähnten Pferden seines Vaters in den olympischen Spielen den Sieg davon getragen hatte und dem die Ehre zu Theil wurde, daß die Athener Statuen dieser edlen Thiere in Bronze goßen, die von den Historikern als Meisterwerke der Aehnlichkeit und Kunst

gerühmt werden. Derselbe Cimon rückte mit drei hundert Schiffen gegen die Perser und nachdem er sie am Eurymedon und bei Cypern geschlagen hatte, schloß er einen Frieden mit ihnen, durch welchen persische Schiffe die Fahrt auf dem aegäischen Meere untersagt wurde. Nach diesem bewunderungswürdigen Widerstande Griechenlands gegen fremde Uebermacht folgt für Athen die durch Wissenschaft und Kunst glänzende Epoche des Perikles.

Die ersten Anfänge einer Reiterei in Griechenland zeigen uns nur geringe Scharen, welche als Leibgarde der Könige und als ihre Ordnungen dienten, später entstanden größere Haufen, aber auch diese sind ursprünglich nicht eben zahlreich, so daß man an benachbarte Völker sich wenden und Menschen und Pferde in Sold nehmen mußte.

Die zur Kriegsrüstung des Landes erforderlichen Pferde stellten reichere Bürger, welche sie im Frieden unterhielten; reiche Wittwen und Waisen, die auf große Erbschaft rechneten, theiligten sich auch bei solchen Bedürfnissen des Landes. Die auf diese Weise geschaffene Reiterei wurde von Zeit zu Zeit gemustert.

Pferde, welche keinen Reiter aufsitzen ließen, welche nicht kräftig genug oder nicht zugeritten waren, welche sich zu hitzig oder zu träge erwiesen, endlich alle, welche scheuten oder ausschlugen, wurden ausrangirt und auf den Wangen gebrandmarkt.

Nach den Perserkriegen waren es namentlich die Spartaner, welche sich der Pferdezuucht eifrig hingaben, obwohl sie sich in Kriegen niemals den Ruf besonderer Reiter erworben haben.

Die Reiterei der Spartaner rückte am häufigsten zu Fuß in den Kampf. Es waren die Thessalier, welche vor den Perserkriegen schon als die ersten Reiter berühmt waren. Mit der Zeit wetteiferten die Thebaner mit den Thessaliern um gleichen Ruhm; die Aetolier aber zeichneten sich zu Polybios Zeiten durch Gewandtheit im Einzelkampfe als Reiter aus.

#### § 34. Hippische Bemerkungen über den Fries des Parthenon.

Eines der Ueberreste altgriechischer Sculptur gestattet uns Einsicht in die hippischen Gewohnheiten Griechenlands. Es ist das der Fries des Parthenon, ein Werk des Phidias, welches heut in London eine der Hauptzierden des British Museum bildet. Der Fries stellt die Feierlichkeit der großen Panathenäen dar, bei welchen die Söhne der ersten Bürger in Wettrennen zu Fuß und Wagen um den Preis kämpften. Aus diesem Meisterwerke kann man in Beziehung auf Hippik folgende Schlüsse

ziehen: die Pferde sind im Verhältniß zum Menschen sehr klein, ihre Größe überragt die Brusthöhe des neben ihm stehenden Menschen nicht und die Füße des Reiters reichen bis unter die Kniee des Pferdes. Alle Pferde haben den Character einer von den heutigen Racen verschiedenen Race, ihre nicht zu großen Köpfe tragen breite Stirnen, eine kurze muskulöse Beugung des Halses, gut liegende Blätter, breite Brust, trockenes aber kräftiges und sehr schön gestelltes Fußwerk, kurze Lenden und eine vortreffliche Tragung des Schweifes. — Fast bei allen Pferden des Frieses steht die Mähne wie eine Bürste, während der lange Schweif im Winde spielt. Die Reiter sitzen ohne Sattel und ihre Gestalt ist sicher und schön. Die Bewegungen der auf dem Fries dargestellten Pferde sind: Schritt und vorzugsweise Galop; der Galop ist kurz; einige von ihnen gehen im Paßgange und diese Art von Gang war, wie wir das schon aus anderen Quellen wissen, seit den ältesten Zeiten in Griechenland bekannt und geschätzt. Es ist ziemlich natürlich, daß sattellos gerittene Pferde für den Trab nicht eingeschult waren und daß diese Bewegung in der Dressur der Alten gänzlich ausgestrichen war, so wie sie auch heute noch kaum bei den orientalischen Völkern existirt. Inmitten von ungefähr hundert auf dem Fries dargestellten Pferde gewahrt man keines im Trabe. Der Paßgang mußte die gewöhnliche Gangart der Reiterei sein, wenn Aristoteles der Ansicht ist, daß das Pferd beim Gange dann ruhe, wenn es die Füße wechselweise oder über Kreuz setzt und nicht wenn es abwechselnd einmal die linken und dann die rechten zugleich bewegt. Das Pferd Marc Aurels, die Pferde des Castor und Pollux auf dem Campidoglio, die Pferde des Nonius Balbus und seiner Söhne in Portici, die bekannten Pferde auf St. Marcus in Venedig, angeblich ein Werk des Lysippus aus Corinth, sind Paßgänger.

Nichts ist der Kraft und Energie zu vergleichen, welche der Künstler des Frieses seinen Pferden eingehaucht hat, die Reiter beherrschen das Pferd durch ihren Wuchs, ihre Ruhe und ihren Muth; mit Festigkeit treten sie an dieselben heran, halten sie und lenken sie mit Freundlichkeit, man sieht in ihnen Könige, welche durch Würde und Ruhe ohne brutale Ungebuld über das ihrem Willen ergebene Geschöpf herrschen. Man sieht da weder die Wildheit noch das Stürmische des numidischen Reiters, überall herrscht die Eleganz, welche die griechische Reitkunst und Schule characterisirt. Phidias stellt uns das Pferd leidenschaftlich und feurig — den Menschen ruhig und selbstbewußt dar.

### § 35. Alcibiades.

Nach der perikleischen Epoche stört der Stachel des Neides und der Zwietracht die Familienharmonie der griechischen Stämme und entzündet den vernichtenden Brand des peloponnesischen Krieges. Inmitten dieses tritt die ritterliche Gestalt des wie der pythische Apollo schönen Alcibiades auf, der alle Tugenden und Fehler des Athenienses in sich vereinigt. Nichts vermag dem Luxus seiner Ställe und Wagen gleich zu kommen, kein König schickte wie er zugleich sieben Wagen zum Wettrennen bei den olympischen Spielen. Nur seine Schläfen waren mit dem Lorbeer eines dreifachen Triumphs geschmückt, denn an einem und demselben Tage war er Sieger zu Fuß, zu Ross und zu Wagen.

### § 36. Die Equites.

Unter seinen Führern Fabius und Cincinnatus kämpft Rom glücklich gegen die Vejenter und Sabiner. Das Volk begehrt seine Freiheit, wandert auf den mons sacer und giebt sich Tribunen und bald darauf geben die Decemviren neue Gesetze (lex XII tabularum), welche die Basis für die weitere Entwicklung der römischen Gesetzgebung wurden. Die Celeres gestalten sich zum ordo equestris und bilden den zweiten Stand in der Republik. Jeder der Equites hatte ein anfänglich auf eigene Kosten unterhaltenes Pferd, trug einen goldenen Armring, war in Purpur gehüllt und hatte einen Ehrenplatz im Theater und bei den öffentlichen Spielen. Unter Tarquinius priscus wurde dem Ritter das Pferd vom Staat geliefert und auf seinen Unterhalt gab der Schatz jedem der Equites jährlich eine bestimmte Summe. Später gab man auch Geld, um ein Pferd zu kaufen; unter Servius Tullius erhielten die Equites zum Ankauf zweier Pferde zehntausend Asse, gleich zweihundert fünfzig Thaler. Pferde wurden aus Etrurien gebracht. Zu diesem Zweck bezahlten Wittwen und Jungfrauen, wenn sie reiche Erbinnen waren, je zweitausend Asse (fünfzig Thaler). Seit den Zeiten der Belagerung Vejis diente die Reiterei gegen Sold auf eigenen Pferden.

Alljährlich am dreizehnten Juli, am Feiertage des Castor, hielt die Ritterschaft feierliche Paraden, transvectiones ab, welche D. Fabius Maximus dreihundert fünf oder der Dictator Postumius vierhundert sechs und neunzig vor Chr. eingeführt hatten und welche zu den Zeiten August's wieder erneuert wurden.

Die Equites begaben sich zu Pferd zum Tempel des Mars aufs Capitol, bekränzt mit Olivenzweigen, mit dem Purpur bekleidet und in kriegerischer Rüstung. Alle fünf Jahre gleich nach dieser Ceremonie stellten sich die Ritter zu Fuß, ihre Pferde führend vor den Censor. Wenn irgend einer der Equites irgend etwas seine Ehre Befleckendes begangen, wenn er sein Vermögen vergeudet, wenn er sein Pferd nicht, wie es sich gehört, abgewartet oder er selbst an Umfang zu sehr zugenommen hatte, so wurde er aus dem Kreise der Ritterschaft ausgeschlossen und das Pferd ihm abgenommen.

Später wurde weniger sorgfältig in dieser Beziehung verfahren und bekannt ist die Antwort eines Ritters, welche er dem Cato gab, der sich darüber verwunderte, daß sein Pferd so mager, während er selbst durch ein Uebermaß von Wohlgenährtheit aufwiele: „Ich Sorge selbst für mich, für mein Pferd aber mein Slave.“

Die römische Reiterei saß nicht selten, wenn es heiß herging, ab und kämpfte zu Fuß wie z. B. gegen die Sabiner und Volsker. Die Gallier thaten dasselbe gegen die Römer da, wo der erste Anprall erfolglos war. Die Celtiberier und Bretonen sprangen sogar von den Wagen, um mit den Römern zu kämpfen. Die cavalleristischen Begriffe des Westens haben also in jenen Zeiten nicht den reinen Reitercharacter, der die östlichen Völker Asiens markirt. Dennoch gab der Ritterstand in Rom die glänzendsten Beispiele von Tüchtigkeit und Aufopferungsfähigkeit in Krieg und Frieden. Curtius stürzt sich mit seinem Pferd in den Abgrund, der in der Stadt plötzlich klappte und der sich nicht eher schließen sollte, als bis Rom sein Theuerstes hinein geworfen. Curtius opfert sich, um die Götter zu versöhnen in der Ueberzeugung, daß die Tüchtigkeit, deren Repräsentant das Pferd, der größte Schatz des römischen Volkes war. Außer dem Senat und der Ritterschaft hatte Niemand in Rom das Recht ein Pferd zu besitzen. Die römischen Medaillen tragen immer hippische Bildnisse, bald die der Dioscuren bald das eines Reiters in vollem Galop bald endlich zwei- oder vierspännige Wagen.

### § 37. Geschichtliche Ereignisse des VI. Jahrhunderts vor Christo.

Im Verlauf des vierten Jahrhunderts verdankt Rom seine ununterbrochenen Triumphe seinen unbefleckten Sitten und den großen Tugenden seines Ritterstandes. Camillus nimmt Veji und rettet sein Vaterland von den durch Brennus geführten Galliern. Von den vier Samniten-

Kriegen fällt nur der dritte nicht zum Vortheil der Römer aus, deren Oberherrschaft sich das ganze obere Italien mit dem Ende dieses Jahrhunderts unterwirft. In Griechenland gewinnt das rauhe Sparta über das ästhetische Athen das Uebergewicht.

Aus den historischen Coulissen des Welttheaters tritt das bisher unbeachtete Theben auf die Scene nur dazu, um auf Augenblicke durch die Tugenden des Epaminondas und Pelopidas zu glänzen und um bei Leuctra und Mantinea den Uebermuth Spartas zu demüthigen. Dennoch unterjocht das plötzlich unter Philipp zu gewaltiger Machtentwicklung gelangte Macedonien binnen Kurzem Griechenland und zwingt es zur Theilnahme an den Siegen über Asien, das eben vor nicht langer Zeit Griechenland zu überschweben gedroht hatte. Aus einem Feldzuge gegen Scythien führt Philipp zwanzigtausend der edelsten Stuten nach Macedonien.

Nach der kurzen aber glänzenden Epoche Alexanders des Großen, welche die Stämme Griechenlands und die Horden Asiens zu einer Einheit verband, zerfällt nach der Schlacht bei Issus, welche Alexanders Feldherrn gegen einander schlagen, das große Reich wieder in seine Urbestandtheile, welche nur durch das Genie des großen Kriegers auf kurze Zeitdauer gewaltsam an einander gekittet waren. Kassander nimmt Macedonien und Griechenland, Lysimachus Thracien und Bithynien, Ptolomäus Soter Aegypten, und Seleucus Nikator Baktrien, Armenien und Syrien, in welchem er eine Heerde von dreißigtausend Mutterstuten, dreitausend Hengsten und fünfhundert Elephanten in der Nähe des durch seine ausgedehnten Weiden berühmten Apamea sammelt. Diejenigen, welche sich dazu nicht verstehen wollen, daß die arabische Race bis in die Zeiten Hiobs hinauf reiche, geben willig zu, daß die syrischen Heerden des Seleucus den Pferden arabischer Race den Ursprung gegeben haben.

### § 38. Alexander und Bucephalus.

Alexander wurde am Tage des größten hippischen Sieges seines Vaters geboren, an dem Tage, an welchem die macedonische Reiterei unter Parmenio einen glänzenden Sieg erfocht, und an demselben Tage, an welchem die nach Olympia zum Wettkampf bei den Spielen geschickten Pferde Philipps ihrem Herrn des Kampfes Preis errangen. Nicht umsonst umgaben solche Omina die Wiege des Neugeborenen. Alexander wurde mit der Zeit der erste Reiter seines Jahrhunderts und die Geschichte seines Pferdes Bucephalus, das für dreizehn Talente, gleich zwanzigtausend



Thalern, aus der Herde des Pharfaliers Philenicus gekauft war und welches Alexander sich selbst zuritt, hängt so genau und eng mit der Geschichte dieses großen Kriegsfürsten zusammen, daß Beide wie in eine Bildsäule historischen Gusses vereint auf dem weiten Felde der Ereignisse gegen das Ende des vierten Jahrhunderts vor unsere Augen treten. Der Name Bucephalus wurde ihm, wie uns Strabo versichert, wegen seines breiten Schädels gegeben. Gellius sagt, daß das Pferd König Alexanders sowohl der Größe seines Kopfes als seinem Namen nach ein Stierkopf war: *equus Alexandri rogis et capite et nomine Bucephalos fuit*. Die Ableitung dieses Namens von kleinen hornartigen Auswüchsen am Kopf oder von dem den Character eines Stierkopfs tragenden Kopfe, oder endlich von einem weißen Stern, der die Form eines Stierkopfs haben sollte, ist, wie es scheint, nur eine Erfindung Arians und des Solinus. Bucephalus war schwarz mit einem weißen Stern auf der Stirn und mit, wie Geopon sagt, nicht gleichfarbigen Augen; er war ausgezeichnet dressirt und geübt im Kampf den Feind mit Zahn und Huf zu packen. Vor noch nicht sehr lang verflossenen Zeiten sollen sich Nachkommen des Bucephalus in grader Linie in Bakchan bei Fürsten gefunden haben, welche ihr Besizthum von Alexander dem Großen ableiteten und mit unerhörter Eifersucht sich für die einzigen Besizer der Nachkommen aus dem Stamme des Bucephalus hielten.

Die Vermuthung des Solinus, daß hornartige Auswüchse an der Stirn des Bucephalus sich befunden hätten, ist, wenngleich bei dem Reitpferd Alexanders nicht zutreffend, doch nicht ganz ohne Begründung. Dergleichen Capricen der Natur haben sich von Zeit zu Zeit gezeigt und sind durch Geschichtsschreiber verzeichnet worden; das Pferd Carls V. soll sich durch ein solches Spiel der Natur ausgezeichnet haben; Thomas Barthalin erzählt von einem gehörnten Pferd, das man zu unseren Zeiten in Copenhagen gezeigt haben soll; seine Hörner sollten in der Größe eines Hahensporns an der Stirnhaut sitzen, alljährlich abfallen und wieder wachsen. Rzonczynski erzählt, daß im Mazowischen ein Fohlen geboren wurde, das die Figur einer königlichen Krone auf dem Kopfe hatte. Professor Unterberger traf auf seiner Reise durch Rußland in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts ebenfalls eine solche Extravaganz der Natur auf dem Kopfe eines Pferdes von der Race der orlowschen Traber; die Spur eines hornartigen Auswuchses ragte aus der Stirn desselben hervor. Zu solchen Capricen der Natur gehört auch der nicht normale Haartwuchs bei einem

hellbraunen Pferde, welches sich in der preussischen Garde-Artillerie zu Berlin vor etwa zehn oder mehr Jahren durch einen schönen drei Zoll langen Schnurrbart auf der Oberlippe auszeichnete.

Alexander bestieg den Bucephalus nur in der höchsten Gefahr der Schlachten und verdankte ihm zu verschiedenen Malen Sieg und Leben. Bei Theben entwickelte Bucephalus eine ungewöhnliche Umsicht und einen Muth, würdig des Helden, der auf ihm saß; verwundet und von Blut bedeckt dringt er unablässig in den Feind und als sein Herr ein anderes Pferd besteigen will, so erbittet es sich durch Aeusserungen des Jorns und Wiehern bei ihm die Vergünstigung, ihm bis zum Abend beim Kampfe dienen zu dürfen. In der Schlacht gegen Porus am Hydaspes wäre Alexander, von einer Wolke feindlicher Reiterei umringt, verloren gewesen, wenn nicht Bucephalus, obgleich auf den Tod verwundet, mit der letzten riesigen Anstrengung aller seiner Kräfte den Bezwinger der Welt der Gefahr entriß hätte; das herrliche Ross trug ihn bis zum königlichen Zelte und dort angelangt, brach es für immer zusammen. Alexander veranstaltete für seinen Bucephal ein prachtvolles Begräbniß, dem er selbst beiwohnte, errichtete seinem theuren Kampfes- und Ruhmesgenossen an den Ufern des Hydaspes ein erhabenes Grabdenkmal und legte an dem Fuße desselben den Grundstein zu der Alexandria Bucephalos genannten Stadt, welche heute Lahore heißt.

Die Reiterei Alexanders besaß außer ihrer gewöhnlichen Formation noch zwei Arten: die *δριμάχαι* und *ἀμμιπτοι*. Die ersteren waren nicht so leicht bewaffnet wie die gewöhnlichen Hopliten, kämpften absteigend zu Fuß da, wo das Terrain für Entwicklung von Reiterei nicht günstig war; die letzteren waren die besten Reiter, von denen jeder immer gleichzeitig zwei Pferde hatte, welche er je nach Bedürfniß wechselte, indem er von einem auf das andere sprang.

„Ut sudante altero in alterum transilirent oder ut vigor otio integrotur alterno.“

Livius sagt, daß bei den Tarentinern die Reiterei ebenso eingerichtet war und bemerkt dasselbe von den Numidiern im Heere des Hannibal. Später zeigt sich dasselbe bei den Sarmaten und Quaden. — Alexanders Reiterei war ausdauernd und schnell. Am Issus verfolgte er die Perser einen ganzen Tag bis zum späten Abend. Bei Gaugamela jagte er fünfzehn Meilen ohne Unterbrechung, und gegen die Malier marschirte er ohne Rast vierzehn Stunden, in denen er zehn Meilen machte.

Die Heeresstärke, mit welcher Alexander das persische Reich stürzte, bestand aus einhundertzwanzigtausend Mann Fußvolks und fünfzehntausend Reitern, wozu noch einige Reiterhaufen berittener asiatischer Völkerstämme kommen. An der Grenze Sirtaniens auf den Gefilden von Lemiscyra an den Ufern des Thermodon stieß Alexander auf Amazonen. Ihre Königin Thalestris herrschte über das ganze Land zwischen dem Flusse Phasis und dem Caucasus. Bei der Annäherung Alexanders rückte sie ihm mit einem Gefolge von dreihundert Amazonen zu seinem Empfang entgegen und begrüßte ihn, indem sie absaß und zwei Lanzen in der Rechten hielt. Die Kleidung der Amazonen bedeckte ihre linke Brust nicht und reichte nicht über die Kniee. Pausanias sagt, daß sie einen Ueberwurf von Fellen, Schilde von der Form des zunehmenden Mondes (polta), einen Bogen, Köcher mit Pfeilen und ein zweischneidiges Kriegsbeil hatten. Curtius ist, wie es scheint, der Erfinder der Fabel von der freiwilligen Verstümmelung der Amazonen durch Exstirpation der rechten Brust, um die Lanze besser schwingen und den Bogen besser spannen zu können. Einige wollen darin die Absicht dieser ritterlichen Weiber sehen, Männer von sich fern zu halten, obwohl die Geschichte nicht immer eine solche Gesinnung der Amazonen überliefert hat. Herodot z. B. sagt bei Erwähnung des Ueberfalls der Scythen durch die Amazonen, daß die Scythen, nachdem sie durch Leichenschau der Gefallenen die Ueberzeugung gewonnen, daß sie es mit Jungfrau zu thun gehabt hätten, ihrer Jugend befohlen, ihr Lager unmittelbar an dem der Amazonen aufzuschlagen und mit ihnen in freundliche Verhältnisse zu treten, indem sie auf eine gute Nachkommenschaft ihrer tüchtigen Jugend mit diesen verwegenen Jungfrauen rechneten; und daß bald beide Lager in eins zusammengefloßen seien. — Die Sage erzählt auch, daß Thalestris den Alexander beschworen habe, sie mit Mutterfreuden zu beglücken, da sie sicher wäre, ein solches Kind zu gebären, daß dem Vater an Tugenden gleich sein würde. Die Fabel des Curtius hat wenig Gläubige gefunden, denn gemalte und in Stein gehauene Bildnisse der Amazonen aus dem Alterthum stellen sie alle mit unverletzten Brüsten dar und Diodorus Siculus hält Alles, was zu seiner Zeit von den Amazonen gefaselt wurde, für eben so unwahr als die Sage von den Centauren.

Alexander stieß zum ersten Male im Kampfe mit Porus auf Elephanten und er war auch der erste, welcher Europäer mit diesen Thieren bekannt machte. Die Römer lernten sie in Lucanien kennen, als sie mit Pyrrhus Krieg führten, dessen Reiterei dadurch berühmt war, daß sie

nach dem Tact der Musik ihre Evolutionen machte. Die erste Anwendung der Elephanten zum Kriege bei den Römern fand unter Sulpicius Galba im Kriege gegen Philipp statt. Die Anzahl der Wagen, welche dem Heere Alexanders folgten, muß sehr groß gewesen sein, wenn dieser umsichtige Feldherr, als er sich für den Zug nach Indien entschieden hatte, den Befehl gab, alle überflüssigen Wagen seiner Armee zu verbrennen, dabei mit seinen eigenen begann und nur soviel behielt, als zum Transport von Proviant, Pontons und Waffen nöthig waren.

Der Wagen, der Alexanders Leiche trug, wurde durch vier und sechzig Maulthiere gezogen, welche in vier Reihen gingen, sechszehn breit an vier Deichseln, so daß an jeder Deichsel vier zogen, gleich als ob der Leib des Mannes, dessen Geist die Menschheit am schwersten gedrückt, auch eine ebenso schwer fortzuschaffende Masse gewesen wäre.

### § 39. Die Hippika Xenophons.

Xenophon giebt uns in seinem schätzbaren Werke Hippika und Hipparch einen klaren Begriff von den damaligen hippischen Gebräuchen Griechenlands und von dem Standpunkte, auf welchem die Reitkunst in jener Epoche schon stand. Vor Xenophon existirte ein gewisser Simon, welcher vielleicht zuerst unter den Griechen über die Reitkunst geschrieben und dem Tempel der eleusinischen Ceres zu Athen eine durch Demetrius gefertigte Bildsäule aus Bronze mit einem Piedestal geweiht hat, welches mit reichlichen Darstellungen glänzender Reiterthaten desselben ornamentirt war. Seine Schrift ist verloren gegangen, Xenophon erwähnt dieselbe in seiner Vorrede und man ist nicht sicher, ob er nicht vielleicht jener erste Hippologe war, dessen Plinius unter dem Namen Sarmenes gedenkt.

Der Name Xenophons ist in der Geschichte berühmt sowohl durch die innigen Beziehungen, in welchen er zu Sokrates stand, als auch wegen des beispiellosen Rückzuges, der unter seiner Führung geschah, indem er zehntausend griechische Söldlinge des jüngeren Cyrus ins Vaterland zurückführte. Nach der Schlacht bei Cunaxa, wo Cyrus fiel, bewirkten sich die Griechen bei seinem Bruder Artagerges Mnemon freie Rückkehr nach Hause. Diese Rückkehr dauerte zwanzig Mondumläufe und in diesem Zeitraum durchwanderte das unbefiegte Heer eintausend dreihundert Meilen unter fortwährenden Kämpfen mit Schwierigkeiten, welche die Beschaffenheit der Bodenverhältnisse und zahlreiche Angriffe verschiedener Völkerschaften ihnen bereiteten.

Xenophon, der Führer durch alle diese Drangsale, belehrt uns nun in den zwölf Paragraphen seiner Hippika, worauf man beim Lauf eines Pferdes zu achten, wie man es zu füttern, zu reinigen, wie zu behandeln, wie zu gebrauchen, wie an feierlichen Gang zu gewöhnen, für kriegerische Zwecke zu üben und wie man endlich Roß und Reiter mit Ausrüstung zu versehen habe. Vor Allem aber empfiehlt er überall jene Ruhe, jene Geduld und Langmuth, jene Sicherheit seiner selbst, welche im Fries des Parthenon durch Phidias so plastisch als das bezeichnendste Merkmal des griechischen Reiters dargestellt ist. Die Langmuth und Geduld, durch welche sich Sokrates seiner Kantippe gegenüber auszeichnete, soll eine Wirkung des Einflusses Xenophons gewesen sein, auch soll Sokrates häufig gesagt haben, daß man seine Frau so behandeln müsse wie ein geübter Bereiter ein noch ungezügelttes Pferd behandle. Plutarch sagt, daß es ebenso widersinnig wäre, ohne Schule zu reiten, als Flöte zu blasen, ohne es gelernt zu haben. Indessen war die Reitkunst in Griechenland mehr verbreitet als diejenige, auf der Flöte zu blasen, und es gab fast keinen Griechen, der sie nicht geübt hätte, war doch Plato sogar ein vortrefflicher Reiter und der alte Nestor ritt sich in seinem hundertsten Jahre noch die Pferde selbst zu. Anitres aus Byrena zeigte dem Plutarch seine Geschicklichkeit als Wagenlenker, indem er einige Male immer in demselben Gleise die Akademie umkreiste.

Von Xenophon erfahren wir, daß bei den Griechen gewöhnlich das Pferd schon sehr zeitig zur Arbeit verwendet wurde. Er sagt: „ein Pferd, das keine Zähne mehr abzuwerfen hat, erweckt weder schöne Hoffnungen noch ist es nachher leicht zu verlaufen; ist aber seine Jugend unzweifelhaft, da muß man nun wieder darauf achten, wie das Maul desselben das Gebiß, wie die Ohren, und wie der Nacken den Reiter aufnehmen, denn ein ungehorsames Thier ist unbrauchbar wie ein widerspenstig Heer, ein unbändiges Pferd aber hat nicht nur keinen Werth, sondern verübt sogar oft dasselbe Unheil wie ein Verräther.“ — Die Figur des Reiters auf dem Pferde beschreibt Xenophon also: „sobald Jemand aufgesessen, ob auf einem nackten oder auf einem mit einer Decke versehenen Pferde, gleichviel, so können wir es nicht loben, wenn er sich so setzt wie auf einen Stuhl, sondern so als wenn er mit ausgespreizten Beinen grad auf der Erde stünde, denn so kann man sich mit beiden Knien sowohl fester an dem Pferde halten, mit der Lanze besser agiren als auch, gegebenen Falles, mit dem Schwert nachdrücklicher wirken; auch muß man die Schien-

beine zugleich mit dem Fuße vom Kniee ab frei hängen lassen, denn spannt man sie straff, so kann man sie bei einem zufälligen Stoß an irgend Etwas leicht brechen, lose und frei gehalten geben sie nach und weichen der Gefahr aus — und die Füße kommen nicht aus den Gelenken; ferner muß der Reiter auch den Theil des Körpers oberhalb der Lenden in Geschmeidigkeit üben. Beim Auffitzen muß man sorgfältig darauf achten, dem Pferde so wenig Beschwerde als möglich zu bereiten und ist man aufgeessen, muß man sich eine längere Zeit ruhig verhalten, dann aber auf die mildeste Weise das Pferd in Gang setzen. Man beginnt mit dem langsamsten Schritt und geht allmählig in schnellere Bewegung über und zwar auf eine Weise, daß das Pferd es kaum merkt, daß es in ein schnelleres Tempo gerathen. Ein unerwartet plötzlich gegebenes Zeichen versetzt das Pferd eben so in Unruhe, wie den Menschen überraschende Erscheinungen oder plötzliches Geräusch; und man muß wissen, daß dem Pferde alles plötzlich Eintretende Schrecken verursacht. Eben so wenig darf der Reiter das Pferd scharf und plötzlich anhalten, wenn er es in ein langsameres Tempo versetzen will, vielmehr muß er dasselbe durch allmähliges Anziehen der Zügel mit leichter Hand, nicht mit Gewalt dazu bewegen“.

Kenophon verlangt für ein Reitpferd zwei Trensen, eine mit glattem, die andere mit scharfem Gebiß. Das erstere soll glatte, große und leichte, jedenfalls hohle Ringe oder Walzen haben, das zweite aber schwere also massive, aber kleine mit scharfen Zähnen versehene Walzen. Die Walzen sind deshalb nöthig, sagt Kenophon, damit das Pferd mit ihnen spiele, an ihnen sauge und mit den Zähnen das Gebiß nicht festhalte; alle Gebisse müssen mit losen Charnieren versehen sein, wodurch sie Beweglichkeit erhalten und das Pferd sie nicht wie eine Stange zwischen die Zähne nehmen könne und daß, wenn es dasselbe an einer Seite auch festhielte doch die andere im Maul nicht aufhörte, wie eine bewegliche Kette wirksam zu sein, und so das Pferd genöthigt wäre, den festgehaltenen Theil los zu lassen, um den anderen zu ergreifen. Um es auf diese Weise zum Rauen zu veranlassen, waren an den Biegungen Wälzchen angebracht, damit das Pferd, indem es mit ihnen spielte, an das Einbeißen ins Gebiß nicht dächte.

Außer diesen xenophontischen Gebissen gab es noch eine zahllose Menge anderer von anderen in der Reitkunst Erfahrenen ausgedacht und sehr empfohlen.

Die Gestalt des Pferdes schildert Xenophon wie folgt: „Wenn man das Pferd mit losem Zügel gehen, den Hals hoch tragen, den Kopf neigen lehrt, dann gewöhnt sich das Pferd an eine solche Haltung und Bewegung, findet selbst Gefallen daran und setzt seinen Stolz darauf. Ein Beweis dafür ist, daß wenn es zu anderen Pferden namentlich zu Stuten zurückkehrt, es dann den Hals so hoch wie möglich erhebt, den Kopf krümmt, stolz herabblickt, die Vorderfüße elegant erhebt und den Schwanz gerade absetzt. Wenn man also das Pferd zu solchen Bewegungen und einer solchen Haltung bringt, welche es selbst wählt, sobald es sich vor seines Gleichen stolz zeigen will, so bewirkt man, daß das Pferd gern stolz und elegant einherschreitet und einen sehenswerthen Anblick gewährt. Wenn Jemand dann ein an solche Haltung und Gang gewöhntes Pferd am Zügel hält und ihm aufmunternde Zeichen giebt, dann setzt es sich bei angespanntem Zügel und durch die Zeichen belebt in Lauf, wirft die Brust nach vorwärts, hebt die Füße höher und wenn dann einem so ins Feuer versetzten Pferde die Zügel gelassen werden, wird es in der Freude, sich frei zu fühlen, in eleganter Haltung, die Füße frei beugend mit Stolz einherschreiten, indem es die coquettirende Eitelkeit nachahmt, die es zeigt, wenn es zu anderen Pferden herantritt. . . . Ein Pferd welches einen kurzen, biegsamen und starken Nacken hat, wird im Stande sein, die Hinterfüße weit unter die vorderen zu bringen, um sich zum Sprung oder Galop zu erheben. Wenn also Jemand dann, wenn das Pferd die Hinterfüße vorschiebt, den Zügel anzieht, so wird sich der Vordertheil des Körpers zum Sprung erheben und wenn es das gethan, muß man ihm den Zügel frei geben, damit es den Zuschauern scheine, als ob das Pferd aus eigenem Antriebe das thue, was ihm am schönsten steht. . . Auf Pferden solcher Stellung und Haltung bilden die Künstler Götter und Helden ab; und Männer, welche sich derselben mit Maß bedienen, gewähren einen herrlichen Anblick“.

Aus der Hippika des Xenophon ersehen wir, daß man in Griechenland eine zwiefache Trense, Spornen, Reitpeitsche, eine rechtwinklige Manege und die Volte kannte, doch gehen diejenigen in ihren Vermuthungen zu weit, welche aus einigen dunkeln und unsichern Bruchstücken das Courbettiren und andere Erfindungen der heutigen Reitkunst herauslesen wollen. Xenophon haltet die Pferde im Stalle ganz auf unsere Weise an, nur daß er den Leibriemen höher befestigt, so, als ob er auf ein sich Hinlegen des Pferdes am Tage nicht rechnete, um so mehr, da

die Streu bei ihm am Tage entfernt wurde. Xenophon schreibt vor, daß der Stallknecht täglich Huf und Guter abwaschen, die Füße in der Richtung der Haare, den übrigen Körper gegen das Haar striegeln, den Kopf nur mit Wasser abwaschen, den Nacken aber ohne Anwendung irgend welchen Instrumentes reinigen solle. Das Striegeln soll vom Kopf anfangen und bei den Füßen endigen. Die homerischen Helden baden ihre Pferde häufig, waschen sie mit Wein und reiben sie mit Del ein, um sie zu erwärmen und abzuhärten.

An das gewöhnliche Mundstück wurde bei den Griechen sowohl, wie bei anderen Völkern zuweilen ein Maulkorb oder eine einem Müffel ähnliche Vorrichtung befestigt, welche bei dem Durchgang des Athems verschiedene Töne von sich gab; indessen war das weniger bei den Griechen als anderen barbarischen Völkern im Gebrauch. Xenophon empfiehlt, daß jedes nicht mit Gebiß geschirrte Pferd einen Maulkorb trage; dabei verlangt er zum Ritt besondere Gebißzügel und besonders solche, welche nur mit dem Nasenriemen zusammenhängen und zwar in der Absicht, um das Maulwerk des Pferdes soviel als möglich zu schonen. Oft im Alterthum ist der Kopf des Pferdes in Kriegsrüstung anstatt mit Riemen mit Ketten bedeckt und sein Hals mit einem golddurchwirkten Haarnetze umgeben, um ihn gegen feindliche Hiebe zu schützen. Der zweite Theil des xenophontischen Werkes besteht aus neun Paragraphen und führt den Titel: Hipparch oder Reiter-Anführer, und handelt von den für diese Würde durchaus erforderlichen Eigenschaften, von Dingen, welche der Anführer kennen und worauf er seine Aufmerksamkeit richten müsse, von verschiedenen im Kriege unerläßlichen Kunstgriffen und von verschiedenen Arten seine wahre Stärke zu maskiren oder den Feind geschickt durch eine scheinbar größere Stärke zu schrecken.

Die Lehre Xenophons zeigte unmittelbar ihre segensreiche Wirkung in den Thaten seines Sohnes Gryllus, welcher im Reitergefecht gegen Epaminondas sich so auszeichnete, daß die Athener durch ein Bild im Ceramicus sein Andenken verewigten.

In Athen waren Vereiter, welche sowohl die Jugend reiten lehrten, als auch Pferde dressirten. In den entlegensten Zeiten wird der Centaur Chiron erwähnt, der auf dem Pelion eine Art Reitschule gehalten haben soll.

Die Mähne, Scheitel, Mähne und Schweif zu schmücken, unterlag dem Wechsel in Griechenland gewiß ebenso wie in anderen Ländern. Auf allen bis auf unsere Tage erhaltenen griechischen und dem größten Theile



römischer Denkmale ist Scheitel- und Mähnehaar geschoren und steht aufrecht, dagegen finden wir in vielen alten Schriften, daß die Mähne sorgfältig erhalten und von keiner Scheere berührt wurde. Gewöhnlich wurde sie auf die rechte Seite gekämmt, vielleicht deshalb, weil alles was von der rechten Seite kam, als glückverkündend angesehen wurde oder auch vielleicht deshalb, weil in der Mähne die rechte Hand des Reiters in kritischen Momenten Hilfe finden konnte, wie Xenophon das bemerkt. — Der Schweif, den man anfänglich so lang als möglich frei in die Rüste gestreckt liebte, erhielt später durch Scheerung und Aufbinden verschiedene Gestalten, welche in den Copien Ginzrots das Auge seltsam frappiren. Das Scheeren der Mähne und des Schweifes wurde bei Griechen, Persern und anderen Nationen für ein Zeichen der Trauer angesehen, welches man zuweilen beim Tode des Feldherrn auf alle Reit- und Wagenpferde ausdehnte; sowie Achilles sich nach Patroklos Tode in tiefer Trauer die Haare schor.

War die Mähne sehr weich, so kammte man sie nach beiden Seiten. Jagd- und Rennpferden flocht man sie, indem man Bänder oder goldene Schnüre hineinflocht, welche die Athener auch gern in ihre eigenen Haare fügten.

Auf dem Frieze des Parthenon findet sich nur ein Pferd mit langer Mähne.

#### § 40. Geschichtliche Ereignisse des III. Jahrhunderts vor Christo.

##### Das numidische Pferd.

Im dritten Jahrhundert erweitert Rom seine Grenzen und den Umfang seines Einflusses. Nichts vermag der Stadt zu widerstehen, welche Männer hervorgebracht wie Dentatus, Duilius, Regulus, Fabius, Sempronius und die Scipionen. Ganz Italien mit den es umgebenden Inseln kommt unter die Botmäßigkeit Roms und Carthago verliert nach dem zweiten punischen Kriege seine Bedeutung und Unabhängigkeit. Weder die dreitausend Mann zählende Reiterei des Pyrrhus noch die zwölftausend numidischen Reiter des Sohnes Hamilkars waren im Stande, die Kraft der Legionen, die wie eine Mauer standen, den Muth der wie aus Eisen geschmiedeten Equites und den unbeugsamen Willen der wie aus Erz gegossenen Senatoren zu brechen. In diesen Zeiten schüttelt Griechenland das macedonische Joch ab und schafft den achäischen Bund, an welchen

sich alle seine Theile außer Sparta, Aetolien und Arkadien anschließen. — Die Gallier verwüsten in drei Einfällen Syrien, Griechenland und Macedonien.

In Aegypten geben die Ptolomäer den Wissenschaften und Künsten Anstoß. Die erste Bibliothek wird in Alexandrien eingerichtet und hier erscheint die erste Uebersetzung der heiligen Schrift in die griechische Sprache, die Septuaginta, aber das Pferd der Aegypter steigt in dieser Epoche von der Höhe seines Ruhmes herab, auf der es sich bisher erhalten hatte, die messenischen Pferde werden in diesem Jahrhundert schon höher geschätzt als die aegyptischen und die immer mehr sich verbreitende Canalisation des Landes macht es für Pferd und Wagen weniger zweckmäßig.

Schon in diesem Jahrhundert erfreut sich das numidische Pferd in Africa und das persische in Asien des größten Rufes. Die Numidier waren ein in einem großen Theile Africas herumstreifendes Nomadenvolk. Die besten Pferde derselben fanden sich in der Nachbarschaft Carthagos (im heutigen Algier), wo sie sich so vermehrten, daß sie vielen Ländern gewaltige Massen von Kriegspferden lieferten, ja manchem sogar numidische Reiterei als Hülfstruppen diente. Der Numidier pflegte seinem Pferd keinen Zaum und Gebiß, auch keine Decken aufzulegen, am häufigsten ritt er auf nacktem Pferde immer ohne Sattel und lenkte nur mit einer flexiblen Reitpeitsche, indem er die Wangen des Pferdes leicht damit berührte, brachte es aber entweder durch einen Hieb über den Nasentknochen oder durch Wurf der zur Schlinge geformten Peitsche über die Nase zum Stillstand. Claudian sagt von den numidischen Pferden: „*Sonipos ignarus habenae, virga rogit.*“

Die Römer nannten die Numidier *equites infrenati*, weil sie nie einen Zaum gebrauchten und nur in seltenen Fällen um den Hals des Pferdes entweder einen Strick oder ein Bastgeflecht schlangen. Die ganze Bewaffnung des Numidiens bestand aus einem Paar von Speißen und einem leichten aus Weidenruthen geflochtenen Schild und ungeachtet dieser mangelhaften Ausrüstung zögerten sie nicht, sich auf dichtgeschlossene Massen zu stürzen, welche zu durchbrechen ihnen oft gelang. Zum Angriff heranstürmend wirbelten ihre ungezügelten Pferde eine Wolke von Staub auf gleich als ob der Boreas einher trieb und das Tagesgestirn verbunkelte. Livius sagt, daß beim ersten Anblick nichts so elend erscheine als diese Reiterei auf kleinen, mageren Pferden von ungestaltetem Laufe, mit dickem Hals, ausgestrecktem Kopfe und ohne Bügel, und doch hat Hannibal

durch ihre richtige Verwendung Wunder damit ausgerichtet. Er vertraute ihnen gewöhnlich die Flügel der Armee an, welche in ihrem Centrum aufgezäumte und ausgewählte Reiterei hatte. Als der Consul L. Minutius in Ligurien mit seinem Heere in Engpässe gerieth und schon jedem die Niederlage des Claudius vor Augen schwebte, retteten ihn nur die numidischen Hülfsstruppen mit ihrer scheinbar elenden Reiterei. Unter den Numidiern waren auch solche, welche je zwei Pferde mit sich zum Kampfe führten, auch nicht alle waren nackt, denn man sah zwischen ihnen auch gepanzerte und gut bewaffnete. Nach dem Zeugniß des Oppian hat sogar Massinissa keine gezäumten Pferde gebraucht.

#### § 41. Die Pferde der Parther.

Unter Arsaces bildeten die Parther auf den Ruinen untergegangener, mächtiger Reiche im Orient ein Reich und treten als die besten Reiter des Orients in der Vordergrund. Dieses Volk gehörte zu der weit und breit über den Nordosten Asiens verbreiteten Völkerverfamilie, wie es scheint, mongolischer Abstammung. Die alten Autoren fassen zuweilen die Parther mit Völkern ganz anderen Stammes unter eine und dieselbe Gruppe, weil alle nördlich vom schwarzen Meer wohnenden Völker in Europa den allgemeinen Namen der Scythen tragen, während sie bei den Persern Sacer heißen. Das gruppenweise Zusammentreten einzelner Theile der großen Masse unterlag im Verlaufe der Zeit vielen Veränderungen. Alle Völker dieser Gegenden hatten eine gewisse Gemeinschaftlichkeit in ihren Vorstellungen und Sitten; alle lebten auf ihren Wagen und Pferden, die in den an Gras reichen Steppen weideten. Die Weiber der Scythen waren beritten, und von den Hunnen, welche auch einen Theil des scythischen Stammes bildeten, sagt Ammian, daß sie sogar auf dem Pferde schliefen. Alle diese Völker ebenso wie die Sarmaten machten aus Pferde-sehnen die Sehnen für ihre furchtbaren Bogen und aus den Hufen der gefallenen Pferde schuppenartige Panzer. Bei den Begräbnissen ihrer Könige beförderten sie die Geräthschaften, Reitpferde, Weiber und Sklaven derselben mit in jene Welt. Bei solchen Trauerceremonien zogen sie an die äußerste nördliche Grenze des Landes an gewisse Begräbnisstellen, wo sie an fünfzig Pferde und eben so viele Sklaven, gewöhnlich aber und am häufigsten die ganze Dienerschaft des verstorbenen Königs tödteten. Die Felle der getödteten Pferde stopften sie aus und stellten sie um den Grabhügel auf, indem sie die Zügel an die Erde pflöckten. Es ist sehr

wahrscheinlich, daß die finnischen Grabhügel, welche den ganzen Raum von der Wolga bis zum Amur bedecken, Gräber solcher Scythen sind. Wenn dem so wäre, so würden die darin gefundenen Spuren entwickelten Bergbaues und beziehungsweise hoher Cultur vortheilhaft für die Civilisation der Scythen, zu denen auch die Parther gehörten, zeugen. In diesen Gräbern findet man eiserne Geräthe, denn der Gebrauch dieses Metalls war den Scythen, welche östlich vom kaspischen See nomadirend herumschweiften, damals schon bekannt, als die Griechen der homerischen Epoche es kaum kannten. Ebenso findet man irdene Gefäße, bronzene und messingne Ornamente und eine Menge von Pferdeköpfen mit eisernen Gebissen, silbernen Schnallen und Steigbügeln mit Silberblech plattirt. Den nordischen Scythen also waren die Steigbügel viel früher bekannt, als allen anderen Völkern.

Die Parther obwohl sie ihre Wohnsitze vielfach wechselten, hielten sich immer an die östlichen Gegenden des kaspischen Sees, waren im Alterthum durch ihre leidenschaftliche Liebe zum Pferde berühmt und kämpften nie anders als zu Pferd, was ihren Scharen ihre Schnelligkeit verlieh, die bei einem Reich so weiten Umfangs absolut nothwendig war. Von allen Völkern des Alterthums bewaffneten die Parther allein auch ihre Sklaven, so daß ihr fünfzigtausend Mann zählendes Heer nur vierhundert freie Bürger zählte. Justinus sagt, daß, je reicher der Parther war, er desto mehr Reiter dem Könige zum Kriege gestellt habe.

Der Ritt auf Eseln wurde bei ihnen für schimpflich angesehen, zu Pferde aber, selbst wenn sie nur ein Paar Krieger mit sich hatten, traten sie ehrenvoll in den Kampf. Von den Dahern, einem den Parthern verbrüdereten Stamm, von deren Wohnsitze noch heute Dagestan den Namen trägt, sagt Curtius, daß dieses tapfere und stets kriegsbereite Volk die Gewohnheit hatte, je zwei Krieger auf ein Pferd zu setzen, daß nichts im Stande war, dem Anprall der dahischen Reiterei Widerstand zu leisten, daß nach Durchbrechung der feindlichen Linien bald der eine bald der andere zum Kampfe von dem Pferde sprang und daß jeder so schnell zu laufen vermochte wie das schnellste Pferd. Die parthischen Pferde waren ebenso wie diejenigen der Perser, Chaldäer und verschiedener Scythenstämme geübt, den Feind mit Zahn und Huf anzugreifen. Die Race der Pferde unterschied sich wenig von derjenigen der Scythen, ja wurde an Ausdauer und Kraft für besser gehalten. Strabo hält sie für abweichend von derjenigen der Griechen und Macedonier. Die Pferde waren

klein, unansehnlich mit langer zottiger Mähne, von hitzigem eigensinnigem Character, was Ursache der sehr verbreiteten Gewohnheit wurde, die Reiterpferde zu schneiden. Die angeborene Schnelligkeit zugleich mit der angemessenen Dressur machte diese Thiere auf der Flucht unerreichbar. Grätius wirft allen scythischen Pferden Weichheit der Hufe vor, eine Folge des Lebens auf leichtem Boden, ein Mangel, der auch den Pferden Ober-Aegyptens, Calabriens und der Campagna nachgesagt wird, als eine Folge ihrer Zucht in sumpfigem Lande. Im Gegensatz zu Grätius lobt Ovidius die Hufe der Pferde der auch zu den Scythen gerechneten Geten und Sarmaten, indem er sagt, daß sie auf dem Eise, auf Schnee und festem Boden vortreffliche Dienste leisteten. Der Widerspruch zwischen diesen Autoren ist nur eine Folge der allzuweiten Generalisirung der Bedeutung des Ausdruckes Scythen.

Die Pferde der Parther, wie andre Pferde der Scythen, brachten Sommer und Winter unter freiem Himmel zu — und waren so unerschrocken, daß sie allein das Brüllen des Löwen, ohne in Furcht zu gerathen, ertrugen. Für Hirschjagden waren diese Pferde besonders geschätzt, obwohl sie schwächer schienen als die thessalischen, peloponnesischen und sicilianischen; und obwohl sie anfänglich weiter hinter dem gejagten Thiere zurückblieben, so erjagten sie es schließlich doch in der Ebene. Stammverwandt mit den Parthern waren diejenigen Völkerschaften, welche Strabo Trecreaner und Cimmerier nennt und welche auf ihren unerhört ausdauernden Pferden nach Griechenland, Klein-Asien und bis in die indischen ja carischen Ufergelände plündernd einfielen. Diese Völker brachten ihre Pferde den Göttern zum Opfer und Stutenmilch war ihre Nahrung. Hesiod nennt sie *επιπημόλγοι* und der griechische Philosoph Apollonius war Augenzeuge, als Bardanes, der König der Parther, der Sonne sein Pferd zum Brandopfer brachte.

Kaiser Probus fand unter der den Scythen abgenommenen Beute ein parthisches Pferd, von welchem sein Eigenthümer erzählte, daß er auf ihm durch acht bis zehn Tage täglich je hundert Milliarier, d. h. zwanzig Meilen, gemacht habe. Die Parther ebenso wie andere scythische Stämme zogen Stuten den Hengsten zum Gebrauche vor und zwar aus folgenden drei Gründen: erstens, weil sie im Laufe das Wasser abschlagen können, zweitens, weil sie durch kein Viehern das Geheimniß irgend einer Expedition verrathen und endlich weil sie einen flüßigeren Character zeigen. Aber nicht nur die Scythen allein waren dieser Ansicht; Aelian

zieht Stuten zur Bespannung vor und sogar Horaz scheint ein Verehrer der Stuten gewesen zu sein, wenn er sagt: „Tibi tulit hinnitum apta quadrigis equa.“ Muhammed liebte von allen seinen Pferden fünf Stuten vorzugsweise.

Schon die Ableitung des Namens der Parther von dem hebräisch-ägyptischen Worte Parasch (Pferd) läßt vermuthen, daß sie ein Reiter-volk waren. Auch übertrafen, nach dem Urtheile der alten Autoren, die Parther alle übrigen gleichzeitigen Völker in der Kunst, die Pferde zuzureiten und an Geschicklichkeit, sie zu behandeln; sie ritten ohne Sattel und Mundstück und lenkten ihre Pferde nur mit der Stimme und den Füßen, sie trieben es wuchtig gegen den Feind, machten Wendung, lehrten dann plötzlich wieder um, flohen und jagten wieder an, Alles mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit. Auf der Flucht waren sie furchtbarer als im Angriff, denn fliehend schossen sie Pfeile von ihren schrecklichen Bogen so sicher, daß man im Alterthum oft sprüchwörtlich sagte: „auf parthische Weise fliehen“ um eine durch den Rückzug beigebrachte Niederlage zu bezeichnen: „Timet milos sagittas et colorem fugam Parthi“. Die Sarmaten, Nachbarn der Parther, obwohl mit ihnen nicht blutsverwandt, von denen Plinius sagt, daß sie auf ihren Pferden ohne Unterbrechung dreißig Meilen zurücklegten, verbanden mit der Gewandtheit der Parther auf dem Pferde noch die Geschicklichkeit, mit einer Art Lasso zu werfen und damit vom Pferde aus auf der Jagd großes Wild zu greifen. Die Zucht des Pferdes bei den Parthern beruhete auf einer unerhörten Milde und Langmuth bei der Dressur, welche in eingezäunten Höfen Statt fand.

#### § 42. Geschichtliche Ereignisse des II. Jahrhunderts vor Christus.

Das zweite Jahrhundert ist noch Zeuge, wie Rom allmählig alle einzelnen Völkerstämme verschlingt, obwohl im Inneren heftige Bürgerkriege des durch die Gracchen aufgewiegelten Volkes wüthten und von Außen die Einfälle der Cimbern und Teutonen es in Schrecken setzen. Die große Weltstadt unbefriedigt durch die Triumphe über Carthago, das sie von grundaus zerstört, über Spanien, das eine römische Provinz wird, über Numidien, welches sie Jugurtha entreißt, ist begierig nach dem Besitze des schönen, gelehrten, an Kunstschätzen reichen Griechenlands. Als Protector der Freiheit, als Anwalt der Unabhängigkeit des hellenischen Volkes betritt Rom dieses wunderreiche Land und unter diesem Titel zertrümmert es Antiochus den Großen von Syrien, dann Philipp II. und Persens, Macedoniens Könige, und macht ihre Reiche zu römischen

Provinzen. Bei dem Siege über Philipp bei Rhoskephalae leistet die ätolische Reiterei Rom wesentliche Dienste. Bald darauf löst Rom den achäischen Bund auf und Mummius macht, nachdem er den Diaeus besiegt hat, auch Griechenland zu einer römischen Provinz. Am Horizont des römischen Erdkreises vegetirt nur noch Aegypten unter seinen Ptolomäern. Judäa erhebt sich im Aufstande und ernennt seinen hohen Priester Simeon zum Führer des Volkes, Jerusalem erneuert die Pracht seines Tempels und überwindet unter 'Hircanus, dem Nachfolger Simeons, Samarien. Die Parther verachten im Vertrauen auf ihre Pferde Roms Allmacht.

### § 43. Das Pferd bei den Teutonen und Germanen.

Der Einfall der Cimbern und Teutonen in Italien wurde für diesmal durch Marius aufgehalten, aber ähnliche Einfälle der nordischen Völker, mit welchen die civilisirte Welt jener Zeiten bisher wenig Fühlung gehabt hatte, wiederholten sich. Diese Völker waren ohne Zweifel in sehr entlegenen Zeiten aus Asien aufgebrochen, hatten sich frühe schon in Völkerschaften organisirt und sich anfänglich dem Hirten und Fischerleben hingegeben. Unter einen naßkalten, trüben, nordischen Himmel verfehlt, in ein sonst fruchtbares Land voller Sümpfe und Seen, das fortwährender Bearbeitung bedurfte, in Urwälder, in welchen sie, je geübter sie waren, gegen Eber, Auerochsen und Bären in Vertheidigung oder Angriff zu kämpfen, desto theurer ihr Leben verkauften, kurz in fortwährendem Kampfe mit der sie umgebenden leblosen und lebenden Natur, nahmen diese Völkerschaften an Körper und Geist zu. Die Germanen, wie man sie schon damals nannte, waren kräftig genug, um den Acker zu kultiviren, umsichtig genug, um die Vortheile zu begreifen, die aus Arbeit und Kampf erwachsen. Die Geschichtsschreiber rühmen die Schönheit ihrer Gestalt, ihren Muth, ihren Geist und ihre Körpergeschmeidigkeit. Der Führer der Teutonen Teutoboch sprang über vier bis sechs Pferde. Aber alle diese herrlichen Eigenschaften der ersten Germanen würden in ihren Wäldern vor der Welt unbeachtet untergegangen sein, wenn ihre Liebe zum Pferde ihnen nicht Lust und Trieb zu Wanderungen und Kampf eingeflößt hätte. Eins der germanischen Völker, die Tenchterer, drückt die Verbrüderung des Pferdes mit dem Krieg rechtlich aus, indem es ein Gesetz erläßt, welches kein anderes Volk kennt, ein Gesetz, welches bestimmt, daß nicht der älteste Sohn der Erbe des Gestüts des Vaters sein solle, sondern derjenige unter den Söhnen, welcher der tüchtigste Krieger und Reiter wäre.

Die Germanen kämpften unter dem Feldzeichen eines weißen galopirenden Pferdes. Es war das ein natürliches Symbol jener wilden Feldzüge, die unter dem Namen der Einfälle der Cimbern und Teutonen die Hauptstadt der Welt in Schrecken setzten und römische blühende Provinzen in Wüsten verwandelten.

Alle celtischen, germanischen und slavischen Stämme gebrauchten, eben so wie die Scythen, Wagen zu ihren Wanderungen mit Frauen, Kindern und beweglicher Habe. Ueber die Wagen spannten die Germanen trockene Thierhäute, auf welchen man, ging es zum Kampfe, trommelte. Zur Wacht der Wagen und Familien hatte man große Hunde und wenn der Feind selbst bis an diesen letzten Zufluchtsort vordrang, dann erhoben sich die Weiber mit noch größerer Wuth als die Männer zum Kampf. Die Galosonier und Castabalenier hatten sogar Hunde in ihrer Schlachtreihe.

Die Mythologie der germanischen Völker vergöttert das Pferd, alle ihre Götter sind beritten. Sleipner ist das Pferd Odin's, des Königs der luftigen Schlösser Walhallas, auf welchem er die im Kampf Begriffenen, vor der Front auf und nieder reitend, zum Kampf begeistert. Zu Zeiten der Erndte lassen die Ackerleute die schönsten Kornhalme unberührt auf dem Felde für das Roß des Gottes. Die Göttin der Nacht reitet den Rappen Hinfax, der mit dem Schaum seines Gebisses die Erde besprengt und mit Reif bedeckt. Der Gott des Tages reitet den Sinfax, der mit seiner leuchtenden Mähne Himmel und Erde erhellt. Die Sonne der Germanen wird durch Arwaker (Morgenwacht) und Alswider (Alleswissender) gezogen, der erstere trug runische Zeichen an den Ohren, der andere an den Hufen. Gondula, eine der Göttinnen, welche die Kämpfe leiten, ist immer zu Pferd ebenso wie die Walkyren, ihre drei Schwestern, welche unter den Kämpfenden diejenigen auswählten, welche auf dem Kampfplatze bleiben sollten. In den den Göttern geweihten Wäldern unterhielten die Germanen auf gemeinschaftliche Kosten weiße Pferde, welche ihnen zu Weissagungen dienten; Niemand wagte es, sie zu berühren, nur die Priester in Gemeinschaft mit dem Häuptling der Nation spannten dieselben an den heiligen Wagen, begleiteten sie und achteten auf ihr Wiehern oder Zeichen der Scheu, um daraus die Zukunft zu deuten.

Ein Pferdeschädel auf einer Stange gegen den Feind gerichtet, ein Zeichen der Verfluchung, diente als Feldzeichen bei Expeditionen, welche unternommen wurden, um Unrecht zu rächen. Anthr, der Held einer nordischen Dichtung, reitet ein Pferd Bucranos genannt. Es war das



ein monströses Geschöpf mit einem Stierkopf, das mit den Füßen Funken aus dem Boden stampfte und selbst hart war wie Stein. Die Reiterei der Germanen war zuweilen mit Fußvolf gemischte Haufen, wo Fußtruppen neben den Reitern in einer Reihe so kämpften, wie man das auch bei den Beatern, Dakern, Numidiern und Iberiern gesehen hat, und wie sogar zweihundertundelf vor Chr. die Römer noch kämpften, indem sie jedem Reiter einen Fußsoldaten aufs Pferd setzten, der dann im Kampf dem Reiter zur Seite kämpfen mußte. Cäsar sagt über diese Art der Reiterei der Germanen: „die Germanen hatten sechstausend Reiter und ebensoviel schnelles und kampfestüchtiges Fußvolf; jeder von diesen war mit einem Reiter auf Tod und Leben verbrüdet; beide kämpften gemeinschaftlich, stützten sich auf einander und in schwerer Gefahr stand einer für den andern. Wenn einer der Reiter schwer verwundet fiel, nahm ihn das Fußvolf auf. Bei langen Märschen oder schneller Flucht war der Fußgänger geübt, die Mähne des Pferdes seines Kampfbruders zu ergreifen und im schnellsten Laufe mit ihm gleichen Schritt zu halten.“

Die alten Schriftsteller beschreiben uns das Pferd der Germanen als klein und von geringer Schönheit. Die Commentarien Cäsars drücken sich folgendermaßen darüber aus: „Obwohl die in Deutschland geborenen Pferde klein und nicht schön gestaltet sind, so verstehen es die Germanen doch, sie durch tägliche Uebung zur Arbeit tauglich zu machen. Im Kampfe sitzen die Germanen zuweilen ab und kämpfen zu Fuß, während die Pferde gewöhnt sind dort zu bleiben, wo sie hingestellt sind, und wenn es gilt, sie zu gebrauchen, so läuft jeder schnell zu dem seinigen.“

Cäsar fand diese Pferde für den Reiterdienst nicht zweckentsprechend und darum zog er es vor, den verbündeten germanischen Hülfstruppen, wie z. B. den Sigambem, römische Pferde zu liefern, als sich auf die germanischen zu verlassen, ungeachtet des großen Mangels an römischen Pferden und des Ueberflusses an germanischen und ungeachtet gewisser unleugbar guten Eigenschaften dieser Pferde. Herodot sagt, daß die Pferde der Tissageten, wenn sie auf der Jagd zurückgelassen wurden, sich nicht von der Stelle rührten, ja sogar sich ins Gras legten.

Die Kriege mit Rom hatten nicht blos auf die Sitten und Gewohnheiten der Germanen, auf Umgestaltung des Landes, in dem sie wohnten, sondern auch auf die Pferde, welche sie gebrauchten, einen bedeutenden Einfluß. In der Epoche der Kaiser hatte sich die Gestalt ihrer Pferde schon so ansehnlich verändert, daß Rom begann, sie hoch zu schätzen und

anzukaufen. Germanische Reiterhaufen werden als Hülfstruppen verwendet und ihre Tüchtigkeit war der Art, daß Rom sich ohne sie nicht mehr behelfen konnte. Schon Nero, der seine Person gern mit lauter Curiositäten zu umgeben pflegte, fuhr mit Zwillingstuten, die aus Trier stammten.

Die ursprünglich bei den Germanen verhaßten Ehippianen, eine Art Reittiffen, begannen allmählig bei ihnen in Gebrauch zu kommen. Die Pferdezuucht begann unter ihnen sich mehr und mehr zu vervollkommen und Flavius Vopiscus spricht von zahlreichen und gutgehaltenen Gestüthen der Germanen. Bei der Trauung Hermanfrieds mit Amelberga erwarben sich die aus Thüringen stammenden Pferde silberweißer Färbung den allgemeinen Beifall Italiens, den Cassiodorus verewigt hat.

#### § 44. Geschichtliche Ereignisse des I. Jahrhunderts vor Christus.

Das erste Jahrhundert, welches dem Anbruch des neuen Lichts vorausging, das mit der Zeit alle Völker zu einem Glauben und zur Einheit der moralischen Begriffe heranbilden sollte, war das Jahrhundert, in welchem alle Völker in ein Weltreich, das römische genannt, materiell zusammenfloßen. Die inneren Kämpfe Roms, welches in convulsivischen Zuckungen seine republicanische Form in eine monarchische umgestaltete, werden durch seine Legionen bewältigt. Der Dictator Sylla bändigt das Volk und stürzt den Marius, Pompejus besiegt den großen Mithridates, der seit seiner frühesten Jugend geübt war, auf wilden Pferden reitend, seine unfehlbare Lanze zu werfen; Crassus vernichtet die empörten Sklaven unter Spartacus, Antonius schlägt den zügellosen Catilina und Julius Cäsar erobert Gallien. Rom ernennt seine drei Haupthelden, denen es Ruhe und Ruhm verdankt, zu Triumvirn und verleiht ihnen die höchste Gewalt. Von diesen kommt Crassus im Kriege gegen die Parther um, die auf ihren unverwundlichen Pferden die römischen Legionen bis auf den letzten Mann niederhauen. Pompejus zum bedeutenden Theil durch germanische Reiterhaufen bei Pharsalus geschlagen, wird auf der Flucht nach Aegypten bei seiner Landung ermordet. Julius Cäsar bleibt allein übrig und Rom ruft ihn zum Dictator und Imperator aus. Binnen Kurzem ermordet eine republikanische Partei, welche noch von den glänzenden Zeiten der Republik träumte, den Usurpator im Senate. Rom ernennt neue Triumvirn: den Octavian, den Adoptivsohn und Erben der Ehren und des Glückes Cäsars, den Lepidus, den Anführer seiner Legionen, und Antonius, den Sieger über Catilina. Der Sieg bei Actium verschafft

Octavian die höchste Gewalt, der den Tempel des Janus schließt und unter dem Namen Augustus Cäsar der zweite Imperator Roms wird.

Die Parther schicken ihm die dem Crassus abgenommenen römischen Adler zurück, die Indier schließen ein Bündniß mit ihm und die empörten Cantabrer und Asturier werden zur Unterwerfung gezwungen, Aegypten wird römische Provinz, Aethiopien bittet um Frieden. Früher pflegten ägyptische Pferde in großen Transporten nach Rom gebracht zu werden, um diese Zeit waren sie weniger geschätzt und an ihre Stelle traten Pferde anderer Gegenden, welche der Weltstadt huldigten. Der Verlust der Unabhängigkeit eines, einst durch seine Pferde so berühmten, Landes wirkte unvortheilhaft auch auf das Pferd. Es wurde weniger zahlreich gezüchtet, man kümmerte sich weniger darum und dieser Zweig ägyptischen Reichthums verkümmerte. Die Zeiten, welche Zeugen der Errichtung von Denkmalen gewesen, deren Ruinen heute das Land bedecken und auf denen wir oft Pferde finden, waren vorüber. In der Nähe des alten Memphis findet sich noch heut ein uralter Stall aus colossalen Ziegeln gewölbt, neunzig Ellen lang und zehn und eine halbe Elle breit, vier große Thore von Osten bilden den Eingang. Dies blieb als einziger Zeuge des einstigen hippischen Ruhmes Aegyptens, der in der Epoche der Triumphe Roms über die Welt dahinschwand.

Die glänzenden Siege Roms feiert die große Weltstadt durch Triumph-Aufzüge der Ueberwinder ihrer Feinde. Was nur römische oder auswärtige Industrie zu beschaffen im Stande ist, alles wird aufgeboten, um diese Triumphe zu verherrlichen.

Dort treten jene stolzen silbernen oder goldenen Wagen auf, jene ausländischen Reiter in ihrem Nationalcostüm, jene schönsten Pferde der Welt mit ihrer durch die ausgesuchteste Dressur bewirkten wunderbarsten Gangart. Abbildungen solcher Triumphe haben uns die Säulen Trajans, Antonin's, Theodosius' der Triumphbogen Constantin's und viele andere Monumente erhalten.

#### § 45. Das Pferd bei den Galliern.

Die glänzenden Thaten Julius Caesars in Gallien eröffneten der civilisirten Welt die Pforten zu Verührungen mit Völkern, welche bisher wenig gekannt und welche berufen waren, einst über dem verfallenen, vermoderten Riesenleibe Roms ihre Orgien zu feiern. Caesar schätzte die Reiterei dieser Völker sehr hoch und hatte in seiner nächsten Umgebung immer vierhundert gallische Reiter. In Rom galten die gallischen Pferde für besser als die germanischen, auch besaß das Land davon eine

reiche Fülle. Man brauchte sie ebenso wie die spanischen, um die Lücken in der Reiterei zu ergänzen. Zu den Zeiten der Kaiser, als die Zucht der gallischen und germanischen Pferde wesentliche Fortschritte machte, wurden gallische Pferde in Rom sehr hochgeschätzt. Die brittischen Pferde waren eben so unansehnlich wie die germanischen und waren nach Caesars Meinung ihrer Abstammung nach mit den germanischen verwandt; ihre Dienste erfüllten sie gleich gut und vor die Kriegswagen gespannt und durch tüchtige Lenker geleitet, setzten sie sogar Cäsar in Erstaunen.

Obwohl der Glaube der Druiden nur einen Gott verehrte — den Schöpfer des Alls — so stößt man doch seit den ältesten Zeiten auf Pferdegestalten in gallischen Symbolen. Die ältesten gallischen Medaillen tragen den Stempel des Pferdes in verschiedenen Stellungen und die dort aufgefundenen kleinen Pferdefiguren lassen schließen, daß die gallischen Völker diesem edlen Thiere einen gewissen mystisch-religiösen Werth beilegten; auch spielt das Pferd im Geheimdienst der Druiden eine Rolle. Als Eubag, ein druidischer Wahrsager, sich nach dem Ei der Schlange aufmachte, bestieg er ein flüchtiges Roß und als er an den Ort gekommen, wo das häßliche Gewürm den Talisman bereitete, sprang er vom Pferde und erwartete den Augenblick, in welchem das mit Schaum umhüllte Ei sich in die Luft erheben würde, um dort durch mephitische Dünste schwebend erhalten zu werden, stürzte sich auf dasselbe, ehe es zur Erde zurückfiel, ergriff es, schwang sich wieder aufs Roß und jagte in lausendem Galop davon, von den Drachen verfolgt, die ihm so lange nachjagten, bis ein Fluß sie von weiterer Verfolgung abhielt.

Die Gallier waren in drei Classen getheilt: in Druiden, das heißt Priester und Gelehrte, in Krieger, und in Handel und Ackerbau treibendes Volk. Der altceltische Ausdruck *March*, der Pferd bedeutet, war bei den Galliern in demselben Sinne im Gebrauch. Ein Krieger hieß bei ihnen *Markel* und die Reiterei *Markesel*. Römer und Griechen nennen die gallische Reiterei die *Markisia* und *Trimarkisia*: *Galli equestrom pugnae institutionem trimarkisiam nominant propria voce*. Die celtischen Reiter pflegten je ein Paar reitender Schildträger bei sich zu haben, so daß sie immer zu drei waren, was ihrer Reiterei den Namen *Trimarkisia* gab. Es war das eine ähnliche Einrichtung wie diejenige der zu Caesars Zeiten berühmten Waffenbrüderschaft der Soldurier, die durch ein Gelübde mit einander verbunden waren, welches der Tod nur lösen konnte. Der Ausdruck *March* ist zu allen nordischen Völkern übergegangen, ja sogar

auch nach Rom und Griechenland und wurde mit der Zeit eine Stammesfamilie vieler Benennungen und Namen. Möglicherweise hat der Name des Kriegsgottes Mars sein Quellwort darin, von dem auch die Namen Marcus, Marsyas, Marsus, Marcomir, Marculf, Giomarch und die Völkernamen der Marjer in Italien, der Marcomannen in Böhmen, und Dänemark abzuleiten sein möchte. Die französischen Ausdrücke marchand, marché, marcher kommen von dem celtischen Worte Mart, gleich als ob in den Traditionen der Gallier der Pferdehändler ein Prototyp des Kaufmanns, der Pferdemarkt der erste Markt und als ob das Reiten zu Pferd die gewöhnlichste Art gewesen, von Ort zu Ort zu gelangen. Die Ausdrücke maréchal de Franco und maréchal der Hufschmied, vom celtischen Mart abstammend, beweisen, daß nach celtischen Begriffen der eine wie der andere dem Pferde seine Existenz verdanke. Die Gallier entwickelten die Reitkunst zu einer sehr hohen Stufe, waren schon zu Cäsars Zeit dadurch berühmt und bildeten mit der Zeit die Hauptstärke der römischen Armeen. Die gallischen Pferde waren schöner als die germanischen und Cäsar hält die Burgunder (gentem sequanum) für die besten Reiter. Rom kaufte gewöhnlich eine große Menge gallischer und in Gallien dressirter Pferde. Die Kriegswagen der Gallier, Helveten und Bretonen waren mit Sensen versehen und durch schöne Sculpturen und Bronzen geziert und ihr wichtiger Angriff setzte, trotz der kleinen Pferde, die Legionen Cäsars in Schrecken. Die Gallier glaubten gleich wie alle nordischen Völker, daß ihre Seelen im künftigen Leben in den luftigen Schlössern sich von den Gewohnheiten und Freuden des zeitlichen Lebens nicht trennen würden und deshalb begleitete sie ihr Schwert und besonders ihr Lieblings-Streitroß ins Grab und sie hegten die Hoffnung, auf ihm am Tage der Auferstehung stolz einherzureiten.

Das Andenken zweier Pferde charakterisirt dieses Jahrhundert, welches der letzte Tag für das Leben der gallischen Nation und der erste des römischen Kaiserthums war. Das Pferd, auf welchem Vercingetorix in glänzender Rüstung vor dem Zelte Cäsars harret, um ihm sein Schwert zu überreichen, mit dem er so lange als möglich für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes gekämpft hatte, und das Pferd Cäsars, dem die Legende menschliche Füße verleiht, die seinem Herrn die Weltherrschaft weissagten.

### Dritter Abschnitt.

## Das Pferd in den ersten fünf Jahrhunderten nach Christus.

### Das Pferd im westlichen und östlichen römischen Kaiserthum.

---

#### § 46. Geschichtliche Ereignisse der ersten drei Jahrhunderte.

Die ersten drei Jahrhunderte der christlichen Aera sind Zeugen von zehn grausamen Verfolgungen der Anhänger Christi. Ströme von Blut christlicher Märtyrer befruchten den Boden, auf welchem das Christenthum immer herrlicher und üppiger gedeiht. Die alten Götter des Olymp, des Capitols und von Memphis, der östlichen Städte und der nordischen Wälder erbleichen auf ihren Thronen und ziehen sich allmählig vor dem neuen Lichte zurück. Endlich verschwinden die auf einander eifersüchtigen Gottheiten, welche die ihnen ergebene Völker zum Kampf, zum Mord und Verbreitung der Sklaverei entflammten, sie verschwinden für immer vor dem allen Völkern gemeinsamen Gotte der Bruderliebe und Freiheit. Die höchste Gewalt ist in den Händen der Imperatoren, von denen die ersten vier Nachfolger des Augustus aus seiner Familie stammen, während die späteren entweder durch die Prätorianer gewählt oder von den Vorhergehenden zu Nachfolgern bestimmt werden. In der langen Reihe von Namen sind kaum einige, die erwähnenswerth wären, die übrigen haben ein durch Blut und zügelloses Leben beslecktes Andenken hinterlassen. Die Verderbtheit des Hofes verlüdert das Volk, und die Hauptstadt der Welt versinkt im Schlamm der Sünde. Die Reitervölker des Nordens überzeugen sich mehr und mehr von der Verkommenheit des einst so furchtbaren Roms und erringen tägliche Siege über dasselbe; so daß Diocletian schon nicht mehr im Stande, den Angriffen mit Erfolg Widerstand zu leisten, sich einige Collegen beigefellt, unter denen Constantius der Administrator Galliens, der Vater Constantins des Großen, ist, den die Legionen, zum letzten Male den Ausschlag gebend, zum Kaiser ausrufen.

### § 47. Das Pferd des römischen Kaiserthums.

In diesen Jahrhunderten spielt das Pferd im Leben der Römer eine große Rolle; wie hätte auch eine solche Herrschaft und solcher Glanz sich ohne Pferd behelfen können. Rom und Italien wird zu einem Sammelplatz von Pferden aus den entlegensten Gegenden und der verschiedensten Völker. Das von der Beute aller unterjochten Völker überladene Rom war am leichtesten im Stande, sich von dem Werthe jeder Pferderace zu überzeugen, so wie es vor Zeiten den persischen Königen am leichtesten war, sich über den Werth der asiatischen Racen Gewißheit zu verschaffen, da jede von diesen an ihrem Hofe in den besten Exemplaren aufs glänzendste vertreten war.

Der Reichthum Roms erhebt den Preis des Pferdes auf fabelhafte Höhe, natürlich stets im Verhältniß zu den besonderen Vorzügen desselben. Das equus Sejanus, verhängnißvollen Andenkens, dessen Stiefelchen am Hinterfuß allen seinen Besitzern Unglück weissagte, dessen erster Käufer durch Marc-Antonius zum Tode verurtheilt wurde, der zweite Dolabella während des Aufstandes in Syrien umkam, der dritte Cassius und der vierte Marc-Antonius sich durch Selbstmord das Leben nahmen, wurde von Dolabella für hunderttausend Sesterzen, d. h. fünftausenddreihundert Thaler gekauft. Welch ein Unterschied mit den Preisen Alt-Griechenlands? wo Xenophon sein Reitpferd für neunhundert Dareiken, gleich hundertfünfzig Thaler, verkaufte, und wo zu Aristophanes Zeiten ein zugerittenes Pferd mit drei bis zehn Minen, d. h. fünfundsiebenzig bis dreihundertvierzig Thalern, bezahlt wurde.

Zu den Kaiserzeiten stand der Sport in der höchsten Blüthe der Entwicklung und wurde für eine edle, ablige Leidenschaft gehalten. Jeder irgend anständige Mensch mußte Hunde und Pferde halten. Ein geschickter Wagenlenker im Circus war immer von einer Menge Verehrer umgeben und der Preis des Sieges für ihn waren gebiegene goldene oder silberne Pferde.

Ein richtiger damaliger Sportsman kannte die Genealogie und Biographie berühmter Pferde genau und hielt die Unterhaltung darüber für das angenehmste Thema eines Gesprächs. Viele technische Circus-Ausdrücke gingen in die feinsten Salons römischen Gesellschaftslebens über, wie z. B. „der Trägheit die Spornen geben“ „der Jugend die Zügel schießen lassen“ „die Zunge hinter dem Brechzaum halten“ „dem Uebermuth Gebiß anlegen“ u. d. gl.

Die ersten Männer wetteiferten um den Ruf eleganter und gewandter Wagenlenker. Pompejus pflegte gern an der Spitze seiner Reitercharen sein Schwert dann zu ziehen oder in die Scheide zu stecken, wenn sein Pferd die wildesten Sätze machte. Valerius Corvinus Messala, Consul zu Augustus Zeiten, erwarb sich durch sein vortreffliches Reiten das reiche Lob Tibulls: „wer versteht es besser als du mit losem oder straffem Zügel plötzlich das Ross zum Stillstand zu bringen, es in geschmackvollen Wendungen zu lenken oder wie ein Pfeil in grader Richtung zu fliegen“? Horaz war stolz auf den Titel eines ausgezeichneten Reiters in seiner Jugendzeit. Kaiser Gratian zeigte sich gern vor der Welt als vollendeter Reiter, indem er in numidischer Weise auf nacktem Pferde, ohne Zügel nur mit der Reitpeitsche sein Pferd lenkte, und Valentinianus ließ sein Ohr gern dem Lobe des Vegetius, der da sagt: „die Perser bewundern deine Geschicklichkeit in der Volte zu Pferde, vergebens bemühen sich Hunne und Aiane so gewandt wie du zu reiten und der Hindu wie der Saracene wagt es nicht, zu Pferde mit dir sich zu messen.“

Die Pferde waren so vortrefflich dressirt, daß sie auch ohne Lenker ihre Schuldigkeit pünktlich zu thun verstanden. Zwei Schimmel des Kaiser Claudius, welche schon zweimal beim Wettrennen Sieger gewesen waren, liefen bei der dem Volke durch den Kaiser veranstalteten hundertjährigen Feier ohne Lenker, da derselbe sofort beim Ansprung vom Wagen gestürzt war. Während des Rennens thaten die Pferde Alles, was nur der beste Lenker mit ihnen hätte thun können, sie umkreisten siebenmal die Arena und, anderen Wagen ausweichend oder sie überrennend, machten sie vor den Richtern Halt und errangen Sieg und Palme. Dies Ereigniß erinnert an ein ähnliches anderes in Griechenland mit der Reitstute des Phidales, die, obwohl er beim ersten Satz herabgeworfen, dennoch von den Richtern und dem Volke als Sieger anerkannt wurde; denn sie hatte ohne ihren Reiter alle Mitrenner in dreimaliger Umkreisung überholt und stand wie angenagelt vor den Richtern, um den Preis zu fordern. Rennpferde zierten das Grabgefolge und Gepränge der Kaiser, indem sie hinter der Leiche einerschritten. Hunden und Pferden wurden stolze Denkmale und kostbare Mausoleen von Bronze oder anderem Metall, auch Marmorsäulen errichtet, die man in die Vorhallen der Tempel und Paläste, oder auf öffentliche Plätze und Spaziergänge stellte. In Agrigent befanden sich eine Menge kleiner Pyramiden über den Gräbern berühmter Renner. Bildnisse von Pferden wurden auf Münzen geprägt und in



Steine geschnitten, die man Gemmen nennt. Maler wetteiferten, das treueste Portrait derselben zu liefern und Dichter feierten in schwungvollen Versen ihre glänzenden Thaten, indem sie mit minutiöser Genauigkeit, namentlich auf Grabmälern, ihr Alter, Vaterland, ihre Race, ihre verschiedenen Siege und sonstigen Tugenden rühmten. Augustus errichtete seinem Reitpferd ein Denkmal und Germanicus besang es in Rhythmen. Incitatus, das Pferd des Caligula, hatte einen Stall aus Marmor, eine Krippe aus Elfenbein, Purpur als Decke und eine Perlenkette aus dem Orient am Halse, ein Haufe von Sklaven und Offizieren bildeten seinen Hof und die in seinem Namen zu festlichen Gelagen Eingeladenen wurden mit unerhörter Pracht bewirthet. Am Vorabend der Circus-Kennen stellte Caligula Wachen um den Stall, welche Sorge dafür zu tragen hatten, daß Incitatus auch nicht durch das leiseste Geräusch im Schlafe gestört würde. Zuweilen lud ihn Caligula zur Tafel und reichte ihm persönlich Gerste und Wein in einem goldenen Becher, aus welchem er ihm zutrank, und die Victoren trugen ihm die consularen fascos voran. Nach dem Tode desselben setzte er ihm ein prächtiges, kunstvolles Grabdenkmal und besang es selbst in Versen.

Nero, nicht zufrieden mit der Ehre, der allmächtigste Herr der Erde zu sein, war noch nach anderem Ruhme begierig und kämpfte mehrere Male um den Sieg bei den olympischen Spielen, wo er selbst einen mit zehn Pferden bespannten Wagen lenkte, worauf er im Triumph durch Neapel, Antium und Alba nach Rom durch einen Mauerbruch einzog, indem er auf demselben Wagen fuhr, der dem Augustus einst zu seinen Triumph-Aufzügen gedient hatte. Ein glänzender Purpur mit goldenen Sternen dicht besetzt umhüllte seine Gestalt, auf dem Haupte trug er den olympischen Kranz und in der Hand hielt er den Siegerkranz der pythischen Spiele, die übrigen Siegeskränze wurden von hohen Würdenträgern ihm stolz voraufgetragen. Commodus trat dreihundertfünfundsiebzigmal als Kosselenker auf und befahl sein jedesmaliges Auftreten in den Acten des Staatsarchivs zu vermerken.

Habrianus, der einzige unter den römischen Kaisern, der sein Reich durchmaß, um selbst schleunigst entstehender Unordnung oder Mißbräuchen, von denen er sich selbst überzeugen konnte, zu steuern, errichtete seinen Pferden monumentale Grabmale und dem Borestheneus setzte er ein eigenes Epigramm darauf. Schließlich war der gräßliche Caracalla, der seinen Bruder in den Armen der Mutter ermorden ließ, auf die Sorge um

sein Reitpferd sehr bedacht, indem er es mit apameischen Rosinen fütterte. Berühmt ist auch Phosphorus, das Pferd Valentinians, dem Antonius die Grabchrift verfaßte.

#### § 48. Die Post im römischen Kaiserthum.

Die Römer, ebenso wie Cyrus, gebrauchten die Pferde, um sie nach allen Richtungen des Reiches an den Wagen auf Posten zu stellen. Nicht weniger als fünf Depeschen wurden täglich auf jedem Wege expedirt, wie Propertius versichert, ja es kam zuweilen vor, daß der Expeditionen acht waren. Die Institution der Posten wurde im Reiche zu bedeutender Höhe entwickelt. Jede Station durfte nicht weniger als vierzig Pferde halten, natürlich mit der dazu nöthigen Bedienung; indessen dienten diese Posten nicht dem Privatgebrauch, sondern waren nur für Beförderung von Beamten und für Depeschen des Staates. Private schickten ihre Correspondenzen durch eigene Slaven. Anfänglich waren die um einen Posten ringsum Ansässigen verpflichtet, unentgeltlich Pferde für die Posten zu liefern, später wurde ihnen eine gewisse Entschädigung dafür geleistet, schließlich war das ganze Reich mit Poststationen übersät, wo Posthäuser, Pferde, Postillione, Rosärzte und allerlei Handwerker auf Staatskosten gehalten wurden. Die Aufsicht über das ganze Postwesen war in den Händen höherer und niederer Beamten. Die Wege wurden sorgfältig in gutem Stande erhalten und mit Meilensteinen versehen, deren Nummern vom *milliarium aureum* in Rom ausgingen. Die minutiösesten Vorschriften ordneten alle Einzelheiten des Postwesens, Alles war dadurch auf das Genaueste bestimmt, der Preis für Courierspferde, die jedesmalige Wagengattung, die Zahl der Stationen, welche jeden Tag zurückgelegt werden mußten, je nach Jahreszeit und Wetter, und zwar war diese von fünf bis acht u. s. w. Die Beamten, welche ihre Provinz durchreisten, erhielten zu Zeiten der Republik die Wagen unentgeltlich und es wurden dieselben durch specielle Unternehmer geliefert. Zu solchen Lieferanten gehörte Ventidius Bassus, der zu Julius Cäsars Zeiten Consul war. Der umsichtige Kaiser Augustus half vielen Bedürfnissen im Postwesen ab und nach ihm hat fast jeder Kaiser etwas Nützliches für diese Institution gethan. Unter Constantinus I. wird durch scharfe Edikte verboten, Pferde, welche für den Sattel bestimmt sind, mit Bürde zu überlasten und andere Wagen zu fordern, als eben durch kaiserliche Befehle vorgeschrieben waren. Im Falle einer kaiserlichen Reise oder eines anderen zu starken Verkehrs

auf den Wagen, in Folge wovon möglicherweise augenblicklich die Zahl der Pferde auf den Stationen nicht ausreichend sein dürfte, sollen die benachbarten Dörfer gehalten sein, Vorspann zu leisten. Solche Pferde nannte man in dem schlechten byzantinischen Latein *paravaredi* und von diesem Ausdruck leiten germanische Philologen den heutigen Namen „Pferd“ ab.

Von der Schnelligkeit der römischen Postexpeditionen kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man erwägt, daß Ictus in sieben Tagen zweihundert Meilen zurücklegte, um von Rom aus dem Galba nach Cluvium, am Duero, (Segovia) die Nachricht von Nero's Tode zu bringen. — Tiberius Nero machte vierzig Meilen an jedem Tage mit dreimaligem Pferdewechsel, als er seinen Bruder Drusus in Germanien besuchte. Da wo keine Posten waren, namentlich bei kriegerischen Expeditionen, förderten Signale die Befehle oder Nachrichten ebenso wie in Griechenland bei der Belagerung von Paros durch Miltiades oder während der Perserkriege und des peloponnesischen, wo man sich feuriger Zeichen bediente.

Bei den Juden und in Griechenland vermittelten Läufer die Pflichten der Post. Philippides lief von Athen nach Sparta (neunundzwanzig Meilen) in nur zwei Tagen. Der Lacedämonier Anotis und der Läufer Alexander des Großen, Philonides, machten zweiundzwanzig Meilen von Sycion nach Elis an einem Tage. Ein achtjähriger Knabe soll einmal vom Mittag bis Abend zwölf Meilen durchlaufen haben.

Zuweilen wurde auch Tauben die Ueberbringung von Siegesnachrichten anvertraut. Es giebt im Alterthum Beispiele von einer Schnelligkeit der Verbreitung von Nachrichten, die man nicht gut begreifen und erklären kann; so kam die Nachricht vom Kampfe am Flusse Sagras noch an demselben Tage nach dem Peloponnes und eine andere Nachricht gelangte mit der Schnelligkeit von fünfhundert Meilen auf vierundzwanzig Stunden aus Germanien nach Rom.

#### § 49. Hippische Spiele in Rom.

Abbildungen auf Medaillen sowohl der Kaiserzeit als der der Republik stellen hippische Gegenstände vor. Ein Wagen mit zwei oder vier Pferden bespannt bezeichnet einen Triumph, ein am Zügel geführtes Pferd einen im Kampf oder Circus errungenen Sieg. Münzen, auf denen sich zwei- oder vierspännige Wagen geprägt befanden, nannte man in Rom *Nummi bigati* und *quadrigati*. Das römische Volk hatte ein besonderes Gefallen

an solchen Bildnissen, sie erinnerten es an den Raub der Sabinerinnen, der während der circensischen Spiele Statt fand. Nero ließ nach alter Gewohnheit sehr viel solcher Münzen schlagen und dasselbe thaten die besten Kaiser. Am meisten setzten Münzen der Art solche Kaiser in Umlauf, welche sich durch besondere Vorliebe für die circensischen Wettspiele auszeichneten und selbst als tüchtige Wagenlenker auftraten.

Der römische Circus maximus war die älteste und größte Anlage nach dem Muster des olympischen Hippodroms.

Im Jahr zweihundertzwanzig vor Christus wurde der Circus des Flaminius erbaut und viel später derjenige des Caligula.

Die Länge des Circus maximus betrug drei Stadien, die Länge der spina oder der mittleren länglichen Erberhöhung, um welche das Rennen Statt fand, und welche in Rom mit vielen Säulen und Altären geschmückt war, betrug ein drei Viertel Stadium, so daß die Länge des siebenmaligen Umlaufs (missus) sechs Zehntel-Meilen betrug, was ungefähr dem missus des olympischen Hippodroms gleich kam.

Nicht immer indessen machte man den siebenmaligen Umkreis, zuweilen begnügte man sich mit einem fünfmaligen; dort aber, wo von hundert missus an einem Tage die Rede ist, betrug die Zahl der Umläufe um die spina wohl eine bedeutend geringere Höhe.

Die ersten circensischen Spiele waren nach dem Zeugniß des Livius sehr bescheiden und beschränkten sich auf einen siebenmaligen missus von Biergespannen und einmaliges Rennen der Desultores. Indessen entwickelte sich mit der Zeit ein großer Luxus bei den Spielen und das Programm der Wettrennen wurde sehr erweitert. Die Preise für Siege und Privatbelohnungen wurden mit der Zeit so bedeutend, daß ein geschickter Auriga nicht selten auf dem Circus ein großes Vermögen erwarb, aber während die bescheidenen olympischen Kränze nur die Schläfen freier Bürger schmückten, wurden die circensischen reichen Preise nur Freigelassenen oder Sklaven zu Theil.

Vier Biergespanne traten im Circus zugleich in die Schranken. An der Stelle, wo die Wagen das Zeichen zur Abfahrt erwarteten, war die Einrichtung eine etwas andere als in Olympia, auch achtete man vor Allem darauf in ganz langsamem Tempo zu beginnen, um dann den Gegner desto glänzender zu schlagen. Die Liebhaberei für hippische Schauspiele war bei der römischen Jugend dieser Epoche so groß, daß der heilige Johannes Chrysostomus sie nicht mit Stillschweigen überging

und der heilige Augustinus selbst gesteht, daß er in seiner Jugend die Spiele des Circus und Hippodroms leidenschaftlich geliebt habe. Diese Spiele erweckten in Rom und später noch mehr in Byzanz eine eifersüchtige Rivalisation. Man führte in dieser Zeit die Sitte von vier Farben bei den Wagenlenkern ein und zwar die rothe, welche den Frühling, die blaue, welche den Sommer, die grüne, welche den Herbst und die weiße, welche den Winter vorstellte.

Jede Farbe hatte ihre Pferde und Ställe, ihre Anführer: *domini factionum*, ihre Klienten und ihre Zwecke; und dadurch wurde sie zur Standarte einer Partei. Bei den Spielen rückten vier Gespanne dieser Farben in die Schranken; jede Partei gerieth für ihre Farbe in Feuer, sogar die Kaiser nahmen an ihren Intriguen Theil und nicht selten floß Blut dabei. Caligula fetirte die Partei der Grünen oft in den Ställen und Vitellius strafte die Bürger mit dem Tode, welche über die Partei der Blauen schlecht sprachen. Die Spiele zu Pferd nannte man *certamina equestria*. Die Wagen-Wettrennen nahmen einen durchaus scenischen Character an, da sie als Uebungen, im Leben der Römer keine Verwendung sonst fanden.

### § 50. Wagen und Geschirr bei den Römern.

Bei den römischen Wagen war das Sattelchen unbeweglich an das Querholz der Deichsel befestigt und bildete ein förmliches Joch. Es ist schwer zu begreifen, wie eine so unpractische Einrichtung bei einem so beweglichen Thiere, wie das Pferd ist, so viele Jahrhunderte Bestand haben konnte. Im ganzen Alterthume kennt man keine andere Gattung von Anschirrung, aber freilich verlangte man beim Zugpferde auch einen sehr fleischigen Leib und breiten Hals, auch für beide Spannpferde denselben Wuchs und dieselbe Gangart. Völker, welche sich des Wagens zu kriegerischen Zwecken bedienten, ließen die Flügelpferde beim Biergespann ursprünglich unangeschirrt, so daß sie nicht mitzogen, sondern nur beim Angriff dazu dienten, dem Wagen mit Zahn und Hufen Platz zu machen, später jedoch ersann man Mittel, die Kraft auch dieser Pferde zugleich zum Ziehen zu verwenden, sei es, daß man zwei Deichseln mit je zwei Pferden am Wagen anbrachte, sei es daß man die Flügelpferde durch Stride oder Ketten an den Wagen auf irgend eine Weise anschirrt. Kreuzleinen kannte das Alterthum nicht. Suetonius sah im Traum einen Wagen mit zwölf Pferden breit bespannt. Der Triumphwagen. *Nerua*

Trajan's wurde von zehn Pferden breit gezogen und Nero erschien mit einem ähnlichen Gespann bei den olympischen Spielen. Der ursprüngliche Bau der Wagen ist sehr einfach; denn er besteht aus einem wenig feuerreichen Gestell (plaustrum) und einem darauf gestellten Korbgeflecht, Kasten oder einem anderen für den beabsichtigten Zweck passenden Verhältnis. Ursprünglich waren die Wagen zweirädrig und später erst erfand man für Lasten den vierradrigen. Die Axen drehten sich bei den ersten Wagen zugleich mit den massiven Rädern, im Verlauf der Zeit erst schuf man stehende Axen und Speichenräder. Die ersten Axen waren von Holz, die man später mit Blech umgab, bis man schließlich ganz metallene erfand, zuweilen aus Messing wie bei Pöffeudon, gewöhnlich aber eiserne. Das Springen der Axe scheint keine Seltenheit gewesen zu sein, wenn man bedenkt, daß dieselbe am Triumphwagen Cäsars brach. Die ersten Felgen und Naben waren hölzern, später mit Eisen beschlagen und endlich ganz aus Eisen. Die Wagenkasten waren sehr verschieden, bald ein Geflecht, bald aus Brettern zusammengesetzt, bald offen, bald mit künstlich erfonnener Bedachung für Reisen, bald zum Stehen, zum Sitzen oder auch zum Liegen oder endlich als Wohnung für Reisende eingerichtet. Leichte zweirädrige Wagen mit zwei Pferden bespannt wurden in Rom für den Circus und für Spazierfahrten angewendet; sie hatten Räder mit vier Speichen und der Fahrende hielt gewöhnlich die Leinen selbst stehend oder auf einem hinten angebrachten Brettchen sitzend. Dreispännige Wagen (trigae) zeigen sich bei den Völkern und Etruskern. Quadrigae dienten nur Göttern und Helden. Auf ihnen nahmen immer zwei Menschen Platz, Homer braucht sie nie zu Kriegszwecken, allein Virgil thut dies ziemlich häufig. Die quadriga der Vejenter ist für die Römer ein Heiligthum. Der furchtbarste Kriegswagen war der mit scharfen Sensen, die entweder an den Axen oder an den Rädern befestigt waren während die Deichsel mit Speißen gespickt war. Dergleichen Wagen waren bei den Persern, Galliern und Bretonen im Gebrauch. Der Wagen des Abradates hatte vier also bewaffnete Deichseln und wurde durch vier gepanzerte Pferde gezogen. Alle diese Wagen erforderten durchaus sehr ebenen Boden und Griechen wie Römer erfanden bald Mittel gegen ihre Wirksamkeit, indem sie Pfähle in der Richtung ihrer Wege einschlugen, die Pferde in Schrecken setzten, ihren Füßen Schlingen legten und dabei auch Durchlässe in ihrer Fronte anordneten. Der allergewöhnlichste Wagen in Rom war der „rhoda“ genannte. Er stammte aus Gallien, war zwei-

ober vierspännig, offen oder bedeckt, und war geeignet, einer zahlreichen Gesellschaft und ihrem Gepäck auf Reisen zu dienen; es war das ein Post- und Lohnwagen für Stadt und Land. Carpentum war ein Parade-  
 wagen. Während der Kaiserzeit kannte der Luxus in Wagen keine Grenzen, so daß mehrere Edikte erlassen werden mußten, um dem Uebermaß darin zu steuern.

In dem gewöhnlichen Gefolge Heliogabal's, der zuweilen mit vier Elephanten oder Kamelen fuhr, befanden sich dreißig Wagen, und wenn er auf Reisen war, deren sechshundert; mit Nero fuhren fünfhundert. Am Wagen des Commodus war ein Mechanismus angebracht, der die Zahl der zurückgelegten Meilen angab. Die Alten zeichneten sich gern durch eine besondere Besspannung aus, so fuhr die Priesterin der patren-  
 sischen Diana mit zwei Hirschen, andere fuhren mit Hunden, Löwen oder Tigern. Themistokles ließ sich gern von Jungfrauen ziehen und Santoces von überwundenen Königen; der Wagen des Salamancus sollte den Donner nachahmen und die Kutsche des Dromos war der Wagen der Thespis.

Die Wunderlichkeiten in dieser Beziehung gingen in der Kaiserzeit in Rom so weit, daß Nero ein Biergespann von Kamelen zum Wettrennen befaß und der Prätor Aulus Fabricius richtete während der Herrschaft desselben Monarchen Hundewettrennen ein.

Die „frena lupata“ genannten römischen Gebisse waren verschieden gestaltet, an den Seitenenden waren sie mit keilförmigen Verlängerungen versehen, welche den Zügeln als Ort der Anschnallung dienten, waren also unseren Cantarren ähnlich nur mit dem Unterschiede, daß ihnen die obere Stange des Mundstücks fehlte. Eine solche Vorkehrung konnte keineswegs dazu dienen, die Wirksamkeit der Handbewegung zu erhöhen, indessen war dies auch nicht damit beabsichtigt, vielmehr waren es Sparsamkeits-Müßigkeiten, welche hiefür den Ausschlag gaben, indem diese Vorrichtung dazu diente die kostbaren Zügel vom Maul des Pferdes fern zu halten, ihre Abweichung nach links oder rechts zu verhindern und sie gegen das Gefautwerden zu schützen. Die Zügel und Wangenriemen pflegten mit Purpur, Elfenbein und Bronzen verziert zu sein, so daß sie als empfindliches Anreizungsmittel dienen konnten, auch gaben sie mit ihrem beweglichen Schmuck ein Geräusch von sich, das den Ausdruck „frena sonantia“ rechtfertigt. In solchen Schmuck kleidet schon Homer die Kofse seiner Helden.

### § 51. Reiterspiele und darauf bezügliche Gewohnheiten der Römer.

Die Pferderennen gingen in diesen Zeiten bereits in ein militärisches Voltigiren über und waren bei weitem mehr gymnastische Uebungen als eigentliche Wettrennen, insofern sie von den Künsten der scythischen, numidischen und indischen Desultores durchdrungen waren, die da mit zwei Pferden in den Kampf ritten und mit großer Geschicklichkeit bald auf dieses bald auf jenes, je nach Bedürfniß, sprangen. Unter den Römern fanden sich so gewandte Reiter, daß sie zwanzig Pferde in den schnellsten Lauf versetzten und auf ihren Nacken wechselweise herumsprangen, ja zuweilen über fünf hinwegsetzten, um das sechste zu erreichen. Von Kriegs-Reiterübungen hatten die Römer: *palus*, *quintona* und *lusus trojanus*. *Palus* war ein so eingerichteter Pfahl, daß wenn man ihn nicht ganz regelrecht angriff, er den Angreifer selbst traf und auf die ungeschützten Theile schlug, *quintona* bestand darin, einen Speer oder Pfeil in einen eingegrabenen Stamm geschickt hineinzutreiben. *Lusus trojanus* war ein Spiel, welches ein Reitergefecht nach kleinem Maßstabe darstellte, gleichsam ein Reitermanöver. In einem solchen Spiele zeigten die Einzelkämpfe, Angriff und Flucht, wie zeitweiliger Waffenstillstand die Gewandtheit der jungen Reiter und die Eleganz ihrer Pferde. Sylla, der Wiederhersteller der römischen Aristokratie, brachte diese Spiele wieder in Mode und es durften darin nur zwei Parteien auftreten, von denen jede aus vierzehn Reitern und einem Anführer bestand. Das ganze Spiel pflegte gewöhnlich nur einige Minuten zu dauern und war es eine der Hauptbelustigungen des Adels zu Zeiten Cäsars und der ersten fünf Kaiser; später gerieth es so in Vergessenheit, daß man kaum mehr eine Vorstellung davon hatte und es mit der *pyrricha*, einem Spiel ganz anderer Art, verwechselte. *Pyrricha militaris* oder *armatura* war ein Spiel, welches zu Fuß und zu Roß im Circus durch Soldatenabtheilungen zu Zeiten des Kaiserthums aufgeführt wurde und das Tacitus *ludiorum oscum* nennt.

Einige wollen in den Spielen, welche Augustus einführte, in denen er Knaben nicht über vierzehn Jahr mit Helm und zwei Wurfspeeren bewaffnete, welche zu Pferd mit einander kämpften, nachdem sie dazu durch besondere Lehrer in dieser Kunst geübt waren, die ersten Spuren der späteren Turniere gewahren.

Die Reitkunst war in Rom zu einer sehr hohen Stufe entwickelt. Die Bereiter, welche Pferde zuritten und die Jugend reiten lehrten,



hießen *equisonos* und die Phrase: *neque equitare nec literas scire* bezeichnete einen Menschen, der zu nichts zu brauchen war.

Barro erzählt, daß es Vereiter gab, welche anderthalbjährige Fohlen zu dressiren begannen. Virgilius sagt, daß eine so frühe Dressur nur geringer Mühe bedürfe. Seiner Meinung nach sollte ein Fohlen, welches kaum von der Mutter getrennt war, allmählig an Alles gewöhnt werden, was ihm im Verlauf des späteren Lebens begegnen dürfte, mußte sich also bei Reiten schon an den Anblick und Klang der Schwerter, an das Geräusch und den Wirrwarr von Raffen, an Sang und Klang der Trompete, an Geräffel der Wagenräder, an Form und Getöse von Bügel und Gebiß gewöhnen. Früh schon sollte ihm Liebkosung des Menschen lieb und werth ja begehrenswürdig gemacht und von Zeit zu Zeit ihm ein weiches Gebiß angelegt werden, damit es darauf zu lauen und damit zu spielen gewöhnt würde, kurz an Alles sollte man das Fohlen, so lange es noch schwach und furchtsam seine Kraft nicht fühlte und den ihm angeborenen Eigenwillen und Horn nicht schlecht anzuwenden versuchte, gewöhnen. Die Sybier, Iberier und Indier wendeten die Hilfe der Musil an, um ihre Pferde zu bändigen und zu zähmen. Die eigentliche Dressur des Pferdes begann gewöhnlich mit dem vierten Jahre. Columella verlangt, daß das Pferd nach zurückgelegtem vierten Jahre zu arbeiten d. h. im Circus zu rennen beginne, mithin solle das vierte Jahr zur Dressur und zu Laufübungen verwendet werden. Plinius sagt, daß die Pferde erst im fünften Jahre im Circus austraten, obwohl man bereits in ihrem zweiten Lebensjahre angefangen habe, sie abzurichten. Nach seiner Meinung reift der Hengst im sechsten Jahre, die Stute dagegen im fünften; derselben Ansicht ist auch Aristoteles.

Junge Pferde führte man zunächst an einem Leitzügel, welcher am Rinn- oder Nasenriemen des Baums angeschnallt war. Ein an Baum und Bügel auf diese Weise schon gewöhntes Fohlen erhielt eine Trense mit Gebiß, dessen Stelle so wie heute einen Fingerbreit oberhalb des Hackenzahns war. Ein zum ersten Male so aufgeäumtes Fohlen ließ man ganz in Ruhe, damit es lauend mit dem Gebiß spiele, auch wandte man dazu den dicksten und stumpfsten Drechzaum an, der das Maul nicht verletzte oder das Pferd nach einer Seite hin empfindlicher machte (*ερεσώματος*). Dann gewöhnte man es, den Reiter aufzunehmen, der es sich angelegen sein lassen mußte, die langsamsten Bewegungen zu bewerkstelligen, um den beginnenden Schüler durchaus nicht zu belästigen oder zu behelligen.

Beim Auffitzen erfaßte man mit der linken Hand die Mähne so hoch wie möglich, faß unter den Ohren, und mit der Rechten stützte man sich auf den Rücken. Wer von der Lanze aufsaß, faßte dieselbe mit der linken Hand so hoch als möglich und erhob sich auf dem an derselben angehefteten Klotz in die Höhe. Saß man von der rechten Seite auf, so gebrauchte man die Hände entgegengesetzt, saß man ohne Sattel oder nur auf eine Decke auf, so nöthigte man das Pferd unter dem Reiter ruhig zu stehen und zwar um so länger, je hitziger das Pferd war. Um das Pferd in Gang zu bringen dienten als Hilfsmittel das Schnalzen mit der Zunge, das Andrücken der Waden, das Heben der Zügel und, bei einem trägen Pferde, der Gebrauch der Spornen. Reitpeitschen wurden nur während der Dressur angewendet. Den Sporn nannten die Römer *calcar* und der Ausdruck *calcari cruentato* bedeutete, das Pferd zur größtmöglichen Anstrengung aller Kräfte bewegen. Die römischen Spornen waren von Eisen, wie uns davon der virgilische Vers:

„*Quadrupedemquo citum ferrata calce fatigat*“  
überzeugen kann.

Bei allen neueren occidentalischen Völkern ist das Stammwort für den den Sporn bezeichnenden Ausdruck das altgermanische *Spor* (Bratspieß) und während die kleinen römischen Spornen Hahensporen ähnlich waren, können in der That diejenigen der abendländischen Ritterschaft, welche an den gepanzerten Füßen angebracht waren und mit Schwierigkeit an die Flanken der Pferde gelegt werden konnten, mit förmlichen Bratspießen verglichen werden, wie man das deutlich auf den vielen Abbildungen des bekannten Sporns Gottfrieds von Bouillon bemerken kann. Noch zu Karls XII. Zeiten hatten die Spornen in Frankreich eine Länge von sechs Zollen und am Ende Räder von der Größe einer Ritterhand.

Als Hilfsmittel, das Pferd zum Stehen zu bringen, diente bei den Römern der Zügel und ein Bischen mit der Zunge. Um ein junges Pferd zu bändigen hielt man den Zügel in beiden Händen, im Kampfe und auf der Jagd nur in der Linken, ja zuweilen ließ man ihn auf dem Nacken des Pferdes ruhen. Hatte man das Pferd hinlänglich geübt, regelrecht in grader Richtung zu gehen, begann man es in Volten zu üben, welche Xenophon quadratisch mit abgerundeten Ecken für besser als ganz runde hält, weil man das Pferd dabei sowohl für den Gang in graden Linien und zugleich an regelmäßig wiederkehrende Wendungen gewöhnt, was besonders auf unebenem Grunde schwierig ist und große

Uebung erfordert. — Das Pferd in Galop zu setzen versuchte man anfänglich nur beim Wechsel aus der Volte, später zwang man es, sofort von der Stelle in Carriere anzuspringen. Ein ausgestreckter Hals legte sowohl für die Kunst des Reiters als die Kraft des Pferdes ein schlechtes Zeugniß ab und zeigte außerdem, daß das Thier den Bügel nicht gern hatte: „*cervix repugnat habenis.*“

Alle alten Autoren loben den Gang mit ausgestreckten Füßen nicht: „*sitque laboranti similis.*“ Ein in allen Gangarten geübtes Reitpferd pflegte an die verschiedenste Terrainbeschaffenheit gewöhnt zu sein, an den Sprung über Gräben, den es zuerst ohne Reiter an der Leine und unter der Peitsche lernte, ebenso steile Abhänge hinaufzuklimmen und im schnellsten Laufe bergab zu rennen, wobei der Reiter seine Directionslinie je nach der Schiefe der Ebene veränderte. Uebte man das Pferd für den Rennlauf, so pflegten die griechischen und römischen Reiter sich gleichzeitig in den Waffen zu üben. Mit hitzigen Pferden verfuhr man nach dem Rathe Xenophon's so, wie wir es in einem solchen Falle machen d. h. man ermüdete sie in weiten Räumen, vermied jede Ueberraschung und alle plötzlich veranlaßten Bewegungen, behandelte sie mit Ruhe und Güte, hielt sich ganz gleichmäßig und wetteiferte nicht auf ihnen. Kam es zum Aeußersten, so nahmen die Römer nicht selten den Pferden das Gebiß aus dem Maule und stürzten zügellos auf den Feind. Die lybischen Stämme wie die Maurasier und Numidier gebrauchten nur eine Halfter und Reitpeitsche und saßen auf nacktem Pferde.

Als Manege dienten im Alterthum die in jeder Stadt vorhandenen Cirkel, in welchen man die Pferde so dressirte, das man sie, wie Curtius sagt, mit dem Schatten einer Ruthe lenkte, und Horaz sagt: „*Equi frenati est auris in ore.*“ Der Kaiser Aurelian ritt täglich in der Gallerie seines Palastes und die römischen Soldaten hatten besondere gedeckte Reitschulen. Hiram von Tyrus ritt auf einem mit feinem Sande aufgeschütteten Plage.

Die technischen Ausdrücke der römischen Manege sind folgende: *tripudium* das Stampfen, *ambularia* großer Schritt, *cantherius* kurzer Galop, *tormentor*, *cruciator*, *succussator*, waren Ausdrücke, welche die Gangart des Trabes bedeuten, der fast nie im Gebrauch war, *currus equi citatus* Carriere, Rennlauf. Die Pferde hatten je nach ihrer Bestimmung besondere Namen und so bedeutete: *equus avertarius* vel *itinerarius* ein Reitereitpferd, *admissarius* ein Zugpferd, *solutarius* ein

Manegepferd, gradarius vel bellator ein Streitroß, celer vel cursor ein  
 Rennpferd, cantherius ein Spazierreit-Pferd, vencolus vel venator ein  
 Jagdpferd, sarcinarius vel saginarius ein Packpferd, ambulatorius ein  
 Schrittgänger, wovon das französische ambleur und das englische ambler  
 stammt, cursualis vel veredus Postpferd, currulis Wagenpferd, vectarius  
 Lastwagenpferd, mannus vel mannulus Kutschpferd, equipares Wechsel-  
 pferde der Defultores, triumphales Triumphwagenpferde, equus singu-  
 laris ein Pferd, auf welchem ein Reiter saß, der den Wagen bei den  
 Spielen begleitete, equi jugales Deichselpferde, funales Leinenpferde und  
 zwar funalis dexter und funalis sinister, auf deren vollendeter Gewandt-  
 heit der Sieg beruhete. Der Ausdruck equus war bei den Römern  
 Gattungsname, denn Esel und Maulthier wurden mit equus asinus und  
 equus mulus bezeichnet. Das weibliche Thier dieser Gattungen hieß  
 equa und das Fohlen pullus. Den Wallach sowohl als das Spazier-  
 reitpferd nannte man cantherius. Was die Haarfärbung anbelangt, so  
 bezeichneten die Ausdrücke albus, candidus, glaucus, cygnus, olorinus  
 einen Schimmel — maculatus, bicolor maculis einen Scheden — scuta-  
 latus einen Apfelschimmel — badius und badius einen Braunen —  
 badius niger einen Dunkelbraunen — spadix einen Lichtbraunen —  
 gilvus vel gilbus einen Fabelen — rufus einen Fuchs — fulvus einen  
 Schweißfuchs — niger einen Rappen — maurus einen Mohrenkopf —  
 cinerius einen Aschfarbnen — ferrugineus einen Dunkel-Rothschimmel.  
 Die Namen, welche man Pferden im Alterthum gab, waren entweder  
 Namen von Helden, Fürsten, Sternen, Flüssen, Tugenden, Winden u. s. w.  
 oder waren Eigenschaften ihres Characters entsprechende wie: Castor,  
 Hercules, Romulus, Honestus, Pontifex, Pertinax, Aquilo, Boreas, Ze-  
 phyrus, Vorysthenes, Phoenix, Gentilis, Alipes, Generosus, Superbus,  
 Audax, Magnanimus, Venustus, Fastuosus, Gemmula, Filla, Aurea,  
 Pupilla, Harpina, Psella, Alata, Parthenia, Triptha, Asteria, Filia venti  
 und dergleichen. Die Geschirre unterschieden sich in nichts von den  
 griechischen, außer daß sie mit Glöckchen versehen waren, welche die  
 Römer außerordentlich gern hatten. Bei der Armee hatten nur die  
 Marktänder Glöckchen und Schellen, um dadurch den Ort ihres Stand-  
 punkts kenntlich zu machen. Als Sättel brauchten die Römer kleine  
 Kissen, die auf Decken oder Thierhäuten lagen und durch Brust- und  
 Schwanzriemen festgehalten wurden. Zuweilen waren dieselben mit Gold,  
 Silber, Perlen und Edelsteinen reich verziert. An den Fersen befestigte

Spornen waren schon zu Zeiten der Kaiser im Gebrauch, und während alle Völker dieselben als für das Reitzeug unentbehrlich erachteten, behielten die mongolischen Scythen nur ihre kurze Peitsche und später noch, als der ganze Westen sich der Spornen bediente, verblieb das mongolisch-warägische Gefolge Wladimirs bei einer mit Gold durchflochtenen Peitsche. Steigbügel waren bislang noch nicht im Gebrauch, man sprang also entweder in freiem Sprung auf, wozu die Jugend schon früh geübt wurde, oder man bediente sich zum Aufsitzen der Lanze, an welcher sich ein Holzkloßchen befand, welche dem Fuß zum Stützpunkt diente, oder bestieg das an's Niederknieen geübte Pferd ohne jede Anstrengung. Reichen Personen halfen Knechte aufsitzen und dem Sieger die Besiegten, indem sie ihren Nacken dem Fuß des Siegers zum Fußschemmel boten. Am gewöhnlichsten brauchte man Schemmel, Klöße und Barrieren, welche zu diesem Zweck in den Straßen der Städte sich befanden, wie man das heute noch auf den Trottoiren in Herculaneum und Pompeji sehen kann. Auf öffentlichen Wegen wurden solche erst zu den Zeiten des Tribuns Gaius Gracchus errichtet, der solche, um die Popularität bei der Plebs zu gewinnen, zuerst aufstellen ließ. Solche hölzerne oder steinerne Ständer standen in gewissen Entfernungen und dienten zur Bequemlichkeit der Reisenden; über ihre unversehrte Erhaltung aber wachten die Straßenbeamten des Staats. Bei Besprechung dieser für das reitende Publikum so nützlichen Vorrichtungen auf Straßen und Wegen, kommen uns noch die ebenfalls mit dem Reiterwesen in Verbindung stehenden Ornamente in den Sinn, welche Plätze und Straßen schmückten, namentlich jene bei den Römern so beliebten Pferdestatuen. Indessen waren Statuen der Art nicht ausschließliche Erfindung der Römer, denn seit lange waren sie im Alterthum beliebt und Rom hat nur das Verdienst, sie an den belebtesten Orten aufgestellt zu haben. In Griechenland weihte man Pferde- und Reiterstatuen ausschließlich dem Andenken der Sieger bei den Rennspielen und stellte sie meist in Tempeln oder heiligen Hainen auf, wie z. B. jene berühmte Statue der Stute im heiligen Haine zu Olympia, von der Pausanias erzählt, daß sie dem lebenden Originale so ähnlich war, daß die Hengste, wenn sie dieselbe von fern erblickten, mit ihren Reitern durchgingen oder das Sielenzeug zerrissen, in Liebesbrunst zu der zwar todt aber der lebenden so täuschend ähnlichen Stute entbrannt. Rom zog es vor, mit ähnlichen Meisterwerken weniger heilige aber mehr besuchte Orte zu schmücken und widmete nicht blos den Siegern im Circus

durch den Keißel geformte Pferde. Die Statue Cäsars zu Pferd, durch Arcefilaus' Künstlerhand gefertigt, stand auf dem Platze vor dem Tempel der Venus. Auf der via sacra sah man eine Reiterstatue der mutig kühnen Elidia, die eine That verewigte, welche als Zeugniß für Vaterlandsliebe nicht aber für Geschicklichkeit im Circus in Ehren stand. Diese Heldin, die zugleich mit Andern, dem Rom belagernden Porfenna als Geißel gegeben war, verläßt plötzlich an der Spitze der mit ihr in die Gefangenschaft geschickten Gespielinnen das Lager der Etrusker, schwimmt von einer Wolke von Pfeilen verfolgt durch die Tiber und gelangt glücklich in die Stadt. Der Feind selbst über diesen Beweis von Kühnheit eines Weibes entzündet schenkt ihr ein Pferd mit Geschirr (phalaris), der Senat aber stellt ihr zum ewigen Gedächtniß eine Reiterstatue auf, von der Seneca sagt, daß sie zum Hohne der verweichlichten Jugend späterer Zeiten dastehe, die sich in Sesseln zu der Statue dieser altrömischen Amazone tragen zu lassen pflegte. Trotz der Klagen Seneca's über die Verweichlichung giebt uns dieser Autor eben so wie Apulejus interessante Details über die minutiöse Erfüllung aller durch alte Gewohnheit geheiligten Vorschriften, betreffend den Anstand und die gefellige Höflichkeit. Der Reiter sowohl wie der im Wagen Fahrende mußte, und wäre sein Geschäft noch so dringlich, absteigen oder aussteigen, so oft er einem hohen Würdenträger oder einer sonst ausgezeichneten Persönlichkeit begegnete. Frei von Erfüllung dieser Etiquette waren nur Männer, die mit ihren Frauen fuhren. Seneca sagt: wenn ich einem Consul oder Prätor begegne, bezeuge ich ihm sofort, was ich seiner Würde schuldig bin, springe vom Pferde, entblöße mein Haupt und mach ihm den Weg frei (semita cedo).

### § 52. Wartung und Zucht der Pferde im römischen Kaiserthum.

Die Römer waren außerordentlich auf Erhaltung von Ordnung und Reinlichkeit in den Ställen und zugleich auf die Wahl des richtigen Futters und die ganze Hygiene namentlich solcher Pferde bedacht, welche zum Wettrennen bestimmt waren. Zum Reinigen derselben wendete man Handschuhe aus Palmenrinde gefertigt an, ferner Bürsten aus Schweinsborsten, Schwämme, Messer aus Holz, um den Schweiß abzustreifen, und Striegeln. Im Stalle waren sie stets mit einer Decke belegt. Besondere Aufmerksamkeit richtete man auf Mähne und Schweif, die man häufig wusch und mit wohlriechenden Oelen einrieb. Pollux giebt den Rath, die Lippen des Pferdes mit Wasser und Oelen zu erweichen. Die Mähnen

wurden zuweilen bürstenartig geschnitten oder nur auf der linken Seite verkürzt, damit sie von der rechten gesehen desto delicateser erschienen, oder wurden endlich durch keine Scheere berührt, wie die Mähne des Rosses der Reiterstatue Marc Aurels. Die Haare der Köpfe wurden nie berührt, die Ohren dagegen sorgfältig geschoren, woher das Sprüchwort: aures radere. Das bei uns sogenannte Anglisiren war bei den Römern auch in Mode, ein so verziertes Pferd equus curtus genannt, pflegte alljährlich dem Kriegsgotte Mars geopfert zu werden. Nach der Arbeit wurden die Pferde sorgfältig mit besonderer Beachtung der Füße gewaschen, denn im Allgemeinen herrschte in Rom die Ueberzeugung, daß für das Pferd die Sorge um seine Sauberkeit vortheilhafter sei, als die Verabreichung eines reichlichen Futters. Man war auch der Ansicht, daß Viebkosen und Streicheln während der Fütterung einem jungen Pferde zur Entwicklung behülflich seien. Das Hauptfutter der im Stalle gehaltenen Pferde war Gerste und Stroh so wie noch heute im Orient. Außer der gewöhnlichen Gerste gab man ihnen zuweilen auch Spelt oder Weizen. Vegetius empfiehlt ihnen Heu, Raff, Wicken und Gerste, nur nicht zu frisch und zwar in geringen Portionen zu verabreichen, zum Trinken aber soll Quell- oder fließendes Wasser gegeben werden.

Plinius und Columella geben funfzehn Pfund Cytisus als tägliche Portion für ein Pferd an. Nemesian empfiehlt im Frühjahr farrago, welches Isidor für grün gemähetes Getreide hält, außerdem rath er in dieser Jahreszeit den Aderlaß zu wiederholen, für den Sommer aber empfiehlt er Gerste als die gesundeste Nahrung. Alle erbsenartige Nahrung wurde für die Zeit der langen Winternächte für die geeignetste gehalten, da die Pferde in dieser Jahreszeit länger in Ruhe standen und jedes Futter besser verdauen konnten. Plinius erwähnt auch Hähnel, obwohl im allgemeinen Spreu seine Stelle vertrat. Heu führt bereits Hesiod an, niemals aber wurde im Alterthume den Pferden Hafer in Körnern verabreicht und man säete denselben höchstens vielleicht nur als Grünfutter. Nach Pantoppidanus soll die Gewohnheit, Hafer in Körnern den Pferden als Futter zu geben, zunächst in Norwegen 1302 durch einen gewissen Haleikson eingeführt worden sein und sich von dort allmählig über ganz Europa verbreitet haben. Römer wie Griechen schickten im Sommer ihre Pferde auf die Weide, die übrige Zeit des Jahres hielt man sie in Stallungen. Am Centorbischen Busen auf Sicilien hat sich, wie es scheint das einzige Model eines altrömischen

Stalles erhalten, es ist das ein gewölbtes Gemäuer mit gemauerten einzelnen nicht fortlaufenden nach unten zu verengten Krippen, Baumabtheilungen hat er nicht, aber über jeder Krippe befindet sich eine Oeffnung in der Mauer, durch welche das Leitseil geführt wurde, das über eine hinter der Wand angebrachte Walze ging und durch einen an seinem Ende befestigten Klotz in Spannung gehalten wurde. Oberhalb jeder dieser Oeffnungen befindet sich eine zweite dergleichen, vielleicht, um nach Xenophons Rath, die Pferde höher zu befestigen. Vegetius spricht von Kaufen für Stroh und Heu und Varro verlangt Bäume, welche die Pferde von einander scheiden und förmliche Stallabtheilungen.

Abgearbeiteten Pferden, die es erforderlich war, längere Zeit im Stalle ruhen zu lassen, gab man in Rom gewöhnlich Kleie oder gekochte Gerste. Plutarch sagt, daß in einem solchen Falle Sellerie und Petersilie die beste Nahrung sind, weil sie dadurch, daß sie das Blut reinigen, Pferden, welche längere Zeit im Stande der Unthätigkeit verbleiben sollen, das Fuß- und Beinwerk in gutem Zustande erhalten. Schon bei Homer werden die Pferde des Achilles zuweilen mit Sellerie und Petersilie gefüttert. *Herba modica*, was gewiß nichts anderes als Luzern (*modicago sativa*) ist, kam nach den persischen Kriegen aus Persien nach Griechenland, von wo es nach Rom gelangte und in großem Umfange als Pferdefutter angebaut wurde. In der Umgegend von Abdera in Thracien und am Nestus soll sich auf den Weiden eine Art Gras befunden haben, welches von den Pferden gefressen sie in Wahnsinn versetzte; eine gleiche Wirkung schrieb man dem Wasser des *Cossinatus* zu. Abdera war der Ort, wo nach der Fabel Diomedes von seinen Pferden aufgefressen wurde. Das Gras Scythiens soll den Pferden viel Galle bereitet haben und auf Creta wuchsen angeblich zwei Gattungen Gräser, von denen die eine die Milz verkleinert, die andere vergrößert haben soll. Die Milz hat man für den Lauf des Pferdes immer als ein Hinderniß angesehen und sich bemüht, durch Operationen dieselbe zu entfernen, was indessen, wie es scheint, nie zu günstigen Resultaten geführt hat.

Stuten erregte man den Geschlechtstrieb durch Salz, Salpeter, Essig, Pfeffer, Honig und dergleichen. Plinius erwähnt, daß die Sarmaten am Tage (*pridio*) vor einer längeren Reise, ihre Pferde hungern und dursten ließen und daß sie dann auf solchen an dreißig Meilen ohne Fütterung zurücklegten. Während eines Krieges fütterte man die Pferde ebenso wie die anderen im Lager befindlichen Thiere mit Heu, in Feindes Land aber



mit Grünfutter. Die römische Reiterei erhielt ihre Fourage in Körnern, was einen Theil der Löhnung *salarium* des Reiters bildete. Die Reiter Cäsars fütterten bei großem Mangel an Fourage ihre Pferde an den Küsten Africa's mit See- oder Strandgras, welches vorher in süßem Wasser gewaschen wurde. Einige Völker wie die Drycier, Gedrosier, Bionier, Lybier, Macedonier und Kelten, fütterten ihre Pferde wie die Irländer mit Fischen. Pollux erwähnt Säcke, welche bei der Fütterung gebraucht wurden. Das Getränk des Pferdes im Alterthume war das natürliche Wasser, zuweilen Wein mit Wasser, was Vegetius nicht selten als Arznei empfiehlt. Auf der Weide fesselten die Römer ihre Pferde ebenso wie Griechen und Germanen, im Stalle aber und im Lager war die Fessel nicht im Gebrauch, sie banden vielmehr die Pferde mit dem Leitriemen an Wände oder Wagen, nur an einer etwas unklaren Stelle erwähnt Homer etwas von Fesseln im Lager. Der Fußboden in Xenophons Stall war mit pfundschweren Steinchen gepflastert, eine Pflasterung die heute noch für die practischste gehalten wird. Vegetius rath die Pferde auf einen Fußboden von Eichendielen zu stellen.

Der Huf eines guten Pferdes mußte so hart wie ein Dattellern sein. Xenophon verlangt, daß er in Folge seiner Härte und Elasticität beim Aufschlag auf den Boden klinge. Das Beiwort *sonipes* ist den Pferden von Dichtern des Alterthums oft aus dem Grunde beigelegt, weil das Pferd im Laufe einen rhythmischen Klang — *numerosum sonitum* — mit der Härte — *soliditas* — seines Hufes hervorbringt.

„*Quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum.*“

Firdusi drückt sich in dieser Beziehung durch den Mund Schrabs so aus: „Ich muß ein Pferd festen Hufes haben, dessen Stahl-Huf Marmor zu zertrümmern vermag.“ Eine solche Eigenschaft mußte in allen Zeiten um so erwünschter sein, als dem Alterthum die Kunst des Hufbeschlags noch unbekannt war. Die Römer pflegten beim Pferdelauf ihre besondere Aufmerksamkeit auf die Beschaffenheit des Hufes zu richten und ließen fast immer die Pferde verhüllt vorkühren, um sich durch die schönen Formen der anderen Theile des Pferdes nicht bestechen zu lassen. Was Haarfarbe anbetrifft so schätzten die Römer dieselbe nicht gleichmäßig für jede Verwendung des Pferdes; Gratus lobt Maufe-Falben für die Jagd, und Apfelschimmel aus Mylene für den Hippobrom. Virgil empfiehlt zur Zucht ebenfalls Apfelschimmel und Dunkelfuchse. Als Gestüthengste wurden bei den Römern Halbschimmel und Halbfuchse für ungeeignet

gehalten. In der Apokalypse reitet der Tod auf einem fahlen Pferde. Nach indischen Begriffen soll Wischnu bei seiner letzten Incarnation auf weißem Rosse erscheinen. — Die römischen Pferde hatten nach Virgil und Varro ein lebhaftes, glänzendes Auge, offene und große Nüstern, nahe aneinander stehende Ohren, eine lange wollige Mähne, eine breite Brust, flache und abschüssige Schulterblätter, einen kurzen nicht zu dicken Leib, die Formen abgerundet, kurze und starke Fesseln, einen langen stark gewellten Schweif, dicke Keulen, die Röhrenknochen trocken, einen harten Fuß und die Adern sichtbar hervortretend. Als ein Zeichen späterer Lächerlichkeit erachteten die Römer bei den Fohlen jede feurige Aeußerung, jede Anstrengung ihres Gleichen im Lauf zu übertreffen, unverzagtes Uberspringen von Gräben und Bächen sowie das tiefe Eintauchen des Mauls ins Wasser beim Trinken.

Virgil giebt uns in seiner *Georgica* den besten Beweis, wie hoch die hippischen Begriffe Roms entwickelt waren. Schon in damaligen Zeiten beruhete die Pferdezuucht auf Principien, die heute noch dieselben sind und die man für immer als unwandelbar wird gelten lassen müssen.

Diese Principien sind:

1. Eine gute Auswahl von Mutterstuten: *corpora praecipue matrum legant*. Denn die Römer behaupteten, daß der Einfluß der Mutter auf die Progenitur bedeutender sei als der des Hengstes.
2. Die Wahl der Beschäler aus den feurigsten und muthigsten Individuen ihrer Gattung. Dabei durfte der Beschäler nicht zu alt sein, damit die Fohlen kein schlechtes Fußwerk bekämen. Indessen wurde ein Hengst, der als zwanzigjährig im Circus sich noch auszeichnete, für einen vortrefflichen Beschäler erachtet. *Columella* bezeichnet das Alter des Beschälers von drei bis zwanzig Jahren, für Mütter aber von zwei bis zehn, und die Zahl der Mütter für einen Hengst von fünfzehn bis zwanzig. Der Hengst mußte nach römischen Begriffen fett, wohl genährt sein, die Mutter dagegen mager und kurz vor der Begattung selbst nicht selten abgetrieben. *Plinius* ist der Meinung, daß der Sprung des Hengstes nach der Arbeit der unfehlbarste sei. Man war der Ansicht, daß *Musil* beim Act der Begattung von Einfluß auf die Schönheit des Fohlens sei. So wie man in Sparta glaubte, daß schöne Statuen vermittelt der Phantasie der Mutter vortheilhaft auf die menschliche Progenitur wirkten,

so suchte man in Rom verschiedenfarbige Hauthaare, Getigertheit oder Streifen durch Aufhängen bunter Teppiche vor den Müttern während des Sprungs oder durch künstliche Färbung des Beschälers zu erzielen. Oppian nennt solche Pferde, welche schmale Streifen wie die Tiger oder Apfelflecken wie die Panther hatten Oryngos.

3. Ausgezeichnete Eigenschaften des Bluts der Eltern prolemque parentum. Man fragte in Rom bei jedem Pferdekauf, besonders aber beim Kaufe eines Beschälers oder einer Mutterstute, sehr umständlich nach dem Stammbaum, der gewöhnlich mit großer Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit von den Inhabern der Gestüte geführt wurde. Das Pferd des Sejus wurde seinem Blute nach von den Pferden Diomedes, die mit Menschenfleisch gefüttert wurden und welche Hercules nach Thracien brachte, hergeleitet. Nach römischen Begriffen hatte die Tüchtigkeit weder des Hengstes noch der Mutter an sich etwas zu bedeuten, wenn die Herkunft des Blutes mit allen daran haftenden Eigenschaften der Vorfahren ihrer Progenitur nicht dauernde Vortrefflichkeit sichern konnte.
4. Zweckmäßige Auswahl der Dertlichkeit für ein Gestüt: „sehen wir etwa nicht, daß der Safran uns vom Emolus, Elphenbein aus Indien und Räucherwerk aus Saba kommen, daß Chalybs uns den Stahl liefere, Pontus den duftreichen Moschus und Epirus die Pferde, die mit der elidischen Palme bekränzt waren? Seit der Zeit als Deucalion Steine auf die entvölkerte Erde warf, aus denen Menschen entstanden — ein hartes Geschlecht — hat die Natur jedem Strich der Erde verschiedene Eigenthümlichkeiten verliehen.“
5. Fortwährende Kräftigung des Gestüts durch die besten Typen:
 

„Vidi lecta diu et multo spectata labore  
 Degenerare tamen, ni vis humana quotannis  
 Optima quaeque manu legeret, sic omnia fatis  
 In pejus ruere ac retro sublapsa referri.“

Die Ueberzeugung, daß Alles sich selbst Ueberlassene degenerire, kann man dreist als eine irrthümliche bezeichnen, besonders in dem Falle wo es sich um Dinge handelt die aus der sorgenden Hand der Natur hervorgehen; indessen da hier die Rede vom Pferde ist, von einem Wesen, das, wie wir gesehen haben, den Bemühungen des Menschen sein wesentliches Dasein verdankt, so müssen wir Virgils Ueberzeugung für durchaus logisch

und tief gedacht anerkennen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß man ohne unerhörte Ueberwachung der Auswahl der vortrefflichsten Individuen zur Zucht an einen günstigen Erfolg nicht denken darf, daß ohne fortwährende Recrutirung durch die ausgefuchtesten Typen Alles degeneriren muß.

### § 53. Geschichtliche Ereignisse des IV. und V. Jahrhunderts.

Im vierten und fünften Jahrhunderte nach Christus geht das Kaiserthum augenscheinlich seinem Verfall entgegen. Der alte Gott der römischen Grenzen, Terminus, der keine Umkehr kannte und durch zwölf Jahrhunderte hindurch immer vorwärts geschritten war, begann unter dem Andrang der Barbaren zu wanken, vielleicht, weil die seiner Sorge anvertrauten Grenzen schon nur durch barbarische Legionen vertheidigt wurden. Unfähige Kaiser vermögen die wankenden Fundamente des zusammenbrechenden Reiches nicht zu stützen und nur Constantinus und Theodosius halten durch ihr Genie den Zusammensturz noch auf einige Zeit ab. Constantinus M. vereinigt das durch Diocletian geheilte einhundert vierzigtausend Quadrat-Meilen umfassende Reich wieder zu einem einigen, verlegt die Hauptstadt nach Byzanz, nimmt den christlichen Glauben an und präsidirt dem Concile zu Nicæa.

Von jetzt ab übernimmt die Kirche die Zügel, welche den Händen der Kaiser entfallen waren, und bündigt allmählig auf friedlichem Wege durch Milde und Unterricht die wilden Leidenschaften der Völker, die über den Trümmern des Kaiserreichs sich angesiedelt hatten, vereinigt sie zu einem Ganzen nicht mit der Schärfe des Schwertes, sondern durch die Macht moralischer Grundsätze und durch das Licht des neuen Glaubens. Nach Theodosius M. und bald nach der letzten Theilung des Reiches in zwei Hälften, nehmen die Westgothen unter Alarich Rom und ziehen nachher unter Astolf durch Gallien nach Spanien, von wo sie die dort schon angesiedelten Vandalen, Sueven und Alanen vertreiben, die unter Genserich Africa besetzen; Die Anglo-Sachsen, durch die Einwohner Britanniens gegen die Picten und Scoten herbeigerufen, gründen die englische Heptarchie. Die Gottes-Geißel Attila, der mit seinen Hunnen aus Asien aufgebrochen sich rühmte, daß dort kein Gras mehr wachse, wo sein Pferd den Fuß niedergesetzt, erobert Italien und das vor diesem Reitervolk auf die Lagunen flüchtende Volk legt Venedig an; Attila verläßt Italien, bricht in Gallien ein und zerschellt auf den catalaunischen Gefilden an der Umsicht des Aëtius, des letzten Feldherrn des untergehenden abendländischen Reiches,

und an der Tapferkeit des Meroväus, des ersten Königs des entstehenden Frankenreiches. Endlich schlägt des großen Reiches letzte Stunde. Die von den Imperatoren in Sold genommenen und sich empörenden Heruler nehmen unter Odoaker Rom und geben dem abendländischen Reiche den Todesstoß. — Das morgenländische sollte noch zehn Jahrhunderte überdauern. Eine der glänzendsten Epochen seines Bestehens ist die Herrschaft Justinians, denkwürdig durch die Sammlung der römischen Rechte, wie durch die Triumphe Belizars und Narses', welche das neu erstandene Perserreich überwältigen, Rom von den Barbaren befreien und Africa wiedergewinnen.

#### § 54. Das Pferd des morgenländischen Reichs.

Die hippischen Spiele und Reiter-Gebräuche der Römer erreichten zu Constantins Zeit ihren Zenith. Pferde aus allen Theilen der damals bekannten Welt wurden für den Circus verwendet, und unter der Hand der geschicktesten Roß- und Wagenlenker der Numidier, Slaven, Araber und Germanen zerstampften sie den Sand des Hippodroms. Die Sieger im Circus hatten, gleich wie die Senatoren, die Ehre an der kaiserlichen Tafel zu sitzen. In der neuen Hauptstadt der Welt entstand ein neuer Circus maximus, begonnen durch Severus und vollendet durch Constantinus. Dieses prachtvolle Bauwerk hielt die Mitte zwischen dem Circus Roms und dem Hippodrom zu Olympia, in seinen Größenverhältnissen mehr dem ersteren folgend, seiner Ausschmückung und seinen Monumenten nach dem letzteren sich nähernd. Seine Pracht war außerordentlich, wie man aus den bis heute noch erhaltenen Ruinen schließen kann. Dieselben nehmen in der Länge eine Ausdehnung von zweihundertfünfzig und in der Breite von sechzig Klaftern ein. Noch bis heute sieht man dort fünf Säulen, in deren Mitte sich ein Obelisk aus Thebä erhebt.

Das morgenländische Reich zeichnete sich durch eine leidenschaftliche Neigung für Wettrennen und hippische Schauspiele aus, doch drängt sich die Frage auf, ob dabei ausschließlich das Roß und der Reiter als Selbst-Zweck galten. Und dem war nun keineswegs so. Der leidenschaftliche Sinn für Luxus, für Clubwesen und Intrigue, welcher sich den Circus zum Feld seiner Wirksamkeit ersah, zog zahllose Scharen von Menschen heran, für welche das Roß, der Ruhm des Reiters und der bei den Wettrennen stets beabsichtigte hippische Nutzen eine große

Nebensache waren. Die neue Kaiserstadt gab sich nicht den Freuden, Leiden und Mühen hin, welche mit einer ernstern Pferdezucht und dem Verbessern der Racen immer verbunden sind, um Geld verschaffte man die besten Typen der Welt. Kaiserliche Boten durcheilten unaufhörlich die Länder, die durch Pferdezucht berühmt waren, wie Cappadocien, Phrygien, Numidien und Spanien, und kauften dort die durch Gangart, Eigenschaften und Bau ausgezeichnetsten Pferde. Indessen waren doch zu Zeiten Constantins zwei Racen, welche in den kaiserlichen Gestüten (*grex dominicus*) gezüchtet wurden: die palmatische Race, die ihren Namen angeblich von Palmatus, einem berühmten Pferdezüchter in Cappadocien, ableitet und die Race des Hermogenius. Die schnellsten Renner des Circus waren Pferde die durch Kreuzung palmatischer Hengste mit phrygischen Stuten erzeugt waren.

Es scheint, als ob der Name Palmaten nicht sowohl von Palmatus abzuleiten sei als vielmehr von der Gewohnheit, die kaiserlichen Pferde des cappadocischen Gestütes mit dem Stempel einer Palme zu markiren; denn diese Pferde werden ebenso oft Palmatii wie Palmati genannt. Cappadocien, welches von Alters her durch seine Pferde berühmt war, wurde allmählig das Land, wo ausschließlich kaiserliche Pferde gezüchtet wurden. Die Reihe von Siegen, welche solche Pferde im Circus davontrugen, scheint die Veranlassung gewesen zu sein, daß alle Pferde von dorthiger Abkunft mit dem Zeichen der Palme signirt wurden. Vegetius hält sie für besonders geeignet zu Wagenrennpferden. Oppian sagt von ihnen, daß sie in der Jugend schwach sind, aber daß, sobald sie anfangen auszulegen, Feuer und Kraft in ihnen unaufhörlich wachse. Nemesianus beschreibt sie folgendermaßen: grades und breites Kreuz, langer, gestreckter Leib, Buchs groß, Kopf hoch und erhoben, Ohren und Augen lebhaft, Blätter mächtig, Athem stark, Lebhaftigkeit groß, Gang trippelnd. Philostorgius erwähnt, daß Entropius, der sich Mißbräuche in der Administration der kaiserlichen Gestüte in Cappadocien zu Schulden kommen ließ und der sich durch Verkauf von Pferden aus denselben privatim bereicherte, mit dem Tode bestraft worden sei.

Die Rivalität der Farben des römischen Hippodroms gestaltete sich in der neuen Kaiserstadt zu politischem Factionswesen und artete in Raufereien, Revolten und Morden aus. Die Siege im Circus hörten auf, Ziel der edelsten Anstrengung zu sein, wurden vielmehr Ursachen der größten Mißbräuche. Sobald eine Nation auf die schiefe Ebene des

Verfalls gerathen ist, so erliegen auch die sonst edelsten Triebe und Bestrebungen der hereinbrechenden, Alles erfassenden Verderbniß.

Die vier Farben des römischen Hippodroms reducirten sich in Byzanz auf nur zwei: die blaue (venoti) und die grüne (phrasini). Die Verringerung der Zahl der Parteien potenzirte die Thätigkeit und Energie des Hasses. Von dieser Zeit ab gab es weder eine Privat-Faction, noch einen Factionshass, die und der sich nicht mit der einen oder der andern Farbe des Circus maskirt hätte. Im Jahre 445 schlugen die Circus-Factionen in den Schranken blutige und wüthende Schlachten, welchen Zuschauer wie Acteure zahlreich zum Opfer fielen. Aehnliche Ereignisse nahmen im Jahre 532 den Character und Umfang von Revolutionen an, welche Leben und Thron Justinians bedroheten. Die Stadt triefte von Blut, Feuerbrünste vergrößerten das Zerstörungswerk, Bürgerkriege mit ihrem ganzen gräßlichen Gefolge erschütterten die Grundfesten des morgenländischen Kaiserthums, ja sogar der häusliche Friede gerieth dadurch ins Schwanken; denn obwohl sich die Frauen nicht bei den Circus-Schauspielen öffentlich zeigten, so nahmen sie doch einen thätigen Antheil an den Intriguen der Factionen, die dort zum Kampf auftraten. Kaiser Justinian hatte sich bei seiner Thronbesteigung für die blaue Faction erklärt, die Kaiserin Theodora begünstigte die grüne und es kam soweit, daß man zu Belizars Schwert die Zuflucht nehmen mußte, um der Wuth der Parteien ein Ende zu machen.

Nach diesen Vorfällen wurde der Circus auf fünfzehn Jahre geschlossen und als man ihn dann wieder eröffnete, nahm er wiederum den Character politischer Klubisten an, welche bis zum Untergange des Reiches einen hervorragenden Einfluß auf die Geschichte des Kaiserthums ausübten. Die byzantinischen Chronisten unterlassen es nie, bei der Thronbesteigung eines Kaisers stets anzugeben, für welche Circus-Faction er sich erklärt habe. Nicht selten geschah auf dem Circus die Proclamation eines neuen Kaisers. Das Volk sah eben den Schauspielen zu, als Justinian mit der Kaiserkrone erschien. Auf Schilden trug man im Circus den Anastasius herum, den man zum Kaiser machen wollte. Nach der Flucht des Mauritius zog die blaue Faction aus der Stadt dem Phokas entgegen. Den Usurpator Leontius rief man im Circus zum Kaiser aus und trug ihn von dort zum Palast, in welchem Justinian II. den Thron verlor. Die Leiche des ermordeten Papius wurde im Circus zur Schau herumgetragen; kurz, galt es einen Kaiser vom Thron zu stürzen oder einen andern zu

wählen, einen Sieger zu ehren oder einen Besiegten zu demüthigen, eine Häresie zu verfluchen oder sie zur Geltung zu bringen, Alles wurde während der Spiele im Circus ins Werk gesetzt.

Diese glänzenden Spiele, die soviel Blut gekostet, so viele Fürsten vom Thron gestürzt und soviel andere erhoben haben, sind in Beziehung auf Pferdezuucht und Reitkunst spurlos vorübergegangen und haben nichts für den Fortschritt in Wissenschaft und Kunst, das Pferd zu züchten und es zu gesteigerten Diensten zu verwenden, geleistet.

### § 55. Die Schnelligkeit des Pferdes und das Reiten der Frauen im Alterthum.

Die Schnelligkeit des Pferdes scheint die Mitte zwischen derjenigen des Hirsches und derjenigen des wilden Esels gehalten zu haben, denn aus den alten Schriftstellern geht mit Gewißheit hervor, daß kein Hirsch einem Reiter zu entfliehen im Stande war und daß sich selten ein Pferd schnell genug erwies, um auf ihm einen wilden Esel zu erjagen. Was die Straußenjagd anbetrifft, so gelang das Erhaschen desselben ebenso wie noch heute nur in seltenen Fällen, obwohl man es verstand, mehrere Reiter, die sich ablösten, dazu zu verwenden.

Wir haben keine Nachrichten darüber, wie die Frauen des Alterthums zu Pferde saßen, wir wissen nichts davon, weder von Semiramis, noch Dido, Elölia, der persischen Königin Rhodoguna, Zenobia, Cäsonia, der Frau des Caligula, Hiera der schönen Mysierin, den Frauen Palästinas u. s. w.

Amnianus Marcellinus scheint anzudeuten, daß die Frauen nur auf einer Seite des Pferdes, so wie heute, gesessen haben, indessen ist es wahrscheinlich, daß in früheren Zeiten des Alterthums die Frauen so, wie die Männer, zu Pferde saßen.





## Vierter Abschnitt.

### Das orientalische Pferd.

---

#### § 56. Geschichtliche Ereignisse des VI., VII. und VIII. Jahrhunderts.

Das sechste, siebente und achte Jahrhundert vermitteln die Mischung von Elementen der Vergangenheit mit neuen, durch barbarische Völker eingeführten. Diese Epoche erreicht ihren Höhepunkt in den mächtigen Erscheinungen Karls des Großen und Harun al Raschids. Im Frankenreiche fördern häusliche Zänkereien in der Nachkommenschaft Clodwigs und Kriege zwischen Neustrien und Aufrasien die Zügellosigkeit mächtiger Geschlechter und schwächen die königliche Gewalt so, daß schon im VII. Jahrhunderte Pipin von Heristal, der erste Beamte der Krone, sich die höchste Gewalt anmaßt und Carl Martel im VIII. Jahrhunderte eine neue Dynastie beginnt.

In Italien hört bald nach Theodorichs Tode das Reich der Ostgothen auf und an dessen Stelle erhebt sich die Herrschaft der Longobarden. Die Macht der Päpste ist im Steigen und übt segensreichen Einfluß auf die Bersittlichung der neu angesiedelten barbarischen Völker.

Im VII. Jahrhunderte tritt das bisher unbekannte Arabien auf die Bühne der Weltgeschichte; fanatisirt durch die neue Lehre Muhammeds, erobert es wie mit Blitzesschnelle Syrien und Aegypten, Persien, die Insel Rhodos und die Gestade des nördlichen Africas, setzt nach Europa über, bewältigt Spanien, das südliche Frankreich, und erst bei seinem Zusammenstoß mit der schweren Reiterei Carl Martels auf den Gefilden von Poitiers macht das flüchtige Roß der arabischen Wüste Halt.

Gegen Ende des VIII. Jahrhunderts bestehen nur zwei ungeheure Reiche: das Reich Harun-al-Raschids, welches Asien, Africa und einen Theil Europas umfaßt und das Reich des Franken Carl M. welches seit 800 vom Papst als das westliche Kaiserthum anerkannt,

ganz Gallien, beide Ufer des Rheins und der Donau umfaßt und tief in den Osten Europas bis über die Grenzen der slavischen Völker reicht, Italien incorporirt, wo nur das Exarchat von Ravenna, Rom und einige Städte noch den Kirchenstaat bilden.

Von diesen beiden Reichen strebt das erstere in Wissenschaften, Künsten und Erfindungen voranzuschreiten, während das zweite die Elemente eines neuen Völkerlebens durch Entwicklung der Gesetzgebung vorbereitet, welche Feudalismus, Kirche und königliche Macht, die drei Hauptpotenzen jener Zeiten, in harmonische Einheit zu bringen anstrebt.

Zwischen diesen beiden Reichen amüßirt sich das verrottete byzantinische Kaiserthum am Scandal der Monoklasten und den Intrigen der Irene.

### § 57. Das orientalische Pferd nach Ausbreitung des Islam.

Die Völker des Orients nahmen den Islam an und glaubten an den Propheten, der ihnen den Himmel, Weiber und Pferde verhiß. Die Wüsten-Pferde bedecken sich mit Ruhm auf den Fluren, welche Keres umgeben, und verdrängen die Westgothen aus ihren Wohnsitzen. Mit der Ausbreitung des Islam entsteht für den Orient eine neue hippische Aera, das Pferd wird ein Gegenstand leidenschaftlichster Liebe, sorgsamster Pflege und fast religiöser Verehrung von Seiten des Menschen.

„Der böse Geist wagt es nicht, in ein Zelt zu treten, in welchem sich ein Pferd reinen Bluts befindet, und die Engel sind nur bei drei Freuden des Menschen anwesend, bei kriegerischen Uebungen, eheligen Lieblosungen und Pferderennen.“

Der Prophet hat gesagt: „Wenn Jemand seine Pflichten nicht erfüllen kann, so mag er ein Pferd für die Sache Gottes halten, und alle Sünden werden ihm vergeben werden.“

„Wer ein Pferd zum Triumph des Glaubens unterhält, der bringt Gott ein herrliches Darlehn zum Opfer.“

„Ein Pferd, aufrichtig erzogen auf dem Wege Gottes für den heiligen Krieg, rettet seinen Herrn am Tage der Auferstehung.“

„Wer Entbehrungen erträgt, um ein Pferd für den heiligen Krieg zu rüsten, wird mit den Märtyrern belohnt werden.“

„Wer ein Pferd auf dem Pfade Gottes ausbildet, kommt an Ruhm denjenigen gleich, welche Tag und nach öffentlich oder heimlich Almosen geben — er wird dafür belohnt werden, denn Furcht befleckt seine Seele nicht.“

„Der für Pferde ausgegebene Groschen ist in den Augen Gottes „ein ihm eigenhändig gegebenes Almosen.“

„Wer Pferde zum Dienste Gottes erzieht, wird mit demjenigen „gleich belohnt werden, der den Tag über fastet und die ganze „Nacht im Gebete zubringt.“

„Gott hilft denen, die sich mit ihren Pferden beschäftigen und „bringt Ersatz für die Kosten, die sie darauf verwenden.“

„Jedes Gerstentorn, das man dem Pferde verabreicht, wird „durch Gott in die Register der guten Thaten eingeschrieben.“

„Die im heiligen Kriege gefallenen Märtyrer werden im Himmel „rubin-rothe geflügelte Pferde erhalten, welche nach dem Willen „ihrer Reiter fliegen werden.“

### § 58. Das Pferd Arabiens und der Berberei.

Unter den Pferden des Orients nimmt nach allgemeinem Urtheile die Race der arabischen Pferde die erste Stelle ein, ungeachtet dessen, daß viele orientalische Schriftsteller und Gelehrte, die vollendete Sachkenner sind, der Berberace den Vorrang zuerkennen. Abd-el-Kader, welcher auch zur Zahl dieser gehört, citirt, um seine Ansicht zu stützen, folgende Legende.

„Amru-el-Kais, einer der alten Herrscher Arabiens, bemühte sich in den Besitz von Berber-Pferden zu gelangen, in der Absicht, seine Feinde zu besiegen, denn er zweifelte, daß ihm das auf arabischen Pferden gelingen werde.“ Amru-el-Kais lebte zu Anfang des VII. Jahrhunderts, kurz vor dem Auftreten Muhammeds und sprach zum morgenländischen Kaiser in Betreff der Berberpferde folgendermaßen:

„Wenn mir das Königthum wieder zurückgegeben wird, so will ich dir ein Wettrennen geben, wo du den Reiter, um die Schnelligkeit des Pferdes zu beschleunigen, auf dem Sattel gebeugt erblickst, Wettrennen auf einer, soweit das Auge schweift, ebenen Fläche, wo du keine andere Erhebung erblickst, um den Weg anzuzeigen, als von der Höhe des Buckels eines alten nabathenischen Kamels, das mit Lumpen belastet Klageröhre hervorstößt. Wir werden, sage ich dir, auf Pferden, welche an nächtliche Excursionen gewöhnt sind, auf Pferden der Berberace mit schlanken Seiten wie beim Wolf von Gadyen, auf Pferden, welche im Rennen fortwährend die Schnelligkeit beschleunigen, an welchen du dann die Flanken von Schweiß triefend sehen wirst . . . . .

Die Pferde der Wüsten Arabiens und der Sahara, die arabischen und Berberpferde sind einander jedenfalls in Blut, Abkunft und Zucht sehr nahe verwandt; beide stammen aus Syrien und verdanken dem Wüstenleben ihre weitere Entwicklung. Die Pferde Hiobs sind die Protoplasten beider Racen. Wenn die Berberrace vielleicht in Beziehung auf Ausdauer und Schnelligkeit einen Vorzug vor der arabischen hat, so ist derselbe wohl nur durch den Unterschied des Umfangs beider Wüsten jener natürlichen großen Manegen beider Racen bedingt.

### § 59. Orientalische Begriffe von der Reinheit des Bluts.

Für den Europäer können diese beiden Pferdefamilien als einem Stamm angehörend um so mehr erachtet werden, als die Bewohner des Orients den Pferden reines Bluts den Namen arabischer Pferde beilegen, ohne darauf zu achten, ob sie auf den Sandwüsten Arabiens oder in der Sahara zur Welt gekommen sind.

Abd-el-Kader sagt: Ungeachtet dessen, daß alle Pferde einer Familie angehören, so werden doch unter ihnen zwei Gattungen unterschieden: Pferde einer edlen Race d. h. arabischer, und gemeiner d. h. baradinischer Race. Ein edles Hoor ist nur ein von arabischen Vater und arabischer Mutter stammendes Pferd. Ein Mischling nach reinem Vater und gemeiner Mutter heißt Sabjin, und ein solcher ist gewöhnlich besser als der Megrif, der ein Mischling nach einem gemeinen d. h. baradinischen Vater und einer reinen Mutter ist; woraus hervorgeht, daß es vorzugsweise vom Vater abhängt, die Eigenschaften der Race der Nachkommenschaft zu vererben.“

„Nach unseren Begriffen“ sagt er weiter, „ist es unmöglich eine reine Race dort wieder zu schaffen, wo einmal das Blut gemischt worden, aber eine reine Race kann man immer zum alten Adel wieder erheben, wenn sie, sei es durch schlechte Nahrung oder durch übermäßige und der Natur des Pferdes nicht entsprechende Arbeit oder endlich durch Mangel an der erforderlichen Sorgfalt heruntergekommen, kurz überall, wo das Degeneriren nicht in Folge von Mischung des Blutes bewirkt worden ist. Bei Ermangelung einer beglaubigten und sicheren Bürgschaft erkennt der Araber den Adel des Pferdes und die Reinheit seines Bluts durch Prüfung der Schnelligkeit in Verbindung mit den Fundamental-Erfordernissen seines Baues. Die äußeren Formen geben uns einen Maßstab für die Höhe der Eigenschaften des Pferdes. Das Pferd von Race hat

drei Dinge lang: Ohren, Hals und Vorderfüße; drei Dinge kurz: Schwanzröhre, Nacken und Hinterfüße; drei Dinge breit: Stirn, Brust und Hintertheil; drei Dinge rein: Haut, Augen und Fuß. Dabei muß es einen hohen Widerrist, schlanke nicht fettreiche Seiten haben — einen vom Ansatz dichtgewellten Schweif, der den Zwischenraum zwischen den Keulen gut bedeckt — ein nach vorn geneigtes Auge, als ob es auf die Nase schaute so, wie bei einem schielenden Menschen, das Ohr demjenigen der Antilope ähnlich, wenn sie in einer aufgeschreckten Herde läuft, die Küstern breit, das Kopfhaar dicht, die Küsternhöhlen ganz schwarz; sind sie halb schwarz halb weiß, so ist das Pferd zweifelhaften Werthes. Der Fuß soll hart und becherartig, der Strahl hart und trocken sein. Wenn ein Pferd aus einem Bache, der bis an die Oberfläche der Erde gefüllt dahinfließt, Wasser trinkt und den Hals und Kopf so ausdehnen kann, daß es auf allen vier Füßen grade steht, ohne eines der Vorderfüße zu beugen, so sei sicher, daß es gut gebaut und ein Pferd von Race ist.“ —

#### § 60. Schnelligkeit und Kraft der arabischen Pferde.

Schriftsteller, welche über arabische Pferde geschrieben haben, führen Beispiele ihrer außerordentlichen Schnelligkeit und Ausdauer an. General Daumas sagt, daß die Stute Mordgean, welche man heimlich entführte, damit sie dem Dey von Algier nicht abgeliefert würde, in vierundzwanzig Stunden achtzig französische Meilen, also etwa vierundfünfzig unserer gelaufen und während dieser Zeit nur einmal getränkt worden sei und nur einmal an einigen Blättern der Zwergpalme sich gestärkt habe, die sie freilich ganz kahl genagt habe, während der Sohn des Arabers, der sie ritt, aufs beste in Schlaf versunken war.

Ein von einem französischen General mit Befehlen gesandter Araber machte in vierundzwanzig Stunden fünfundsiebzig französische Meilen, gleich fünfzig unserer, auf unebenem, steinigem Boden. Ein gutes arabisches Pferd muß einen ausgewachsenen Menschen, seine Waffen, Kleider zum Wechseln, Provision für Reiter und Pferd und eine Fahne tragen, sogar bei windigem, schlechtem Wetter; muß im Falle der Noth eine Leiche hinter sich schleppen und den ganzen Tag rennen, ohne an Essen und Trinken zu denken.

#### § 61. Sanglebigkeit. Die Stuten als Dienstpferde.

Das männliche Pferd lebt nach der Ansicht der Araber zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre, die Stute fünf Jahre länger; in seiner Vollkraft

ist das Pferd zwischen seinem siebenten und vierzehnten Jahre nach dem Sprüchwort: „Sieben Jahre für meinen Vater, sieben Jahre für mich und sieben Jahre für meinen Feind,“ was da bedeuten soll: mag der Vater mir ein Pferd züchten, mag es mir dienen und möge mein Feind auf ihm verfallen.“

„Im Allgemeinen,“ sagt Abd-el-Kader, „sind Hengste eine Seltenheit in der Wüste, nur große Häuptlinge von Geschlecht und reiche Leute züchten sie; denn sie haben die Mittel dazu. Es ist gefährlich, sie auf die Weide zu lassen, während man mit der Stute keine Noth hat, darum dient sie auch gewöhnlich in Arabien und der Sahara unter dem Sattel. Indessen wird der Hengst bei den Arabern doch für stärker und für schneller als die Stute gehalten, und darum lieben es hohe Herrn, Gestütshengste für ihre persönlichen Dienste zu halten. Ein Reithengst darf jährlich die Stute nicht mehr als fünf- bis achtmal bespringen und zwar nur im Frühjahr, weil sonst das Fohlen ein schwaches werden würde.“

„Der Araber ist unerhört schwierig in der Auswahl eines Hengstes für seine Stute und zieht es vor, sie ein Paar Jahre unbeschält als sie von dem ersten besten Hengst bespringen zu lassen; er steht nicht an, lange und ferne Reisen eines Hengstes wegen für sie zu unternehmen. Es giebt auch solche, welche die Geschlechtstheile der Stute durch ein sinnreiches Schloß verschließen, um jeder unerwarteten etwaigen Vereinigung mit einem gemeinen Hengste vorzubeugen; sollte das letztere dennoch zufällig eintreten, so wäscht der Araber die Gebärmutter mit verschiedenen Ingredienzen aus und entfernt mit der Hand den männlichen Samen. Wir sind der Ansicht, daß man Stuten während ihrer Trächtigkeit zum Reiten gebrauchen müsse, nur muß man sie vor zu großer Anstrengung hüten; eine zu sehr geschonte, fortwährend vor dem Belte angebundene und gut genährte Stute würde zu fett werden und dem Fohlen nicht gestatten, sich gehörig zu entwickeln. Reiche Leute brauchen Mütter in den letzten drei Monaten wenig, besteigen sie gar nicht und schicken sie nur auf die Weide; ärmere dagegen gebrauchen sie bis zum letzten Monate. Gleich nachdem die Stute geboren hat, wird ihr ein Maß gebrannter Gerste gegeben und ihr Bauch mit einem breiten Gurt angezogen um ihm seine normale Ausdehnung wieder zu geben. Nach sieben Tagen wird ihr ein oder anderthalb Pfund aus geronnener Milch gefertigter, ungesalzener Butter als Reinigungsmittel verabreicht. Je edler die Mutter, desto eher wird das Fohlen von ihr getrennt, welches unter

keinen Umständen länger als sechs Monate saugen darf; denn man hat in manchen Gegenden bemerkt, daß Fohlen welche lange an der Mutterbrust gehalten werden, einen bösen Character und ein hartes Maul bekommen.“

„In der Kühle führt man das neugeborene Fohlen ins Zelt, wo es sorgfältig gepflegt wird.“ —

### § 62. Die Zeit, in welcher der Araber sein Pferd zu gebrauchen beginnt.

Die Araber pflegen ihre Pferde sehr zeitig zu gebrauchen, indem sie sich an das Sprüchwort halten: „Nähre den Fährling gut, dann wird er nicht lahmen, reit auf ihm zwischen dem zweiten und dritten Jahre, bis er dir ganz fügsam wird, füttere ihn gut zwischen dem dritten und vierten, reite dann wieder auf ihm, und wenn er dir dann nicht gefällt, so verlauf ihn, ohne dich zu besinnen.“

„Zu große Anstrengung und zu viel Laufen“, sagt Abd-el-Kader, „sind für das Fohlen nicht angemessen, denn sie hindern die Entwicklung in Wuchs und Kräften. Ein Djieda (das Fohlen bis zu drei Jahren) ist wie eine Staude, Alles was ihm zuwider, hemmt seine physische Gestalt. Was dem Djieda aber zuträglich ist, das ist maßvolle Bewegung und Beschwerde; man muß das Fohlen ans Gebiß und an den Sattel gewöhnen, aber man kann nur einen vorsichtigen Menschen darauf setzen, wobei man darauf achten muß, daß das Gewicht desselben dem Alter und den Kräften des Fohlen angemessen sei. Eine ziemlich gewöhnliche Uebung eines zweijährigen Fohlen ist folgende: man setzt einen Knaben mit der Gerte in der Hand darauf und läßt es rennen; sobald das Fohlen anzuhalten beginnt, so hält es der Knabe an, erlaubt ihm zu fressen und sogar sich niederzulegen, um auszuruhen; am folgenden Morgen giebt man ihm Gerste und führt es auf denselben Platz, von dem es ausgelaufen war, und von da ab erneuert sich das Rennen in immer größerem Umfange, so lange, bis man vom Fohlen einen zweimaligen Umfang des Raumes erlangt, welchen es am ersten Tage durchlaufen hat.“

„Die Erziehung des Fohlen beginnt gewöhnlich sehr zeitig; es ist das eine vorzügliche Gewohnheit, deren Vernachlässigung jeden Erzieher schändet und das Pferd für kriegerische Dienste untauglich macht. Ein Thier, das nicht frühzeitig geübt wird, pflegt ungehorsam zu sein, schwinde bei der geringsten Anstrengung und taugt zu nichts.“

„Ermahne dein Pferd und es wird die Fehler vermeiden, welche dich zur Ermahnung veranlaßt haben, denn das Pferd versteht den Zorn des Menschen.“

Hier erzählt Abd-el-Kader von einem Pferde, welches von seinem Reiter hart bestraft wurde, weil es zufällig gestolpert war und welches ein Jahr später, an demselben Orte Zeichen der höchsten Unruhe zeigte, sich bäumte und warf, als es den Ort wieder erkannte und sich der erhaltenen Strafe erinnerte.

Das arabische Sprüchwort sagt: „der Reiter erzieht und bildet sein Pferd, wie der Mann seine Frau.“

### § 63. Die Wettrennen der Araber und ihr Tadmir.

Die Araber bewahrten die alte Gewohnheit der Wettrennen, welche schon vor Muhamed in den heidnischen Zeiten existirte; das neue Gesetz änderte die Gewohnheit nicht, heiligte dieselbe vielmehr, indem es ihr einen religiösen Character und Stempel aufdrückte. Vor dem Rennen unterwarfen die Araber ihre Pferde einer gewissen, einseitigen Vorbereitung, einer gewissen Training (Tadmir), welcher das Pferd den Gewinn einer unerhörten Schnelligkeit verbant.

Dieser Tadmir beruht nun auf Folgendem: erstens wird die Portion täglichen Futters vergrößert, so das das Pferd sichtlich am Leibe zunimmt; wenn dieses Resultat erzielt ist, wird es durch allmähliges Verringern der Portion vierzig Tage hindurch abgemagert, indem man ihm schließlich nur soviel verabreicht, als zu seiner Erhaltung absolut nothwendig ist. Während dieser vierzig Tage wird es im Laufen geübt, welche Uebungen stufenweise erhöht werden. Zugleich mit dem ersten Tage der Verringerung der Nahrung wird das Pferd mit sieben Decken bedeckt und von diesen wird, nach der Reihe, alle sechs Tage eine weggenommen, bis das Pferd von jedem Fettansatz, der nur eine unnütze Last ist, befreit worden; dann geben die Uebungen den Fleischtheilen Energie und Macht. Ein so behandeltes Pferd erreicht den höchsten Grad von Schnelligkeit, jedoch immer nur im Verhältniß zur Reinheit des Bluts. Das durch Tadmir vorbereitete Pferd wird auf den Rennplan (Djalba) geführt — hierher kommen Pferde aus allen Gegenden. Niemals sieht man einen so großen Zusammenlauf von Volk, wie bei den Wettrennen, außer vielleicht dann, wenn das Volk der Gläubigen sich sammelt, um zum Grabe des Propheten zu pilgern.



Der Adel und die Häuptlinge der Länder sind dabei gegenwärtig. Die tabmirirten Pferde laufen niemals mit solchen, die vorher nicht vorbereitet worden. Die Pferde werden nach Kategorien aufgestellt und jede Kategorie erhält ein besonderes Ziel. Die tabmirirten erhalten das weiteste und der Turf nimmt in diesem Falle den Namen El-midmar an. Der gelehrte Bak-hari sagt: „Der Prophet hat geboten im El-midmar zu rennen und zwar den tabmirirten Pferden eine Bahn von sieben Wersten, gleich einer Meile, den gemeinen aber nur die von einer Werst angewiesen.“

Bei dem Wettrennen im Orient werden die Pferde in Gruppen von zehn zugleich aus den Schranken entlassen; um aber dem Vorspringen des einen oder des anderen vorzubeugen, wird eine Leine in der Höhe der Kenner (El-miknes) gezogen, welche alle in gleicher Linie hält. Von zehn Kennern gewinnen sieben. Am Ende des El-midmar befindet sich ein großes Fest, in welches die sieben Sieger unter großem Applaus des Volkes geführt werden, während jene unglücklichen geschlagenen drei der Gegenstand allgemeinen Hohns und der Verachtung werden.

„Wir kamen zu dem Rennen um Sonnenaufgang mit Pferden, deren Hufe wie nach der Form eines Bechers gebildet waren; die Sterne weissagten uns Glück, und ungeachtet des frühen Morgens war schon ein großer Andrang von Menschen wie zur Pilgerfahrt. Man ordnete die Pferde nach dem Grade der Reinheit ihres Bluts. Adel stößt an Adel. Die vorgeführten Pferde sind ein Gegenstand des Enthusiasmus der Zuschauer, die den Kampf mit Ungebulb erwarten. Die Reiter stark wie Eisenstäbe, von Wuchs klein, aber mit einer Löwenstimme, stehen schon mitten im Haufen der Zuschauer auf ihren Kennern fertig zum Kampfe. Ein Muselmannt nimmt unter dem Titel eines Kampfrichters Platz. Alle erwählten ihn einstimmig zum Schiedsrichter. Sein Spruch wird nicht durch Parteilichkeit bestimmt oder besleckt.“

„Die Pferde werden auf der Rennbahn entlassen und sofort lösen sie sich wie Perlen, die von einer Schnur fallen, oder wie ein Volk grauer Rebhühner, die vor dem Falken fliehen, der mit wuchtigem Flug sie verfolgt. Der Rappe mit einem Stern auf der Stirn erreicht zuerst das Ziel, der Braune mit schwarzer Mähne ist der zweite, der dritte ist ein Schwarzbrauner ohne Abzeichen, aber in einer Entfernung wie der Bewohner Chamys von demjenigen Reschbis wohnt. Der vierte ist Tali, der fünfte Murta, lief so viel die Kräfte erlaubten; Tadel traf ihn

nicht. Alif ist der sechste, kommt voller Schreck, beinahe hätte ihn die Angst am Lauf verhindert. Habi ist der siebente, auch ihm bestimmt der Richter Belohnung. Muchamil, der anfänglich so viel versprach, kommt als der achte — der Unglückliche! traf wo unterwegs einen ominösen Vogel! Das achte Pferd gehört nicht zu den Siegern. Lathim ist der neunte, — jeder peitscht es, beschimpft es, und hinter ihm kriecht langsam Sokeit heran — mit unsicherem Blick und Scham auf der Stirne — alle überschütten den Reiter mit heftigen Vorwürfen und den Knecht mit noch ärgeren. Vergebens würdest du nach seinem Eigenthümer fragen — du würdest keine Antwort von denen erhalten, welchen die Scham den Mund verschließt! Möge jeder denjenigen bemitleiden, der zum Rennen nicht ein Pferd edelster Abkunft führt“.

„Unausprechliche Freuden verursachten uns die Rennen ohne des Ruhms und Gewinns zu erwähnen. Zum Tausch gegen sieben Rohrhalme, die, am Zielpfahl befestigt, von den ersten Sieben erhascht waren, erhielten wir herrliche Geschenke, wie solche darzubringen sich ziemt: gestreifte Leinwand von Zemen, verschiedenfarbig schattirt, Uebertwürfe aus Wolle und Seide, alle diese Stoffe gewannen wir und hängten sie über unsere Pferde und ihre Ränder schimmerten roth wie Blut. Außerdem gab man uns tausende von Silbermünzen, die wir nie für uns behalten, sondern zwischen die Knechte vertheilen, welche die Pferde warteten, obwohl wir selbst sorgfältiger über sie wachen, als jene und mit eigenen Händen säubern. Es sind das Pferde, welche das reinste Wasser zum Getränk und die ausgewähltesten Körner zur Nahrung erfordern“.

Nach der Eroberung Algiers durch die Franzosen, führten die Europäer Pferderennen in Oran, Bona, Constantine und vielen anderen Orten ein. Die französischen Officiere nahmen daran den lebhaftesten Antheil, aber die Landeseingeborenen enthielten sich lange Zeit jeglicher Theilnahme daran. Erst in den jüngsten Zeiten hat ihre Gleichgültigkeit dagegen einigermaßen abzunehmen begonnen. Wetten und für den Sieg ausgesetzte Preise waren muthmaßlich die Hauptursachen des Widerwillens der Araber gegen die europäischen Wettrennen. Denn nach ihren Begriffen giebt es dreierlei Pferde; die einen belasten den Menschen mit Verbrechen und gehören dem Satan, andere hüten vor dem ewigen Feuer und gehören dem Menschen, andere endlich bringen Belohnungen und gehören Gott. Ein Pferd auf dem man aus Stolz und Ostentation reitet, welches man zum Gewinn von Wetten verwendet und mit dem

man ein Hazardspiel betreibt, oder auf denen man dem Muselmann Unrecht zufügt — das ist ein Satanspferd.

Ein Pferd das seinen Herrn vor Armuth schützt, welches zu seinen persönlichen Diensten verwendet wird, zu Zwecken, welche von den Pfaden Gottes nicht abweichen und ein Zuchtpferd, das ist ein Menschenpferd.

Ein Pferd endlich, welches dazu dient, um gute Thaten im Dienste des Glaubens zu verrichten — das ist ein Gottespferd. Das Gras, welches solch ein Pferd frisst, sein Harn und sein Mist, das Wasser, welches es trinkt, indem es mit seinem Herrn einen Strom durchschwimmt, selbst dann, wenn darin keine besondere Absicht des Reiters lag, Alles das wird von Gott verzeichnet in dem Register guter Thaten, zu Gunsten seines Herrn.

#### § 64. Sucht der Pferde und Art ihres Unterhalts in der Wüste.

In einigen Theilen der Wüste läßt der Adel und die renommirteren Reiter ihre Schlachtrosse niemals grasen. Nur Kamelmilch, welche die Eigenheit haben soll, Schnelligkeit zu verleihen, Gerste und einige Pflanzen bilden ihre einzige Nahrung. Eine solche Gattung von Nahrungsmitteln dehnt den Leib nicht auf und mästet das Pferd nicht so wie grünes Futter, welches die Durchgangscandale erweitert.

Außer in den zwei vierzigstägigen Epochen im Jahre, die am ersten April und am elften December beginnen, in welchen das Pferd den Tag hindurch einmal getränkt wird, giebt man im Verlaufe des ganzen übrigen Jahres dem Pferde täglich einmal und zwar im Sommer um drei Uhr Nachmittags und im Winter zwischen Mittag und ein Uhr Nachmittags zu trinken, also in der Tageszeit, in welcher das Wasser am wärmsten ist. Ein Sprichwort drückt diese Regel folgendermaßen aus: „In der warmen Jahreszeit verspäte das Tränken und beschleunige die Fütterung, in der kalten verfare entgegengesetzt.“ Der Araber nennt die warme Jahreszeit den Theil des Jahres vom ersten April bis in den September, in der er das Pferd so mäßig als möglich füttert, die kalte Jahreszeit ist vom October zum März, in welcher die Reichen dem Pferde gewöhnlich soviel Gerste geben, als es fressen will.

Selten wird man das Pferd früh morgens füttern. „Das Pferd geht mit der Nahrung von gestern, nicht mit der, die man ihm heute giebt“ — „Morgenfutter geht auf den Mist und Abendfutter in das Hintertheil.“

Die Gerste für das Pferd soll vollwichtig sein, ohne verdächtigen Geruch, ganz rein von Erde, Unrath und welken oder schwarzen Körnern, in welche der Südwind gefahren.“

Die Pferde werden mit guten im Hause gefertigten Decken bedeckt, die ihr Kreuz, ihre Seiten und Brust verhüllen; sorgfältig gearbeitet lassen sie kein Wasser durch.

Gewisse Hautfarben müssen nach der Meinung der Araber ebenso gegen Hitze wie Kälte geschützt werden. Die Erfahrung hat gezeigt, daß Pferde heller Haarfarbe dies vorzugsweise bedürfen; von ihnen sagt ein Sprüchwort: „Sie schmelzen in der Sonne wie Butter — und im Regen lösen sie sich auf wie Salz“. Dunkle Farben bedürfen solcher Vorsicht nicht. Wenn zu große Hitze oder Kühle herrscht, werden die Pferde in Zelte geführt. In der Wüste sind die Nächte kühl, da müssen also die Pferde Sommer und Winter bedeckt werden, um nichts zu versäumen, was sie am Schweiß verhindern könnte. Nach einem langen Ritt wird das Pferd nicht abgefattet, bevor es nicht ganz trocken ist, und Futter bekommt es erst dann, wenn der Athem zum normalen Stand zurückgekehrt ist, getränkt aber wird es mit dem Gebiß im Maule. Die Araber verachten einen Menschen, von dem man sagt, daß er sein Pferd mit trübem Wasser tränke oder daß die Decke durchlöchert sei. Die öffentliche Meinung verurtheilt jeden Mangel an Liebe zum Pferde, denn nach den Worten des Koran „bitten die Pferde Gott um die Gnade, daß sie der Gegenstand der Liebe ihrer Herrn sein möchten.“

Der Ort für nomadisirendes Gezelt wird mit einer gewissen Berechnung gewählt, ein trockener von Steinen freier Boden ist dazu erforderlich, dem Pferde aber wird ein solcher Standort gegeben, auf welchem die Vorhand höher steht als das Hintertheil, um die Schulterblätter von Fehlern frei zu halten und damit der Herr aus dem Zelt, nach seinem Liebling blickend, ihn sehen und zugleich Tag und Nacht über ihn, wie über sein eigenes Kind, wachen könne. Die Pferde der Wüste werden höher geschätzt als diejenigen, welche auf den Däsen oder in fruchtbaren Landstrichen gezüchtet werden. Abd-el-kader sagt: „Beim Anblick zweier Pferde, des einen aus dem Telle, des andern aus der Wüste, wird derjenige, der nichts erforscht hat, dem ersteren den Vorzug geben, da er es schön, stark, glänzend und wohlgenährt findet, und wird das andere verachten, indem er alle seine Eigenschaften, welche seine Kraft characterisiren, seine trockenen und delicates Füße, den eingezogenen Bauch und seine leeren

verfallenen Seiten verspottet. Und dennoch ist das Pferd der Wüste, das selten ein Korn zu sehen bekommt, selten grüne Weide und Stroh findet und nur von den vertrockneten Pflanzen der Wüste sich nährt, mit Milch getränkt und früh daran gewöhnt wird, mit der Antilope in Schnelligkeit und mit dem Hund in Entbehrung und Resignation zu wetteifern, ich sage, dennoch ist dieses Pferd der Wüste so leicht, so flüchtig, daß das Pferd des Tell's neben ihm schwer wie ein Ochse erscheint. Die größten Feinde des Pferdes sind Unthätigkeit und Fett".

Die Art und Weise, den Werth des Pferdes aus den äußeren Verhältnissen seines Körpers zu tagiren, ist bei den Arabern folgende: man muß die Länge des Pferdes vom Ansatze der Mähne am Widerrist bis zum Ende der Oberlippe zwischen den Nüstern, dann die Länge vom Ansatze der Mähne bis zum Ende des Schwanzknorpels messen, wenn der vordere Theil länger ist als der hintere, so kann man gewiß sein, daß das Pferd vortreffliche Eigenschaften hat. Um zu wissen, ob ein junges Pferd noch wachsen werde, so mißt der Araber die Länge der Füße vom Kniee bis auf die Höhe des Widerrist's, dann vom Kniee zur Krone des Hufes und wenn diese beiden Längen sich so zu einander verhalten wie zwei zu eins, so wächst das Pferd nicht mehr, denn bei dem ausgewachsenen Pferde ist dieses Verhältniß ein ständiges.

### § 65. Genealogische Tafeln und Zeugnisse.

Viele Araber führen genealogische Tabellen ihrer Pferde, in welche sie in Gegenwart glaubwürdiger Zeugen die Daten der Geburt und Blutsverwandtschaft der Fohlen so eintragen, daß der Eigenthümer, wenn er sein Pferd verkaufen will, im Stande ist, den Käufer von der Wahrheit seiner Aussagen durch den Geburtschein zu überzeugen. Nachfolgend einige Formulare genealogischer Zeugnisse, wie sie bei den Arabern ausgestellt werden:

1. „Im Namen Gottes, des barmherzigen Herrn aller Geschöpfe, möge Frieden und Gebet sein mit unserem Herrn Muhammed und seiner Familie und seinen Schülern bis zum Tage des Gerichts — möge Frieden sein mit denen, welche diese Schrift lesen und ihren Inhalt begreifen werden! Der gegenwärtige Akt dient dem Fohlen Obojan, vom wahrhaften Stamme Saklawi, stichelhaarig mit weißen Füßen und einer Blässe auf der Stirn, dessen Haut so rein und glänzend ist wie Honig. Dieses Fohlen

ist den Pferden ähnlich, von denen der Prophet sagt: ein wahrhafter Reichthum ist eine edle und muthige Pferde-Race — und von denen Gott gesagt hat: Pferde zur Schlacht sind die, welche sich mit weit geöffneten Rüstern auf den Feind stürzen, die von frühem Morgen ab sich im Kampfe bloßstellen. Und Gott hat die Wahrheit gesagt in seinem unvergleichlichen Buche. Dieses Fohlen, Sakkawi, wurde durch Kosrein, den Sohn Emeits, vom Stamme Zebars des Arabers gekauft. Vater dieses Fohlens ist der vortreffliche braune Hengst, Merdza genannt, von der Race Ksheilan, seine Mutter die berühmte Stute Sakkawi, genannt Djierna.

Aus dem was wir gesagt haben, bezeugen wir unsere Hoffnung der Wohlfahrt und des Gedeihens, und bei unserem Gürtel schwören wir, o Scheits der Weisheit und Besitzer von Pferden! daß dieses in Rede stehende Schimmel-Fohlen edler ist, als sein Vater und seine Mutter — und das bezeugen wir nach unserer genauesten Kenntniß durch diesen vollwichtigen und vollständigen Act.

Mögen Gott dem Herrn aller Geschöpfe unsere Dankfagungen gefallen. Also geschrieben den sechzehnten Safara tausendzweihundertunddreiundzwanzig.“

2. „Im Namen des barmherzigen Gottes — Von Ihm erwarten wir Hilfe und Schutz. Der Prophet hat gesagt: möchte mein Volk sich nie versammeln, um Werke der Ungerechtigkeit zu thun! Hier der Inhalt dieses authentischen Documents: Wir Endesunterscriebene erklären vor dem höchsten Wesen und bezeugen, bürgen und schwören bei unserer Praedestination und unseren Gürteln, daß die Stute N die da N Jahre alt ist, mit Abzeichen . . . im dritten Grade in grader Linie von edlen und berühmten Vorfahren abstammt, denn ihre Mutter ist von der Race N und der Vater von der Race N und daß sie alle Tugenden dieser edlen Geschöpfe in sich vereinigt, von denen der Prophet gesagt hat: „Ihr Schooß ist ein Schrein von Gold und ihr Nacken ein Ehrentron.“

Auf Grund der Zeugnisse unserer Vorfahren schwören wir nochmals und leisten Bürgschaft, daß die in Rede stehende Stute so rein von Abkunft und ungemischt ist, wie frische Milch.

Wir bekräftigen durch Eidschwur, daß sie berühmt ist durch Schnelligkeit im Laufe, daß sie an Entbehrungen, an Hunger und Durst gewöhnt ist. Wir haben dieses Zeugniß gegeben nach unserem besten Wissen und Erfahren. Uebrigens ist Gott der beste der Zeugen.“

3. „Im Namen des barmherzigen Gottes, unseres Herrn Muhammed, des göttlichen Propheten, und seiner Anhänger — Gelobt sei Gott der allmächtige Schöpfer!

Dieses Pferd ist reiner Race, sein Fohlenzahn in einem Beutelchen um seinen Hals gehangen, welches zugleich seiner Genealogie unfehlbares Zeugniß enthält, dem jeder Gläubige trauen darf. Sein Vater ist Kabbamy und seine Mutter Zajahalah. Seine Formen sind voller Reiz, es läuft wie ein Strauß und sein Hemd ist weich beim Berühren. Unter seinen ehrwürdigen Vorfahren zählt es Salifah, des Vaters Mahats, des Vaters Kelaf und des berühmten Aket, des Vaters Ranufch, des Vaters Alscheh, eines Zweigs des Stammes, von welchem der berühmte Vater Lahalal's seine Abkunft leitet. Es hatte immer Gras zur Genüge, gleicherweise Körner und lebendigen Wassers, was da Leben giebt, es hatte das als Belohnung vom Stamme Zajahalah für den Glanz seines Hemdes. Mögen tausend breitarmige Aeste seinen Körper schützen gegen den gierigen Zahn der Hyänen; der Freunde der Gräber, gegen den durch die Wüsten heulenden Wolf und möge das Geschlecht Zajahalah es am Tage der Feier inmitten der Mauern darstellen, und möge dort das Geschlecht mit leichtem Gefolge von Tausenden um Sonnenaufgang unter einem Zelte geschmückt mit den Himmelszeichen es vorstellen und auf seinen Nacken den Sattel legen, auf welchem der Name des Eigenthümers glänzen wird. Mögen dann alle, alle mit den Händen und ohne Unterlaß rauschenden Beifall geben und Gott um die Gnade bitten, dem Geschlechte Joab Begeisterung zu verleihen.“

### § 66. Kaufpreis arabischer Pferde.

„Ich habe“, sagt Abd-el-kader, „bei dem Stamme der Amaser, der von Bagdad bis nach Syrien reicht, Pferde fabelhafter Preise gesehen, so daß es nicht möglich war, sie für Geld zu haben. Diese Pferde

werden gewöhnlich hochgestellten Personen oder reichen Kaufleuten verkauft, welche den Preis in dreißig oder fünfzig Raten bezahlen oder auch sich verpflichten, dem Verkäufer und dessen Erben eine ewige Rente zu zahlen.“

Im Allgemeinen verkaufen die Araber nicht gern ein Pferd reinen Bluts. Einst schickte ein Araber seinen Sohn zu Markt, damit er ein Pferd kaufe und befahl ihm ein solches zu kaufen, welches ein fein fühlendes Ohr, bald nach vorn, bald nach hinten gewendet habe, so als ob es immer auf etwas lauschte, welches gleicherweise ein gespanntes Auge, als ob es mit dem Blick durchbringen wolle, und gut gebaute proportionale Füße habe. Der Sohn antwortete ihm darauf: „Vater, da! nimm das Geld zurück, ein solches Pferd wird nie zum Verkauf gestellt werden.“ — Ein anderer Araber sagte: „Meine Landsleute werfen mir vor, daß ich Schulden habe und doch habe ich sie aufgenommen, um ein Pferd edlen Bluts zu kaufen, das dem ganzen Stamme Ehre bringt und als Talisman meiner Familie dient, und dem ich einen Sklaven zur Bedienung gegeben habe.“ — Ein gewisser König wollte das Pferd Sakab von einem der arabischen Dichter kaufen. Auf den in dieser Beziehung gemachten Vorschlag entgegnete der Dichter: „Sakab verkauft sich nicht, noch flieht er; um den Preis meines Lebens würde ich seinen Verlust erkaufen; meine Familie würde lieber vor Hunger sterben, als ihn entbehren.“

Sir John Malcolm erzählt folgende Begebenheit: als er als Gesandter von seiner ersten Mission zurückkehrte, schlug er sein Lager in der Nähe von Bagdad auf. Ein Araber auf lichtbrauner Stute von ausgezeichneter Schönheit und herrlichem Wuchs ritt um sein Zelt herum wie absichtlich, als wollte er des Gesandten Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Man fragte ihn, ob er seine Stute nicht verkaufen wollte? „Und wie viel giebst du mir dafür?“ fragte er — „das hängt von ihrem Alter ab, sie wird wohl fünf Jahre alt sein, wie ich vermuthe“ — „so? glaubt ihr?“ — „nun vier“ — „so? seht ihr ins Maul!“ Es zeigte sich, daß sie erst drei Jahre alt war.

„Nun, sagte der Gesandte, „so will ich dir fünfzig Tamenen (ungefähr eben soviel Pfund) geben,“ — „etwas mehr, wanns gefällig“ — „achtzig, hundert;“ der Araber schüttelte lächelnd den Kopf. Endlich steigerte man den Preis auf zweihundert. „Genug,“ sagte der Araber, „führe mich nicht weiter in Versuchung; das gelingt dir nicht, du bist ein



reicher Herr, hast schöne Pferde, man sagt mir, du habest Berge von Gold und Silber, aber meine Stute wirst du nicht haben, denn Alles was du hast, ist noch zu wenig für sie". Sprach's und verschwand.

Die Krakauer Zeitung Czas giebt in ihrer Monatsbeilage 1857 Band V, folgende Einzelheiten aus der Reise des Grafen Julius Dzieduszycki, die er unternahm, um die vorzüglichsten arabischen Pferde zu kaufen: in kurzer Zeit kaufte der Graf einige Stuten, und jetzt wollte er den Handel um Hengste abschließen. Koheilan und Abiad gefielen ihm am meisten, besonders der erstere, ein Perlenschimmel, hirschartig gesprenkelt, von außerordentlichem Feuer, zäher Ausdauer und unzweifelhafter Reinheit des Bluts. Schon manches gebratene Lamm hatten die Araber auf Kosten des Grafen verzehrt und schienen von ihren übertriebenen Preisen in soweit nachgelassen zu haben, daß man hoffen durfte, zum erwünschten Ziel zu gelangen. Nichts destoweniger hielten sie mit dem letzten Wort zurück und der Graf konnte anfänglich den Grund, weshalb? nicht errathen. Schließlich erklärten sie, daß die Stämme, welche Pferde zu verkaufen haben, sich an einem bestimmten Tage versammeln würden und daß der Graf seinerseits nur die erforderlichen Gelder vorbereiten möge.

Der Tag kam heran, Pferde in Massen erschienen, und zwar Pferde so vortrefflicher Art, daß dem Grafen das Herz im Leibe lachte. Er und sein Kosak lebten ganz darin, und so kam der Kauf auch zu Stande. In dem Momente aber erschien ein neuer Trupp Reiter, die aus der fernen Wüste kamen, an ihrer Spitze ritt — was sag ich — flog über die Erde ein Araber auf weißem Hengst, dessen Huf den Sand nicht zu berühren schien. Die Haarfarbe des Hengstes war diejenige frisch gemolkener Kuhmilch und die in der Luft wehende Mähne und Schweif waren wie durch die Sonne in Silber verwandelt, Blut und Feuer sprühte aus seinen weit geöffneten Nüstern und das schwarze hervorstehende Auge hatte jenen Ausdruck menschlicher Treue, der nur Pferden reinsten Bluts eigen ist.

Man hätte sagen mögen, daß jenes Pferd eine bewußte Seele in sich habe, eine Seele, die da die Lüchtigkeit des Wesens fühlt, dem sie angehört und die darüber trauert, daß der Schöpfer sie in einen Thierkörper eingeschlossen. Jede Ader sprühte Leben, jede Sehne, ob gespannt oder nicht, erschien in ihrer Reinheit und Vollendung, der ganze Habitus der Gestalt, die Durchsichtigkeit jeder Biegung war so vollendet und die

Grazie der Bewegungen und Wendungen so anmuthig und abgerundet, daß das durch den Anblick bezauberte Auge sich selbst nicht traute und in der Seele Zweifel entstanden, ob das Wirklichkeit oder Täuschung.

Die Araber waren entzückt und der alte Scheik hielt unwillkürlich den Athem an, faßte mit der Hand seinen weißen Bart und erhob sein Auge voller Freudenthränen zum Himmel und sprach feierlichen Tons die Worte des Koran:

„Gesegnet sei der Schooß der Mutter, deren Sohn ein solches Pferd besitzt. Gott ist groß!“ — die Araber wiederholten: „Gott ist groß! Allach Kerim.“

„Was ist das für ein Pferd“, fragte der Graf.

„Das ist Abu Cheil (Vater der Pferde). Seine Ahnen trugen den Propheten, als er von Mekka nach Medina floh! Franke, wenn du dies Pferd bekämst, wärst du reicher als alle eure Könige. Der Sultan würde dich beneiden, denn das ist die Perle Arabistans. Eine Sonne am Himmel und ein Abu Cheil auf Erden.“

— „Wessen ist das Pferd“? fragte der Graf.

— „Unser“, antwortete der ganze Trupp der frisch angekommenen Araber, deren vielleicht dreißig waren.

— „Wie so euer aller“?

— „So ist's, unser aller, die du hier siehst. In unserem Stamme blieb die Stute des Propheten und hatte ein Fohlen und von diesem Fohlen kommt das Geschlecht Abu-Cheils. Lies die Bücher seines Stammbaums, sie sind unfehlbar. Die schönste Stute der ganzen Sippe hatte unser Großvater, den Gott segnen wolle! Von dieser Stute stammt Abu-Cheil. Unser Großvater ist nicht lange darauf geritten, denn die heilige Erde hat seinen Leib aufgenommen und seine Seele nahm Allach zu seinen Freuden des siebenten Himmels. Sterbend hinterließ er uns das Pferd als Nachlaß, uns, seinen Kindern und Kindeskindern. Jeder möchte es gern besitzen, allein das ist unmöglich. Also damit nicht Zwietracht zwischen Brüdern ausbreche, damit wir nicht mit neidischem Auge auf den blicken, der es besteigt, kommen wir um es dir, Franke, zu verkaufen, denn wir haben erfahren, daß du ein Bruder des Emirs „des goldenen Löwen“, (Waclaw Gr. Nzewuski) und der goldene Löwe war unser Bruder, Scheik und Emir. Als unser Großvater Hunger litt und nichts besaß, außer der Stute, der Mutter Abu-Cheils, da nahm der goldene Löwe sie ihm nicht, denn zugleich würde er ihm seine Seele

genommen haben. Der goldene Löwe nährte unsern Vater und unserer Väter Vater und freute sich, wenn er ihn auf jener Stute reiten sah, die da die Mutter Abu-Cheil's war. Dem Bruder des Emirs also verkaufen wir ihn, denn er wird ihm Bruder sein, wie wir ihm sind. Gott ist groß!" — Sprach's, sprang vom Pferde und warf die Zügel über den Sattelknopf. Das Pferd blieb auf der Stelle stehn und scharrte mit dem Huf im Sande und als der Kosak in seiner Sprache mit dem Grafen sprach, begann es zu wiehern und blickte trauernd und verwundert drein, als wollte es fragen:

— Was sind das für Fremdlinge? was für eine Sprache, die ich nie gehört, die ich nicht verstehe. O! wer ein arabisch Pferd reinen Bluts nicht kennt, wer seine Natur und seine Tugenden nicht erforscht hat, der wird niemals ahnden, warum nach dem Menschen in der Reihe der irdischen Geschöpfe das edelste ein schönes Pferd ist."

Der Graf beschloß alles daran zu setzen, um Abu-Cheil zu erwerben. Er sprach dem alten Scheif von Hunderten von Ducaten und, über Erwarten schnell, wurde der Handel abgeschlossen.

Die Araber standen im ernstesten Schweigen dabei und als das Gold in langen Reihen aufgezählt war und sie es einstreichen sollten, da zeigte sich manche Thräne und heimlich sprachen sie mit einander. Einige sprangen auf ihre Pferde und eilten mit Blitzesschnelle davon.

— „Das wird böse werden“, flüsterte der Scheif dem Grafen zu; „du hast das Pferd gekauft aber behalten wirst du es nicht. Verlier keine Zeit, sitz auf, ich werde ebenfalls aufsitzen und dann heidi! so schnell als möglich.“

Er bezahlte also Koheilan und Abaid, sie saßen auf und ritten von dannen. Anfangs langsam, nachher schneller und endlich wie fliegender Sturm und der ganze Trupp Araber jagte nach und rief: „Steh! Franke! halt, warte!“ Der Scheif sah sich um, zählte sie und sah viele. Er sagte also:

— „Wir müssen halten, oder es wird schlimm.“

Und wieder saßen sie auf und wieder neue Schwärme traten in ihren Weg und wieder mußten sie halten. Und so ging es fort bis über Mittag. Und sie standen mit Abu-Cheil elfmal und bis zum Abend machten sie neunundzwanzig Meilen. Als sie nach Kairo kamen, machte man sich so schnell als möglich wieder auf den Weg, denn der alte Scheif warnte, daß die Araber sich verschworen hätten, den Abu-Cheil

zu beseitigen. Er aber wollte seinen Gast nicht verrathen, den Bruder des „goldenen Löwen“. Reichliche Geschenke nahm er dankbar an, geleitete den Graf zu einer zahlreichen Carawane, die einen Tag früher abgegangen war, nahm herzlich von ihm und den arabischen Pferden Abschied, indem er sagte: „Allach Kerim hat dich mit der Perle Arabistans beglückt, aber hüte sie vor einem neidischen Auge!“ Darauf wandte er sein Pferd zur Wüste, um den Stamm zu beruhigen. Unterwegs traf der Scheik auf die Verfolger, aber er hielt sie auf mit der Frage: „Wollt ihr Abu-Cheil erjagen, auf dessen Ahnen der Prophet von Mekka nach Medina geeilt, ohne daß man ihn hätte einholen können? Gott ist groß!“ —

Die Araber wendeten um und der Graf erreichte die Carabane ungefährdet und mit ihr glücklich Damascus.

Die Araber zeigen Fremden nicht gern ihre Pferde, denn sie fürchten den neidischen Blick und die Besprechung, und in solchen Fällen, wo sie nicht umhin können, es zu thun, bedienen sie sich der Hilfe der großen Nach-Akacha, um ihre Lieblinge vor dem Uebel zu hüten.

Fürst Büchler Muskau, der im Orient Reisen gemacht, ist der Ansicht, daß es außerordentlich schwierig sei, von dort Pferde ersten Ranges zu erwerben, einmal, weil ihre Preise entsetzlich hoch, dann, weil die Reise durch die Wüste nicht eben sicher ist und endlich, weil der Araber im Allgemeinen lieber sein Leben aufzugeben bereit ist, als sich von seinem Pferde zu trennen, das ihm und den Seinigen den Lebensunterhalt sichert. Aber da die Araber der Wüste fast gar keine Fhengste aufziehen und sie sofort nach ihrer Absezung von der Mutterseite verkaufen, d. h. wenn das Fohlen etwa ein halbes Jahr alt ist, so ist es am besten, Pferde dort als Fohlen zu kaufen und zwar auf dem Octobermarkt zu Damascus, wo gewöhnlich eine große Masse derselben zum Verkauf gestellt wird. Auf diesem Markte sind die Fohlen nicht theuer, und das Zweckmäßigste ist, die angekauften Fohlen so lange in Damascus zu belassen, bis man im Stande ist, sich ein sicheres Urtheil über ihre Qualität zu bilden, dann unter ihnen die besten auszuwählen und diese nach Europa zu verpflanzen.

### § 67. Scheidung der arabischen Race in sieben Geschlechter.

Die Pferde edlen Bluts zerfallen in Arabien in mehrere Familien, welche verschiedene Landestheile bewohnen und der Tradition nach von einigen berühmten Stuten des großen Propheten abstammen.

Und so:

1. Pferde der Familie Kochlan, welche Iran bewohnen d. h. das Land zwischen Bagdad und Bassora, an den weidenreichen, fruchtbaren und handeltreibenden Ufern des Euphrat. Die Pferde dieser Familie zeichnen sich durch eine charakteristische Zeichnung der Conturen des Kopfes, große Augen, eine leicht gekrümmte Nasenlinie aus, welche den Rüstern einen graziösen und stolzen Ausdruck verleiht, durch eine breite, offene Stirn, ein Merkmal jener hoch entwickelten Intelligenz, welche den größeren Theil der Mitglieder der ersten Race arabischer Pferde markirt. Das Pferd aus Irak ist größer und beleibter als Pferde anderer Striche Arabiens, ist auch stärker und ausdauernder für Arbeit. Wenn es ihm vielleicht an ausgefuchter Eleganz der Formen gebricht, so gilt es dagegen für den besten und geeignetsten Beschäler nordischer Stuten.
2. Pferde aus Nedsched, aus Gegenden, welche man das wüste Arabien nennt, ein bergiges mit Sandwüsten durchschnittenen Gelände, welches den mittleren Theil der Halbinsel bildet. Dort auf trockenem, steinreichem Boden gewöhnt sich das Pferd an Entbehrungen und Mangel aller Art wie auch an lange und schnelle Ritze. So wie alle aus Gebirgsgegenden stammenden Pferde zeichnen sie sich durch Trockenheit, Muskulatur und Eleganz des Baues aus. Ihr Wuchs ist nicht hoch, aber ihre Muskeln treten hervor, die Stirn ist hoch und das Nasenbein leicht nach oben gekrümmt. Da es in seinem Heimathlande nicht immer die erforderliche Nahrung findet, so haben sie sich aus Noth die Tugend angeeignet alles zu fressen und sich mit jeder Nahrung zu begnügen. Kamelmilch, Datteln, Palmensaft, getrocknetes pulverisirtes Fleisch, Bouillon und gekochtes Fleisch müssen zuweilen Gerste und nahrhafte Kräuter vertreten. Der Name Nedsched wird indessen auch anderen Pferden Arabiens gegeben, die indessen doch aus Nedsched herkommen sollen, und, wie es scheint, durch Kreuzung viel von dem Character der zur Familie Kochlan gehörenden an sich haben. Nedsched ist nach arabischen Legenden das ursprüngliche Vaterland des Pferdes. Das echte Nedschedpferd muß aus diesen Gegenden stammen und gehört zu den reinsten und edelsten Pferden.

3. Die Pferde Semens, eines Geländes, welches den Namen des glücklichen Arabiens führt, einst das Reich jener Königin Saba, welche dem Salomo Pferde ihres Gestüts zum Geschenk schickte. Diese Pferde sind gut, muthig und von hervorragender Schönheit. Die schönsten und besten derselben findet man in der Gegend von Dzo, sie sind den Pferden aus Irak ähnlich und weichen den Medscheds weder an Schnelligkeit noch Grazie. Sie stehen in sehr hohem Preise und werden von Scheits und Paschas sehr gesucht.
4. Die Pferde Oman's, eines Landstrichs, welcher den westlichen Rand Arabiens einnimmt, fruchtbar und reich, mit der Hauptstadt Maskat. Die Pferde dieser Gegenden sind die größten und massivsten unter allen arabischen Pferden und ihre Aehnlichkeit mit mittelgroßen englischen Pferden reinen Bluts ist auffallend.
5. Die Pferde aus Hidchal, dem Gestade des rothen Meeres von Suez bis Mekka, sind vortrefflich, liefern die geschätztesten Exemplare und gehören auch zu den Pferden höheren Wuchses. Meistentheils werden sie für sehr hohe Preise nach Aegypten verkauft.
6. Die Pferde der Lande Bahrein, das durch seine im persischen Busen gefischten Perlen berühmt ist, werden im Orient ebenfalls sehr hoch geschätzt, aber besonders zeichnet sich die Insel dieses Namens durch ihre Pferde aus. Sie besitzt sogenannte Bedews von so ausgezeichnete Schönheit, daß sie die Veranlassung zu einem seit einem halben Jahrhundert dauernden, unaufhörlichen heftigen Kampfe zwischen zwei Stämmen geworden sind. Außerhalb Arabiens ist ein Zweig der edlen Pferde dieses Stammes annäherungsweise durch das Berberpferd repräsentirt, wie wir schon oben erwähnt haben.
7. Die nördlichen Gestade Africas, heut Verbererei, vormals Lybien genannt, waren der Welt schon sehr zeitig durch ihre Pferde bekannt. Schon bei Gründung der Stadt Carthago hat man einen Pferdekopf ausgegraben, den man als Wahrzeichen der Macht und Bedeutung der neuen Stadt deutete.

Der Lehrer in der Kunst die Pferde an den Wagen zu schirren war den Lybiern Poseidon, sie aufzuzäumen aber Athene. Memesian

empfiehlt echte Lybische Pferde, namentlich aber die, welche durch die Mazaker in der Wüste gezüchtet worden, zur Jagd als außerordentlich ausdauernd, willig und bis ins späte Alter kräftig, dabei so klug, daß sie des Zaumes kaum bedürfen, er tadelt dagegen ihren häßlichen Kopf und ihren unschönen Leib. Strabo beschreibt die Lybischen Pferde als kleine aber willige und sehr folgsame Geschöpfe; diejenigen, welche aus der Wüste stammen, sollen nach ihm einen größeren Huf als die anderen haben. Auf ihnen jagte man den wilden Esel. Der Reichthum an Pferden Africas war zur Zeit der römischen Herrschaft so groß, daß einige Länder wie z. B. Aethiopien alljährlich zehntausend nach Rom liefern mußten. Oppian theilt die Lybischen Pferde in rein Lybische und cyrenäische, welche länger, größer, in Hitze und Durst ausdauernder waren und dabei sich durch einen sehr breiten Brustkasten auszeichneten. Diese Pferde, welche von Kindheit an der allzupfleghenden Hand des Menschen entbehrten, waren zum Kriege bei weitem mehr geeignet als diejenigen, welche die Römer bei ihren Expeditionen in Africa verwendeten.

Numidische Reiter bildeten den Hauptbestandtheil des Heeres Hannibals, und viele verloren ihre Pferde, welche an trockenen Sand gewöhnt waren, auf den Märschen durch die pontischen Sümpfe, wo ihre Hufen verdarben und Spalten sich erzeugten. Aus Kreuzung dieser Pferde mit iberischen, welche durch Hamilcar in großer Menge nach Carthago eingeführt wurden, entstanden kleine, schwächliche, delicate Pferde, welche Frontinus *diformes* nennt. Silius sagt, daß die Aethiopier und Mauren ihre Feinde mit ihrem schwarzen Gesicht, schwarzen Pferden und schwarzen Wagen in Schrecken setzten. Im Jahre vier hundert ein und sechzig fiel Cyriacus, König von Nubien und Abissynien in Aegypten mit sechstausend schwarzen Reitern und Pferden ein. Sophocles zählt die Lybier aus Verka zu denjenigen Völkern, welche bei den pythischen Spielen die besten Pferde und Wagenlenker hatten. Die Cyrenäer und Verkaner standen in Beziehung auf Ruhm im Wagenrennen mit den Thessaliern auf gleicher Stufe. Dido schenkte dem Julius ein Pferd, dessen Dressur ihm gestattete, an den sicilischen Spielen Theil zu nehmen, während massilische Reiter den Aeneas auf Jagden begleiteten. Zur Zähmung und Dressur der Pferde wandten die Lybier zuweilen Musik an, und wußten ihre Pferde so trefflich zuzureiten, daß sie dieselben oft ohne Zügel nur mit der Reitgerte lenkten. Die Wagen, deren sich die Cyrenäer bedienten, galten vielen Völkern als Muster, sogar Persien hat dergleichen lange Zeit im

Gebrauch gehabt. Heute ist es schwer die Herkunft der cyrenäischen, lybischen und numidischen Pferde mit Sicherheit nachzuweisen; indessen darf man doch aus vielen Beziehungen schließen, daß diese Pferde zu demselben Stamm mit denjenigen gehörten, welche Vegetius equi sapharini nennt, und die nichts anderes als arabische Pferde waren; denn Saphar ist ein Name, der vielen arabischen Arten eigen ist. Und selbst wenn diese Vermuthung nicht hinlänglich begründet erachtet werden sollte, so haben wir kein Recht, ein edles Berber-Roß für etwas anderes als einen Araber reinsten Bluts zu halten. Zugleich mit der Ausbreitung des Islam über Nordafrika verbreitete sich arabisches Blut so allgemein unter den Gestüthen dieser Gegenden wie die Lehre Muhammeds in den Herzen und Köpfen der Menschen. Das nomadisirende Leben in der Wüste, die Lehre und Praxis des Koran, häufige kriegerische Exkursionen, die Pilgerfahrten zum Grabe des Propheten, die vielfachen Beziehungen zu Arabien, die gleiche Beschaffenheit des Klimas und Bodens, Alles das gestattet nicht, eine Scheidung zwischen der Familie der edlen arabischen und der Familie der nicht minder edlen Berber-Rasse zu machen.

### § 68. Rennen zwischen einem Berber und einem englischen Pferde.

Die Pferde der Berberei übertreffen an Schönheit und Grazie die arabischen Pferde nicht, aber eben so wenig stehen sie diesen in dieser Beziehung nach, ja es scheint, daß sie, was Schnelligkeit, Ausdauer und Enthaltbarkeit betrifft, an der Spitze aller übrigen Pferde stehen. Zahlreiche Thatsachen wie z. B. die Schnelligkeit und Ausdauer Mordschans und des Pferdes jenes, von den Franzosen geschickten, oben bereits erwähnten Arabers unterstützten diese Meinung, welche durch die Triumphe Dahman-Schabams im Jahre 1866 noch gründlicher bestätigt wurde. Dahman-Schabam, ein Hengst in der Blüthe seiner Kraft, aus den Stallungen des Fürsten Halim wurde, wie man versichert, in der Wüste Sahara geboren. Ausgewählt, um die Ehre seines Stammes im Rennen mit Alabama, einem englischen Vollblut, aufrecht zu halten, lief er unter dem Eingeborenen Schelet von Cairo nach Suez und wieder zurück, das heißt hundert acht und dreißig tausend zwei hundert acht und dreißig Meter (fast hundert acht und dreißig Werst, gleich zwanzig Meilen) in acht Stunden weniger zwei Minuten. Er lief also in acht Stunden in mittlerer Schnelligkeit von siebzehn ein Viertel Kilometer auf die Stunde. Der englische Reiter (Hundsman) des Herrn Smardt, des Gründers der



Wettrennen in Aegypten und Gegner des Fürsten Kalim, ein gewisser Marsch, kehrte nach Cairo auf einem anderen Pferde zurück, nachdem er den ermatteten Alabama zwanzig Werst, gleich etwa drei Meilen, vom Ziel gelassen hatte.

Beide Pferde liefen am zwanzigsten Januar 1866 früh um sieben Uhr elf Minuten dreißig Secunden von Cairo ab, beide hatten gleiches Gewicht, der zu durchlaufende Raum war in neun Stationen getheilt und nur auf diesen war es erlaubt die Pferde verschmausen zu lassen. Beide Renner kamen zu gleicher Zeit in Suez an d. h. auf der neunten Station, von der sie umkehren sollten; auf ein und siebenzig Kilometer war Schabam schon voran. Nachdem sechs und neunzig tausend sechs hundert neun und fünfzig Meter zurückgelegt waren, begann der englische Renner schon schwankend zu werden, und obwohl er dem Gegner noch immer auf den Hacken saß, so zeigte er bei hundert und zwölftausend Kilometer schon vollständige Ermattung. Hier saßen beide Reiter auf Augenblicke ab, aber als es weiter gehen sollte, versagten dem Alabama die Kräfte den Gehorsam. Marsch that sein Möglichstes mit den Spornen, nöthigte seinen Renner noch sieben Werst weiter, ließ ihn dann aber stehen, und bestieg ein anderes Pferd. Schabam aber kam um drei Uhr acht Minuten am Ziele an. Dies ist der einzige documentale Triumph eines Arabers über einen Engländer, indessen bisher doch nur auf seinem eigenen Grund und Boden und in seinem heimatlichen Klima.

### § 69. Das persische Pferd.

Die persischen Pferde waren schon berühmt, als von arabischen noch nichts zu hören war. Herodot, Strabo, Arrian und viele andere alte Autoren gaben den alten persischen Pferden den Vorzug vor allen übrigen. Vegetius im vierten Jahrhundert nach Chr. spricht so von ihnen: „Persien besitzt bessere Reitpferde als alle anderen Länder, welche aber wegen ihres Adels kostspielig sind. Von Natur haben sie einen stolzen, aber leichten und sanften Gang, so daß er den Reiter nicht ermüdet, sondern vielmehr ihm zur Annehmlichkeit und Erholung dient. Ihre Bewegungen sind lebhaft und schnell, ihr Schritt natürlich, nicht durch Kunst hervorgebracht, einigermaßen kurz, die Mitte zwischen Trab und Galop haltend. Auf kurze Ritte sind diese Pferde sehr angenehm und für lange Reisen besitzen sie viel Muth und Ausdauer, und werden diese Eigenthümlichkeiten nicht durch fortwährende Anstrengung in Schranken

gehalten, so arten sie leicht in Uebermuth aus, und doch ist ihr Character gut und verständig und läßt ihr Feuer und ihr Zorn sich leicht bewältigen. Bei allem ihrem Feuer achten sie doch auf Haltung, tragen auch den Hals gewöhnlich so im Bogen, daß ihre Unterlippe fast die Brust berührt.“

So waren die persischen Pferde vor vierzehn Jahrhunderten und noch heute hält es nicht schwer, ähnliche zu finden, obwohl sie im Allgemeinen eine bedeutende Veränderung in Folge von Kreuzung des Bluts durchgemacht haben. Persien ist unter allen Ländern am meisten zu Kreuzung der Racen geneigt. Eben so wie im ganzen Orient scheiden sich auch hier die Pferde in zwei Classen, edle und gemeine. Das edle arabische Pferd ist das einzige wirklich edle Pferd im Orient, und dieses wird auch nur zur Veredelung anderer Racen verwendet. In dem weiten persischen Reiche werden edle Araber in ihrer Reinheit bei reicheren und Bedeutung habenden Familien dauernd gehalten oder werden ununterbrochen aus Arabien direct eingeführt. Die gemeinen Pferde sind in den verschiedenen Provinzen sehr verschieden, und zwar einmal deshalb, weil jede dieser Provinzen sich durch einen besonderen geographischen und climatischen Character auszeichnet, dann, weil jede dieser Provinzen ihre besondere geschichtliche Vergangenheit hat und das Vaterland einer besonderen Bevölkerung ist; jede bildete einst in entlegenen Zeiten den Kern eines besonderen Reiches, welches nach der Reihe die Supramatie über die anderen ausübte. Dort findet sich die Wiege der alten Perser, Meder und Parther und dort lassen sich auch die ursprünglich von einem jeden Volke bevorzugten Typen des Pferdegeschlechts auffinden: und alle diese besonderen Racen sind durch das arabische Pferd in verschiedenen Graden veredelt worden. Das arabische Vollblutpferd von der Familie Nebshab wird in Persien am höchsten geschätzt, auf dieses folgt ein Mischling von arabischem Vater und turkomanischer Mutter. Diese Kreuzung hat Bekil-Kerim-Chan verallgemeinert. Nach diesen beiden folgen Mischlinge von Arabern und Kurden Chorasanern und Anderen, die verschieden benannt sind, wie: Sadyk-Chanis, Scheik-Ali, Chanis, Giasar-Chanis, Mamusch-Chan-Kurda, Kurd-Dschanis und Kalgumis. Alle diese Pferde unterscheiden sich von den Arabern durch höheren Wuchs, breiteren Kopf und dickeren Fuß, mit einem Worte durch Ueppigkeit, welche eine natürliche Folge reichlicherer und kräftigerer Nahrung ist. Ihre Gliedmaßen sind kräftig und sehnig, die Brust breit und der Widerrist,

um die Sprache des Orients zu gebrauchen, erhebt sich am Nacken wie ein Berg in der Sandwüste. Diese Pferde sind gewandt, muthig, leicht, sanft und gedungen, trefflich für Reisen, zu Jagden und zum Kriege; das Aufwerfen des Kopfes ist vielleicht der einzige Fehler, den viele von ihnen an sich haben. Alte englische Autoren, welche diese Pferde beschrieben, haben ihnen deshalb den Namen „Astronomen“ gegeben. Vielleicht kommt dieser Fehler von der Art und Weise wie die Perser reiten, sie pflegen nämlich bei Führung des Zügels auf die Lage der Hand nicht zu achten, dieselbe sehr hoch zu halten, und eben so wie die Türken zu zucken. Vielleicht aber ist diese Eigenthümlichkeit, die man bei vielen Pferden des Orients wahrnehmen kann, ein gütiges Geschenk der Natur, wodurch das Pferd verhindert wird, die erhitzte Luft des glühenden Wüstenlandes einzuathmen und sein Auge gegen die ununterbrochene Gluth der Sonne und ihren Glanz, wodurch die Sehkraft mit der Zeit angegriffen werden könnte, zu schützen. Tragen doch auch die Kamele, Strauße und Antilopen, die unter denselben Bedingungen aufgewachsen sind und leben wie das Pferd des Orients, den Kopf hoch und die Augen gen Himmel gerichtet.

Die ersten arabischen Pferde wurden drei Jahrhunderte nach der weiter oben angeführten Beschreibung des Vegetius in Persien importirt; denn die Araber eroberten Persien sechs hundert sechs und dreißig und herrschten daselbst fünf hundert fünf und achtzig Jahre. Seit jener Zeit ist das arabische Pferd ohne Unterbrechung zur Verbesserung der persischen Pferderace verwendet worden, und zwar namentlich in den südlichen Provinzen. Aus diesem Grunde zeichnet sich der größere Theil der persischen Pferde durch den Character der arabischen aus, obwohl ebenso in Persien, wie in jedem anderen großen Reiche eine große Mannigfaltigkeit unter den Pferden herrscht. Fast jede Provinz hat einen besonderen Pferdetypus und die Verschiedenheit der Typen fällt vorzugsweise an den Grenzen auf, so daß die alte persische Race sich nur noch im Centrum des Landes, namentlich in den Provinzen Irak-Abdchemi, Masanbaran, Kandahar, u. s. w. findet, aber auch in diesen ist diese alte Race schon nicht mehr ganz rein.

Die ältesten Autoren, welche über persische Pferde geschrieben haben, sind etwas unklar und sprechen da von einer speciell diesen Pferden eigenen und angeborenen Gangart, welche grazios, schnell, kurz für den Reiter angenehm und belebend sein soll; die Zusammenstellung dieser mit einander in Widerspruch stehenden Eigenschaften macht die Sache

schon unklar, aber noch unklarer wird sie durch die Art und Weise, wie sich Vegetius und andere darüber aussprechen: „das persische Pferd hält das Mittel zwischen den collatorii und tottonarii.“ Ich habe mir erlaubt diese am Anfang des Paragraphen citirte Stelle des Vegetius etwas willkürlich wiederzugeben, indem ich die Gangart des persischen Pferdes als die Mitte zwischen Galop und Trab haltend dargestellt habe, ich bin nämlich der Ansicht, daß hier von einer ganz besonderen Gangart die Rede sei, durch welche sich die persischen Pferde auch heute noch auszeichnen. Equi collatorii vel asturcones vel taldones sind nun aber nicht galopirende Pferde, sondern solche, welche die spanische Gangart haben und equi tottonarii vel trottonarii vel tropidarii sind Traber solchen Ganges. Diese beiden nach der Vorstellung der Alten sich combinirenden Gangarten kann ich für nichts anderes annehmen, als für den Reisetraub der Perser, jedenfalls aber kann man dem Gange, welcher aus zwei Arten der Bewegung hervorgegangen, das Eigenschaftswort „kurz“, welches gewöhnlich der persischen Gangart beigelegt wird, unter keiner Bedingung als angemessen erachten. Heut existiren in Persien zwei ungewöhnliche Pferdegangarten, die eine der sogenannte Wolfstrab, kurz und verjüngt, den Reiter auf langer Tour ermüdend, durchaus nicht graciös auch nicht eben schnell, denn man kann damit höchstens nur sieben Werst, gleich einer Meile, in der Stunde machen; die andere der sogenannte juczar, bei welcher das Pferd mit den Vorderfüßen hoch trabt, mit den hinteren aber im Trab ansetzend galopirt.

Diese Gangart ist keineswegs kurz, ist graciös, für den Reiter durchaus nicht unangenehm und so schnell, daß man in der Stunde zwanzig Werst, also ungefähr drei Meilen zurücklegen kann. Pferde dieser Gangart werden in Persien sehr begehrt und in ihrem Vaterlande, das leidenschaftlich auf Kreuzung verpicht ist, für ein glückliches Product einer richtig angewendeten Kreuzung erachtet. In der That aber kann es möglich sein, daß die Dressur ursprünglich in den sehr feurigen Pferden diese Gangart producirt hat, heute diese einmal erworbene Eigenschaft bereits im Blute liegt und durch Uebung sich leicht vervollkommnet. Diese unsere Vermuthung scheint um so weniger unwahrscheinlich, wenn wir das im Alterthum schon berühmte Talent der Perser für Pferdedressur in Anschlag bringen.

Der Rhetor Adrian, der zu den Zeiten Antonins und Commodus' lebte, sagt: „Die Perser dehnen ihre Dressur auf Gang, Blick, Kopf-

bewegung und die ganze Haltung des Pferdes aus, ja einige sogar bis aufs Brusten und Wiehern, weil das Paradepferd Alles lernen soll.“

### § 70. Verschiedenheit der persischen Pferde je nach den Provinzen.

Frak-Abshemi besteht aus dem größeren Theile des alten Medien, was also von dem medischen oder alt-persischen Pferde gesagt worden ist, das kann auch heute noch auf die Pferde dieser Gegenden angewendet werden. In dieser großen Provinz giebt es sehr viele und sehr schöne Pferde. Reisende beschreiben sie folgendermaßen: Der Wuchs des Pferdes von Frak-Abshemi ist ein mittlerer von vier Fuß zehn Zoll bis fünf Fuß zwei Zoll, der Kopf länglich etwas eingebogen, der Hals schlank, hoch gehalten, der Widerrist scharf, die Brust zuweilen schmal, das Kreuz grade, die Kruppe lang, wohlgeformt, der Schweif hoch bewachsen, proportional, die Beine zuweilen zu dünn und zu lang. Dabei sind diese Pferde schnell, kräftig, ausdauernd und voll Feuer, und, wenn es sein muß, von großer Geduld. Ihre feine Haut und ihr delicates seidenartiges Haar zeugt für den Adel der Race. Ohne Zweifel stehen diese Pferde der ursprünglichen Race des Landes am nächsten, obwohl auch in ihnen schon das arabische Blut eine große Rolle spielt. Die Pferde dieser Provinz so wie diejenigen aus Farfistan, Kerman und Kandahar sind es vorzüglich, welche in Europa unter dem Namen persischer Pferde bekannt sind. Da in diesen Gegenden vornehme und reiche Perser wohnen, so giebt es daselbst sehr viele Gestüte, aus welchen die schönsten und besten Pferde hervorgehen. Die gemeine Pferderace ist hier wie überall von geringem Werthe.

In der Provinz Massandaran giebt es ebenfalls viele Pferde und unter ihnen nicht wenige schön und stark gebaute, indessen sind ihre Köpfe oft schwer, die Hälse hochgestellt, oft dick, die Kreuze breit und Füße lang. Sie werden gewöhnlich für die persische Reiterei und Artillerie verwendet. Indessen finden sich hier bei Wohlhabenderen schöne Pferde, welche gewöhnlich das Product von Kreuzung turtomanischer Hengste und einheimischer Stuten sind. Der Schah Persiens selbst hält in dieser Provinz, wegen ihres Reichthums an den vortrefflichsten Weiden, zahlreiche Gestüte, deren Fohlen, sobald sie nur zum Dienst sich tauglich zeigen, unter das Militär vertheilt werden.

Ein Officier hohen Ranges ist Inspector dieser Gestüte, führt den Titel El-Rischi und wohnt in Asterabad, wo sich auch das Bureau

befindet. Jedes Fohlen wird sofort nach seiner Geburt in besondere Register verzeichnet. Niedere Beamte, von denen jeder zwanzig Mütter zu beaufsichtigen hat, haben die engere Verwaltung.

Die Pferde der Provinz Gilan unterscheiden sich von denjenigen Massandarans in nichts; sie sind ebenfalls groß und stark gebaut, aber nicht schön, nur bei Reicheren kommen schöne Exemplare vor, die ein Product von Kreuzung arabischer und turkomanischer Hengste mit einheimischen Stuten sind.

Die Provinz Kurbistan besitzt eine besondere Race Pferde, deren Kopf schön, der Hals etwas breit und eben so lang, doch nicht so hochgestellt ist wie bei anderen persischen Pferden. Die Türken kaufen diese Pferde gern nach Stambul und zahlen hohe Preise dafür. Die besten Gestüte dieser Provinz befinden sich auf der östlichen Seite des Wanssees. Diese Pferde sind nicht klein, gut gebaut, sehr stark und dauerhaft, im Erklimmen von Bergen wie in sicherem Hinabgalopiren sollen sie alle Pferde der Welt übertreffen. Beim Stamme der Schaffiwan soll die beste Art dieser Pferde existiren, welche die Perser vorzugsweise für ihre Gestüte ankaufen, ohne auf den Preis zu achten. Die Pferde Kurbistans sind wegen ihrer Energie berühmt. Die Perser sagen, daß sie deshalb tüchtiger als andere sind, weil sie eine Bergluft athmen, die noch durch Niemandes Zungen gegangen. Ich hatte einen kurbistanischen Hengst, und es mußte ein Pferd ungewöhnlicher Kraft sein, da es durch neun Jahre Dienst in Petersburg unter einem Capitain des östlichen Commandos der kaiserlichen Leibgarde, trotz des wahnsinnig wilden Reitens, wodurch dieses Corps sich auszeichnet und trotz des Pflasters der Hauptstadt, durchaus gesundes, und frisches Fußwerk bewahrt hatte. Ich besitze noch einige schätzbare Mutterstuten seiner Nachkommenschaft. Er hieß Dschajran d. h. Felsantilope, Gemse. Seine Höhe betrug zwei Arschinen zwei Werschok und in seinem ein und dreißigsten Jahre von der Tränke zurückkehrend ging er mit dem auf ihm sitzenden Knechte durch, um sich den Weg nach dem Stalle abzukürzen und sprang mit Leichtigkeit über einen beinahe drittelhalb Ellen hohen Zaun. Es war das letzte Probestück dieses für mich unvergeßlichen Thieres, denn im Frühling des folgenden Jahres hörte es auf zu leben. Von ihm hätte man sagen können, was das Sprüchwort vom Werberpferd sagt: „es stirbt, aber altert nicht.“

Hier wäre eigentlich der Ort vom Karabachischen Pferde zu sprechen, insofern Karabach lange Zeit hindurch eine persische Provinz war und

noch bis heute das Pferd von Karabach eine nicht unbedeutende Rolle in der Kreuzung mit persischen Pferden spielt, da indessen in jüngster Zeit diese Provinz dem russischen Reiche einverleibt worden, so werden wir bei den russischen Pferden von ihm sprechen.

Farsistan hat den bei Irak-Abdchemi beschriebenen Pferden ähnliche. Einer, der die Provinz bereist hat, spricht also von ihnen. Die Pferde Farsistans haben eine schöne Gestalt und eine Höhe von vier bis fünf Fuß. Ihr Kopf ist trocken, am häufigsten grade, selten eingebogen, der Hals ist schlank, hoch angesetzt, die Brust zuweilen schmal, der Rücken zwar grade, aber weder so stark noch so grade wie bei den arabischen, die Kruppe schön und gut abgerundet und der Schweif hoch angesetzt, die Beine sind stark, regelrecht gebaut, aber haben zuweilen in den unteren Theilen zu delicate Knochen. Sie stehen anderen persischen Pferden weder an Schnelligkeit, noch an Kraft und Ausdauer nach. Arabisches Blut soll durch langjähriges und fortwährendes Kreuzen ganz besonders auf die heutigen Eigenschaften der Pferde dieser Provinz Einfluß geübt haben; dieselbe zählt über hunderttausend Araber zwischen ihren Bewohnern, und da sie selbst an den persischen Busen stößt, so ergiebt sich von selbst die Leichtigkeit des Verkehrs mit Arabien.

Duschiestan (Rufistan) besitzt Pferde, die entweder mit Arabern gekreuzt sind oder rein von Arabern abstammen. Sie werden sehr hoch geschätzt, wenn sie gleich nicht so im Rufe stehen, wie die echten Nedscheds. Macdonald Kinneir sagt, daß er Pferde dieser Race gesehen habe, welche in Schnelligkeit und Grazie mit den Nedscheds hätten rivalisiren können. Dennoch stehen dieselben sehr häufig in ihren Eigenschaften ihren Vorfahren nach, haben größere Köpfe, einen widerspenstigen Character, einen härteren Nacken und sind größer aber auch schwächer als die Araber. Diese Provinz stand ihrer Pferde wegen namentlich in den Zeiten im Rufe, als Scheik Nasir die Kreuzung einheimischer Pferde mit aus Nedsched importirten begann. Die Zucht edler Pferde liegt in Duschiestan in den Händen der Araber, deren Zahl den vierten Theil der ganzen Bevölkerung ausmacht.

In Chorasan sind die Pferde groß und haben Aehnlichkeit mit den normannischen in Frankreich, sind ebenso schwer, massiv und ungelehrig, aber bei weitem ausdauernder, die Beschwerden langer Reisen zu ertragen. Ihr Kopf ist lang, etwas eingebogen, der Hals oft ein Hirschhals, das Kreuz gesenkt, die Beine lang, der Nacken steif, Gelehrigkeit gering. In

der Nachbarschaft der Städte Mäsched und Herat finden sich Pferdegestüthe, die entweder rein arabische oder im hohen Grade durch arabisches Blut veredelte sind. Die Kreuzung von Arabern mit großen chorasanschen Stuten giebt vortreffliche Pferde für die persische Reiterei. Diese Provinz ist das Vaterland der alten Parther, die im Alterthum durch ihre schnellen und starken Pferde berühmt waren, und Lucius Florus sagt von den letzteren, daß sie groß, kräftig, dick und so abgehärtet waren, daß sie nicht nur große Beschwerden, sondern auch Hunger und Durst lange zu ertragen vermochten. Man kann heute von den chorasanschen Pferden fast noch dasselbe sagen.

Die Pferde der Provinzen Kandahar und Laristan gehören zu denselben, welche wir in Traal-Abshemi kennen gelernt haben, nur daß sie hier etwas kleiner und von zarterem Knochenbau sind.

Audere Provinzen wie Aderbichan, Kerman u. s. w. besitzen selten gute Pferde. Nur jenseit Ardebil, wohin die Perser pilgern, um das Grab ihres Propheten zu besuchen, auf der südlichen Seite des Urmiasees, finden sich einige Gestüthe, wo gute Pferde gezüchtet werden.

### § 71. System der Zucht und Wartung der Pferde in Persien.

Als Beweis für das mit Leidenschaft betriebene Kreuzen der Pferderacen bei den Persern kann man Frazer anführen, der als Gast bei dem Chan eines der nomadisirenden Stämme in Chorasán Zeuge war, als von den tausend Pferden seines Stalles vierzig Hengste für achthundert Stuten, welche in einer Ebene weideten, wo das Gras ihnen bis an die Brust reichte, ausgesucht wurden. Diese auserlesenen Hengste zeichneten sich durch die vorzüglichsten Eigenschaften aus, gehörten aber zu verschiedenen Racen. Es waren da arabische, persische, turkistanische und turkomanische Exemplare ausgezeichnetster Art. Sir Porter sagt in der Beschreibung seines Besuchs der Ställe Ali-Chans, des Häuptlings der persischen Kurden, daß er bei ihm eine Menge persischer, turkistanischer und turkomanischer Hengste und mit ihnen eine Masse Mischlinge gesehen habe, von welchen die besten ein Product der Kreuzung persischer Mütter mit turkomanischen Beschälern gewesen seien.

Die Perser tränken ihre Pferde zweimal in vierundzwanzig Stunden und zwar um Sonnenaufgang und Untergang, nachdem sie dieselben gereinigt haben. Die Reinigung der Pferde aber besteht in Striegeln, Waschen und Abreiben mit einem Tuchlappen bis zum Trocken werden.



Das gewöhnliche Futter ist Gerste und Häcksel, und zwar verabreicht man es den Pferden in Säcken oder in meistentheils gemauerten Krippen, die bedeutend höher angebracht sind, als bei uns Sitte ist.

Alle Frühjahre bekommen die Pferde eine Woche hindurch frisches Gras, um ihnen Ausleerung und frische Säfte zu bewirken, wie allgemein gesagt wird. Auf Reisen ist grüne Feldweide des Pferdes gewöhnliche Nahrung.

Herba medica war eine berühmte Pflanze, mit welcher die niseischen Pferde gefüttert wurden; China lernte dieselbe 180 vor Chr. kennen und noch heute wird sie bei den La-Wanen (Kokanden) unter dem Namen Moso oder Monsu gebaut. Man weiß bislang noch nicht mit Sicherheit, was für eine Pflanze das war, indessen hält die Mehrzahl der Gelehrten sie für Lucern, *Medicago sativa*. Als ich ganz wider meinen Willen in Troick, einem Kreisstädtchen des Guberniums Orenburg, wohnte, war ich erstaunt außerhalb der Stadt ein Feld mit Lucern zu finden, und als ich nach dem Grund der Cultivirung einer so ungewöhnlichen Pflanze fragte, erfuhr ich, daß dieses Stück Feld, nicht wie das übrige Land, den Kosaken gehörte, sondern auf zehn Jahre einem Kaufmann aus Troick verpachtet wäre, welcher diesen Lucern auf Begehr eines Kaufmanns aus Taschkend baute, der alle Jahre in Handelsgeschäften nach Troick kam. Dieser Lucern wurde den ganzen Sommer hindurch stückweise gemähet, in die Stadt gebracht und von den Pferden des taschkender Kaufmanns grün verzehrt. Ausfaat für das ganze Feld wurde auf Kamelen zugleich mit Baumwolle und anderen Waaren aus Taschkend gebracht, wohin die Gewohnheit, diese Pflanze zu füttern, entweder von den alten Medern oder von den benachbarten Kosaken gekommen sein mag. Das einzige Exemplar von Lucern, welches ich aus jenen Gegenden in meinem Herbarium habe, stammt von diesem Felde d. h. aus Samen, welcher direct aus Gegenden eingeführt war, welche das alte Medien umgaben. — Warm gerittene Pferde werden in Persien so lange auf und nieder geführt, bis ihr Athem sich beruhigt hat, der Sattel aber bleibt so lange auf ihm, bis es ganz trocken geworden. Heu kennen die Perser nicht, im Stall sind die Pferde stets bedeckt und als Streu erhalten sie an der Sonne getrockneten und zerriebenen Pferdeböden, der alle Abend gestreut und alle Morgen weggefegt und wieder getrocknet wird.

In der kalten Jahreszeit stehen die Pferde in breite, Rummud genannte, Decken aus Filz eingewickelt, welche das Pferd vom Kopf bis

zum Fuß, die Brust mit eingeschlossen, bedecken. Lange Bänder, die den Leib des Pferdes zehnmal umgürten halten die Decken so, daß sie dem beabsichtigten Zweck entsprechen. In der warmen Jahreszeit vertritt eine leichte Stoffdecke jene wärmere. Trifft es sich, daß eine große Anzahl von Reitern die Nacht im Hofe des Häuptlings, oder an irgend welchem anderen Orte zubringen muß, so werden die Pferde mit einem doppelten Riemen an dem für sie bestimmten Orte befestigt und ihre Füße mit aus Haaren geflochtenen Stricken an eiserne Ringe, die fest an einem tief in die Erde geschlagenen Pfahl sitzen, geheftet. Die Knechte schlafen zwischen den Pferden, um allen möglichen Unfällen vorzubeugen; denn diese, im Umgange mit dem Menschen, sanften Thiere sind gegen einander von einer rasenden Wuth besessen. Wenn ungeachtet aller angeführten Vorsichtsmaßregeln irgend ein Pferd sich losreißt, dann erweckt ein allgemeines Wiehern, unaufhörliches Prusten, wahnsinniges Ausschlagen und ungeheurer Lärm die Wächter. Man kann sich keine Vorstellung von der Wuth machen, mit welcher diese Thiere sich bekämpfen, es ist unmöglich, sie auseinander zu bringen, bevor nicht Blut geflossen, und zwar, reichlich geflossen ist. In den Streitigkeiten der Völker jener Gegenden unter einander nehmen die Pferde Theil am Kampfe ihres Herrn und zerfleischen sich gegenseitig mit den Zähnen, während auf ihren Nacken ihre Herrn auf Tod und Leben mit einander kämpfen.

### § 72. Reiterübungen der Perser.

Ueber die Reitkunst der Perser giebt es viele staunenerregende Berichte. Es wird erzählt, daß sie die Gewohnheit haben, zu Pferde Federball zu spielen und daß sie sich die Bälle dabei mit außerordentlicher Geschicklichkeit zuwerfen, daß sie den auf einen Pfahl gelegten Ball mit Schüssen durchbohren, daß sie im schnellsten Lauf am Pfahl vorbeireitend, sich rückwärts beugend, den Schuß unfehlbar hineinsenden. Diese Gattung von Belustigungen ist ein Beweis, daß die alten längst untergegangenen Traditionen der Parther in Persien bis heute sich erhalten haben. Das Turban-Spiel ist auch eines der von den Persern geübten Spiele und zwar besteht es darin, daß man im schnellsten Lauf des Pferdes eine gewisse Anzahl von Schüssen auf einen ausgestellten Turban abgiebt, oder daß man ihm, nachdem man ihn in die Höhe geworfen, nicht gestattet niederzufallen. Voltigir-Übungen, welche bei uns Kunststücke des Circus sind, gehören in Persien zu der gewöhnlichen Praxis einer guten Reiterei.

Kaiser Nicolaus producirte sich gern mit der Gewandtheit seiner persischen Leibgarde, und die Behendigkeit und Geschicklichkeit dieser orientalischen Reiter erregte jedes Mal die Bewunderung der hohen Gäste des Monarchen.

Die Perser haben auch ihre Pferde-Wettrennen, über welche ein reisender Engländer sich folgendermaßen äußert: „Ich war sehr begierig persische Rennpferde zu sehen, wozu die Pferde ohne Zweifel aus den besten des Landes ausgewählt sein mußten. Die Wettrenner waren in drei Abtheilungen getheilt um das Schauspiel vor dem Monarchen in die Länge zu ziehen. Alles waren Pferde, welche einige Wochen hindurch vorher trainirt und schon zu verschiedenen Malen auf der Rennbahn erprobt waren. Eine Strecke von achtunddreißig Werst, etwa fünf Meilen, war für das Rennen abgesteckt, damit aber Seine persische Majestät auf das Ende des Rennens nicht lange zu warten brauchte, begann das Rennen sofort nach Ankunft der Reiter und die Renner gelangten ans Ziel, d. h. an den Ort, von wo sie ausgerannt waren, bald nach Ankunft Seiner kaiserlichen Majestät. Kein großer Zwischenraum trennte jede der rückkehrenden Abtheilungen, sie kamen in der Ordnung zurück, in welcher sie ausgerückt waren und die Pferde waren so abgetrieben, daß ihre berühmte Schnelligkeit in dem Augenblick des Vorbeirennens vor den Augen des Schachs nicht größer war, als die eines Jagd-Canter.“

Einer der persischen Dichter schildert ein Pferd hoher Eigenschaften wie folgt: „Ich komme und rede zu dir, Fürst, höre mich und lerne ein gutes Pferd kennen: Merk auf, ob seine Rüstern abwechselnd sich aufblasen oder zusammenziehen, ob seine Bewegung und freien Füße so sind wie bei der Antilope, die eben zum Lauf in Bereitschaft, ob seine Hüften denjenigen der Gemse ähnlich, und ob sein Maul dem leisesten Zuge des Mundstücks folgt wie das Maul eines jungen Kamels. Wenn das Pferd frißt, möge es die Körner zwischen den Zähnen so zerreiben, wie die in Bewegung gesetzten Mühlsteine und möge es die zermahlte Nahrung so verschlingen, wie ein hungriger Wolf; möge sein Hals so erhaben und so majestätisch wie der eines Pfauen sein und sein Kopf so klein und delicat wie der einer Schlange, die Augen wie zwei Kugeln und die Zähne so rein wie Brillanten. Das Maul möge seiner Form nach an dasjenige eines männlichen Kamels erinnern, seine Glieder mögen fein gezeichnet, mehr abgerundet als länglich sein. Wenn du es aus dem Stalle führst, so möge es sich freuen und sich aufbäumen, seine Augen

mögen Ablcrangen gleichen, möge es aus Ungebuld den Boden stampfen, unruhig wie ein hungernder Wolf, und mögen seine Rippen und sein Bauch an die Gurten sich eng anschließen. Ein Jüngling guter Familie liebt den Lehren der Eltern ein folgsames Ohr und liebt sein Reitpferd, ist mit Sorgfalt um dasselbe bedacht und gebraucht es zum Reiten zwischen dem vierten und fünften Jahre, weiß seine Genealogie und Reinheit seiner Race auswendig, prüft oft die Kraft seiner Kniegelenke, mit einem Wort ist so, wie Mirza Serraf in seiner Jugend war.“ Mirza Serraf aber war der Vater Kurugels, des vormaligen Inspectors der sultaniſchen Geſtütze.

### § 73. Preise für perſiſche Pferde.

Die Preise der Pferde in Perſien ſind ſehr verſchieden. Die Pferde, welche alljährlich in der Zahl von dreitauſend nach Indien und in der Zahl von zweitauſend für die Türkei angekauft zu werden pflegen, gelten durchſchnittlich dreihundert bis dreihundert fünfzig Piaſter das Stück, dreißig bis fünfunddreißig Ducaten. Scott-Waſing ſagt, daß ein gutes Pferd in Perſien nicht unter vierzig Pfund verkauft werde. Ausgeſuchte Pferde werden nicht leicht unter hundert fünfzig Pfund verkauft, ja zuweilen zahlt man für ſie bis zu vierhundert Pfund. Schöne Pferde aus der Gegend von Herat in Chorafan pflegen nach Angabe des Hauptmannes Chriſt bis zu fünfhundert Pfund zu gelten. Mirza Ali-Chan, Gouverneur der Provinz Gilan, hatte ein Pferd, für welches er viertaufend Ducaten gezahlt hatte. Die hohen Preise für gute Pferde in Perſien und die große Seltenheit ausgezeichneten Pferde ſcheint zum Theil auf der eingewurzelten Gewohnheit der Kreuzung, zum Theil aber auf der ſchlechten Verwaltung des Landes zu beruhen, welche keine Garantie für das Recht des Eigenthums gegen die Habſucht der Beamten leiſtet. Fraſer erzählt, daß, als er anſtand ein ausgezeichnetes Pferd zu kaufen, weil es an beiden Vorderfüßen Brandmale trug, er erfahren habe, daß man dieſe Operation abſichtlich gemacht habe, um das Pferd durch eine ſcheinbar wegen eines Fehlers gemachte Heilung gegen die Habſucht des Scheiks zu ſichern.

### § 74. Das turkomanische Pferd.

Das vom caſpiſchen Meer, dem Aralſee dem Syr Daria und Amu Daria umſchloſſene Land, nennt man gemeinhin Turkeſtan oder Turko-

manien. Heute besteht es aus den Chanaten von Kokan, Buchara, Chiwa und dem Landstrich, den Rußland jüngst annectirt hat, dessen Hauptstadt Taschkend und dessen südlich am weitesten vorgeschobene Festung Dschusal ist. Dieses ganze Gelände von Wüsten, fruchtbaren Wiesenstrecken und Hügeln durchschnitten, theilweise öde und theilweise dichtbevölkert, war von Alters her durch seine Pferde berühmt, die sich durch Schnelligkeit, Kraft und Ausdauer auszeichneten. Die Pferde züchtenden Turkomanen führen ein Nomadenleben, wandern von einer Weide zur andern wie die Beduinen Arabiens, und beschäftigen sich nebenbei ebenso wie diese mit Raub. Pferdehandel ist die Hauptquelle ihres Reichthums.

Wenngleich die Beschreibungen verschiedener Reisenden in Beziehung auf das Äußere des Pferdes nicht übereinstimmen, so sind sie doch darin einig, daß die edlen turkomanischen Pferde die erste Stelle unter den Pferden Mittelasiens einnehmen und daß sie in Persien, der Türkei, Indien, der Tatarei und im ganzen Orient sehr hoch geschätzt werden. Obwohl Capitain Fraser in seiner Reisebeschreibung durch Chorasan nicht findet, daß die Schönheit der turkomanischen Pferde ihrer Tüchtigkeit gleichkomme, so gehören doch die Pferde, welche die russische Regierung in großer Anzahl aus Turkestan zu Provinzial-Beschälern eingeführt hat, und die wir in unserem Lande gesehen haben, zu den schönsten Pferden, wie man sie sich nur wünschen kann. Ich bin also der Ansicht, daß man dem nicht schmeichelhaften Zeugnisse des oben citirten Reisenden in Beziehung auf äußere Schönheit der Pferde nicht durchaus Glauben beimessen darf, wenn er sich folgendermaßen äußert: „die turkomanischen Pferde haben weder Bänder noch Muskeln, sind lang und hoch, ihre Seite ist kurz, die Brust schmal, die Flechsen fehlerhaft, der Hals lang, der Kopf groß, gemein und selten gut getragen. Diesen Eindruck machten diese Pferde auf mich beim ersten Anblick und lange suchte ich in ihnen nach den Merkmalen jener hohen Eigenschaften, welche sie in der That auszeichnen.“

Die Chanate Chiwa, Buchara und Kokan führen auf turkomanischen Pferden fortwährende Kriege unter sich, mit Persien und Rußland. Diese Pferde scheiden sich hier, wie überall, in gemeine und edle; die gemeinen unterscheiden sich wenig von den kirgisischen, sind klein und unter dem Namen Sabut bekannt; die edlen sind schön gewachsen, ansehnlich, stammen, wie es scheint, von Arabern und führen in jenen Gegenden den Namen Argamaken.

Der Wuchs dieser edlen Pferde übersteigt das Maß von zwei Arschinen und drei Werschok, ihre sie charakterisirenden Merkmale sind: Gewandtheit, Schnelligkeit, Ausdauer und Intelligenz. Im Umgange mit dem Menschen sind sie sanft, aber ebenso verbissen im Verkehr mit anderen Pferden wie die persischen; auch die Art sie zu fesseln ist dieselbe wie in Persien. Ich hatte Gelegenheit dies in Orenberg zu beobachten, wo der Gesandte des Emirs von Buchara längere Zeit verweilte, um von Petersburg auf die Erlaubniß zu warten, seine Reise fortsetzen zu dürfen, die er unternommen hatte, um wegen des Friedens zu verhandeln. Rußland verwarf die gemachten Vorschläge und schickte den Gesandten nach Buchara zugleich mit den Argamaken zurück, welche als Geschenk für Alexander II. mitgebracht worden waren. Drei dieser Pferde waren Rappen und viere Braune, jeden zweiten Tag wurden sie geritten und dann hatte ich Gelegenheit, ihre herrliche Gestalt und die Grazie ihrer Bewegungen zu beobachten. Eins dieser Pferde schien mir zu lang, aber das starke Kreuz und der mächtige Rücken, an dem keine Spur von Sentung zu bemerken war, entschädigten für jenen Fehler; die übrigen sechs Argamaken schienen, wie man so sagt, kurz gedrängt mit kurzem Rumpf auf hohen Füßen. Alle aber hatten kleine Köpfe, kurze Ohren, dünne hoch angelegte Hälse, lange, sehr elastische Fesseln, eine prächtige Schweiftragung und gingen mit den Hinterfüßen außerordentlich breitspurig. Außer diesen sieben sah ich noch einen Argamak, der von einem reichen Bucharen erbeutet, vom General Krjzhanowski für den Thronfolger bestimmt war. Seine Landsleute taxirten ihn zu dreitausend Rubel und sein Rüstzeug zu fünftausend; unter diesem befand sich eine mit Perlen gestickte Schabracke, ein Reitsattel aus Holz nach Art eines kleinen englischen Sattels mit außerordentlich hohem Knopf, der gleichsam Hals und Kopf eines Vogels vorstellte; er war mit Goldblech beschlagen, das Riemenzeug war voller Türkisse und anderer Edelsteine; das Pferd war zwei Arschinen und zwei ein halb Werschok hoch und obwohl es dem Aeußeren nach in nichts von anderen Argamaken verschieden war, so war eben doch seine Dressur eine sehr ausgezeichnete, da es auf jedes zu ihm gesprochene Wort hörte und die so gegebenen Befehle ausführte.

Ich glaube, daß ich im Stande sein werde, durch aus verschiedenen Reisebeschreibungen entlehnte Citate die beste Vorstellung vom turkomanischen Pferde zu geben.

Demingfen sagt: „In Turkeftan befinden ſich verſchiedene Racen von Pferden großer Schönheit, Tüchtigkeit und Ausdauer. In den nördlichen und öftlichen Gegenden dieſes Landes an der kirgiſiſchen Grenze ſind die Berde nicht groß, aber gedrungen mit feinem Kopf, guten Knochen und Hufen. Ihr Ruf als erſte Kenner iſt nicht ganz verdient. In den ſüdllicheren und weſtlichen Gegenden ſind ſie höheren Wuchſes, maſſiver und ſchöner. Ganz im Süden findet ſich die berühmte und ſehr koſtbare, unter dem Namen der jamuſchen, bekannte Race, die durch die Turcomanen gezüchtet wird, welche jenseit der Steppe von Aſterabad nomadifirend herumziehen. Dieſe Pferde ſind den oben erwähnten durchaus unähnlich. Man darf ſie nur anſehen, um ſofort in den ſchönen Verhältniſſen der Glieder, in der Zartheit ihrer Haut und der Feinheit des Haares einen hohen Adel wahrzunehmen. Sie pflegen ſehr gut gehalten zu werden und bewohnen mit ihren Herrn gleiche Zelte, die aus einem Holzgeflecht, mit Filz überzogen, beſtehen. — Der Wuchſ, die Länge und die Verhältniſſe der Kruppe dieſer Pferde ſind unvergleichlich mächtiger.“

Fraſer ſagt: „Die kleinen Pferde der Turcomanen, Jabut genannt, ſind eben ſo ausdauernd wie ihre großen. Es ſind kräftige, feurige, ſtramme Geſchöpfe, die zwar kein edles Blut in ſich haben, aber darum allgemeiner und für die weniger reichen Klaffen leichter zu erwerben ſind. Die größere und edlere, zugleich beſſere und theuere Gattung turkomanischer Pferde iſt nur in dem Beſitz der Reichen vom Stamme Teſch. Ihre Höhe und ihren Knochenbau ſcheinen dieſe Pferde ihrem Vaterlande, ihre Formen aber und ihr edles Blut der arabiſchen Race zu verdanken zu haben. Nahir-Schach hat ſich beſonders darum bemüht, die Zucht der turkomanischen Pferde durch Ankauf der ſchönſten arabiſchen Pferde der Gattung Nebſcheb zu veredeln.“

General Malcolm, der zweimal engliſcher Geſandter in Perſien war, drückt ſich über dieſe Pferde folgendermaßen aus: „Ich war ſehr begierig, Zucht und Behandlung der turkomanischen Pferde kennen zu lernen, die in Perſien ſo hochgeſchätzt wurden. Ihre Höhe beträgt ſechzig bis vierundſechzig engliſche Zoll, ihre Geſtalt erinnert an engliſche Wagenpferde, ſie haben einen ſtarken Gliederbau, ein unvergleichliches Temperament und großen Muth. Die Turcomanen behaupten, daß ihre beſten Pferde von Arabern ſtammen und deſhalb bemühen ſie ſich auch aufs emſigſte, ſchöne und fehlerloſe arabiſche Hengſte zu erwerben.“ Roman-Bek und ſein Bruder, beide turkomanische Häuptlinge, boten dem Geſandten viel

Selb für einen ausgefucht schönen arabischen Hengst, den er aus Buschir hatte und waren sehr verstimmt, als er ihnen denselben nicht ablassen wollte.“ Die Größe ihrer Pferde schreiben die Turkomanen den guten Weiden zu, auf welchen sie dieselben halten und die bewunderungswürdige Fähigkeit, Beschwerden und Entbehrungen aller Art zu ertragen, dem feurigen Muth der Vorfahren und der Art der Dressur.“

Sir Porter sagt: „Für den Dienst sind die turkomanischen Pferde bei weitem besser geeignet als die persischen, sie sind größer, haben starken Knochenbau und sind unermülich bei der Arbeit; auch ihre Schnelligkeit ist sehr bedeutend. Ihre gewöhnlichsten Fehler sind: ein großer Kopf, ein Schaafshals, langes Fußwerk und Magerkeit.“

Der französische Consul, Chevalier Gamba, berichtet: „Unter den turkomanischen Pferden nehmen die vom Stamme Tekch die erste Stelle ein und lassen nur den reinsten und edelsten Arabern der Nebshed-Race den Vorrang. Ihnen folgen die Pferde vom Stamme Jamut aus der Gegend von Bastan oberhalb Asterabad, und diesen folgen die Pferde vom Stamme Goklan aus derselben Gegend. Diese Pferde zeichnen sich durch hohen Wuchs, durch Form und Stärke ihrer Glieder aus, worin sie den größten Chorasanischen Pferden gleichkommen, indessen haben sie mehr Aeußeres, sind stärker, ertragen Entbehrungen und Beschwerden leichter und sind flüchtiger als alle bekannten Pferde, sind voller Feuer, Muth und Intelligenz, wenn man mit ihnen vernünftig umgeht und begnügen sich mit so Wenigem, daß sie mit einem sehr bescheidenen Maß von Gerste tagelang dauernde Märsche aushalten.“

Frazer schreibt: „Die Ausdauer dieser Pferde ist in der That unglaublich. Wenn die Turkomanen auf Raub ausgehen, so belasten sie die Pferde nicht nur mit ihrem eigenen Gewicht, sondern auch mit einem Borrath von Proviant, und ungeachtet dessen machen sie in vierundzwanzig Stunden achtzig bis hundert engl. Meilen, und zwar oft mehrere Tage hinter einander. Wenn sie einen Reitzug in ferne Gegenden unternehmen, der Anstrengung und Eile erfordert, treiben sie ihre Pferde vorher täglich einen Raum von vielen Meilen, füttern sie kärglich mit Gerste und wickeln sie Nachts in Decken, und das treiben sie so lange bis alles überflüssige Fett verschwunden und das Fleisch hart wie Marmor geworden. Den erwünschten Zustand des Fleisches erproben sie durch Betastung der Hammhals-Muskeln und Schenkel. Nach einer solchen Vorbereitung hat das Pferd eine unerhörte Schnelligkeit und Ausdauer erworben und es



läuft fast so lange, wie sein Reiter es verlangt, ohne an Kraft zu verlieren, noch zu ermüden. Pferde, welche bei einem solchen Ausritt in gut genährtem Zustande sind, vermögen festen, Anstrengungen der Art zu ertragen. Vor meiner Ankunft in Persien unternahm eine gewisse Anzahl persischer Reiter zugleich mit einigen Samutern und Goklanern einen Ueberfall gegen den Stamm Tefeh, bei welchem sie alle ihre wohlgenährten Pferde verloren, während die Turkomanen auf ihren mageren, aber kräftigen Rossen die ganze Expedition ohne Verlust durchmachten. Die turkomanischen Pferde haben einen starken Schritt, einen leichten Trab, oder vielmehr eine Art Galop, in dem sie bequem sechs englische Meilen in der Stunde machen. In diesem kurzen Galop machen diese Pferde fünfzig englische Meilen in einem Zuge, ohne eine Spur von Ermüdung zu zeigen. Ein Turkomane, mit dem ich darüber sprach, unternahm es, in spätestens sechs Tagen von Musched nach Teheran oder Buchara zu reiten, obwohl diese Städte mehr als hundert Meilen von Musched entfernt sind. Tausende pflegen diesen Raum in der angegebenen Zeit zu durchheilen.“

General Malcolm sagt: „Die Turkomanen trainiren ihre Pferde so wie wir unsere Renn- oder Jagdpferde.“ Mancher von ihnen legt in vierundzwanzig Stunden auf einem so trainirten Pferde bis hundertsechzig engl. Meilen, ja ganze Abtheilungen Reiterei machen achtzig bis hundert engl. Meilen täglich, zwölf bis fünfzehn Tage hindurch und zwar zuweilen sogar ohne Rasttag. Auf den Weg versehen sich die Reisenden mit in Käseform gepreßtem Gerstenmehl, das sie im Fall des Bedürfnisses im Wasser erweichen und sich und ihre Pferde damit nähren. Kein Pferd auf der Welt ist im Stande das auszuhalten, was ein turkomanisches Pferd aushält.

Murawiew sagt: „Man kann sich kaum eine Vorstellung davon machen, was diese Pferde auszuhalten vermögen: in acht Tagen durchlaufen sie an tausend Werst durch Steppen, die weder Wasser noch Graswuchs haben, nehmen als Stärkung nur eine geringe Portion Hirse, die der Reiter bei sich hat. Zuweilen laufen sie vier Tage ohne zu trinken.“

Der Preis solcher Pferde ist nach Versicherung von Augenzeugen zwischen hundert und fünfhundert Pfund, die Sabuttischen gelten dreißig bis vierzig Pfund.

### § 75. Das tscherkessische Pferd.

Die Tscherkessen sind berühmt durch die Liebe zu ihren Pferden, die

ebenfalls zu den orientalischen gehören. Jeder Fürst oder größere Grundbesitzer rühmt sich seiner besonderen Gattung von Pferden, der er ganz besondere Eigenschaften zuschreibt. Um Fälschungen vorzubeugen wird hier die Gewohnheit streng aufrecht erhalten, den Pferden auf den Oberschenkelu diejenigen Zeichen einzubrennen, welche ein bestimmtes Gestüt markiren. Die Tscherkessen legen dieser Sitte einen solchen Werth bei, daß derjenige, der es wagen wollte, einem gemeinen Pferde den Stempel des Adels aufzubrüden, diese Fälschung mit dem Leben zu bezahlen haben würde. Die bei ihnen am höchsten geschätzte Race war vormals die unter dem Namen Spalok bekannte, welche der Familie des Chan gehörte. Frömmigkeit und Kraft zeichneten sie aus und ein Hufeisen war ihr Stempel. Später wurde im Caucasus die Pferderace des regierenden Fürsten mit der Marke H am höchsten geschätzt. Die Völker des Caucasus halten sich für die besten Reiter, ihr Sattel besteht aus einem leichten Sattelbaum, unter demselben liegt eine vierfach zusammengelegte Filzbede und über demselben ein rundes Rißen, das durch einen langen Gurt festgehalten wird. Alles Riemenwerk ist mit kleinen silbernen, schwarz emaillirten Knöpfchen besetzt. Das Mundstück ist unsere gewöhnliche einfache Trense mit zwei großen Ringen an den Seiten.

In Grusien werden am Tage des heiligen Georgs, dem Schutzpatron der Provinz, im ganzen Lande Reiter Spiele gefeiert, und an diesem einzigen Tage im Jahre zeigen sich die Frauen ohne Schleier. Das Ideal des tscherkessischen Reiters ist der Bewohner der Kabarda in Abchasien.

Die Vergangenheit des Caucasus, die Sitten des dieses Gebirgsland bewohnenden Volkes, ihr Glaube, ihre Cultur, ihre Sprache und ihre Beziehungen zum Orient hatten Einfluß auf das Reiterleben und die hippischen Begriffe der Völker dieser Gegenden, welche bis in die neuesten Zeiten zugleich mit ihrem Pferde der orientalischen Welt angehörten. Nach langjährigen Kämpfen, in denen sie mit Verzweiflung ihre Unabhängigkeit vertheidigten, hat Rußland, nachdem Schamil, ihr hoher Priester und Anführer, im Helidentampfe in Gefangenschaft gerathen war, jene Gebiete annectirt und das Gebirgspferd des Caucasus gehört jetzt in die Reihe der Pferderacen, welche eine Rolle in der Pferdezucht des riesigen russischen Reiches spielen; ich verweise also denjenigen, der in dieser Beziehung Näheres zu erfahren wünscht, auf den letzten Abschnitt dieses Werkes.

### § 76. Das Pferd des heutigen Aegyptens.

Die Bedeutung Aegyptens in hippischer Beziehung früherer Jahrhunderte ist schon oben erörtert worden. Dieses durch lange Kriege durch Feuer und Schwert verwüstete, durch den Despotismus verschiedener Dynastien verkommene, durch Contributionen und natürliche Calamitäten verarmte Land vernachlässigte mit der Zeit den Ackerbau und mit ihm die Pferdebezücht. Die Schriftsteller, welche über die ptolemäischen und späteren Zeiten schrieben, thun der aegyptischen Pferde keine Erwähnung und erst unter den Califen begann die Pferdebezücht sich wieder zu heben.

Diese weisen Herrscher rechneten es sich zur Ehre an, große Gestüte zu besitzen und unterhielten zu ihren Diensten beständig eine zahlreiche Reiterstaffel. Während der großen Hungersnoth, welche Aegypten zur Zeit des Califen El-Mostanser heimsuchte, standen in seinen Stallungen zehntausend Pferde, von denen nur drei die allgemeine Noth überlebten. Als Aegypten unter die Herrschaft der Mameluken, jener berühmten Miliz kam, die sich nur mit dem alten Ritterthume vergleichen läßt, da erbühte der Ruhm des aegyptischen Pferdes, und in den jüngsten Zeiten versäumte Mehmet-Alli nichts, was das Pferd nicht an den Wohlthaten der neuen Aera Aegyptens hätte Theil nehmen lassen. Auf seinen Befehl wurde die zuerst mit der medicinischen Schule zu Abusabel verbundene Thierarzneischule zu den Gestüten nach Schubry verlegt. Dieses Gestüt befand sich ursprünglich in Raje, einem Dorfe Nieder-Aegyptens, wurde später in die Gegend von Cairo verlegt und in Schubry, der Sommerresidenz des Vice-Königs, placirt. Tausend Pferde füllen die geräumigen Stallungen und weiden auf den umfangreichen Gründen dieser Anstalt, vierhundert Menschen warten die Pferde und bearbeiten den Boden. Manche sind der Ansicht, daß Nieder-Aegypten wegen der in Folge der Nilüberschwemmungen dort herrschenden Feuchtigkeit für Pferde nicht günstig sei, indessen belehren uns Tradition und Geschichte, daß ganz Aegypten ein Vaterland sehr guter Pferde sein könne.

### § 77. Das abissynische Pferd.

Die Pferde Abissyniens haben ebenfalls einen großen Ruf in der Familie der Pferde des Orients und zwar in dem Grade, daß Manche der Ansicht sind, als ob dieses Land die Wiege des Pferdegeschlechts gewesen sei. Der Wuchs vieler Individuen dieser Race überragt die

anderen Pferde des Orients bedeutend, die Haarfarbe ist am häufigsten die graue, die frühe bereits in die weiße übergeht, und der ganze Schild und Bau ist demjenigen der Pferde sehr ähnlich, welche das Königreich Dongola bewohnen, wo sich ramshornartige Köpfe, lange Hälse und herabfallendes Hintertheil zeigen. Die Bewohner dieser Theile Africas lassen ihre Pferde ebenfalls von einer der Lieblingsstuten des Propheten abstammen.

In den gebirgigen Theilen des Landes vertritt der Maulesel und der Esel das Pferd und die bedeutendsten Pferdegegenden sind: Gudschan, Damat und Schoa, wo die Pferde von Natur zwar vortrefflich sind, aber sehr schlecht gezogen und ohne Sorgfalt gewartet werden.

Zu den Eigenthümlichkeiten dieses Landes gehört, daß beim Exerciren der Reiterei die Mode eingeführt ist, daß die Zügel der Pferde nicht mit der Hand, sondern mit den Füßen geführt werden und zwar haftet der rechte Zügel zwischen der großen und ihr folgenden Zehe des rechten und der linke zwischen denselben Zehen des linken Fußes. Eine derartige Zügelführung gestattet dem Reiter, seine Arme und Hände nur den Waffen hinzugeben und genirt den Kopf des Pferdes sehr wenig, besonders wenn der Reiter einen leichten Fuß hat. Reisende berichten, daß diese, seit vielen Generationen herrschende Sitte, in Abyssinien eine auffallende Aehnlichkeit in den Formen der Hände und Füße bei den Bewohnern dieses Landes hervorgebracht habe.



## Fünfter Abschnitt.

### Das armorikanische Pferd im IX., X., XI. Jahrhundert.

---

#### § 78. Die Umgestaltung des Pferdes an den Gestaden der Nordsee und der Meerenge von Calais.

Im IX., X., XI. Jahrhunderte begannen die vor Kurzem entstandenen gewaltigen Staatsgebäude zu zerfallen, und allmählig blieb von der großen Monarchie Karls des Großen und der weiten Herrschaft Harun-al-Raschids nichts übrig, als vortreffliche Pferde, welche noch lange von der Macht und Herrlichkeit dieser beiden von einander sehr verschiedenen Reiche Zeugniß ablegten.

Das Reich der Kalifen zerfiel in eine Menge kleinerer Staaten, die aber dennoch in der gemeinsamen, dem Kalifen, als Höhem-Priester, dargebrachten Huldigung, einen Schatten seines ehemaligen Wesens erhielten. Den Verfall des Reiches überlebten die Pferde, auf denen das Califat seine Herrschaft bis über Spanien ausgedehnt hatte.

Das Reich Karls des Großen verschwand unter der Reaction particularer Gelüste gegen die gewaltige Centralisation des Kaiserthums und zerfiel in drei große Reiche, das fränkische, deutsche und italienische, welches unter dem Namen des lotharingischen den Titel des abendländischen Kaiserthums auf einige Zeit noch bewahrte. Das Pferd jedoch, welches die verständige Sorgfalt des großen Monarchen herausgebildet hatte, überdauerte das Kaiserthum, die langen Kriege, welche nach oder mit seinem Untergange ausbrachen, und die Zeiten der Finsterniß und Barbarei, in welche die europäische Welt verfiel.

Wir haben weiter oben gesehen, wie in dem Maße, als die das römische Reich belebenden Kräfte schwanden, auch die hippischen Gebräuche und Gewohnheiten einen immer niedrigeren Grad der Bedeutung erhielten und schließlich im morgenländischen Kaiserthum zu einem untergeordneten

Gegenstand von Schauspielen herabsanken, in denen das Pferd nur als Maske für die zügellosen Leidenschaften einer verfaulten Gesellschaft diente.

Das Pferd alt-römischer Civilisation trat allmählig vom Schauplatz ab und an beiden Enden der damaligen Welt, im Osten und im Norden begann der Ruhm des islamitischen Pferdes und des mittelalterlichen Ritterpferdes sich zu verbreiten. Das orientalische Pferd war der Gegenstand unserer Studien in den vorhergehenden Paragraphen, jetzt soll das Pferd nördlicher Breiten unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und zwar aus den Zeiten, als die Fürsorge Karls des Großen vielleicht das Meiste zu seiner Entwicklung beigetragen und die Triumphe dieses Monarchen das Roß des Ritters mit nicht wenig Glanz und Ruhm verherrlicht haben.

Schon lange vor der Epoche des karolingischen Kaiserthums verdankten die wandernden Völker dem Pferde das Gelingen ihrer Unternehmungen. Denn nicht zu Fuß geschahen diese großen Völkerfluthungen und Kämpfe dieser barbarischen Stämme, welche sich auf den Trümmern des abendländischen Reiches ansiedelten. Das Pferd war die Seele, die Kraft und das Werkzeug für jene gewaltthätige Umgestaltung der Welt und das Äußere des Pferdes dieser Epoche schon nicht mehr demjenigen ähnlich, wie wir dasselbe bisher angetroffen haben. Es ist nicht das leichte schmale Pferd Idumäas und Aegyptens, das durch die warmen Strahlen einer südlichen Sonne geliebtst, auch nicht jenes feine Kind Griechenlands und Roms, das nur nach dem Lorbeer des Circus geizte, auch nicht jenes hinfällige und dem Willen seines Herrn folgsame Spielzeug der Germanen zur Zeit der römischen Kaiser, nein, es ist das der massive Sohn des nebelbelasteten Nordens, genährt in den saftigen Marschen der Küstengebade, jenes mächtige Streitroß, auf dessen Nacken sich die gepanzerte Ritterschaft des Mittelalters entfalten sollte. Gleichzeitig mit den allgemeinen Fluthungen der nordischen Völker verbreiten sich zwei wichtige Neuerungen in der hippischen Sphäre: der Sattel mit Steigbügeln wird Mode und die Nothwendigkeit des Fußbeschlags tritt ein.

### § 79. Der Gebrauch des Sattels wird allgemeiner.

Der erste Sattel war eine einfache Unterlage, welche der Reiter auf das Pferd legte, ephippium, welches schon zu Xenophons Zeiten die Form eines Kissens annahm, das durch den Schwanz- und Brustriemen in seiner Lage gehalten wurde. Aus vielen Gründen und einer Stelle

im Diodor kann man schließen, daß die Ausbildung dieses Riffens zum Sattel im Orient seinen Ursprung nahm, und daß die Cultur des Westens ihn von dort eingeführt habe. Die persischen Bildwerke in Persepolis und Chapur zeigen nicht nur Decken, sondern bereits die Anfänge von Sätteln. An den Ruinen Ninive's ist die Form der Ephippien dem Sattel schon sehr genähert.

In den Ruinen von Chapur zeigt sich die Abbildung eines schon vollkommenen Sattels mit deutlichen dreifachen Gurten, woran man die Schnallen genau wahrnehmen kann. Einen zweiten ähnlichen Sattel hat man in den Basreliefs zu Rajundschil gefunden.

Diodor sagt, daß als Alexander auf dem Gipfel seiner Macht stand, er die Gebräuche des Orients annahm und das griechische Reitzeug gegen das persische vertauschte. Im Orient war man auf den Comfort bei weitem mehr bedacht, als in Griechenland. Athenaeus legt dem Xenophon folgende Worte in den Mund: „Die Perser haben mehr Decken auf dem Pferde als auf dem Bette und sind mehr darum besorgt, daß sie vielmehr bequem als gut reiten; auch besitzen sie ein leichteres Mittel auf das Pferd zu kommen als die Griechen, und ihr König ist ein solcher Bequemling, daß er nicht vom Wagen steigt, sondern daß man ihn auf einem Stuhle herunter hebt.“

Auf die Sättel, welcher Form sie auch sein mochten, legte man kostbare, herabfallende Decken. Die Unterlagen waren mehrfach gefalteter Filz, welche Livius *centunculi* oder *centonos* nennt. Xenophon sagt, daß das Pferd auf dem Flügel gegen feindliche Geschosse und Angriffe besonders mit Decken geschützt sein mußte, doch sollten dieselben so genähet sein, daß sie das Kreuz des Pferdes nicht drücken. Pollux zählt für das Reitzeug eines Pferdes drei Theile auf: eine Filz-Unterlage, ein gepolstertes und gerändertes Riffen, und darüber eine Decke.

Auf dem Triumphbogen Constantins befindet sich schon ein vollständiger Sattel. Die erste schriftliche Erwähnung des Sattels findet sich im Zonaras bei der Beschreibung des Todes des jüngeren Constantin 340 nach Chr. Aus dem Jahre 385 enthalten die Verordnungen der Kaiser Valentinian, Theodosius und Arcadius ausdrücklichere Einzelheiten über den Sattel, indem sie darin bestimmen, daß der Sattel mit Zaumzeug, wie solches Reisende mit sich zu führen pflegen, um es den Postpferden aufzulegen, bei Verlust des Sattels und Zaumzeuges nicht mehr als sechzig Pfund wiegen dürfe. Paulus Diaconus sagt, daß Attila,

seine Niederlage voraussehend, sich einen Scheiterhaufen von Sätteln (sellis equitatorii) habe zurechten lassen, was der Vermuthung Raum giebt, daß die Sattel hölzerne Sattelbäume hatten. Sibonius Apolinarius im V. Jahrhunderte nach Chr. spricht schon deutlich von Sätteln mit Sattelbäumen, Vegetius aber giebt in seiner *Mulomedicina* Instruction, wie diese Sattelbäume einzurichten seien, damit sie den Rücken des Pferdes nicht belästigen: dieselben sollen genau passend, nicht zu groß und nicht zu klein sein, und sollen mit ihrer Wölbung den Rücken frei umfassen, ohne ihn zu berühren.

Was nun die Steigbügel anbetrifft, so waren sie weder dem Orient noch dem Occident bekannt. Hippokrates sagt von den Scythen, daß sie in Folge steten Reitens und fortwährenden Herabhängens der Füße sehr viel an Fußgeschwülsten litten; dasselbe wiederholt Galenus noch im dritten Jahrhunderte. Die römischen Soldaten übten sich zum Aufsitzen an hölzernen Blöcken. Der persische König Sapor durch Kaiser Valerian zum Gefangenen gemacht, diente mit seinem greisigen Nacken dem Kaiser als Fußbank zum Aufsitzen. Bucephal und das Pferd Cäsars knieeten nieder, um ihre berühmten Reiter aufzunehmen. Noch zu Zeiten der römischen Republik gebrauchten die Bewohner der Rheingegend, welche Cäsar Germanen nennt, durchaus keinen Sattel. Cäsar sagt von ihnen: „nichts ist den Sitten der Germanen so zuwider und nichts gilt bei ihnen für so schimpflich und widerwärtig, als der Gebrauch von Ephippien, und darum schwanken sie nicht, möge ihre Anzahl auch noch so gering sein, eine zahlreichere Reiterei auf Ephippien anzugreifen.“

Steigbügel beginnen erst um 400 nach Chr. in Gebrauch zu kommen, zu den Zeiten des heiligen Hieronymus, der sie *stapia*, *histapia* und *stropa* nennt. Die erste Erwähnung derselben findet sich in der *Lactit* des Leo. Die Erfindung des Steigbügels ist eine natürliche Folge des veränderten Wuchses der Pferde, denn während man auf den Nacken des kleinen Pferdes vergangener Jahrhunderte leicht hinauffsprang, war es nicht gut möglich, die später colossalen Pferde ohne Steigbügel zu besteigen. Mit dem Allgemeinerwerden von Steigbügeln und Gurten, welche in diesen Zeiten ebenfalls in Gebrauch kamen, begann das alte geschmückte durch Schwanz- und Brustriemen gehaltene Rissen alle Umwandlungen allmählig bis zu unserem heutigen Sattel durchzumachen. Der byzantinische Kaiser Mauritius, welcher gegen Ende des VI. Jahrhunderts eine Abhandlung über das Militairwesen schrieb, veräumte nicht



auch der Steigbügel, die zu seiner Zeit schon im allgemeinen Gebrauch waren, zu erwähnen.

In den ersten Jahren, als die Gewohnheit des Gebrauchs der Steigbügel allgemeiner wurde, waren sie gewiß nur Stricke oder Riemen und dienten nicht sowohl beim Reiten als vielmehr nur zum Auffigen, und deshalb nannte man sie im Mittelalter *ascensorium* und heftete sie nur an einer Seite des Sattels und zwar eben nur für den Augenblick des Auffizens, an.

Der Ausdruck „*stupia*“ im Gegensatz zu „*histapia*“ ist dafür ein klarer Beweis gleich wie der, nur in der Einzahl gebrauchte, Ausdruck *ascensorium* so z. B. in einer Stelle der Chronik, wo sie von Wilhelm dem Rothen spricht, der, als man das Pferd unter ihm getödtet hatte, auf ein anderes springt, „*non expectato ascensorio sonipedom insiliens*.“

### § 80. Fußbeschlag.

Das nordische Pferd, das sich auf stets feuchten Weiden nährte, die das Horn seines Hufes erweicheten, hatte immer einen weichen, schwammigen und flachen Huf. Solche Eigenschaften machten das Pferd nicht geeignet, dem Menschen zu dienen, dem Menschen, der während der Wanderung der Völker Gegenden mit hartem, trockenem oder steinigem Boden durchwandern sollte. Dieser Umstand mußte das Bedürfniß hervorrufen, Mittel zu erfinden, welche den häufigen Hufverletzungen vorzubeugen im Stande wären, da schließlich sonst das Pferd nicht mehr zu gebrauchen war. Schon im Alterthume beklagten sich große Feldherrn wie Alexander, Hannibal und Mithribates über die Abnutzung der Hufe bei der Reiterei. Man erfann Schuhe aus Bast, Rinde, Ginster, Filz oder Leder und befestigte dieselben mit Riemen an den Fuß. Die Zeichnung thebaischer Kriegswagen von ägyptischen Originalen genommen und in dem monumentalen Werke über die ägyptischen Alterthümer zu Paris publicirt, können uns von dem Alter solcher Surrogate für Hufeisen überzeugen.

Xenophon sagt, daß die Armenier lederne Scheiden auf die Hufe zogen. Zu den römischen Kaiserzeiten wendete man Blech als Sohlen für lederne Schuhe an, die man *ἰνὸδιματά*, *soleae*, *calcei* und *sparteae* nannte.

Nero gab seinen Pferden silberne und seine Gemahlin Poppäa den ihrigen goldene Bleche. Die Legende vom heiligen Petrus mit dem Hufeisen ist ein Anachronismus, wenn es sich darin nicht um einen Schuh

handelt. Die erste Erwähnung eines wirklichen Hufeisens findet sich, wie es scheint, beim byzantinischen Anonymus der im IV. Jahrhundert nach Chr. unter Justinian lebte. Älter als diese Erwähnung ist das in Tournai im Grabe Chilberichs, des ersten Königs der Franken, (um 460 nach Chr.) gefundene Hufeisen, welches Montfaucon und Ginzrot veröffentlichten.

In Deutschland scheint die Schmiedekunst längst bereits zur Zeit Karls des Großen verbreitet gewesen zu sein; in England aber ist Wilhelm der Eroberer der Verbreiter der Sitte, die Pferde zu beschlagen. Daß die Kunst des Fußbeschlags aus dem Norden stamme, davon überzeugt uns gewissermaßen die Legende oder Sage Hokonar, in welcher Odin zu einem norwegischen Schmied kommt und von ihm verlangt, daß er ihm das Pferd beschlage.

Mit dem Auftreten des nordischen Pferdes wurde der Beschlag allgemein gebräuchlich und nothwendig. In jenen Zeiten legte man der Schmiedekunst einen beziehungsweise sehr hohen Werth bei und zwar in dem Maße, daß bei den modernen Völkern dieselbe als Adelstitel diente; so leitet das Haus der englischen Ferrers und der französischen Ferrières von ihr die Namen ihres Geschlechts, und dem Hufeisen, das die Wappen vieler Adelsgeschlechter ziert, verdanken viele Familien ihren Platz im Wappenbuch. Das Doomesdaybook der Endländer erwähnt vieler durch Wilhelm den Eroberer an Schmiede verliehener Donationen, denn ihre Kunst leistete dem Ritterthume wesentliche Dienste.

Ein Sprüchwort des Mittelalters sagt: „Die Existenz ganzer Länder hängt an einem Nagel, denn der Nagel erhält das Hufeisen, das Hufeisen das Pferd, das Pferd den Ritter, der Ritter die Burg und die Burgen schützen das ganze Land.“

Die Ritter damaliger Zeit warteten ihrer Pferde sorgfältig und schauten selbst darein wie die Helden Homers, ja sie beschlugen sie sogar eigenhändig, wie uns davon so manches Volkslied jener Zeiten überzeugen kann. Da heißt es unter anderem: „und alle Häuser füllten sich mit Männern, Waffen und Pferden, jeder besorgte seinen Helm und reinigte sein Schwert von Blut, wusch seinen Panzer und beschlug sich sein Pferd.“

### § 81. Was nennen wir armorikanische Race?

Jene Race mächtiger und massiver Pferde führt seit lange in der hippischen Welt den Namen der armorikanischen Race. Armorika nannte

man ursprünglich den Theil des gallischen Uferlandes, welcher zwischen der Mündung der Seine und Loire gelegen ist. Später bezeichnete man mit diesem Namen jedes Küstenland, und davon leitet man den Namen armorikanische Race, die man bei uns mit Küstenrace übersetzen könnte. Das Vaterland dieser Race umfaßt auf der Weltkarte ungefähr acht geographische Längen-Grade und zieht sich auf dem Festlande Europa's von lo Coquet in Bretagne bis Skagen in der Diöcese Aalborg, in England von Falmouth bis zum Tweed. Der größere Theil dieser Gegend gehörte in der Epoche, von der wir sprechen, zum Reiche Karls des Großen und die Pferderace dieses Landstrichs war ein Gegenstand seiner besonderen Sorgfalt. Die riesige Größe und Masse dieser Pferde, welche einen entschiedenen Gegensatz zu der Magerkeit und Feinheit der Pferde des Orient bilden, hat Manchen zu der Vermuthung verleitet, daß diese Pferde nicht Abarten einer besonderen Race, sondern daß sie eine ganz besondere Gattung für sich bilden, und man hat sich vielfach den Kopf darüber zerbrochen, von wo diese Riesen herkommen mögen, da von ihnen in alten Geschichten niemals die Rede, und Cäsar selbst, dem ihr Vaterland doch gut bekannt war, ihrer nicht erwähnt. Indessen hat eine tiefere Kenntniß der Lehre von der Zucht der Hausthiere durch vielfache Erfahrung Alle überzeugt, daß gewisse climatische und locale Bedingungen und angemessene Nahrung und Wartung mit Leichtigkeit die reinste orientalische Race zum höchsten Grade der Entwicklung der Formen, der Masse und zum größten Fettansatz zu bringen im Stande sind. Aber doch entsteht die Frage, ob eine solche elephantenartige Entwicklung beim Pferde nicht zugleich eine gewisse Degradation seiner edlen Natur sei? — Ohne Zweifel ist Degradation immer leichter zu bewerkstelligen als Veredelung, leichter zu Thal als zu Berg zu steigen, und daher ist es fast unmöglich eine ausgeartete Race zu den Formen voller Grazie, zur Schlankheit und Energie des orientalischen Typus zurückzuführen, wogegen es nicht schwer ist die orientalische Race in die nordische, colossale umzugestalten.

### § 82. Carl des Großen Thätigkeit in Beziehung auf Verbesserung der Pferde.

Die armorikanische Race entwickelte sich in den Ländern, die ihrer Entwicklung am günstigsten waren; nur sich selbst überlassen, würde sie nie zu dem Grade der Entfaltung gelangt sein, und würde ihre ihr angewiesenen Grenzen nicht überschritten haben, wenn die menschliche Hand

nicht das ihrige dazu beigetragen hätte, um das gehörige Gleichgewicht zwischen Masse und Energie und die geziemende Harmonie zwischen Materie und Geist den Bedürfnissen und Erfordernissen des Jahrhunderts entsprechend zu erhalten.

Das Kaiserthum Carls des Großen war mehr als jede andere Herrschaft geeignet, die armorikanische Race in den erwünschten Bedingungen der Trefflichkeit zu erhalten. In den weiten Grenzen des Reiches lieferte der Süden eine Race von Pferden, die alle Merkmale der orientalischen hatten, es war also nicht nöthig, sie von jenseit des Meeres herbeizuholen, was für jene Zeiten seine großen Schwierigkeiten gehabt haben würde. Am Fuße der Pyrenäen hatte man Gestüte, welche die Ueberwucherung der armorikanischen Race zu hemmen im Stande waren und welche ihren Athern den gehörigen Grad Hitze ins Blut einpflanzten, welches in den nebeligen und feuchten nördlichen Breiten leicht in ein für den Ritter nicht zu verwendendes Pflagma ausgeartet wäre. Carl der Große war außerordentlich um eine solide Pferdezucht bemüht und besuchte alle Jahre die Gestüte in den kaiserlichen Gütern, und in seinen Capitularien lesen wir: „die Verwalter der Güter sind verpflichtet, am St. Martins Tage in das Schloß, in welchem sich der Kaiser grade befinden wird, den ganzen jungen Zuwachs des Gestüts verschiedenen Alters vorzuführen, damit der Kaiser nach gehörter Messe eine gehörige Musterung der Pferde abhalten könne.“ Die Geschichte erzählt uns, daß Carl der Große ein vortrefflicher Reiter gewesen sei, daß er sich auf seine Bereiter und Stallmeister nicht verlassen, sondern daß er seine Pferde für Krieg und Jagd selbst dressirt habe.

Die Pferdezucht war in jenen Zeiten gewiß eine halb wilde; man ließ eben Hengste und Stuten frei auf die unlängst den Wäldern ent-rissenen mit üppigem, saftigem Grase bedeckten Weiden; es gab auch Gegenden, wo ganze Gestüte auf eigene Hand in Wäldern und Wiesen herumschwärmten, so wie das noch heute in manchen Gegenden Asiens der Fall ist, indessen mußten die Ufer-Gelände in jenen Zeiten doch schon nicht mehr ganz wild sein, wenn sie im Stande waren, die beuteluftigen normannischen Corsaren herbei zu locken.

In jedem größeren Lehne war die Sorge um die kaiserlichen Gestüte einem besonderen Beamten, *maroscacus*, anvertraut. Aus solchen Gestüten stammten die Pferde, welche dem Könige Alfred, dem Papste Hadrian und sogar dem persischen Könige zum Geschenk geschickt wurden.

Die Vorsorge Karls des Großen erstreckte sich indessen nicht nur auf die eigenen Gestüte; in der ganzen Nation bemühte sich dieser weise Monarch den Sinn für Pferdezucht zu verbreiten, und alle dahin einschlagenden Spiele wurden von ihm angeregt und unterstützt.

Die Legenden, welche aus jener Zeit stammen, überzeugen uns, daß Pferderennen bereits seit lange im Reiche zur Gewohnheit geworden waren, und des Kaisers Unterstützung fanden.

Die Normandie stand wegen ihrer Rennspiele im Ruf und namentlich war es das Ringrennen, welches das allgemein verbreitetste war. Die aus jenen Zeiten stammenden Schenkungen von Grund und Boden an verschiedene Gemeinden zum Zweck, darauf Reiter Spiele und Uebungen zu halten, beweisen uns, wie dergleichen Belustigungen ein allgemeines Volksinteresse jener Zeiten waren.

Die Parochie La Mauff, nicht weit von Saint Lo, erhielt ein Stück Land zum Geschenk, um dort die Pferde zu üben und Spiele anzuordnen. Auf demselben Stücke Landes sind heute wieder Pferderennen eingeführt und der dort seit einigen Jahren eingerichtete Hippodrom lockt die Nachkommen derjenigen, die vor Jahrhunderten an demselben Orte an Reiterspielen sich erfreuten, zum Wettkampf um den Lorbeer des Circus. — In Burgund stand die Sitte solcher Wettrennen ebenfalls in hoher Achtung. In der Gegend von Montibaut pflegten die Weinbergbesitzer während der Zeiten des Mittelalters auf dem Schlosse Chevigny zu Pferd sich zu versammeln und nach dem Frühstück, welches der Schloßherr ihnen gab, in Wettrennen sich zu belustigen. Der erste, der ans Ziel kam, erhielt als Preis ein Paar Handschuhe, der zweite einen Rosenkranz und Andere erhielten Bänder. Spuren hippischer Neigungen Burgunds haben sich noch bis auf den heutigen Tag in der Gegend der Stadt Semur erhalten.

Auch die am Fuß der Pyrenäen gelegenen Lande waren durch Wettrennen berühmt; aber unter allen Provinzen nimmt in dieser Beziehung die Bretagne den ersten Platz ein und die alten Volksitten und Gebräuche haben sich mit geringen Veränderungen bis heute erhalten.

Das Volkslied des Barden Merlin beschreibt uns die alten Wettrennen folgendermaßen: „Großmütterchen, du meine arme, höre mich nur . . . . fort möcht ich zu einem Fest . . . zu dem Feste der neuen, durch den König angeordneten Rennen. . . Und er rüstet seinen Braunen . . . giebt ihm Beschlüge von blankem Stahl . . . legt ihm den Baum an und wirft ihm über den Nacken eine leichte Decke . . .

schmückt mit einem Reif seinen Hals und bindet den Schweif mit Bändern . . . er besteigt das Roß und eilt zum neuen Feste. . . .  
 Kaum ist er angekommen, da erschallen die Hörner schon weit hin . . .  
 die Menge drängt sich heran und der Lauf hat begonnen . . . . der,  
 welcher als Erster über die Barriere am Ende der Rennbahn in freiem,  
 vollen, fehlerlosen Sprunge setzt, soll des Königs Tochter zur Gattin er-  
 halten . . . . das braune Fohlen wiehert muthig, setzt sich in Carriere,  
 fliegt . . . . seine Hüftern sprühen Feuer, aus den Augen springen  
 Funken, die Erde dröhnt unter seinem Hufe . . . . es eilt allen voraus  
 und mit gewaltigem Satz überspringt es die Barriere . . . König, du  
 hast's geschworen! Deine Tochter Lenore soll die meinige sein.“

### § 83. Frankreichs socialer Umschwung und hippische Traditionen.

Die Schlacht bei Fontenay im IX. Jahrhundert, bald nach Karls des Großen Tode, streckte hunderttausend berittener Ritterschafter nieder, Alles was auf der höchsten Stufe rein fränkischen d. i. germanischen Lehnzabels stand, alles blieb auf dem Platze; und geringeres Blut der damaligen socialen Hierarchie tauchte auf, brachte jene halb gallische, halb germanische französische Nation hervor und bildete ihre Sprache. Einen so wichtigen Einfluß auch diese Niederlage auf die Entwicklung der französischen Civilisation und die ganze Umgestaltung des Landes hatte, so erlitt doch die Geschichte des Pferdes nicht die geringste Schwankung, denn das gallische Element, das jetzt zu überwiegen begann, war an das Pferd eben so leidenschaftlich gefesselt wie das germanische.

Seit dem Beginn des geheimen Kriegerbundes der Franken standen die Pferde und alle, die sich mit Pferden beschäftigten, unter dem Schutze der großen Patrone aller Reiterschaft, der heiligen Eligius und Martinus. Nach dem Texte einer mittelalterlichen Legende war Eligius ein Goldschmied. Clothar bestellte bei ihm die Anfertigung von Zierrathen an einem Sattel für sein Streitroß. Der König selbst zeichnete das Modell, nach welchem die Arbeit ausgeführt werden sollte und gab dazu das Gold und die Edelsteine. Der geschickte und ehrliche Arbeiter wußte alles so einzurichten, daß er von dem gegebenen Materiale zwei Sättel für den König anfertigte. — Von der Zeit ab hatte der König ein so unbegrenztes Zutrauen zu diesem Goldschmiede, daß er ihn bald darauf zur Würde seines ersten Ministers erhob. Nach seinem Tode unter die Heiligen versetzt, wurde er der Patron aller Schmiede. In vielen Gegenden

herrscht noch heute die Sitte, kranke Pferde um die ihm geweihten Capellen zu führen, und der Tag dieses Heiligen pflegte mit der größten Pracht von den verschiedenen Reitercorporationen begangen zu werden.

An der Tafel der Herzöge von Burgund herrschte die Sitte, stets eine besondere Schüssel zu bereiten, welche ausschließlich nur dem Regierenden gereicht wurde. Am Tage großer Festlichkeiten am Hofe, wurde diese königliche Schüssel auch einigen großen Reichsbeamten gereicht, aber am Tage des heiligen Eligius wurde jedes Mal der Hufschmied, der des Königs Pferde beschlug, an der königlichen Tafel mit dieser Schüssel bedient. Die Legende sagt, daß dieser Heilige dem Pferde einen Fuß nach dem anderen abnahm, ihn auf dem Ambos beschlug und dann dem Pferde wieder ansetzte.

Der heilige Martin war der zweite Patron des Ritterstandes und die Stadt Tours war der Ort, wo man ihn ganz besonders verehrte. Am Tage des heiligen Martin führte man an vielen Orten ein Pferd in voller Kriegsrüstung in Procession um die Kirchen und stempelte die Kriegsrösse mit dem glühend gemachten Schlüssel der, diesem Heiligen geweihten, Capelle, um sie gegen jedes Unglück zu schützen. Die großen fränkischen Heerführer verehrten besonders diesen Heiligen. Clodwig besuchte das Grab St. Martins als er die Westgothen besiegt hatte, um diesem Heiligen und Gott seinen Dank für diesen Sieg darzubringen, und von Dankbarkeit durchdrungen weihte er dem Kloster sein Schlachtroß, daß er in der Schlacht bei Vouglé geritten. Bald darauf bereute er aber sein gutes Roß, denn ein gleiches war eben in jenen Zeiten nicht leicht zu beschaffen, und schickte fünfzig Mark Silbers, um dagegen das Pferd wieder einzutauschen; allein die Mönche ließen ihm sagen, daß St. Martin einen sehr hohen Werth auf den Besitz dieses Pferdes lege, und Clodwig mußte die Summe verdoppeln, um die in ihrem Gewissen besorgten Mönche zu beruhigen. Damals soll der dadurch aufgebrachte Sigamber so vor sich hingebrommt haben: „St. Martin bedient zwar seine Freunde gut, aber er läßt sich seine Dienste theuer bezahlen.“

Wir haben weiter oben gesehen, wie Reiterübungen ausschließlich nur von Leuten des Schwerts (trimarkisia) getrieben wurden, und der Andrang und Einfluß des germanischen Elements änderte in den seit Jahrhunderten befestigten Vorstellungen nichts, auch kam es dem Volke nicht in den Sinn zu glauben, daß irgend einer ihrer feudalen Herrn oder der Lehns Herr selbst sich ihren Augen je anders als zu Pferd zeigen

könne; denn was brachte in den Augen des Volkes die Dynastie der Merovinger herunter und warum verließ und verrieth es den Chilberich und stand es zu den Carolingern? . . . nur weil Chilberich sich seinem Volke schon nicht mehr zu Pferd, sondern nur auf einem nach bäuerlicher Sitte von Ochsen gezogenen Wagen zeigte.

Eginhard spricht darüber also: „Quocunque eundum erat, carpento ibat, quod bobus junctis, bobus rustico more actis trahebatur; sic ad palatium, sic ad publicos populi sui conventus, qui annuatim ob regni utilitatem celebrantur, ire et in domum redire solebat.“

#### § 84. Die Normannen in Frankreich; weitere Ausbildung des normannischen Pferdes.

Die Unfähigkeit und Verweichlichung der Nachfolger Carls des Großen ließen in diesen drei Jahrhunderten den unerhörtesten Mißbräuchen und Anmaßungen des Feudalismus Vorschub; aus den Vasallen wurden erbliche Besitzer der Lehne, deren Macht so stieg, daß sie der königlichen gefahrdrohend wurde. Das Reich Carls zerfiel in Herzogthümer und Grafschaften, die in unaufhörlichen Fehden mit einander lebten.

Die Normannen, welche die nördlichen Landschaften Frankreichs wiederholt verwüsteten und ausplünderten, ließen sich endlich darin als königliche Vasallen nieder, und es geschah das, was Carl vorausgesehen hatte. Nicht umsonst hatte dieser umsichtige Monarch Thränen der Wehmuth und des Schmerzes darüber vergossen, daß binnen Kurzem ein fremdes räuberisches Volk das Land besetzen werde, welches das Vaterland des durch ihn sorgsam aufgezogenen Streitrosses war. Hugo Capet, einer der mächtigsten Kronvasallen stürzte den letzten Carolinger und gründete die dritte über Frankreich herrschende Dynastie.

Die Entwicklung des Feudalismus und die andauernden blutigen Fehden zwischen diesen feudalen Machthabern hatten auf die hippischen Angelegenheiten einen günstigen Einfluß, denn das Pferd wurde der Gegenstand ganz besonderer Sorgfalt der großen Lehnsinhaber. In denselben Landschaften, in welchen Carl der Große seine Gestüte aufzog gaben sich die normannischen Fürsten der größten Sorgfalt in Beziehung auf Pferdezuucht hin, und zwar derselben Race, wie früher. Das Lehn Benoit in der Nähe von Caen war mit der Würde der Oberaufsicht der Stallungen der normannischen Herzöge verbunden. Dazu gehörte die Heuwerbung für die herzoglichen Ställe auf den Wiesen von Caen,



Benoix und Longvigny. Die Besitzer dieses Lehns führten den Titel: Marschälle der Wiesen. Die Tessaner, jene großen normannischen Erbherrn, von denen man sagte, daß von drei Fuß des ganzen Landes zwei ihnen gehörten, hielten viele Gestüte in ihren weiten Besitzungen. Sie bezahlten der Abtei von Fontenay, deren Fundatoren sie waren, den Zehnten vom Gestüt zu Cerny. — Die Marmonen, berühmt in der Geschichte der Normandie, welche später Barone von Cromworth in Shrewsbury wurden, hatten ebenfalls zahlreiche Gestüte. Verpflichtet, auf Befehl des Fürsten, eine große Zahl Krieger zu stellen, richteten sie ihre besondere Aufmerksamkeit auf Pferdezücht und Verbesserung der Race. Ihr Namen verdient die Ehre, unter den berühmtesten Rossärzten der Welt genannt zu werden. Royer Belesme Graf Shrewsbury, berühmt durch seine Gestüte in England und der Normandie, gilt für den ersten, der in England spanische Pferde einführte, um sie zur Verebelung der Landesrace zu verwenden.

### § 85. Ritterthum und Feudalismus.

Der in diesen Jahrhunderten zur Entfaltung gelangte Feudalismus bedrohte nicht nur die königliche Gewalt, sondern lastete auch mit unerträglichem Druck auf dem Volke. Das Element der Freiheit und Gleichheit, welches die barbarischen Völker charakterisirte, wäre unter der hierarchisch organisirten Uebermacht der feudalen Herrn untergegangen, wenn nicht das Ritterthum, jene uralte Institution nordischer Stämme, ihr Widerstand geleistet hätte. Je weiter der Feudalismus zur absoluten Herrschaft der Mächtigen fortschritt, desto energischer entwickelte sich das Ritterthum als lebendige Opposition gegen Willkühr. Das Ritterthum machte Alle vor dem Antlitz Gottes, der Dame des Herzens und des Königs gleich. Ein armer Vasall der Champagne, der seinem Herrn, wenns Noth war, ein Pferd und einen Mann stellte, konnte sich dem Herrn der Champagne nicht gleich stellen, denn er war sein feudaler Oberherr, aber als Ritter erkannte er Niemanden über sich. Sein Sohn durch keinen Eid gegen den feudalen Oberherrn verpflichtet, stand, sobald er die Ritterrüstung angenommen, sobald ihm das Ritterschwert umgürtet war und er ein Streitross bestiegen hatte, dem Fürsten gleich, und seinem Ross, wie seinem Schwert vertrauend, säumte er nicht, den Unterdrückten und Bedrängten in Schutz zu nehmen, ohne den Grad zu berücksichtigen, welchen der Bedrückter in der feudalen Hierarchie einnahm, forderte ihn heraus und Infamie würde den getroffen haben, der sich nicht gestellt hätte.

Der Ritter war stets zu Pferde, immer gerüstet, immer in Uebungen oder kriegerischen Fehden; und so wie in vergangenen Jahrhunderten der leidenschaftliche Fanatismus des Islam sich ein Pferd für die abenteuerlichen Unternehmungen des Arabers herausbildete, so erzielte der Feudalismus und das Ritterthum ein den Forderungen des ritterlichen Ceremoniels, der Last der Stahlrüstung und der Unerfütterlichkeit einer in Reih und Glied stehenden Ritterschar angemessenes Pferd; — das Pferd wurde die Seele des gepanzerten Mannes: — ein abgeessener Ritter ist wehrlos. Drei Dinge verbot das Gesetz dem Ritter wegen Schulden zu nehmen — sein Pferd, sein Schwert und seine Laute.

### § 86. Das Pferd unter dem Schutze des Gesetzes.

Die Gesetzgebung der nordischen Völker, die den Begriffen, Gewohnheiten und Neigungen des Volks entsprach, nahm das Pferd in einen sorgfamen Schutz. Nach dem Gesetze der salischen Franken wurde derjenige, der sich unterfing, ein Pferd oder eine Stute ohne Erlaubniß des Eigenthümers zu besteigen, mit einer Strafe von fünfzehn Goldschillingen (solidi aurei) belegt.

Ein Pferdebieb unterlag bei den Franken furchtbaren Strafen. Der Todschatz eines die Pferde beaufsichtigenden Knechtes wurde mit einem Wehrgelde von vierzig solidi belegt.

Bei den Westgothen mußte derjenige ein anderes Pferd zur Stelle schaffen, der einem fremden Pferde Mähne und Schweif gekürzt hatte.

Bei den Baiern wurde eine gleiche Handlung mit der vollen Erlegung des Werthes jenes Pferdes belegt.

Howel-Dhu, der bretonische Gesetzgeber, nahm die Pferde unter den besondernern Schutz seiner Gesetze so weit, daß er sogar die Preise für sie bestimmte, und so waren vierzehn solidi der Preis für ein zwei Wochen altes Fohlen, achtundvierzig solidi für einen Jährling, sechzig für ein dreijähriges ungerittenes Pferd, hundertzwanzig für ein dreijähriges an den Baum gewöhntes und, sei es zur Parade, oder zum Kriegsdienste zugerittenes Pferd. Das Gesetz bestimmte auch die Zeit, in welcher es dem Kaufenden möglich war, sich davon zu überzeugen, ob das Pferd frei von solchen Fehlern sei, welche dem Käufer das Recht gaben, den Kauf rückgängig zu machen. — Drei Tage sollten genügen, um den Koller zu erkennen, drei Monate, um Brustschwäche zu prüfen und ein Jahr schützte gegen den Noß. Jeder entdeckte Fehler gab Anrecht auf

den dritten Theil der Rauffumme, mit Ausnahme der Fehler an Ohren und Schweif. Für Durchreiten eines gemietheten Pferdes war eine Entschädigung von vier solidi angefetzt; war die Haut so durchgerieben, daß man rohes Fleisch sah, acht solidi, und ging die Durchreibung bis auf die Knochen, sechzehn solidi.

### § 87. Geschichtliche Ereignisse im westlichen Europa während des IX., X., XI. Jahrhunderts.

Das deutsche Reich zeigt während dieser drei Jahrhunderte einen ähnlichen Zustand wie wir ihn in Frankreich gesehen haben und, obwohl es ein Wahlreich war, so ist sein Thron und die Macht des Monarchen doch weniger beschränkt als in Frankreich. Otto der Große verherrlicht durch seine Herrschaft die Geschichte des Reiches, welchem der Titel des abendländischen Kaisertums zu Theil wird. Die Dynastie der salischen Franken, welche auf die sächsische folgte, brachte Heinrich den Vierten hervor, berühmt durch seine Buße zu Canossa. Dieses Factum ist ein Beweis für die Höhe der moralischen Kraft des sichtbaren Oberhauptes der Kirche wie ein großer Act christlicher Demuth, der auf Augenblicke die Hitze des Streits zwischen Papst und Kaiser wegen der Investitur mildert. Auch hier wirkt die hohe Macht des feudalen Adels zur Entwicklung der Pferdezuucht und auch hier versichern unaufhörliche Kriege und Fehden dem Pferde unzweifelhaftes Gedeihen.

Italien gewährt im Laufe dieser Jahrhunderte den traurigen Anblick gegenseitigen Hasses der Städte unter einander und allgemeiner Verwüstung. Solche Zustände und Zeiten waren nicht geeignet, das italienische Pferd auf den Zenith seines Ruhmes zu erheben, erst der Zukunft war dies vorbehalten. Das einzige Venedig, im Norden Italiens, nimmt unaufhörlich an Macht zu, aber das Meer, dessen Beherrscher diese moderne aus dem Wasser getauchte Najade war, ist nicht das Element des Pferdes. Die Dogen von Venedig nehmen den Titel von Herzögen von Dalmatien an, denn um diese Zeit schloß sich dieser Landstrich freiwillig an Venedig.

Im Süden Italiens gründen die Normannen, bekannt durch den Stahl ihrer Seele und die Tüchtigkeit ihrer Pferde, das Reich beider Sicilien. Rom einst die Hauptstadt der Welt, jetzt das Erbe St. Peters, von geringem Umfange, erweitert sich durch die reichen Schenkungen der Gräfin Mathilde, und die Macht des Papstes ist die einzige in diesen Jahr-

hundertten ewiger Wirren, welche Ansehen und wirkliche Bedeutung hat. Es ist dieses das einzige Beispiel von Macht, welche nicht auf Entwicklung hippischer Elemente basirt ist.

Rom verfolgt ohne Unterlaß sein Ziel der Schöpfung einer geistlichen Universal-Monarchie, ungeachtet des Abfalls der orientalischen Kirche, wodurch jeglicher Einfluß auf dieselbe aufhört. Dennoch erschläft der Clerus in diesen Zeiten in der unermüdblichen Arbeit, die Völker geistig und sittlich zu erziehen, ja verfällt sogar selbst der geistigen Verkommenheit, welche diese Jahrhunderte characterisirt. Vorurtheile, Glaube an Zauberei und Hexen, Wasser- und Feuerproben, Gottesurtheile u. s. w. sind offenbare Beweise eines tiefen Verfalls.

Gregor VII. hilft dem Clerus mit energischen Mitteln auf, und die Gründung der Orden des heiligen Antonius und der Cisterzienser giebt die Fackel des verlöschenden Lichts wieder der Kirche zurück, — aber die eigentliche Bildung leuchtet während dieser Jahrhunderte doch nur vom mauritanischen Halbmond und verläßt die Länder nicht, welche durch die Tüchtigkeit ihrer Pferde berühmt sind. Spanien und Bagdad sind sowohl der besten Pferde Vaterland, als auch die Punkte, von denen die Strahlen des Lichts sich über das Abendland verbreiten.

### § 88. Der Clerus betreibt Pferdezuucht.

Trotz des Verfalls, in welchen der Clerus dieser Jahrhunderte versunken und dem weltlichen Leben verfallen war, hat er dennoch allen denjenigen Bedingungen des socialen Lebens wichtige Dienste geleistet, welche als maßgebend und nothwendig anerkannt wurden.

Nicht der Ritterstand allein gab sich der Pferdezuucht hin, auch der Clerus, der mit geistlichen und landwirthschaftlichen Angelegenheiten beschäftigt war, hatte seine Gestüte und lieferte Streitrosse, mit denen er fortwährend Handel trieb. Die ersten Anfänge solcher Gestüte entstanden aus Pferden, welche alte Krieger den Klöstern schenkten, Krieger, welche im Greisenalter selbst die Mönchskutte angezogen hatten, oder auch aus Pferden, welche von Rittern, die bereit waren, um des eigenen Seelenheils willen oder desjenigen von Verwandten und Freunden, freiwillig Opfer zu bringen, geschenkt wurden. Die Documente, aus denen man sich darüber vergewissern kann, sind zahlreich.

Roger, der ältere Sohn Engenalds, war erschlagen worden, die Eltern durch dieses Unglück tief gebeugt, begaben sich nach dem Kloster Duché,

baten die Mönche um Gebete und gaben ihnen, um die Seele des Sohnes aus der Verdammniß zu erlösen, zugleich, um des eigenen Seelenheilens willen, das Schlachtroß Rogers von sehr hohem Werthe. Da nun das Pferd ausgezeichnet war, so bot Esnauld den Mönchen dafür die Besizung Boquenay, was die Mönche auch bereit waren anzunehmen. Esnauld erhielt vom Abt Robert das Pferd seines Verwandten Roger und gab der Kirche dafür jene Besizung.

Die Abtei Mont Saint Michel, eine der berühmtesten in der ganzen Christenheit, hatte ein ausgezeichnetes Gestüt und der Orden legte ein ganz besonderes Gewicht auf gute Pferdezuucht. Einer der Ritter schenkte ihm sein Schlachtroß spanischer Race und die Abtei ihrerseits beschenkte Robert von Dully mit einem stolzen Paradenpferd, „palafredum tanto viro dignum.“

### § 89. Ereignisse im östlichen Europa.

Das morgenländische Reich zeigt auch in diesen Jahrhunderten eben so wie in den früheren sichtbare Zeichen der Fäulniß. Der Hippodrom in Constantinopel hatte sich in Nichts verändert, und nur Alexius Comnenus, seinen Vorfahren wie Nachfolgern unähnlich, schützt durch seine außergewöhnlichen Talente das Reich vor dem Untergange. — Vier Völker treten in die Familie der europäischen Nationen, indem sie durch Annahme der Taufe das Bürgerrecht in derselben erwerben. Die Tschechen nehmen unter Borzwoj, die Polen unter Miecyslaw, die Ungarn unter Stephan und die Russen unter Wladimir den christlichen Glauben an. Gleich im Beginn der polnischen Geschichte stürzt der päpstliche Fluch einen der tüchtigeren Könige dieses Landes vom Thron und hüllt die ganze Nation in tiefe Trauer, eine Nation, welche die ganze Dauer ihrer Existenz hindurch zum Märtyrer für die Angelegenheiten der römischen Kirche bestimmt zu sein scheint, die stets auf der Wacht gegen den Andrang asiatischer Horden das Christenthum nach dieser Seite hin deckte; und es geschah dies fast gleichzeitig mit dem Auftreten der Seltschuckischen Türken im Orient, gegen deren Joch Polen vorzugsweise berufen war, Europa zu schützen.

### § 90. England und seine hippischen Gebräuche in diesen Zeiten.

Die drei Jahrhunderte, welche hier in Rede stehen, sind die Jahrhunderte der Warden und Troubadours, die Jahrhunderte des phanta-

stischen Ritterthums, dessen Beruf es war, bei dem großen Turnier der Kreuzzüge in die Schranken zu treten. Noch vor der Epoche, von der wir handeln, während der Kriege der Briten und Sachsen, stiftet Arthus die ritterliche Bruderschaft der Tafelrunde (mensa rotunda), welche in den Gefängen der Troubadours weithin verherrlicht und das Vorbild für viele andere dergleichen in diesen Zeiten wurde.

Die erste celtische Epoche Englands wich der sächsischen, welche durch phantastische Kriegs- und Liebes-Abenteuer der nordischen Ritter charakterisirt wird, wobei der Ruhm des Pferdes mit demjenigen des Reiters zusammenfließt.

In dieser Epoche verbreitete sich in England die Sitte, den Pferden die Ohren abzuschneiden, eine Sitte, welche ihren Ursprung ohne Zweifel in irgend welchen mystischen Ceremonieen des sächsischen Ritterthums hatte, oder vielleicht auch mit der Form des Kopfharnisches des Pferdes zusammenhing. Papst Hadrian I. verdammt diese Sitte und macht dieserhalb der Synode zu Sachut in Northumberland in einem Briefe vom Jahre 787 Vorwürfe. Hier tritt der große Alfred auf, der Schüler Karls des Großen, Alfred, der in die, für jene Zeiten hohe, Civilisation des Kaiserthums einführt. Etwas später erhält Athelstan, der, mit der Politur der Sitten des fränkischen Hofes bekannt, seine Pferde und Hunde für große Jagden selbst einübt, von Hugo Capet jene französischen Hrosse zum Geschenk, deren Eigenschaften dem Dienste des Ritterthums am besten entsprachen. Die von jenseit des Meeres nach England eingeführte Civilisation entwickelte hier die sonst nirgends anderswo vorhandene Institution der Bruderschaft der Tafelrunde, die ihren Namen von der Tafel trug, um welche die Ritter im Palast des Monarchen saßen, und deren runde Form jeden Unterschied zwischen ihnen aufhob, da Niemand weder der erste noch der letzte sein konnte. Nach dem Kampfe oder dem Tourniere von ihren mächtigen Hossen abgeseffen, sammelten sich die Ritter um die runde Tafel, einander beim Festmale eben so gleich, wie auf dem Felde des Ruhmes. Die belgische Chronik erwähnt die Hauptsätze der Bruderschaft der mensa rotunda, welche jedes Mitglied zu beobachten verpflichtet war. Diese Hauptsätze lauteten: dem Schwachen gegen den Starken beizustehen, Niemanden zu beleidigen noch Jemandem Gewalt anzuthun, keine Streitigkeiten unter einander zu haben, vielmehr brüderlich mit einander zu leben, immer zur Vertheidigung der Bruderschaft bereit zu sein, unter keinen Umständen sein gegebenes Wort zu brechen, Gefahren gern

sich auszusetzen und sie überall aufzusuchen, stets auf Unbeflecktheit der Ehre bedacht zu sein, fürs Vaterland sein Leben zu opfern, die religiösen Pflichten genau zu erfüllen, gegen Jedermann freundlich zu sein, sowohl für Fremde wie für Landsleute, die Thaten der Brüderschaft aufrichtig darzustellen, gleichviel ob sie rühmlich waren oder nicht. — Die Troubadours machten aus diesen Rittern Halbgötter und sangen der Hoffs, ihrer treuen Kampfgenossen, ewigen Ruhm. Die Epoche dieses romantischen Ritterthums in England ist auch die Zeit wesentlicher Umgestaltungen im Lande selbst. Egbert der Große hebt die Heptarchie auf und besiegt die dänischen Normannen. Alfred vertreibt sie vollständig — und giebt seinen Unterthanen weise Gesetze; im XI. Jahrhunderte aber vertheilt Wilhelm der Eroberer nach der Schlacht bei Hastings Britannien auf ewige Zeiten als Kriegsbeute unter seine Normannen, und legt den Grund zu dem heutigen Königreich von Groß-Britannien. Wilhelm und seine Waffengefährten führten in England die Reitergewohnheiten einer bereits weiter entwickelten Civilisation aus Frankreich ein. Jeder Theilnehmer an der Schlacht bei Hastings brachte die Erinnerungen an sein Vaterland mit. Die Bretonen führten die Sitte der, in Volksliedern der Bretagne besungenen, Wettrennen in England ein.

Mit den Normannen kam die Liebe zum ritterlichen Pferde und zugleich die Kenntniß der Kreuzung orientalischer Pferde mit spanischen, was mit der Zeit einen unerhörten Umschwung in der Pferdebezugt Englands bewirkte. Schon zu den Zeiten Richards I. gehörte die Schenkung eines spanischen Pferdes zu den auserlesensten Belohnungen, welche von einem Fürsten seinem Waffengenossen verliehen werden konnte.

Die Pferde, welche die normannischen Barone nach England brachten, gehörten überwiegend zu jenen großen, schweren Pferden der armorikanischen Gattung, die durch traditionelle, fortwährend angewandte Verbesserungen auf einer hohen Stufe des Rufes sich erhielt. Eines der interessantesten Denkmale, das sich aus der normannischen Epoche bis auf unsere Zeit erhalten hat, und welches einer besonderen Aufmerksamkeit werth ist, ist jene Reihe historischer Bilder, welche unter dem Namen „des Gewebes der Königin Mathilde“ bekannt sind.

Man kann nicht mit Sicherheit wissen, ob diese merkwürdige Arbeit auf Befehl der Monarchin angefertigt worden, oder ob sie selbst in Tagen der Einsamkeit die Thätigkeit ihrer königlichen Hände zu dieser Arbeit verwendete, die den Ruhm ihres Gemahls spätem Jahrhunderten über-

mitteln sollte. Nur das ist gewiß, daß die kleinsten Details dieses Gewebes voller Wahrheit und unzweifelhafter Treue zur Epoche Wilhelms des Eroberers gehören. Die Pferde spielen darin eine ungewöhnliche Rolle.

Die Reise des Prinzen Harald an den Hof des Herzogs von der Normandie, die bretonische Expedition, das Besteigen der Schiffe, endlich die Ankunft in England und die große Schlacht, welche das Schicksal dieses Reiches entschied, alles dies sind Bilder, in denen überall die Pferde dieselbe Physiognomie haben und alle zu derselben Familie der schweren normannischen Pferde gehören, von runder, schöner Gestalt mit gebogenem Hals, mit leicht gekrümmtem Kopfe, dicken Gliedmaßen, mächtiger Kruppe und mit weichem Haar des Schweifes, der im Allgemeinen zu niedrig gestellt ist. Was am meisten bei diesen Pferden ins Auge fällt, das sind ihre energischen Bewegungen, die hohe Hebung des Fußes, das Tragen des Kopfes in senkrechter Richtung und die Leichtigkeit, mit der sie geleitet werden zu können scheinen. Vergleicht man die Höhe dieser Pferde mit derjenigen des Menschen, so ist man zu dem Schluß berechtigt, daß diese Pferde zu den sehr großen gehört haben. Der aufmerksame Forscher wird in diesen Pferden keinen anderen Typus gewahren können, als denjenigen jener Pferde des nordisch-armorikanischen Stammes, die unter verschiedenen Namen, ungeachtet verschiedener Veredelung oder Degenerirung, heute noch die Normandie und Cleveland bewohnen.

Eine der charakteristischen Einzelheiten, welche den hohen Grad der Gewissenhaftigkeit des Künstlers und die Wahrheit dieser Arbeit beweisen, ist jenes kleine, leicht bekleidete, am Zügel in der Hand gehaltene Botenpferd, das in jeder Beziehung einen Gegensatz zu den Reitpferden der Männer des Schwertes bildet, die es umgaben. Es ist das ein caledonisches Pferdchen oder ein gälischer Pony, dessen Schnelligkeit und Energie den eiligen und geheimen Diensten eines Boten besser entsprach, als jene großen Schlachtrosse, welche den Ritter in Sturmhaube und Panzer trugen.

### § 91. Heutiger Stand und Eintheilung der armorikanischen Race.

Jenes bis auf unsere Zeiten erhaltene treue Abbild jener Rasse, welche den Normannen Frankreichs zur Eroberung Englands dienten, giebt uns die deutlichste Vorstellung von der Beschaffenheit der Pferde, deren sich während des Mittelalters das ganze Ritterthum zu seinen romantischen Abenteuern bediente. Alle diese Pferde gehörten zur armoriki-



kanischen Race, welche heute, unter veränderten Umständen und Sitten, ausschließlich zum Ziehen von Lasten verwendet wird.

Wir haben schon oben die geographischen Grenzen der Landschaft, welche dieser Race Vaterland war, angegeben. Dänemark und Holstein werden von vielen Gelehrten als ihre Wiege angesehen und die verschiedenen Zustände, welche diese Länder im Laufe der Geschichte durchgemacht haben, mußten folgerecht auch verschiedene Einflüsse auf die Entwicklung dieser Pferderace ausüben und heute noch wird sie in Stämme oder Zweige getheilt, welche von den politischen Grenzen, welche ihr Vaterland bilden, abhängig sind.

Die politische Eintheilung des Landes wirkte auf die verschiedenen Arten der Züchtung und auf die Verschiedenheit der Begriffe von practischer Pferdezucht, welche in jedem Staate eine andere Art der Entwicklung vermittelten und in der Race selbst Verschiedenheiten hervorriefen, welche besondere Kenntnißnahme verdienen. Aller Wahrscheinlichkeit nach existirten die heutigen Abtheilungen der armorikanischen Race in jenen Zeitaltern, von denen wir in diesem Paragraphen sprechen, gar nicht, oder, wenn irgend welche existirten, so hatten sie andere Scheidungen und andere sie characterisirende Merkmale. Die heutige, weniger von angeborenen Unterschieden, als von der Aenderung lokaler Begriffe vom Pferde abhängige Eintheilung ist rein politisch, und wird sich so oft ändern, so oft sich die politische Physiognomie der Seegestade dieser Gegenden der Erde ändern wird, so oft mit dieser Veränderung zugleich andere Zwecke mit und in der Pferdezucht und den hippischen Vorstellungen verfolgt werden. Heute wird die armorikanische Race gewöhnlich in folgende Familien getheilt:

1. dänische,
2. holsteinische,
3. belgische,
4. holländische,
5. hannöversche,
6. mecklenburgische,
7. französische,
8. englische.

### § 92. Das dänische Pferd.

Das dänische Pferd bildet den mächtigsten Stamm der armorikanischen Race, die an den nördlichen Gestaden des europäischen Continents

existirt. Es ist dies das Streitroß des Mittelalters, das damals Destrier genannt wurde, heute das Karoffenpferd.

Dänemark war von Alters her durch die Race seiner Pferde berühmt. Ja sogar der Name Dänemark bedeutet in der celtischen Sprache das Land der Männer vom Pferde. Die Römer schätzten die dänischen Pferde hoch, spannten sie an ihre Wagen und machten einen bedeutenden Theil ihrer Reiterei damit beritten. Während des Verlaufs der Jahrhunderte des Mittelalters war es von den Rittern zum Kampf wie zu Tournieren stets sehr begehrt. Es war jenes große Roß alter Legenden von ausgezeichnetem Bau mit stolzem Kopf, kleinem Ohr, gekrümmter Nase und feinen Lippen, mit denen es, nach einem damaligen Ausspruch der Knappen, aus einem Becher trinken konnte. Sein Hals war majestätisch hoch gebogen, die Schulterblätter waren rundlich und Mähne und Schweif gewellt, die zu breiten Füße hatten große, runde meist platte Hufe, eine Folge des nassen Bodens und der feuchten Weiden. Oft hatten diese Pferde eine bunte, getigerte oder milchweiße Haarfärbung, was ihnen ein eigenthümliches Gepräge gab und die dänische Race von anderen Racen der Welt unterschied. Sie sollen nach der Vermuthung einiger Gelehrten von jenen heiligen Pferden abstammen, welche mit großer Sorgfalt zuerst durch slavische und später durch germanische Priester gewartet wurden, wie ich davon im zweiten Abschnitt gesprochen habe, und später noch Einiges erwähnen werde. Das heutige dänische Pferd ist ein Product der Kreuzung orientalischer Hengste mit einheimischen Müttern. Vielleicht haben auch spanische Pferde, bei denen sich zuweilen Ramshornnasen zeigen, dort die Gestalt ihrer Formen eingeführt und, nachdem sie Mode geworden, hat sich dann das ursprünglich Zufällige in einen dauernden Character der Race verwandelt. Jütland und Oldenburg sind der Pferdezücht besonders günstige Gegenden. Diese Pferde mit breiter Brust und hohem Nacken, durch bedeutende Schnelligkeit im Trabe ausgezeichnet, waren bereits vollständig ausgebildet, als um das XVI. Jahrhundert Wagen und Karetten in allgemeinen Gebrauch kamen. Nicht nur Könige und große Herrn ließen sie für ihre Equipagen kommen, sondern ganz allgemein hielt man das dänische Pferd für das Muster eines Zug- und Aufschpferdes in Zeiten, wo sich Europa systematisch mit der Pferdezücht beschäftigte.

Der alte Schriftsteller Winter citirt diese Race unter den Haupttracen, welche als Mittel zur Verbesserung der europäischen Gestülte dienen

sollten. Die dänischen Könige besaßen seit sehr alten Zeiten ein Gestüt in der Nähe von Kopenhagen, wo sie an zweitausend Pferde hielten. Alle diese Pferde waren auf dem einen Schenkel gestempelt und das Datum ihrer Geburt auf dem andern eingebrannt. Diese aus Spanien entlehnte Sitte bestätigt gewissermaßen die Vermuthung, daß man sich von dort Beschäler geholt habe, um die heimische Race zu verbessern.

Unter allen Ländern Europas nimmt Dänemark, was hippischen Reichthum betrifft, die erste Stelle ein, denn auf fünfhundert und fünfzig Quadratmeilen zählt es im Ganzen fünfhundert achtzig tausend Pferde, also je ein Pferd auf vier Einwohner.

### § 93. Das holsteinische Pferd.

Die Pferde des Herzogthums Schleswig-Holstein sind den dänischen durchaus ähnlich, nur daß sie in Folge der Eigenschaften der Wiesen noch massiver und ihr Fußwerk noch dicker ist. Heute haben geschickte Behandlung und glückliche Auswahl von aus dem Auslande importirten Typen die natürlichen Neigungen dieser Race verändert.

Die holsteiner Pferde haben einen großen Ruf als Kutschpferde. Die Einführung verschiedener ausländischer Pferde war vor nicht langen Zeiten einer der Hauptzweige des Import-Handels, in den neuesten Zeiten aber erreichte das holsteinische Pferd, Dank den unermüdlchen und patriotischen Bestrebungen des Herzogs von Schleswig-Holstein-Augustenburg, welcher Pferde reinen Bluts in seine Gestüte einfuhrte, eine sehr hohe Stufe in der Race nordischer Pferde.

Dieser Fürst, der den Ruf eines sehr geschätzten Autors in hippischen Fragen sich erworben hat, hat selbst auf der Insel Alsen ein augustenburgisches Gestüt angelegt, welches ungeachtet dessen, daß es so zu sagen noch in seiner Kindheit steht, schon zu den besten Gestüten Europas gehört. Das dort bei der Veredelung angenommene System ist das englische. Heute hat Holstein nicht nur für den eigenen Bedarf hinlänglich Pferde, sondern es exportirt bereits viele und macht in dieser Beziehung Mecklenburg und Hannover Concurrerenz.

### § 94. Das mecklenburgische Pferd.

Die mecklenburgischen Pferde waren schon seit lange als die besten aller an den Gestaden der See auf dem rechten Ufer des Rhein gelegenen Landschaften bekannt, und darum nennt man in vielen Ländern jedes

Pferd nordischer Race ein mecklenburgisches. Das Hauptverdienst mecklenburgischer Pferde besteht in ihrer Compactheit, im Adel ihrer Action, in der Sanftmuth ihres Characters, der Festigkeit ihrer Constitution und der Stärke ihres mit Eleganz verbundenen Baues.

Seit lange schon haben die Autoren, von denen der eine gewöhnlich den andern wiederholt und der einmal ausgesprochen Ansicht folgt, die Identität des armorikanischen Pferdes mit dem mecklenburgischen hinausposaunt, indem sie Race und Unterrace bezeichnende Ausdrücke vermischten.

Das mecklenburgische Pferd eben so wie einige andere Unterracen der armorikanischen Race, diente dem Ritterthum des Mittelalters vortrefflich als Streitroß; heute aber hat es den Ruf eines ausgezeichneten Kutschpferdes. Es ist noch nicht lange her, daß man einzig und allein orientalische Beschäler zur Auffrischung und Veredelung der mecklenburgischen Gestüte verwendete, heute hat englisches Vollblut überall die Stelle jener eingenommen und Pferdeennen und Steoplochasse sind ohne die geringste Veränderung von den Ufern der Themse an diejenigen der Elbe verpflanzt worden. Männer von Verstand, Erfahrung und Vermögen stellten sich an die Spitze dieser Neuerung, und, obwohl dieser Wechsel erst vom Jahre 1822 datirt und durch die Landesregierung noch später angenommen wurde, so hat doch die Pferdezuucht in Mecklenburg bereits heute den Zenith ihrer Vollkommenheit erreicht. Die Hauptgestüte dieses Landes sind dasjenige des Baron Viel in Pierow, das des Grafen Fahn in Wasedow und das des Grafen Bassewitz in Prebberede.

Hippodrome sind in Güstrow, Doberan und Neu-Brandenburg. Die Rennen dauern mehrere Tage und zerfallen in Carriere, Trabrennen und Steoplochasse, wobei sich Dilettanten und die vornehmere Jugend des Landes in männlichen Spielen auszeichnen.

### § 95. Das hannoversche Pferd.

Die hannoverschen Pferde waren früher wenig geschätzt, obwohl dieses Land stets dem auswärtigen Handel eine große Anzahl von Pferden lieferte, allein nicht sowohl ihre Eigenschaften, als vielmehr ihr billiger Preis war die Ursache ihres Begehrs. Indessen hat man vor nicht eben langer Zeit in der Zucht der hannoverschen Pferde große Veränderungen eingeführt, die englische Methode wurde allgemein angenommen und heute schon besitzt das Land Pferde, welche nicht nur durch ihren regelrechten Bau und frommen Character sich auszeichnen, sondern welche auch durch

physische Eigenschaften, an denen es ihnen bisher durchaus fehlte, hervorragen. Diese Veränderung datirt von der Zeit, als man unabänderlich an dem Grundsatz festhielt, in die Gestüte keine anderen Pferde aufzunehmen, als solche, welche im Rennen von ihrer Tüchtigkeit Beweise geliefert hatten; und deshalb besitzt auch Hannover im Verhältniß zu seinem Umfange nächst England die größte Anzahl von Hippodromen. Die Anlage gouvernementaler Gestüte datirt dort vom Jahre 1736, und von diesen waren die bedeutendsten in Celle und Hannover. Beschäler in ihnen waren Hengste der königlichen Ställe. Später legte man im Walde Salingen bei Neuhaus und im Bezirke Hog bei Mensen noch zwei andere Gestüte an. Fünfzig Jahre reichten hin, um in diesem Lande ein großes hippisches Gedeihen zu entfalten. Schon im Jahre 1800 bildete der Pferdehandel einen Hauptreichthum des Königreichs, denn man exportirte jährlich sechstausend Stück. Während der napoleonischen Kriege litt Hannover ebenso wie alle rheinischen Landschaften. Die Pferde-Industrie hörte fast gänzlich auf und begann erst wieder im Jahre 1813, aber seit dieser Zeit entwickelte sie sich immer blühender. Private und Regierung arbeiteten mit gemeinschaftlichen Kräften. In dem Maße wie die Regierungsgestüte aus England treffliche Typen importirten und die Erwerbung guter Beschäler den Züchtern erleichterten, entäußerten sich die letzteren mit Freuden ihrer älteren Pferde, verbannten sie aus allen Diensten und setzten Alles daran, um im Lande eine Race von Pferden für den Krieg, zur Jagd und zum Lastenziehen brauchbar zu züchten, kurz Pferde, welche allen Anforderungen des XIX. Jahrhunderts zu entsprechen geeignet wären, was sich eben nur durch Einführung englischen Vollbluts erreichen ließ.

### § 96. Das braunschweigische Pferd.

Die Pferde des Herzogthums Braunschweig haben viel Aehnlichkeit mit den hannoverschen, ihre Entwicklung hat denselben Veränderungen unterlegen.

Das Gestüt in Harzburg ist ausgezeichnet, und die seit 1838 in Gang gesetzten Pferderennen in Braunschweig gehören zu den bedeutendsten im nördlichen Deutschland.

### § 97. Das belgische Pferd.

Die heutigen belgischen Pferde sind die alten flandrischen, die keinen anderen Ruf haben als den der Masse und Schwere. Es ist

das jener Typus, der vorzugsweise den Pferden als Model diente, die in den Bildern, welche Schlachten des XVIII. Jahrhunderts darstellen, figuriren, als die flamländische Schule wegen ihrer Naturtreue und Wahrheit in hoher Achtung stand. Die flamländischen Maler copirten zum Theil nach der Natur die schwersten und für den Sattel ungeeignetsten Pferde, die ihnen vor den Augen standen, und indem sie sich erlaubten, diesen Copieen etwas von den Gestalten des antiken Typus beizumischen, schufen sie aus zwei Elementen das sogenannte Heldenroß. Es war das eine fabelhafte Gestalt, die eben nur auf der Leinwand der Maler existirte, obwohl einige Gelehrte sie für diejenige eines Pferdes halten, wie die Männer des Schwerts im Mittelalter solche ritten. Indessen stellen uns alte Basreliefs, gemalte Fensterscheiben und Incunabeln von Reßbüchern, alte Wollen-Stickereien und Siegel des Mittelalters Pferde dar, welche ihrer Gestalt nach veredelten normannischen oder den schönsten und kräftigsten Halbbluts unserer Epoche nahe kommen. Von der Zeit an, seit welcher Belgien einen besonderen Staat bildet, hat sowohl die Umsicht seiner Bewohner als auch die Geschicklichkeit seiner Herrscher ihm den Segen des Friedens erhalten, wodurch sein Ackerbau ungemein gehoben wurde. Die Pferdezucht wurde da zum Gegenstand gewissenhafter Studien und einer Umsicht, welche das höchste Lob verdient. Man nahm das englische System in seiner ganzen Entwicklung an, führte Wettrennen in mehreren Hippodromen ein und die intelligenten und sorgsamten Züchter scheuen keine Mühe, um Belgien den hippischen Gegenden des Continents einzureihen. Heute besitzt Belgien ungefähr dreißigtausend Pferde in einer Dichtigkeit von je fünfhundert drei und sechzig auf die Quadratmeile, so daß ein Pferd auf je sechzehn Einwohner kommt.

### § 98. Das friesische oder holländische Pferd.

Holland ist von Natur kein geeignetes Vaterland guter Pferde. Sein durch Kunst dem Meere abgewonnener Boden liefert nur wässrige Kräuter, die wenig Nahrung geben. Seine feuchte Luft entwickelt die lymphatische Masse nicht normal und trotz der gewaltigsten Anstrengungen des Menschen kann die Natur dort doch nicht in soweit bewältigt werden, um edle und energische Pferde hervorzubringen; dennoch besitzt dieses kleine Land zweihundert neun und fünfzig tausend d. h. je vierhundert und drei auf die Quadratmeile und ein Pferd auf je dreizehn Einwohner.

Die holländische Race liefert die massivsten Zugpferde, sie sind groß, lang, geneigter Kruppe, mit starken Schenkeln, dicken mit langem Haar bewachsenen Füßen und breiten und flachen Hufen. Die schönsten Typen dieser Race trifft man in den Straßen Londons vor Brauwagen, mit prächtigem Geschirr und rothen Quasten. Das beste unter den holländischen Pferden ist das friesische, in Polen seit lange unter dem Namen „Fryz“ bekannt, und unter den europäischen massiven Racen durch den höchsten Grad der Entwicklung seines Umfangs berühmt; seine Farbe ist am häufigsten schwarz.

Neben dieser Landes-Race hat der industrielle Bataver es verstanden noch eine besondere Unterrace zu schaffen, die er mit Energie zu begaben wußte. Dieses Pferd holländischer Schöpfung ist der Traber, bekannt unter dem Namen „Hartdrave“, dessen Ruf gegen Ende des vorigen Jahrhunderts begründet wurde. Dasselbe hat eine mächtige Brust, einen etwas schweren Kopf, trockene aber gegen das Ende zu etwas dickere und schwere Füße. Sein Wuchs ist hoch und sein Hintertheil und seine Schenkel sprechen für große Kraft. Die Gangart dieses Pferdes ist ein nicht normaler Trab, der zwischen dem hohen Schritt und Rennterbe der englischen und amerikanischen Traber die Mitte hält. In den Zeiten, als Europa noch keine ordentlichen Wege hatte, und wo das Reiten das einzige Mittel war, um schnell vorwärts zu kommen, war der Hartdrave in der That von außerordentlichem Nutzen, heute aber, wo außerordentliche Verbesserungen das System der Communication verändert haben, ist dieses Pferd durch das englische ersetzt worden und verschwindet mehr und mehr zugleich mit den Institutionen, welche die Basis ihrer Existenz verloren haben, so wie die Altäre von Göttern verschwunden sind, sobald sie aufhörten, unbegrenztes Vertrauen zu sich zu erwecken.

### § 99. Die armorikanische Pferde in Frankreich.

In Frankreich unterliegt die armorikanische Race fortwährend bedeutenden Umgestaltungen; es besitzt gegenwärtig noch vier Repräsentanten und zwar:

a) das schwere Pferd, geeignet für gewaltige Lastwagen, welches früher in Boulonais, im Lande de Caux und in einigen Gegenden der Picardie sich sehr vermehrte und welches heute in dem Maße immer seltener wird, als die Wege in Frankreich sich verbessert haben, die Kunst der Wagenfabrikation sich vervollkommnete und das Gespann einfacher

geworden ist. Den letzten Stoß hat dieser Pferbegattung der Dampf gegeben, dessen allgemeiner Gebrauch heute die Nothwendigkeit hervorgeufen hat, vom Zugpferde längere Action, regelmässigeren Bau und größere Energie der Muskeln zu verlangen.

b) das percheron'sche Pferd, das in den Ebenen von la Perche und an den Ufern der Bretagne gezüchtet wird, ist heute sehr gesucht, sein erstes Auftreten aber datirt erst von kurzer Zeit her. Die Percheron-Race war im vorigen Jahrhundert noch ganz unbekannt und die Gegenden, wo sie heute gezüchtet wird, lieferten früher Boulonaiser. Der allgemeine Begehr von leichten Zugpferden hat diese Veränderung hervorgerufen, welche bis heute ihr letztes Ziel noch nicht erreicht hat. Die Percherons unterliegen fortwährender Veredelung und lassen hoffen, daß sie mit der Zeit noch mehr Leichtigkeit annehmen und allmählig in die Reihe derjenigen Pferdetypen eintreten werden, welche für jeden Dienst geeignet sind, wo Schnelligkeit immer bringendere und unmaßgebliche Bedingung wird.

c) das normannische Pferd. Die alte Normandie ist schon seit sehr alter Zeit eine wegen ihrer Pferde weit und breit berühmte Provinz; indessen darf man doch nicht meinen, daß die Pferde dieses Landtheils immer und fortwährend dauernd denselben Character besessen hätten. Zu den Zeiten Cäsars, als dieses Land noch alle Merkmale der Wildheit trug, waren seine Pferde klein und unansehnlich. Später als unter den Kaisern die römische Civilisation hierher vordrang, als der Ackerbau sich entwickelte und die stummen Wälder fruchtbaren Fluren und reichen, mit einer üppigen Pflanzenwelt bedeckten Wiesen Platz machten, veränderte auch das Pferd sein bisheriges Aeußere gänzlich und wurde so zu sagen zum Ausdruck der üppigsten Fleisch- und Knochenentwicklung, was es zwar für Lastentransport sehr hoch geschätzt, aber für Reiterdienst wenig tauglich machte. Die Epoche der Völkerwanderung schränkte die Ueberfülle an Fleischentwicklung durch entsprechende Kreuzung einigermaßen ein, doch hat man ohne Unterlaß mit der angeborenen Anlage zu übermäßigem Fleischansatz zu kämpfen. Die normannischen eben so wie alle armoritanischen Pferde entsprechen nur dann den Bedürfnissen der Menschen, wenn sie eben frisches Blut orientalischer oder englischer Regeneratoren besitzen; denn sobald sie mehrere Generationen hindurch ohne den entsprechenden Zusatz des heißen orientalischen Blutes gelassen wurden, hat zu viel Phlegma und Massivität sie stets degradirt. — Die Hauptstämme der normannischen Race sind: Le Contentin, le Merlerault und



l'Ange, alles Gelände umfangreicher Weiden, auf denen ewiges Grün herrscht.

Ein beziehungsweise schmaler Meeresarm trennt die Normandie von England — und in beiden Ländern waren ebenso wie die Luft- und Land- die Wasser- und Fruchtverhältnisse auch die Pferde ursprünglich ein und dieselben. Die Stuten von Contantin und Cleveland sind Geschwister, die auf einer weiten Wiese weiden, die nur durch einen breiten Meeresarm getrennt ist. Von Alters her beschäftigte man sich in der Normandie mit Pferdebezug und noch heute, obwohl die Viehzucht überwiegend ist, besitzt jede Weide neben zahlreichen Vieheerden immer noch einige werthvolle Stuten, deren Abstammung von geschätzten Vorfahren hergeleitet wird. Um eine Stute dort werthvoll zu machen, muß sie von einem im Lande berühmten Hengste abstammen, besitzt sie in ihrer Familie berühmte Individuen, so steigert sich ihr Werth bedeutend, und wenn sie außerdem noch einen bereits geschätzten Nachkommen hat, so steigt sie in die Reihe der Mütter ersten Ranges. Das heutige normannische Pferd vereinigt in sich die idealen Verhältnisse plastischer Schönheit mit denjenigen, welche die Bedingungen für jede Verwendung bilden. Der Hals ist hochgestellt, der Schweif vollhaarig, das Auge hervortretend und muthig, die Glieder breit und muskulös, und die ganze Gestalt hat den Beifall sowohl des Kenners wie des Laien. Sein Character ist sanft, es unterwirft sich jedem Dienste und erträgt mit Ausdauer und Geduld die schwerste Arbeit. Mit gleicher Ausdauer trug es die Gefährten Lancredeß und Roberts unter dem heißen Himmel Syriens wie die Reiter Napoleons auf den Schneegefielben Moskau's. — Die normannische Race geht sehr leicht in andere Arten über, denn in der eigentlichen Bedeutung des Wortes ist sie eben so wenig wie die polnische eine besondere Race, sondern vielmehr das Product fortwährender Kreuzung verschiedener Racen. Je nachdem diese Race mit mehr oder weniger orientalischem Blute gesättigt ist, liefert sie Reitpferde knochigen Baues und mit Muskeln wie aus Stahl oder kräftige, schweiftragende Wagenpferde, Rennpferde wie Silau und Young-Emilius, oder Jagdpferde mit mächtigen Schultern.

d) das Pferd von Poitevin. In den Sümpfen von Poitou und Saintonge verschwindet und erlischt allmählig die armorikanische Race, zwar bewahrt sie noch auf diesem weichen Boden die Größe ihres Baues aber das Massive verliert bedeutend an seiner Ueberfülle. Es steht in der Mitte zwischen dem Boulonais und dem normannischen Wagenpferde,

zwischen jenem bereits verschwindenden Elefanten-Pferde und dem energischen Carossen-Pferde mit breiter Brust, kräftiger Action und starkem Halse. Jenseit der Sümpfe von Poitou beginnt die sandige Dünenbildung und wie groß der Unterschied zwischen Moorland und Sandhügeln, so groß ist derjenige, welcher sich bei den Pferden dieser beiden sich sehr unähnlichen Landstriche bemerkbar macht. Der hippische Uebergang ist dort ebenso plötzlich wie der geologische. Das im Moorlande noch schwere Pferd armorikanischer Race wird auf den Sandhügeln zum leichten Pferd von Limousin, von dem später die Rede sein wird.

### § 100. Die armorikanischen Pferde in England.

Vertreter armorikanischer Racen in England sind:

a) die Race von Suffolt, welche die Typen der stärksten und schwersten Zugpferde umfaßt, ist verwandt mit der schweren bretonischen d. h. boulonaiser und holländischen Race, ihrer Rivalin im langsamen Lastzuge, und schließlich Product von klimatischen- und Bodenverhältnissen, welche denjenigen sehr ähnlich sind, die alle armorikanischen Pferde auf dem Continent ausgebildet haben. Kreuzung und Zucht in Verbindung mit den Factoren der Natur haben auch diesen Pferden, wie den anderen armorikanischen, eine mächtige Entwicklung aller Körpermaße verliehen, ja vielleicht die größte Fülle der Masse, welche die Gattung Pferd überhaupt zu erreichen im Stande ist; die Suffolt-Pferde sind wahre Elefanten, denen man das Kommont erst bei ihrem Tode, sonst nie, abnimmt. Sie beginnen allmählig zu verschwinden ebenso wie die friesischen und boulonaischen, denn die heutige Civilisation hält das Pferd, welches nur kräftig ist, der Schnelligkeit aber entbehrt, für unbrauchbar.

b) die Race von Cleveland, die sich durch ihren hohen Hals auszeichnet, ist über die Weiden Yorkshire's verbreitet und der normanischen Race verwandt.

Die Pferde dieser Race sind bedeutend weniger schwer als die von Suffolt.

### § 101. Die Pferde des rauhen Nordens.

Jenseit der Landschaften, in denen die armorikanische Race heimisch ist, weiter gegen Norden vermindert sich die Massenentwicklung und der Wuchs des Pferdes. Ein Uebermaß von Kälte sagt der normalen Ausbildung der Thiere nicht zu, und so wie wir in Asien eine Linie gewahren,

welche die östliche Grenze bildet, über welche hinaus das Pferdegeschlecht sich nur kümmerlich entwickeln kann, so verkümmert das Pferd auch jenseit der Grenzen der Gelände, welche der Entwicklung der armorikanischen Race günstig sind. Die asiatische Linie ist ein Phänomen, dessen letzten Grund man bisher noch nicht erforscht hat, wogegen die europäische Linie durch klimatische Einflüsse bedingt wird. Der Pony ist ein sehr kleines Thier, und obwohl das schwedische Pferd unzweifelhafte Eigenschaften der Energie und des Feuers besitzt, so zeichnet es sich doch durch den Wuchs nicht aus.

Schweden, Norwegen, Island sind die äußersten nördlichen Landschaften, welche noch Pferde hervorbringen, jenseit dieser beginnt Hund und Rennthier dem Menschen das Pferd zu vertreten.

### § 102. Das schwedische Pferd.

Die schwedischen Pferde sind im Ganzen wenig bekannt. Die besten unter ihnen sind den dänischen ähnlich, von denen sie abstammen; intelligente Kreuzung mit dem orientalischen und englischen Pferde haben es sehr verbessert.

Die heimische Race in Schweden ist klein, aber regelmäßig und abgerundet gebaut. Es sind das kräftige und schnelle Thiere, wie alle Pferde aus Gebirgsgegenden. Der schwedische Landmann kümmert sich wenig um sein kleines, dickhäuchiges, rundköpfiges und langhaariges Pferdchen; in einigen Provinzen überläßt man es dem Thiere, sogar selbst während des Winters auf den weiten Schneefeldern für sich zu sorgen und nimmt es erst mit Beginn des Frühlings zur Arbeit im Acker, für den Handel und öffentliche Wagen. — Mit dem Vorderhufe scharren sie den Schnee bei Seite, und fassen mit den Zähnen das gefrorene Moos, das bei dem Zermahlen im Munde so knirscht, als wäre es Glas.

Die Natur hat ihnen eine dicke Haut, einen gedulbigen Character verliehen und hat sie gelehrt, auch das geringste Krümchen, welches vom Tische der Mutter-Natur fällt, als Nahrung zu beachten, und ungeachtet der kargen Nahrung werden diese Pferde sogar im Winter zur Arbeit verwendet, namentlich zu Postdiensten, welche in Schweden ein privilegiertes Geschäft des Landmanns und eine, nach der Reihe, von ihnen zu erfüllende Pflicht ist. Sobald sich eine Extrapost auf der Station zeigt, so eilt der Postillon, an dem die Reihe ist, (meist immer ein Mädchen) auf die

Weide, springt dort aufs Pferd, kommt im Sturm auf die Station, spannt an und giebt dem Passagier die Zügel, denn jeder Reisende muß da sein eigener Fuhrmann sein, da auf dem Postwagen nur eine Person Platz hat. Eine Peitsche erhält er nicht, denn ein Jeder hat eine solche mit sich und zwar ist dieselbe am Ende häufig mit einem Nagel versehen. Raum sitzt der Reisende im Wagen so trabt das Pferd von selbst los. Das Mädchen trabt daneben her, und wenn der Reisende sein Pferd in schnellere Bewegung setzt, trabt sie gleichmäßig bis zur Station, wo sie ihr Pferd vom Schweife triefend mit gesenktem Kopfe findet, das ohne angebunden zu sein auf sie wartet; dort besteigt sie dasselbe und eilt im Galop nach Hause.

### § 103. Das Pferd Norwegens.

Norwegen gehört durchaus nicht zu den hippischen Ländern und das Pferd dieser kalten Gegenden hat weder die Grazie noch die Intelligenz, welche jenes enge Zusammenleben des Menschen mit dem Pferde in günstigeren Zonen hervorbringt. In Norwegen ist das Pferd von mittelmäßiger Höhe, sein Kopf ist groß, der Hals kurz, das Haar lang, der Schweif gewellt. Sein äußeres Ansehen ist im Ganzen kümmerlich und seine Eigenschaften machen es nur zum Zugpferde tauglich. In dieser degenerirten Race zeichnet sich nur eine Art Pferde als tüchtige Traber aus. Man nennt sie dort Truwer und der Norweger bedient sich ihrer mehr als einer Maschine, denn als eines Gefährten für Spiel und Ruhm.

Schweden und Norwegen besitzen heute fünfhundert fünfzig tausend Pferde, je fünfzig auf die Quadratmeile und je ein Pferd auf neun Einwohner.

### § 104. Das Pferd Islands.

Das isländische Pferd, das seine lange Mähne in den Gewässern des Eismeereres badet, steht auf der niedrigsten Stufe der hippischen Hierarchie, hat aber dennoch Eigenschaften bewahrt, vermöge deren es an der Spitze der anderen Hausthiere steht. Die Haarfarbe dieses Pferdes ist gewöhnlich dunkel, das Haar lang, der Schweif dick, die Kruppe kurz und abfallend, der Hals kurz, die Brust breit, das Auge klein, die Nase lang, die Ganaschen dick, die Beine dürr, die Sehnen ins Fleischgewebe versenkt, Huf und Kreuz ist gut, aber seine Höhe erreicht nicht zwei Arschinen.

Der Isländer, gleichviel ob reich oder arm, reist nur zu Pferde, und die Traditionen des Landes haben die Legenden von Diensten bewahrt, welche durch diesen treuen und theuren Diener jeder einzelnen Familie geleistet worden.

Der Ehrenplatz in der räucherigen Hütte des Landmanns ist mit gebleichten Pferdeschädeln, die in Sümpfen und Felsern gefunden werden, umgeben, denn im Winter muß das Pferd sich seine Nahrung in den Waldgestrüppen suchen, wobei viele zu Grunde gehen.



## Sechster Abschnitt.

### Das Pferd der Kreuzzüge und das spanische Pferd.

---

#### § 105. Geschichtliche Ereignisse des XII. und XIII. Jahrhunderts in Frankreich.

Fünf Jahre vor dem Ablauf des XI. Jahrhunderts machen sich dreimal hundert tausend Menschen nach dem Oriente auf, um das Grab Christi den Händen der Ungläubigen zu entreißen. Ein Mönch giebt den Anstoß zu diesem Unternehmen und seine begeisterten Worte fallen auf keinen unfruchtbaren Boden.

Zwei Jahrhunderte seiner Geschichte widmet Europa dieser Idee.

Sieben Kreuzzüge sind die einzelnen Acte dieses langen Dramas, das im Laufe des XII. und XIII. Jahrhunderts im Oriente abgespielt wird. Nur in seinem ersten Andrang erreicht das Christenthum zeitweilig das beabsichtigte Ziel. Das Reich Jerusalem durch die ritterliche Gestalt Gottfrieds von Bouillon gegründet, erliegt nach dem Verlauf von noch nicht einem Jahrhunderte der Uebermacht der Osmanli.

Die Kreuzzüge entsprachen also in ihrem schließlichen Resultate dem beabsichtigten Zwecke nicht, befreiten das Grab Christi aus den Händen der Ungläubigen auf die Dauer nicht; aber diese Wanderungen durch und in ferne Länder, die Bekanntschaft mit der Cultur, den Gewohnheiten und Begriffen fremder Völker, der Genuß des bequemen und wonnevollen Lebens im Orient, Alles das übte einen großen Einfluß auf die Gewohnheiten, Begriffe und den Handel des Abendlandes. Die Republiken Venedig, Genua und Pisa, so wie die Seehandelsstadt Marseille bereicherten sich durch den Handel, der durch die ununterbrochenen Beziehungen zwischen dem Occident und dem Orient hervorgerufen wurde, und die Schifffahrt unterlag fortwährender Verbesserung.

Ägypten und Constantinopel wurden die Fundgruben neuer Wissenschaften, man begann Naturwissenschaften lieb zu gewinnen, fand Gefallen an griechischen, syrischen und arabischen Handschriften. Der aus dem Orient mitgebrachte Sinn für Forschungen, für Wissenschaften und nützliche Erfindungen erfaßte die Gemüther jenes Adels, der noch vor kurzer Zeit die vollständigste Indolenz für Wissenschaften als charakteristisches Merkmal seines Standes ansah. Die Zügellosigkeit feudaler Machtthaber begann allmählig sich dem Reichsoberhaupt in Gehorsam zu beugen, denn ihre Reihen wurden in Folge der Kreuzzüge immer durchsichtiger und ihre erledigten Lehne, den Besitzungen ihres Suzerains einverleibt, vergrößerten die königliche Herrschermacht, die nebenbei in den städtischen Gemeinden eine neue Stütze fand.

In dem Grade als der Feudalismus durch die Kreuzzüge herabsank, in demselben erhob sich das Ritterthum, gewann es an äußerem Glanze und verbreitete es seinen Thatenruhm über ganz Europa. Damals entstanden die Geschlechter-Namen und nahmen die Wappen ihren Anfang. Die Poesie der Troubadours nahm unter dem Einflusse solcher Umstände einen neuen und ehrenvolleren Character an.

In der hippischen Welt wirkten die Kreuzzüge auf die Ueberzeugung, daß das Pferd des Orients der beste Regenerator für die Gestüte Europas sei, und so verdankt dieser Welttheil den Kreuzzügen die größte Verbreitung orientalischen Blutes unter den abendländischen nördlichen Racen.

Das XII. und XIII. Jahrhundert sind die Zeiten des Beginnes der Kriege zwischen England und Frankreich. Ludwig VI. tritt gegen Heinrich I. auf und reformirt Frankreich durch die Gründung der Gemeinden. Philipp August entwickelt diese durch seinen Vorfahren ins Leben gerufene Idee und bringt durch den Sieg bei Bouvines über die mächtige Ligue die englischen Besitzungen auf dem Continente an Frankreich zurück, hält die germanischen Gelüste in Schranken und besetzt den Thron in dem Besitze seiner Familie. Der Kreuzzug gegen die Albigenser, der das südliche Frankreich verwüstete, vernichtet den dort sich zeigenden Keim der Tendenz, nach dem Muster der italienischen Republiken, unabhängige republikanische Stadtgemeinden ins Leben zu rufen und einzurichten. Die unter Ludwig IX., der durch seinen Tod unter dem Zeichen des Kreuzes die Märtyrerkrone erworben, in Frankreich eingeführte Inquisition erreichte hier keine weite Verbreitung, namentlich in Folge der pragmatischen Sanction, vermöge deren der König die

Freiheiten der gallicanischen Kirche begründet und das Königreich Frankreich für einzig und allein von Gott abhängig erklärt. Philipp der Kühne läßt sich in zahlreiche Kriege ein, und ungeachtet der sicilianischen Besper, welche ihn sehr empfindlich trifft, macht er sich auf zum Kreuzzug gegen Peter III. von Aragonien, wofür er aus den Händen Martins IV. den sicilianischen Thron für seinen Sohn, den Grafen von Valois, erhält.

### § 106. Das französische Pferd im XII. und XIII. Jahrhundert.

Das französische Pferd, welches seit den Zeiten Karls des Großen bei den Rittern als Schlachtroß hoch im Werthe stand, behauptet auch in diesen Jahrhunderten denselben hohen Standpunkt. In dem ganzen alten Frankreich stand Liebe zum Pferd und zum Reiterwesen mit den Gewohnheiten des privaten wie öffentlichen Lebens in genauem Zusammenhange, und während auf dem Lande unter dem Schutze der Zinnen des feudalen Schlosses Ringstechen, Jagden und Rennen über Felder, Sümpfe und Abhänge getrieben werden, sammelt sich die Ritterschaft in den Städten zu Turnieren.

Die Landesregierung, die sich noch nicht stark und sicher genug fühlt, leistet zwar in diesen Jahrhunderten der Pferdezuucht keinen Vorschub, aber der ausnahmsweisen Lage des Landes und den, durch Karls Kaiserthum gegebenen, Impulsen verdanken die französischen Pferde ihre außerordentliche Beliebtheit durch den ganzen Verlauf der mittleren Jahrhunderte. In der That hatte auch dieses Land in seinen weiten Territorien alle der Production und Veredelung des Pferdes günstigen Bedingungen. Das südliche Frankreich lieferte den orientalischen Rassen verwandte Pferde, während der Norden an prachtvollen Typen der armoritanischen Rasse überreich war. Der durch lange Jahrhunderte nie schwankende Ruf des französischen Pferdes stammt aus der unaufhörlichen Kreuzung dieser Rassen, ein Umstand, der seit dem Anfang der hippischen Geschichte Frankreichs datirt, und bis auf unsere Zeiten dauert. Die Römer hielten einen großen Theil der africanischen Legionen in Gallien, der praefectus Maurorum stand mit seinen Soldaten (militos Maurorum) meistentheils in Gallien im Quartier und später überschwebten die Krieger Abderrhamans den Süden Frankreichs mit ihren numidischen Pferden, von denen eine große Zahl nach der Schlacht bei Poitiers ihr Blut mit dem Blute der Rassen des nördlichen und mittleren



Frankreichs mischten. Noch später haben die Kreuzzüge orientalisches Blut über Frankreich in zahllosen Gestüten verbreitet, in denen frisch aus Palästina eingeführte Pferde die alten Pferdegeschlechter verjüngten. Die Normandie, Bretagne, Limousin, Navarra, Franche Comté, Picardie, Lothringen, Auvergne und Poitou reichen in den Denkwürdigkeiten, über die Abstammung ihrer Gestüte, bis in die Zeiten der überseeischen Kreuzzugs-Expeditionen. Orderic Vital sagt, daß der König von Tripolis, dessen Pferde als zur reinsten orientalischen Race gehörig angesehen wurden, den französischen Kreuzfahrern einmal zehn Pferde, vier Maulthiere und viel Gold, und ein anderes Mal fünfzehn der trefflichsten Pferde geschenkt habe. Diese Pferde haben nicht wenig dazu beigetragen, das Blut in den Landesgestüten zu veredeln. Das Geschenk eines französischen Pferdes gehörte in damaliger Zeit zu den hochgeschätzten Gaben. Nicht ohne Bedeutung waren die, verschiedenen regierenden Herrschern, gemachten Geschenke Carls des Großen; und das Geschenk Hugo's, der dem Athelstan zehn normannische Pferde, das Schwerdt Constantins und die Lanze Carls des Großen schickte, gehört zu den Geschenken erster Gattung vergangener Jahrhunderte.

Lange Jahrhunderte hindurch gehörte das Pferd zu den unentbehrlichsten Geschöpfen eines jeden Standes in der französischen Nation; die Zahl der Pferde und Diener bezeichnete die Bedeutung und den Rang jedes Einzelnen, kein Fürst und kein Edelmann zeigte sich anders, als mit einem zahlreichen Gefolge Berittener, deren Anzahl immer im Verhältniß zur Bedeutung des Principals stand. Richter und Geistliche mußten ebenfalls der allgemeinen Sitte Folge geben und selbst Advokaten, wenn sie einigermaßen im Rufe standen, pflegten nicht weniger als vier Berittene in ihrem Gefolge zu haben. Welchen Preis aber ein gutes Pferd im XII. Jahrhundert hatte, darüber kann man sich aus der Thatfache vergewissern, daß, als der Bischof von Soissons im Jahre 1155 ein Paradepferd zum feierlichen Einzuge in die Hauptstadt seiner Diöcese gebrauchte, man ihm ein Reitpferd bot, wofür er fünf Sklaven aus seinen Gütern, zwei Weiber und drei Männer, zahlte. Ein Ritter hätte in jenen Zeiten nicht anders als zu Pferde reisen können, denn Tragsessel oder Sänften waren ihm durch die Sitte verboten. Bekannt ist die Geschichte Lanzelots, des die Geniesu suchenden irrenden Ritters, der das Unglück hatte, einen Wagen zu besteigen, der von zwei Rühen gezogen und einem Zwerge gelenkt wurde. Aus Liebe hatte der Ritter vergessen, daß er dadurch

seiner eigenen Würde zu nahe getreten, auch wurde er grausam dafür bestraft, denn die Dame seines Herzens, berentwegen er mit Freuden sich Allem bloßgestellt hatte, lohnte ihm mit Verachtung.

Die Wege waren in damaligen Zeiten so abscheulich, daß die Frauen zu Tragsesseln und Sänften ihre Zuflucht nehmen oder das Pferd besteigen mußten, auf dem sie entweder nach römischer Sitte seitwärts oder nach nordischer, wie die Männer, saßen.

Die Königin Berta spann zu Pferde auf ihren Reisen; noch heute wird in Pagenne, wo sich das Grab dieser Königin befindet, ihr Sattel gezeigt, der mit einem Loch versehen ist, welches dazu diente, den Spinnrocken aufzunehmen.

Die Frauen pflegten auch wohl auf der Kruppe der Pferde hinter dem Reiter zu sitzen, so ziehet z. B. die Gemahlin Carls VII. sogar in einer späteren Zeit, als von der wir reden, in Toulouse auf einem weißen Pferde ein, indem sie hinter dem Thronfolger auf der Kruppe des Pferdes sitzt, und zwar hält sie ihren Einzug unter einem mit den Wappen und Farben Frankreichs geschmückten und von Magistratspersonen der Stadt in Feierkleidern getragenen Baldachin.

### § 107. Das englische Pferd im XII. und XIII. Jahrhundert.

Heinrich II. erobert Irland, Richard Loewenherz nimmt thätigen Antheil an den Kreuzzügen und Johann ohne Land unterschreibt die englischen Grundrechte 1215. Während der Regierung Heinrichs I. werden arabische Pferde in England importirt. Alexander I. der König von Schottland, schenkt der Kirche des heiligen Andreas unter anderen Gaben auch ein türkisches Pferd in Rüstung. Vor dem XII. Jahrhunderte ritten die Frauen Groß-Britanniens, indem sie wie die Männer zu Pferde saßen, eine Sitte, welche sich noch lange in manchen Gegenden des nördlichen Europas erhielt. Die Einführung von Damensätteln in England um 1140 schreibt man der Mathilde, der Tochter Heinrichs I., Wittwe Kaiser Heinrichs V. zu, welche an den Sohn des jerusalemischen Königs Fulko V., Gottfried Plantagenet, verheirathet wurde. Um diese Zeit begann die Sitte der Pferderennen sich in ganz England zu verbreiten. Titus Stephen, der in der Mitte des XII. Jahrhunderts über die Rennen in Smith-Field Bericht erstattet, wo in jenen Zeiten auch bereits der größte Pferdemarkt war, sagt: „Wenn die Prüfung werthvoller Pferde Statt finden sollte, so erhoben sich gewisse Rufe, welche diejenigen, die nur geringe Pferde

hatten, nöthigten den Platz zu räumen. Auf ein gegebenes Zeichen begannen geschickte Reiter das Wettrennen und durchschnitten mit Blitzschnelle die Luft. Die Hoffnung auf Beifall und Belohnung feuerte sie an und in blinder Wuth machten sie sich gegenseitig den Sieg streitig, indem sie ihre Pferde durch Peitsche, Spornen und Worte antrieben."

Die Kreuzzüge hatten Einfluß auf Verbesserung der englischen Pferde, insofern sie die Einfuhr orientalischer Racepferde in bedeutender Anzahl vermittelten und erleichterten. Die Chroniken haben uns die Kunde von zwei Pferden ausgezeichnete Tüchtigkeit aufbewahrt, die für England auf Cypern durch Richard Löwenherz angekauft wurden. Da indessen Frankreich seinen Fortschritt in hippischer Beziehung der Kreuzung nördlicher Pferde mit südlichen verdankte, und Johann ohne Land auch England einen ähnlichen Fortschritt und Ruhm zu vermitteln beabsichtigte, so führte er hundert Hengste der schwersten Race aus Flandern nach England ein, von denen in England jene riesigen Brauerpferde abstammen, welche heute noch große Lasten durch die Straßen der bevölkersten Städte der drei Königreiche fördern. — König Johann gründete auch ein großes Gestüt, wo auf seine Veranlassung die ausgezeichnetsten Pferde seines Reiches versammelt wurden. Ein Pferd war für ihn die liebste Gabe, und wer gute Pferde züchtete, konnte seines Wohlwollens gewiß sein.

### § 108. Das deutsche Pferd im XII. und XIII. Jahrhundert.

In Deutschland besteigen die Schwäbischen Kaiser mit Conrad III. den Thron und es beginnen in Italien die guelfischen und ghibellinischen Streitigkeiten.

Friedrich I., Barbarossa beschließt sein Leben mit einem Kreuzzuge, ohne sein Vaterland wiederzusehen. Heinrich VI., der durch seine Frau Constantia, die Tochter Rogers, das Erbrecht auf Sicilien erworben, wird dort in Kriege verwickelt, während in seinen deutschen Landen der Städtebund der Hansa entsteht. Schließlich gelangt nach dem tragischen Untergange der Hohenstaufen das Haus Habsburg mit Rudolph auf den Thron.

Im Jahre 1171 unter Papst Alexander III. wurden ausschließlich Schimmel für den Dienst am päpstlichen Hofe eingeführt. Später eigneten sich die deutschen Könige, als sogenannte römische Kaiser, das ausschließliche Recht zu, sich der Schimmel zu bedienen. Nach germanischer Sitte stand im ganzen Verlauf des Mittelalters der Hengst höher im Werthe als die Stute, in gradem Widerspruch mit dem, was wir im Orient und im

Alterthum bemerkt haben. Die Rechtfertigung dieser Sitte mag zum Theil in Ansichten über die Fortpflanzung oder auch in den socialen Verhältnissen der verschiedenen Stände der Bevölkerung zu suchen sein.

Nicht nur die Götter der nordischen Mythologie reiten ausschließlich auf Hengsten, sondern auch das ganze Mittelalter hindurch ist das Besteigen eines Hengstes das Merkmal höherer Stellung und größeren Reichthums. Denn während ein Mann aus der Gemeinde seine Pferde auf die gemeinschaftliche Weide trieb, auf welcher keine Hengste geduldet wurden, konnte der wohlhabende Eigenthümer seine Hengste in besonderen Hürden halten und beaufsichtigen lassen. Außerdem war es bei Einführung der Verbesserung der Race durch Hengste nur den Reichen gestattet, die besten oder kostbarsten Exemplare zu halten. Vielleicht straft deshalb das salische Recht den Diebstahl oder die Beschädigung eines Hengstes viel empfindlicher, als den Diebstahl oder die Beschädigung einer Stute.

Bei den Deutschen wurden die besseren Pferde und Hengste im Mittelalter, während des Winters, im Stalle gehalten, woher der Ausdruck „Innenwebe“ und der Unterschied zwischen *caballus domesticus* und *equus agrestis*.

#### § 109. Geschichtliche Ereignisse im übrigen Europa.

Im morgenländischen Kaiserthum haben Emanuel Comnenus und Michael Paleologus viel von den Kreuzfahrern zu leiden, wo diese während des vierten Kreuzzuges das lateinische Kaiserthum gründen, welches indessen nicht von langem Bestande war. Während des fünften und sechsten Kreuzzuges wird das Land furchtbar verwüstet.

In Italien verjüngt sich das öffentliche Recht. Venedig ändert sein ursprüngliches Grundgesetz zum Vortheil der Aristocratie. Die Torionis und Viscontis kämpfen in Mailand gegen einander. Carl von Anjou wird König von Neapel bis zur sicilianischen Vesper. Die kleinen Republiken befehdn sich gegenseitig ohne Unterlaß, und Genua verwüstet Pisa aus Eifersucht.

Schweden tritt unter Erich, und Litthauen unter Mindowe auf die Bühne der Weltgeschichte. Polen unter die Söhne Boleslaw's Krzywousty (Krummaul) getheilt, ist der Schauplatz unaufhörlicher innerer Kriege, wobei Adel und Geistlichkeit ihre Freiheiten erwerben und entwickeln. Rußland erliegt der Uebermacht der Mongolen, welche vom Chinesischen Meere bis an den Dniepr das colossale Reich Dschingischans gründen,

so daß gegen Ende dieser Epoche nur zwei gewaltige Mächte auf Erden sichtbar hervortragen: diejenige des römischen Papstes im Westen, vor der alle Könige sich beugen, und diejenige des mongolischen Chans, auf dessen Wink fünfhundert Gesandte harren, um im Namen eben so vieler Völker demüthig die Stirn zu beugen.

### § 110. Das Ritterthum.

Im XII. Jahrhundert finden wir das Ritterwesen nach seinen Gesinnungen, Sitten und Institutionen vollständig ausgebildet. Die ritterlichen Gesinnungen sind durch drei Hauptmerkmale characterisirt: Hochherzigkeit, Verehrung des Weibes und Anhänglichkeit ans Pferd, die aus solchen Gesinnungen und Gefühlen hervorgehenden Sitten, sind durch Uneigennützigkeit ausgezeichnet. Man kämpft nicht um Besitz und Schätze, sondern um lauterer Ruhm, der frei vom Makel der Leidenschaft, des Egoismus und des Hasses sei. Man kämpft mit Beobachtung eleganter Formen und mit erhöhtem Gefühle, denn das Bild des angebeteten Weibes schwebt den Kämpfern vor. Nur auf dem Streitroß, nicht anders, wird gekämpft, auf dem Streitrosse, das durch den Ritter selbst aufgezogen, gereinigt, genährt durch seine eigene Hand beschlagen und zum Kampf gerüstet wird. Die ritterlichen Institutionen sind mit gewissen ceremoniellen Formen umgeben, welche streng beobachtet werden, und die Aufnahme eines neuen Mitgliedes in den Kreis der Ritter kann nicht eher Statt finden, als nach Vollendung eines langen Noviciats. Bis zum siebenten Jahre einer Wärterin anvertraut, verließ das Kind nie die väterliche Burg; erst nach zurückgelegtem siebenten Jahre nahm man den Knaben mit hinaus, der nach Kuß und Segen von der Mutter, mit dem Scapulier um den Hals und einigen Thalern in der Tasche, in Begleitung seines Vaters oder eines alten Dieners auf die Burg irgend eines Verwandten oder berühmten Ritters, und zuweilen sogar des Suzerains sich begab. Dort begann die Schule des Ritterdienstes, in welche der Knabe im Character eines Pagen trat, bestimmt zunächst zum Dienste der Dame des Schlosses. Mit der Zeit erst gelangte er zu der Ehre, dem Herrn selbst zu dienen; und da nach den uralten Begriffen barbarischer Völker der Dienst bei älteren Personen keineswegs anstößig war, so wurde dadurch, daß man den Sohn einer edlen Familie in den Dienst einer anderen eben solchen gab, der adligen Würde nicht zu nahe getreten. Die Dame des Schlosses, deren Sohn ebenfalls irgend wo unter einem fremden Dache

diente, bewachte die Pagen mit dem sorgfamen Auge einer Mutter, frei von jeder Verblendung. Sie verlangte von ihnen Gehorsam und diejenige Ehrerbietung, welche mütterliche Zärtlichkeit nicht immer zu bewahren im Stande ist; durch den Schloßcapellan unterstützt, flößte sie den angenommenen Kindern diejenigen Grundsätze der Religion und Moral ein, welche der Leitstern für das spätere Leben des Jüglings sein sollten. In den Stunden der Erholung übten sich die Pagen spielend für den Kampf und in der Reikkunst. In den langen Winterabenden mischten sich zuweilen auch die Töchter des Schloßherrn in die Spiele der Pagen, in die Spiele, die man heute unschuldige nennt, deren zügelloser Uebermuth aber die alten Zeiten ziemlich richtig characterisirt. Diese Art von Erziehung war die Quelle der guten Eigenschaften und Fehler, der Tugenden und Untugenden, die man im Ritterthume wahrnehmen kann. Wenn eine solche Erziehung die Jugend lehrte, das Weib zu vergöttern und es mit Hulldigung zu umgeben, so veranlaßte sie auch eine vorzeitige und gefährliche Vertraulichkeit mit ihm, wodurch eine Galanterie entstand, die nichts anders als raffinirte Lüge und Verberbniß war.

Die Burg eines mittelalterlichen Ritters war ein um so geeigneterer Ort für allseitige Bildung der Jugend, als in Friedenszeiten immer ein zahlreicher Besuch, oft aus den entlegensten Gegenden der Welt, von irgend einer außerordentlichen Ausfahrt Heimkehrender, abwechselnd dort weilte, denn das Dach des Ritters sollte in Friedenszeiten stets das Dach aller Ritter sein.

An der Tafel fanden sich immer einige leere Plätze, zu welchen die über dem Burgthor als Zeichen, daß der Herr zu Hause sei, aufgehängten Helme immer neue unbekannte Gäste heranlockten. Und alle Augenblicke traten neue Ankömmlinge ein; bald war es ein aus Palästina Zurückkehrender, der von den Wundern des Orients erzählte; bald ein in aller Welt Abenteuer suchender, fahrender Ritter; bald ein Ordensritter aus Preußen, Samland oder Litthauen, wo er das Licht des christlichen Glaubens siegreich verbreitet hatte; und jeder von ihnen war ein lebendiges Buch der Lehre und der Wissenschaften, und gierig lauschte die Jugend auf ihre Erzählungen.

Bevor der dem Pagenstande entwachsene Jüngling in den zweiten Grad des Noviciats trat, bevor er also Knappe wurde, was ihm das Recht verlieh, ein Schwert zu tragen, wurde er durch Vater und Mutter, oder durch ihre Stellvertreter, gleichsam angenommene Eltern, vor den

Altar geführt. Der Capellan segnete, nach abgehaltenener heiliger Messe, sein Schwert und gürtete es dem jungen Knappen selbst um, indem er ihm in kurzer Anrede den Zweck und die Ziele klar machte, um deren Willen er das Schwert zu ziehen habe. Die Kirche vernachlässigte keine Gelegenheit, um die rauhe Natur des Ritterstandes zu belehren und zu mildern; nichts destoweniger lieferte der durch das edle Pfropfreis — die Kirche und ihre Weihe — veredelte Baum doch oft nur bittere Wildlingsfrüchte, und das Ritterthum wandte nicht selten dem Rathe und den Vorschriften der Kirche den Rücken.

Die Knappen theilten sich in verschiedene Grade, die jeder, der Reihe nach, durchmachen mußte. Da gab es Gardebobiere, Tafelbiener, Kellermeister, Falconiere, Bereiter und Leibknappen, Begleiter der Person des Herrn; diese letzteren nahmen die höchste Stufe in der Hierarchie des ritterlichen Gefindes ein, und dieser Grad wurde nur der in der Schlacht vor den Augen des Herrn bewiesenen Tüchtigkeit ertheilt. Im Kriege lieferten die Knappen die Beweise für die, im Laufe der Lehre auf dem Schlosse, erworbenen Talente. Im Kampfe ritten sie dem Ritter voran, einer von ihnen trug ihm die Lanze, der zweite den Wappenschild, der dritte führte mit der Rechten das Streitroß und noch ein anderer transportirte am Sattel aufgehängte Provision und Arzneien. Dessen, der den Schild trug, erwähnt schon Tacitus und giebt ihm den Namen *soutifer*.

Im Dienste eines armen Ritters mußte ein einziger Knappe die Dienste vieler verrichten. Nicht leicht war in jenen Zeiten die Verpflichtung eines Knappen, auch die Sphäre seines Wissens durfte keine geringe sein. Nicht genug, daß er sich auf Biegel, Hund und Pferde verstehen, mit der Lanze geschickt umzugehen, das Beil und das Schwert zu führen wissen mußte; daß er zu Pferd über Gräben und Hecken zu setzen — eine Schanze zu erklimmen — zu Damen und Fürsten gewählt zu sprechen — den Herrn an- und auszukleiden — ihm bei Tische zu dienen — gegen Stöße im Gedränge des Gefechts zu schützen oder behend ihn auf ein frisches Pferd zu setzen — kurz nicht genug, daß er dies Alles wissen mußte, so mußte er sich auch noch auf Medicin und Thierarzneikunde, auch im Falle der Noth eine Wundwundung schnell zu verbinden verstehen, außerdem mußte er ein Pferd beschlagen, mit dem Hammer den Harnisch ausbessern und mit der Nadel den im Kampf zerrissenen Mantel flicken können.

Ein Glück für ihn war es, daß weder Medicin noch Thierarzneikunde in damaligen Zeiten Wissenschaften waren, die man nur durch mühevollen Arbeit sich aneignen konnte, es war das eben nur eine Sammlung oft auf Aberglauben beruhender Heilmittel, was sich auf dem Wege der Tradition leicht erwerben und verbreiten ließ. Alle Krankheiten der Pferde schrieb man in jenen finsternen Zeiten Zaubereien und Besprechungen zu. „Wenn ein Pferd behegt ist, so muß man ihm Judas-theer, Schwefel und Lorbeerkörner einzuathmen geben.“ Das sind die Medicamente des XII. und XIII. Jahrhunderts.

Der Besitz dergleichen verschiedener Kenntnisse in Verbindung mit der auf den Burgen erworbenen moralischen Ausbildung war das Erforderniß eines vollendeten Knappen, der das Recht hatte, sich um die Ehre des Ritterthums zu bewerben, sobald er Beweise für seine Tüchtigkeit lieferte. Eine Reise war die letzte Probearbeit des Knappen. Er mußte die Welt durchwandern und sich da in den drei Haupttugenden des Ritters auszeichnen d. h. im Dienste auf dem Felde des Ruhms, im Dienste an fürstlichen Höfen und im Gesandtschaftsdienst. Wenn der Gelegenheit suchende Wanderer schon einundzwanzig Jahre zählte, und in seinen Unternehmungen schon einigen Ruf sich erworben hatte, begab er sich zu irgend einem, aber schon ansehnlicheren, Ritter, in der Absicht, daß dieser, nachdem er sich genauer über das Leben und die Thaten des Reisenden erkundigt, ihn zum Ritter schlage. Für diese Ceremonie wurde gewöhnlich die Vigilie vor dem Feste eines Heiligen, oder auch irgend ein Festtag bestimmt. Einige Tage vor dem bestimmten Termine bereitete sich der Novice durch Weichte, Fasten und Gebet für den bevorstehenden wichtigen Act vor, und durch die heiligen Sacramente geläutert, hüllte er sich in ein schneeweißes Gewand, gleichsam ein Symbol von der Seele Lauterkeit und Unschuld, die er erworben und für die Zukunft bewahren soll. Der so Eingekleidete wird nach der Vesper am Vorabende der Ceremonie in die Kirche geführt, wo der Candidat die ganze Nacht im Gebete zubringt. Mit Anbruch des Tages führen ihn die angenommenen Eltern aus der Kirche aufs Schloß, wo er, nach einem Bade, auf ein mit Trauerflor umhangenes bequemes Lager gebettet wird. Nach der Ruhe wird der Aspirant am Tage der feierlichen Ceremonie selbst in ein anderes prächtiges Gewand gekleidet und ihm ein schweres Schwert an die Schärpe gehängt. So angethan wird er mit einem zahlreichen Geleit von Zeugen wieder in die Kirche geführt, wo Gesang von Psalmen



und Cantaten, Gebete und eine den Umständen angepasste Predigt, die Weihung des Schwerts durch die Kirche, den religiösen Theil der Ceremonie beschließen. Der mit dem geweihten Schwert vom Capellan Umgürtete eilt aufs Schloß zurück, kleidet sich nochmals um und begiebt sich in diesem neuen Schmuck an den, für den letzten wichtigsten Act der Ceremonie, bestimmten Ort. Er schreitet aber dahin mit feierlichem Schritt inmitten eines glänzenden und zahlreichen Gefolges und beim Klang der Trompeten. Die Eltern schreiten vorauf und tragen auf sammetenen Rissen verschiedene Theile der Rüstung, mit welcher der Füngling angethan werden soll. Wenn dieser letzte Theil der ganzen Feierlichkeit in der Capelle Statt findet, so beginnt er mit einer gesungenen Messe an den heiligen Geist, nach deren Beendigung der Capellan die Vorschriften des Ritterthums verliest, ein Codez von theils soldatischen, theils bürgerlichen und zum Theil moralischen durch die Kirche in ein vollendetes Ganze zusammengestellten Rechten und Gesezen. Nach Vorlesung dieser knieet der Novice nieder und der Ritter, der ihn umgürten soll, wiederholt ihm in Kürze die Pflichten, welche der Füngling von jetzt ab als die seinigen zu betrachten habe, empfängt von diesem den Eid, daß er seinen Pflichten treu bleiben werde, und spricht dann die feierlichen Worte: „Ich ernenne dich zum Ritter im Namen Gottes, der allerheiligsten Jungfrau und des heiligen Hubertus“ (oder auch eines anderen Heiligen) und, indem er dies spricht und das Schwert aus der Scheide zieht, schlägt er den Knieenden dreimal mit flacher Klinge auf den Arm, umarmt ihn darauf zum Zeichen der Brüderschaft und giebt ihm den ritterlichen Wangenschlag (*alapa militaris*). Nun beginnt man den neuen Ritter in die Rüstung einzukleiden und jeder Theil derselben bis auf das Mundstück des Hesses hat eine gewisse symbolische, je eine der Tugenden des Ritterthums bezeichnende, Bedeutung; das Anschnallen des goldenen Spornes beschließt die Ceremonie der Einkleidung. Der neu eingekleidete Ritter springt nun auf sein Roß und eilt unter Jubelrufen und Schmettern der Trompeten ins Deffentliche, um sich dort der Menge in seiner neuen Würde zu zeigen und reichlich Geld auszustreuen, wenn seine Umstände das gestatten. Der ihn umgürtende Ritter beschenkt ihn gewöhnlich mit irgend einer werthvollen Erinnerungsgabe — mit einem Schwerte oder, und zwar am häufigsten, mit einem Pferde französischer oder spanischer Abkunft. — Das hier geschilderte gewöhnliche Ceremonial beim Ritterschlage wurde auf dem Schlachtfelde bedeutend abgekürzt: dort

geschah Alles in einem Augenblick durch Berührung des Armes mit dem Schwerte, durch die *alapa militaris* und die brüderliche Umarmung. Das ausschließliche Abzeichen der ritterlichen Würde waren goldene oder vergoldete Spornen; die Knappen trugen silberne und die umgürtenden Ritter, Fürsten, ja sogar Könige pflegten die Spornen eigenhändig dem umgürteten Ritter anzupassen, wobei sie mit dem linken Fuß begannen. Bei der Degradation eines Ritters schlug der Henker oder ein Küchenjunge sie ihm mit einem Beil auf dem Misthaufen von der Ferse. Für außerordentlich glänzende Thaten wurden Ehren-Spornen ertheilt. Davon schreibt sich das Sprüchwort: „gagner ses éperons“, und daher stammt in Spanien der einst hochgeschätzte Orden des goldenen Spornes. In der Schlacht bei Courtrai nahmen die Flamländer den Franzosen viertausend goldener Spornen ab. Die Spornen waren ein Symbol der Unabhängigkeit und so nahm der Vasall dieselben ab, wenn er seinem Suzerain Huldigung und Eid leistete. Im Jahre achthundert sechzehn verbot eine Versammlung weltlicher Herrn und Bischöfe der Geistlichkeit das Recht Spornen zu tragen. Auch die Tempelherrn hätten eigentlich keine tragen sollen, allein gewöhnlich beachtetten sie dieses Verbot nicht, da sie sich mehr für Ritter denn Mönche hielten.

Die Kirche war stets darauf bedacht das Ritterthum unter ihrer Oberhoheit zu erhalten; führte allerlei minutiöse Einzelheiten des Ceremonials ein, welche die an der Scholastik geübte Subtilität der Mönche damaliger Zeit erfand, und umgab so das Ritterthum mit einem Heiligenschein und einer Poesie, von dem und von der es früher nichts wußte. Vorbereitungen, Nachtwachen, Lager, weiße und rothe Gewänder, Fußbekleidung, Gürtel, Rutte — Alles war Zugabe und Erfindung der Kirche und hatte eine mystische Bedeutung. Das Ritterthum entnahm von der Kirche begierig Alles das, was seinen Glanz zu erhöhen vermogte, aber unterwarf sich der Geistlichkeit nie, erfreute sich vielmehr immer seiner uralten wilden Unabhängigkeit. — Die Kirche sah sich daher in die Nothwendigkeit versetzt, zu anderen Mitteln zu greifen — und schuf die Ritterorden des XII. Jahrhunderts. Unter diesen war der Orden der Hospitaliter zu St. Johannes in Jerusalem, später Rhodiser und Malteser genannt, der hervorragendste und am längsten dauernde.

Der Verlust des Ritterstandes wegen Verbrechens oder entehrender Handlung war auch mit gewissen Ceremonieen verbunden. Zunächst nahm man dem verbrecherischen Ritter das Pferd, denn das Pferd war

das ausgeprägteste Attribut des Ritters; dann stellte man den also unberitten Gemachten auf ein Gerüst, auf welchem die Henker ihm die Rüstung abnahmen, mit dem Helm beginnend; Alles wurde in kleine Stücke zertrümmert. Während dessen sang die Geistlichkeit den CVIII. Psalm, der verschiedene Verfluchungen der Verräther enthält, worauf die Vigilien für Verstorbene intonirt wurden. Nachdem der Schuldige so entkleidet war, goß man ihm heißes Wasser über den Kopf, um den heiligen Character von ihm abzuwaschen, der ihm einst beim Ritterschlage und bei der Schwertumgürtung verliehen war. Dann zog man ihn mit Stricken vom Gerüst, legte ihn auf eine Todtenbahre, bedeckte ihn mit schwarzem Flor und trug ihn in die Kirche, wo die Exequien und die vollständigen Begräbnißfeierlichkeiten abgehalten wurden. Nachdem auf diese Weise der ritterliche Character des Verbrechers gleichsam zu Grabe bestattet war, wurde er der weltlichen Gerichtsbarkeit übergeben.

Jeder Mann des Schwertes machte gewöhnlich alle jene oben geschilderten Stufen der Hierarchie des Kriegshandwerks durch, bis er schließlich zum Ritter geschlagen wurde. Der berühmte Bayard mit dem Beinamen „des Ritters ohne Furcht und Tadel“ mußte lange als Page und Knappe dienen, bevor er Ritter wurde. Als Kind durch seinen Onkel, den Bischof von Grenoble, dem Herzoge Carl von Savoyen vorgestellt, wurde er von diesem als Page angenommen und schon auf dieser Stufe setzte er alle durch sein Reitertalent in Erstaunen. In seinem siebzehnten Jahre, als er sich mit seinem Herrn auf der Zusammenkunft in Lyon befand, fiel er dem Könige Carl VIII. wegen seiner Geschicklichkeit in Handhabung des Pferdes auf, und ebendasselbst zeichnete er sich auf dem Tourniere aus, welches Claudius de Vauldray mit Erlaubniß des Königs veranstaltet hatte. Erst unter Ludwig XII. erwarb er sich, schon als Ritter, die ungewöhnliche Devise: *vires agminis unus habet*, als er die Brücke über den Garigliano vertheidigte und, ein zweiter Horatius Cocles, allein gegen die ganze spanische Armee kämpfte. Nicht nur durch Tapferkeit und Unererschrockenheit in der Schlacht, sondern durch zahlreiche Thaten ungewöhnlichen Edelmuths und großer Uneigennützigkeit erwarb sich Bayard den Ruhm eines so unbescholtenen Ritters, daß Franz I. es sich zur größten Ehre anrechnete, daß er durch diesen zum Ritter geschlagen worden sei. Und als er der letzte bei dem Rückzuge des ihm anvertrauten Heeres beim Uebergang über die Sesia bei Romagnano tödtlich verwundet wurde, so ließ er sich mit dem Antlip

gegen den Feind kehren, um ihm sterbend nicht den Rücken zu zeigen. Dem ihn besuchenden und sein Schicksal beklagenden Connetable von Bourbon sagte er sterbend die denkwürdigen Worte: „O! beklage nicht mich in diesem Augenblicke, sondern weine über dich, der du gegen dein eigenes Vaterland und deinen König kämpfst.“

Fahrende oder irrende Ritter nannte man solche, welche sich durch ein Gelübde verpflichtet hatten, irgend eine gute oder glänzende That zu verrichten und welche in der Welt so lange herumirrten, bis sie ihr Gelübde gelöst hatten. Berühmt ist in den französischen Chroniken ein polnischer Edelmann le seigneur de Loiseles, der an den französischen Hof gekommen war. Als Typus eines fahrenden Ritters verpflichtete er sich durch ritterliches Gelübde, fünf Jahre hindurch, bis zur Erledigung irgend eines glänzenden ritterlichen Abenteuers, eine ziemlich lange goldene Kette zu tragen, die mit zwei goldenen Ringen am linken Ellenbogen und am linken Kniee befestigt war. Da er in Polen nicht hinlängliche Anerkennung für ein solches Unternehmen zu finden geglaubt hatte, so machte er sich nach dem französischen Hofe auf, um dort persönlich die Blüthe der europäischen Chevalerie kennen zu lernen und würdige Rivalen zu finden, die ihn im Turnier-Kampfe von der Last der goldenen Kette befreiten. Rittern der Art erwies man die höchsten Ehren. Der deutsche Orden stellte für solche Ritter Ehren-Tische auf, und der erste Platz an einem solchen Tische wurde einmal einem österreichischen Ritter Conrad von Richardsdorff zuerkannt, weil er, gegen alle Gewohnheit, die Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande zu Pferde und zu Lande um das schwarze Meer herum gemacht hatte. Auf dieser Fahrt hatte Ritter Conrad in Begleitung vieler Anderen einst eine Höhle irgend eines Berges besucht und dort Tag und Nacht zugebracht. Alle seine Genossen, sagt die Chronik, kamen dort durch einen geheimnißvollen Tod um, er allein kehrte zurück, indessen so lange er lebte, hat er Niemandem offenbart, was er in jener Höhle gesehen oder gehört hatte.

### § 111. Die Turniere.

Turniere und Liebes-Höfe sind Institutionen, die gewissermaßen an die Spiele des alten Hellas erinnern. Der Unterschied zwischen beiden hat seinen Grund in dem Unterschied der Charactere der Völker, deren vornehmlichste Belustigung und glänzendste Schaustellung männlicher Tüchtigkeit sie waren.

Die Tourniere waren kriegerische Spiele, welche sowohl Einzeltämpfe wie Scharmügel ganzer Abtheilungen darstellten. Ihren Namen führen sie von den Kreiswendungen, welche die in der runden Arena Kämpfenden zu machen genöthigt waren. Ihr Anfang reicht sehr weit in das Alterthum der nordischen Völker, obwohl es Autoren giebt, welche ihre erste Einrichtung einem gewissen Gottfried, Herrn auf Breully, zuschreiben, indessen hat dieser sie wahrscheinlich nur wieder ins Leben gerufen. Alle ritterlichen Völker jener Epoche übten diese ritterliche Belustigung, welche zuweilen so gefahrvoll war, daß die Päpste sich genöthigt sahen, sie im XII. Jahrhunderte unter Androhung des kirchlichen Fluchs zu verbieten; indessen war nichts im Stande, die leidenschaftliche Liebe dafür zu bannen. Im XII. Jahrhunderte verloren viele durch Namen und Tüchtigkeit ausgezeichnete Männer bei den Tourneren ihr Leben und im XIV. und XV. Jahrhunderte wurde dieses ursprünglich unschuldige Spiel zu einem wahrhaften Kampf auf Leben und Tod, da man gewöhnlich mit scharfen Waffen kämpfte.

Anfänglich waren sie eine Schule für den Krieg und man kämpfte dabei nie mit einem solchen Schwerte, welches die Kämpfenden hätte verwunden können, Lanzen und Schwerter waren stumpf. Ein Fürst, der ein Turnier zu arrangiren beabsichtigte, machte dies öffentlich bekannt, benachrichtigte nicht nur die nächste Umgebung, sondern schickte die Kunde davon auch in entlegene Gegenden. Die Knappen mußten aufsitzen und in- und außerhalb des Landes, in Städten und Burgen Tag und Ort desselben bekannt machen. Am Abende vor den Spielen begaben sich Herolde in Panzerhauben auf die nächsten öffentlichen Plätze und wiederholten mit dem Stab in der Hand die Bekanntmachung; dann hing man Rüstung und Wappen derjenigen Ritter aus, welche mit einander kämpfen sollten; die Kampfesrichter führten Frauen und Jungfrauen feierlichst dreimal rings um die Schranken, damit sie die Namen der Ritter kennen lernten, welche am folgenden Tage zum Tourniere antreten sollten. Wenn sich in der Zahl derselben ein solcher befand, der über irgend eine der anwesenden Damen irgend einmal sich verkehrend geäußert hatte, so berührte diese nur seinen Helm und sie konnte sicher sein, daß sie am folgenden Tage glänzend gerächt werden würde. Am Tage des Tournieres selbst gaben die Herolde mit lauter Stimme das Zeichen für den Eintritt in die Schranken und der Kampf begann. Die Pflicht der Knappen war es, die Verwundeten aufzunehmen und

fe gegen die zwei Klaster langen Lanzen zu schützen, welche an diesem Tage getragen wurden.

Sobald die Richter die Dauer des Kampfes für lang genug erachteten, gab eine Trompete das Signal zum Rückzuge und die Herolde verkündeten wieder das Ende des Spiels. Nach dem Kampfe erkannten die Richter demjenigen Ritter den ersten Preis zu, der sich an diesem Tage durch die Kraft seines Armes vor allen ausgezeichnet hatte. Man führte ihn im Triumph vor die Königin des Turniers, welche ihm ihren Dank aussprach und welcher er knieend die Hand küßte.

Um den Turniergenossen Hochachtung zu erweisen, geziemte es sich für einen reichen Ritter, den nach dem Kampfspiele geackerten Platz mit einigen zehntausend Silberlingen zu besäen, und war man als Gesandter an einem fremden Hofe, so genügte es, wenn man sich allerlei Kostbarkeiten so anstecken ließ, das man sie im Gehen einzeln verlor.

### § 112. Liebeshöfe.

Dieselben sind weniger bekannt, scheinen aber durch ihren Character den Einfluß anzudeuten, welchen das schöne Geschlecht auf die damalige Gesellschaft hatte, so wie auch die Huldbigung, deren Gegenstand dasselbe war. Es waren das Tribunale, welche aus Frauen, Rittern und Geistlichen bestanden und welche die intimsten Liebesverhältnisse zum Gegenstand ihrer Untersuchung machten, über Poesien ihr Urtheil gaben und mit Stimmenmehrheit über die Verdienste der Autoren und Troubadours ihrer Zeit ihr Verdict gaben. Der Ursprung dieser Institution ist unbekannt, doch sind alle darüber einig, daß vor der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts dieselbe gänzlich unbekannt war, daß sie das Ende des XIV. nicht überlebt hat, auch daß die Provence ihre Wiege gewesen. Die hauptsächlichsten Liebeshöfe waren allerdings diejenigen gascognischer Frauen, der Ermengarda, Markgräfin von Narbonne, der Eleonora, Gemahlin Ludwigs XII. von Frankreich, in zweiter Ehe Heinrichs II. Plantagenet von England, der Marie, Gräfin von Champagne, der Tochter Ludwigs XII., und jener durch die Reime Petrarca's so berühmten Laura von Provence.

Die Frauen des Mittelalters beschränkten indessen ihre Wirksamkeit in ritterlicher Beziehung nicht auf diese Liebeshöfe, denn nicht nur die Gräfin von Montfort bestieg in eiserner Rüstung das Roß, und hatte den Muth eines Helden, das Herz eines Löwen und in der Hand

ein blutiges Schwert, mit dem sie Wunder verrichtete.“ Die muthigsten unter ihnen begnügten sich nicht mit den gewöhnlichen Damen-Paradepferden, sondern verlangten ungeschulte Kofse. Fast alle Frauen trugen ein Schwert im Gürtel, und die Bretagne, die im XIV. Jahrhundert vom Getöse der Kriegswaffen zweier Frauen ertönte, erinnerte an das Zeitalter der Amazonen.

### § 113. Das Ritterpferd.

Das Pferd des Ritters war, gleichviel ob zum Kriege oder zum Tournier, stets mit einer ledernen, ehernen, eisernen oder stählernen Rüstung versehen, welche seinen Kopf, seine Brust, seinen Hals, seine Flanken und Füße, und seine Kruppe bedeckte, die Kopfrüstung war oft mit Gold und kostbaren Steinen ausgelegt. Das Pferd des Grafen St. Paul hatte bei der Belagerung von Honfleur auf seinem Kopfe einen Festschmuck (Chanfrein) im Werthe von dreißigtausend Thalern, und der Graf von Foix hatte, als er in Bayonne einrückte, nachdem er den Engländern Guyenne abgenommen, einen mit Gold und Edelsteinen besetzten Stahl-Kopfschmuck seines Pferdes, der auf fünfzehntausend Thaler geschätzt wurde. Die Flankenrüstungen hatten zuweilen, namentlich wenn sie aus Büffelhaut gemacht waren, sehr verschiedene Malaturen. Richard Löwenherz hatte, als er aufbrach, um Cypern zu erobern, Gemälde von Löwen auf seinem Sattel. Nach diesen Gemälden, welche nicht immer Phantasia-Gebilde waren, sondern oft eine heraldische Bedeutung hatten, erkannte man den unter der Rüstung untenliegenden Ritter.

Bei bürgerlichen Feierlichkeiten vertraten seidene Ueberwürfe mit eingestickten Wappen die Stelle der Rüstung oder verdeckten sie auch nur; Carl VII. ritt in Rouen, nach dessen Wiederoberung, auf einem Pferde ein, das bis auf die Hufen in eine blaue Sammetdecke, mit goldenen Buchstaben verziert, gehüllt war. Der Kopf des Pferdes trug eine Rüstung aus Goldblech und war mit einem Busch von Straußenfedern geschmückt. Als dieser König in Paris einzog, hatte Graf Dunois ein Pferd unter sich, das ganz mit Goldblath bedeckt war. Ludwig XII. zog 1507 gegen Genua in einem weißen Ueberwurf, der seine Rüstung verhüllte und der auf der Brust das in Gold gestickte Bild eines Bienenkorbs trug, aus welchem goldene Bienen schwärmten. Sein Pferd war gleichfalls mit einer weißen Decke bedeckt, die viele dergleichen Bienen-

förbe trug, um welche herum die Devise: „non utitur aculeo rex“ gestickt war.

Die Rüstung des Pferdes Gottfrieds von Bouillon wird folgendermaßen beschrieben: Der Sattel war ganz mit Schlachtenbildern bemalt, die Kopfrüstung war mit Gold bedeckt und stand in Verbindung mit dem aus bronzenem Gitterwerk mit Greifen verzierten Maulkorb, die Flankenbedeckungen, die da verriethen, daß sie einem gewaltigen Pferde dienten, trugen die Bildnisse wunderbarer Thiere, nackter oder geharnischter Personen und Thierjagden mit Arabesten verziert. Die Rüstung des Hintertheils hatte über dem Schweifansatz einen Drachentopf, dessen bewegliche Zunge, durch den Schweif des Pferdes in Bewegung gesetzt, Töne hören ließ. Hals und Füße waren mit Drahtgeflecht nach Art eines Panzerhemdes geschützt.

Die Rüstung des Pferdes war ein ausschließliches Attribut des Ritters, ebenso der Gebrauch kostbarer Decken. Nur die Pferde, welche dem Ritter dienten, durften ritterlichen Schmuck tragen, wie das aus folgendem Ausspruch hervorgeht: „Les coursiers, destriers, hasquenées, pale-frois roussins sont les seuls teniclés ou portant teniclos.“

Die Zügel waren ebenfalls gewöhnlich reich geschmückt und der Grad der Ausgesuchtheit ihrer Beschaffenheit bezeichnete den Grad des Reichthums und der Bedeutung des Ritters. Oft gab man auch in jenen Zeiten den Pferden den Namen „Bryglia d'or“ (Goldzügel) um gleichsam anzudeuten, daß sie durch ihre Tüchtigkeit die größte Auszeichnung verdient hatten.

Der Kriegssattel der hauptsächlich aus einem mit Leder überzogenen Sattelbock aus Erlen-, Eschen- oder Rüsterholz bestand, hatte vorn und hinten hohe, ebenfalls mit Leder überzogene, Sattelhögen, welche den Ritter wie eingezwängt hielten, zu dem Zweck um ihm zu ermöglichen, dem furchtbaren Stoß der Lanze im vollen Lauf des Rosses Widerstand zu leisten, einem Stoße, den zuweilen das Ross selbst nicht auszuhalten vermochte und entweder stürzte oder wenigstens schwankte, indem die Füße unter ihm strauchelten.

Zu einer vollständigen Pferderüstung für Tourniere gehörten namentlich auch kleine Glöckchen und Schellen, welche an besonderen Riemen oder auch an den Zügeln befestigt waren. Arnold Marsan, der Troubadour, sagt, daß nichts einen solchen Schreck verbreite und nichts ein solches Zutrauen zu sich selbst verleihe als dergleichen Glöcklein.



Die besten Schlachtrosse damaliger Zeit erhielt man durch Kreuzung andalusischer Paraderpferde mit schweren armorikanischen Stuten Frankreichs, Englands und Deutschlands. Die Gestüte reicher Herrn und Abteien besaßen in Folge der Kreuzzüge eine ansehnliche Anzahl orientalischer Pferde, die in ganz Europa mit großer Sorgfalt gepflegt wurden, um Nachwuchs von ihnen zu erhalten. Man theilte die Pferde damaliger Zeit in drei Gattungen und zwar: in Schlacht-, Marsch- und Paraderpferde (Destrier, Roussin und Palefroi); das erstere diente ausschließlich zum Kampf und zu Turnieren, und wurde im Kriege gewöhnlich frei vom Knappen in der rechten Hand geführt, wie auch sein Name Destrier vom lateinischen dexter abgeleitet anzeigt. Der Ritter bestieg es nur im Augenblicke des Kampfes. Die Destriers wurden auch Coursiers oder grands chevaux genannt, woher auch heute noch „monter sur ses grands chevaux“ bedeutet, daß die Sache im Ernst gemeint sei. Das Marschpferd (Roussin, Roß) pflegte auch ein gutes, für die Arbeit der Kriegsbefehrwenden dauerhaftes Pferd zu sein und sich in seinen Eigenschaften dem Schlachtroß zu nähern. Auf ihnen ritten die Knappen und Pagen, kurz das ganze ritterliche Gesinde und sogar die Ritter selbst; auch gebrauchte man sie für die damaligen Wagen, so wie man sie auch zuweilen auf Märschen mit Padsätteln (Courtant) belastete. — Vom Schlachtroß verlangte man geregelte Gangart: Schritt, Trab, Galop, und alle diese Arten mußten hochgängig sein; vom Marschpferde einen weitgreifenden Schritt und fördernden Galop, die beiden einzigen Bewegungen, welche in schwerer Rüstung schnell und bequem zu reiten waren. Das nordische Pferd ist im Galop nicht ausdauernd und darum war ein weitgreifender Schritt die gewöhnliche Gangart auf den Märschen der Ritter des Mittelalters. Lange Zeit hat sie England sorgfältig gepflegt, bis schließlich die Gewohnheit des englischen Trabes sie beseitigte. In der Normandie und in der Bretagne trifft man heute noch die letzten Nachkommen jener Schrittgänger der mittelalterlichen Ritterzeit. Das Schlachtroß pflegte gewöhnlich energischer im Angriff und schneller in der Wendung zu sein, wovon uns viele Bemerkungen damaliger Schriftsteller überzeugen.

Durch Marschpferde waren Deutschland, England, die Bretagne und das nördliche Frankreich berühmt, übrigens lieferten alle Gegenden dergleichen verschiedener Güte, denn überall wurden sie gezüchtet, weil man bereits in jenen Zeiten wußte, daß das heimische Pferd Arbeit und

Klima besser ertrage, als von fern her eingeführte. Ein Paraderpferd (*palafroi*) wurde besonders zu glänzenden Ceremonieen gebraucht, zu festlichen, feierlichen Einzügen durch die Thore einer Stadt und zu andern Feierlichkeiten. Der Reiter saß mit ernstem Anstand auf dem Pferde, welches die Knappen am Zügel führten, woher sein frankonischer Name, der ein verderbter Ausdruck für das die Sache gut bezeichnende „*par le frain*“ zu sein scheint. Es war dies ein leichtes, stattliches, gewandtes Racenpferd, welches ebensowohl den Damen als den Rittern zur Uebung und zu muthigen Reiterstücken diente: *pour chevaucher à l'aise de son corps*.

Alle während der Kreuzzüge aus dem Orient nach Europa eingeführten Pferde waren Paraderpferde ebenso wie die aus Spanien, Limousin, Lothringen und Navarra. Das gemeinste Pferd war das mit dem Namen Bastier bezeichnete, welches man ebenso wie die Stuten aller Racen zur Bearbeitung des Aders verwendete. Der Gebrauch einer Stute zum Ritterdienst wurde als eine der Ritterwürde zu nahe tretende Sitte angesehen, so daß Niemand gewagt haben würde, mit einem Solchen umzugehen, der sich dergleichen erlaubte hätte; auch war es eine allgemeine Sentenz: „Willst du in der Liebe glücklich sein, halt einen Hengst der schnell im Wettkampf und gewandt im Gefecht.“

#### § 114. Das spanische Pferd.

In jenen Jahrhunderten stand das spanische Pferd schon auf der höchsten Stufe der Vortrefflichkeit, gleich wie Spanien unter den Reichen Europas keine untergeordnete Stellung einnahm.

Das Reich Sanchos des Großen entstand und erweiterte sich, mußte aber wieder den Morawiden, einer muhamedanischen Secte, welche gegen das Ende des XI. Jahrhunderts fast die ganze Halbinsel einnahm, weichen. Die Almohaden, eine andere religiöse maurische Secte, bewältigten unter *Ab-el-Mumen* wiederum jene und gründeten eine neue Herrschaft, welche von der ersten Hälfte des XII. Jahrhunderts bis gegen das Ende des XIII. dauerte. Die Mauren Granadas und Cordubas verbreiteten die Wissenschaften und sammelten Reichthümer. Man rühmte ihre Waffen, ahmte ihre Moden nach, kaufte ihre seidenen und wollenen Stoffe und schätzte besonders ihre Pferde, welche mit der Zeit die Basis für die Verbesserung der einheimischen Racen verschiedener Gegenden Europas wurden, und deren Ankauf Leute, welche im ritterlichen Fache bewandert

waren, längst schon sich angelegen sein ließen; wie denn Wilhelm der Eroberer in der Schlacht bei Hastings das Geschick Englands auf einem spanischen Rosse entschied. Spanien besaß bereits im grauen Alterthume eine berühmte Race iberischer Pferde, die bei den Spielen Roms wie Griechenlands sehr geschätzt wurden.

Die iberischen Pferde des Alterthums sollen ihrer Gestalt nach den Pferden der Perser am ähnlichsten gewesen sein, sie zeichneten sich durch Schnelligkeit und eine besondere Gangart aus, die vielleicht eben die war, welche man heute noch den spanischen Tritt nennt, um so wahrscheinlicher, als die alten Schriftsteller sie einen Schritt weiter Ausdehnung nennen. Größere Pferde einer solchen Gangart nannte man Thieldones kleinere Asturconos. Man warf den iberischen Pferden Mangel an Ausdauer und eine gewisse Schreckhaftigkeit vor und Oppian hält ihre Hufe für weich und breit. Die iberischen Pferde müssen mit den nisäischen, thessalischen und peloponnesischen von gleicher Größe gewesen sein, da Vegetius sowohl wie auch andere Schriftsteller sie als Wagenpferde aufführen. — Symmachus führte sie bei den römischen Spielen ein, und im IV. Jahrhundert nach Chr. wurden sie zahlreich nach Antiochien ausgeführt, wo man sie sehr hoch schätzte. — In Spanien existirten große Heerden von Mutterstuten, von denen man sagte, daß der Wind sie befruchtet habe; jedenfalls eine rhetorische Form, um ihre Schnelligkeit zu bezeichnen.

Um gleiches Bürgerrecht mit diesen Pferden bewarben sich zunächst die slavischen Pferde der Vandalen, Sueven und Alanen, welche das Reich Vandalufien (das heutige Andalusien und Granada) gründeten, später die Pferde der Westgothen, welche seit 428 Herren Spaniens waren; zu diesen Racen kam noch seit 711 die orientalische Race, so daß in den Jahrhunderten, von denen wir reden, die ursprüngliche iberische Race, die nach Einigen durch die Phönicier aus Arabien, nach Andern aus Africa in die pyrenäische Halbinsel eingeführt sein soll, sich vollständig verändert hatte, und zwar eben so sehr durch zahlreiche Einwanderung fremder Pferde nach Spanien, als durch ihre Kreuzung mit gothischen und mauritanischen Ankömmlingen. Die spanischen Mauren, welche das Unzulängliche ihrer leichten orientalischen Pferde erkannten, waren darauf bedacht, den in Spanien producirten Typen jene Widerstandskraft zu vermitteln, die unmaßgeblich nothwendig war, um den Angriff der massiven Pferde der christlichen Ritterschaft aushalten zu können; wogegen die Ritter des

christlichen Nordens sich bemüheten, ihren Pferden jene Gewandtheit und Schnelligkeit mitzutheilen, welche die mauritanischen Pferde auszeichnete. Daher entstand die Nothwendigkeit der Kreuzung der nordischen Racen mit denjenigen des Orients, und diese auf Sachkenntniß beruhende Kreuzung brachte auf der einen Seite die andalusische Race hervor, deren Ruf und Werth unzweifelhaft, und auf der andern Seite wiederum einige der besten Racen Frankreichs, Englands, Deutschlands und Polens. Die Araber Syriens, Africas und Spaniens standen vier Jahrhunderte hindurch an der Spitze der civilisirten Welt und die Höhe der Entwicklung ihrer intellectuellen Kräfte blieb nicht ohne Einfluß auf die hippische Welt.

Die Erinnerung an die glänzenden Touriere der Mauren Granadas und Cordubas, hat sich lebendig im Gedächtniß des Volkes erhalten. Bis zu welchem Grade die Liebe zum Pferde in jener Epoche sich gesteigert hatte, wo dieses edle Thier alle seine Kräfte dem Dienste des Ruhmes, der Liebesabenteuer und Vergnügungen der Menschen widmete, ist kaum zu glauben. Die Geschichte hat viele Einzelheiten aufbewahrt, die beweisen, welchen Werth die Mauren ihren edlen Lebensgefährten beilegte. Einer von ihnen verkaufte die Stadt Bobam dem Kloster von Lortwan für eine tragende Stute. Diejenigen Califen, welche für Verdienste ihrer Pferde in Legenden am höchsten gepriesen werden, sind Abderrhama III. und Almanzor, welche ausgezeichnete Gestüte hielten und die besten Pferdetypen des Orients aus der Verberei und Syrien einführten. Die Geschichte erwähnt eines Geschenks von fünfzehn Pferden, welches der Groß-Bezir Abd-el-melek ben Szaid dem Abderrhama III. machte. Seit der Schlacht bei Guadeleti, mit welcher die Herrschaft der Mauren in Spanien begann, sind sieben Jahrhunderte bis zu dem Tage verfloßen, an welchem Boabbil, der letzte König von Granada Thränen vergoß, als er von der Höhe des Berges Padul auf sein zerstörtes Reich herabschaute, das für immer für das Volk seines Stammes verloren war. Im ganzen Verlauf dieser langen Jahrhunderte haben Könige, Emire, Califen und Sultane mit einander gewetteifert, das Pferd zu veredeln und haben an vielen Orten Spaniens Gestüte angelegt, deren Spuren noch heute im Blute der Pferde, in den Sitten der Nation, in den Denkmalen des Landes und in den geschichtlichen Traditionen sich erhalten haben.

Die Kriege der Mauren mit den Christen und die bei den einen, wie bei den andern gleich hoch entwickelte Ritterhaftigkeit haben durch ihre fabelhaften Heldenabenteuer alten Balladen und Legenden den Stoff

geliefert, Balladen und Legenden, welche das Volk in Spanien bis auf den heutigen Tag noch gern wiederholt. Ich führe hier eine derselben an, deren Stoff bis gegen das Ende des VIII. Jahrhunderts reicht, und deren Inhalt der Uebersetzer in reimlosen Versen wiederzugeben versucht hat.

### G w a r i n o s.

#### I.

Heil ihr Franken! wohl beklagt ihr  
Roncevals unselge Kämpfe,  
Wo die Helben Karls des Großen,  
Retten oder Tod nur fanden.

Auch Gwarin verlor den Lorbeer  
Alter Siege, alten Ruhmes,  
Fiel am Unglückstag des Kampfes,  
Sieben Kön'gen in die Hände.

Sieben Saracenen Herrscher  
Warfen siebenmal die Würfel,  
Sieben Mal sprach das Verhängniß  
Marlot ihn, dem König, zu.

Voller Freuden war der König,  
Hielt ihn höher doch als Demant:  
„Höre“, sprach er, „Marlots Worte,  
„Held der Christenheit, merk auf.

„Wirf von deiner Brust das Kreuz da,  
„Beuge dem Propheten dich,  
„Sollst ein Feldherr der Araber  
„Werden, meines Auges Stern.

„Schätze geb ich, ungemessen,  
„Dir und meinen Thron als Erbe,  
„Eine Tochter dir zur Gattin,  
„Eine dir als Mitgift hin.“

„Dank dir, König, für die Worte,  
„Für die Gnade, deine Gaben,  
„Aber möge Christ mich wahren,  
„Du bekennen deinen Glauben.

„Mag nicht Weib, nicht Glück, nicht Hoffen,  
„Nicht zum Kampf Araber führen.  
„Jenseit jener Berge liegt mir  
„König, Glaube, Lieb' . . . mein Alles!“ . . .

Grimm erfasst des Mauren Seele:  
 „Du verachtest Gold, Glück, Herrschaft?  
 „Fort mit diesem stolzen Girauren,  
 „Fort in Ketten in den Kerker:

„In den finstersten der Kerker  
 „Werft ihn, Henker, laßt ihn schmieden  
 „In sechs Ketten, und verfaulen  
 „Mag der Hund dort, der ungläub'ge!

„Und so oft zum Fest man ruhet  
 „Von den Minarets, den hohen,  
 „Straft an aller Wege Kreuzung  
 „Ihn mit Ruthen, ihn, den Starrkopf!“

## II.

Jahre schwinden ihm im Kerker . . . .  
 Kam der Tag Johannis, des Täufers,  
 Heilig beiden ohne Wandel,  
 So dem Christen, wie dem Mauren.

In den Netzscheds, in den Kirchen  
 Steigen Bitten auf zum Himmel,  
 In den Straßen streuen Blüthen  
 Söhn' des Morgens und des Abends.

König Karlot saß im Purpur,  
 Spiele gab er seinem Volke,  
 Dieß als Ziel für Lanzenchwinger  
 Eine Scheibe hoch erhöhen.

Stunden schon beim Spiel enteilt  
 Doch die Scheibe, die traf Niemand,  
 Jeder Maure warf die Lanze,  
 Doch das Ziel, es war zu hoch ihm.

Jorn unwohlt die Stirn des Königs  
 Wuth im Blick, im Worte Grimm;  
 Laut verkünden die Herolde  
 Seines Willens grausen Sinn:

„Ohne Mutterbrust verhungern  
 „Soll der Säugling, Niemand essen,  
 „Auch nicht trinken, bis der Scheibe  
 „Hohes Ziel in Trümmern liegt.“

Wilder Schrei erfüllt die Lüfte,  
 In die Tiefen bringt der Wehruf,  
 „Ha! was hat das zu bedeuten?“  
 Spricht Gwarin für sich, und lauschet.

„Ist das Freude, ist das Jubel?  
 „Freit die Königstochter Einer?  
 „Doch vielleicht ruft man die Massen,  
 „Peitschen wird man dich unfehlbar.“

Doch der Maur, der Hüter einer,  
 Spricht darauf: — „du bist im Irrthum,  
 „Niemand freit die Königstochter,  
 „Niemand wird dich jeho peitschen.

„Heute ist Johannis Festtag,  
 „Lanzenspiele sinds der Jugend.  
 „Noch ist unverlegt die Scheibe  
 „Und der grimme König kündigt:

„Keiner wag's zu essen, trinken,  
 „Sei ein Greis er oder Säugling,  
 „Bis das Ziel nicht ist getroffen,  
 „Bis die Scheibe nicht zertrümmert.“

Heimlich bebt das Herz Ewarinos,  
 „Hei! mein Kabe, hätt' ich Rüstung,  
 „Säß auf meinem Roß ich, hätte  
 „Meine wohl verstahte Lanze,

„Jene Lanze, die mir diente  
 „In den Kämpfen Carl's des Großen,  
 „Meinen Kopf zum Pfande gab ich,  
 „Daß die Scheibe ich zertrümmre.“ —

„Wie? du trauest deinen Armen,  
 „Deinen Muskeln deinem Auge?  
 „Solche Qual, wie du erlitten,  
 „Hat noch Keiner je bestanden!

„Sieben Jahr schon nagt die Kette,  
 „Zählend an dem Nacken dir!  
 „Doch! du willst? ich eil' zum König,  
 „Trage dein Begeh'r ihm vor.“ —

Sprach's und warf die Eisenthüre,  
 Daß die Tiefen tief erdröhnten,  
 Eilt zu Marlot hin, dem König,  
 Wispelt leise ihm ins Ohr:

„Jener Christ, der sieben Jahre,  
 „Im Verließ an Ketten schmachtet,  
 „Will die Scheibe niederschmettern,  
 „Will sein Roß und seine Rüstung.“

Und der König: „Wie? noch lebt er?  
 „Faulte noch nicht in der Fäulniß?  
 „Habt ihn dort nicht hungern lassen,  
 „Nicht geknechtet noch gequält!

„Mag er kommen! Holla, Henker!  
 „Reicht ihm seine alte Rüstung,  
 „Trägt er sie, so ist's ein Wunder,  
 „Wunder eines Christenhundes.“

Rother Kost zertraß die Rüstung,  
 Sieben Jahr den Karrn das Roß zog,  
 Und vergleichbar einem Schemen,  
 Trat er vor den König — drohend;

Warf sich eilig in die Rüstung  
 Sprang zu Roß — das Schwert umgürtet . . .  
 Und der König, laut auflachend:  
 „Wohl nun zeige deine Wunder.“

Und sein Antlitz bleich und elend  
 Glüht bald auf und klärt sich ruhig,  
 Der Gefangne brennt vor Hornmuth,  
 Tummelt blühschnell seinen Rappen.

Und der wiehert — ohne Zweifel  
 Denkt des Kampfs er und erkennt  
 Seinen Herrn, der schnellen Wurfs  
 Bringt zum Fall die hohe Scheibe.

Reid braust auf in lautem Hornruf,  
 Schwerter zuden aus der Scheide,  
 Aber Gwarin's rost'ge Schneide,  
 Mächt die Köpfe rings im Kreise,

Setzt den Sporn tief in die Weichen  
 Und des Rosses Hufe tönen,  
 Hinter ihm der Mauren Beste,  
 Doch vergebens — er verschwand! . . .

Kam nach Frankreich, und dort grüßen  
 Ihn Vasallen treu und gut,  
 Dort umkränzen Damen, Ritter  
 Ihn, den Held, mit Ehr und Liebe.

Das ganze Mittelalter hindurch war ein spanisches Pferd das kostbarste Geschenk, das man einem Könige machen konnte.

Sie waren es, die den ersten Tropfen orientalischen Blutes nach Europa brachten. Frankreich und England machten ihre erste Kreuzung mit spanischen Pferden. Kein Pferd kam als Streitroß dem andalusischen



gleich. Es war hoch von Wuchs, sein Hals majestätisch und gebogen, sein Kopf groß und stolz, die Glieder stark und sehnig, seine Bewegung grazios und prächtig, seine Lebenskraft unerschöpflich. Es besaß neben der Schnelligkeit und Gedrungenheit des orientalischen Pferdes zugleich den Wuchs, die Milde und Langmuth des nordischen. — Obwohl Spanien heut selbst gesteht, daß die Art seiner Pferde längst schon degenerirte, so ist sie dennoch heute noch besser, als diejenige anderer Länder, und Frankreich verwendet spanische Beschäler mit gutem Erfolge für einige seiner Gestüte. Viele Umstände, welche den Verfall des spanischen Pferdes verursachten, traten gleichzeitig ein; zunächst hatten die christlichen Könige, welche auf die Abenceragen folgten, keinen Sinn für das Pferd und hippische Spiele, indem sie dieselben als durch die Muhammedaner entweiht verdammtten, ferner verfiel der Ackerbau, ohne den Pferdebezug undenkbar ist, von Jahr zu Jahr in dem Maße, als die Araber Spanien verließen, denn sie eben hatten sich der Cultur des Bodens ganz hingeeben, während das Gold der neuen Welt die Trägheit beförderte; endlich hat Carl III. dem spanischen Pferde den Todesstoß dadurch versetzt, daß er neapolitanische Pferde einfuhrte und alle Gestüte damit füllte. Das spanische Pferd gewann dadurch allerdings an Höhe des Wuchses, aber verlor dafür den Character seines Adels. Zur Verkümmernng des spanischen Pferdes trug auch nicht wenig die Einführung der italienischen Manege bei, die sich in Spanien so einbürgerte, daß man sie in Deutschland „das spanische Reiten“ nannte.

Diese Art von Reiten verlangt verkürzte Bewegungen, welche nach Tempos gemessen werden, erfordert aber weder die Kraft der Muskeln und starke Lungen, noch auch Länge und Energie der Gelenke. Und doch ist das Pferd für den Lauf geschaffen und nur nach dem Grade der Schnelligkeit seiner Bewegungen kann man ein Urtheil über seinen Werth fällen. Die Wettrennen des Alterthums, die Kriege des Mittelalters, die mauritanische Phantastik, Jagden und besonders die Wettrennen der neueren Zeit geben ein Maß für die Bestimmung des Werthes eines Pferdes. Die Manege kann weder in dieser Beziehung maßgebend sein, noch darf sie als Ziel und Zweck des Daseins des Pferdes angesehen werden.

In Spanien fehlt es indessen doch nicht an Verordnungen, welche zur Pferde-Industrie aufmuntern. Einige Landestheile sind ausschließlich für die Pferdebezug bestimmt, wie: das Königreich Corduba, Sevilla,

Granada, Murcia und die Provinz Estremadura. Der Eigenthümer von zwölf Mutterstuten und drei Beschälern, darf dort wegen Schulden nicht zur Haft genommen werden und ist frei von allen öffentlichen Diensten; der Besitzer von sechs Stuten erfreut sich nur einiger dieser Privilegien. Allein ungeachtet aller dieser Anregung von Seiten der Gesetzgebung behielt die Trägheit der Nation doch nicht selten das Uebergewicht über die heiligsten Pflichten eines Bürgers und beseitigte allmählig die harten Sitten des Ritterthums; König Alfons sah sich genöthigt, dem Adel das Reiten auf Maulfeln zu verbieten, jedoch hatte dieses Verbot nicht die geringsten Folgen.

Zu den ersten Gestüten Spaniens gehörte dasjenige der Cartause bei Xeres. Dieses Kloster besaß ein ausgezeichnetes Institut, in welchem die berühmtesten andalusischen Rasse gezüchtet wurden; — heute sind von den umfangreichen Stallungen desselben nur Ruinen übrig geblieben, und nur hin und wieder finden sich noch schätzbare Ueberreste desselben in der Umgegend von Xeres. Das Gestüt in Aranjuez, Eigenthum der spanischen Könige, zu dem als Dependenz auch das Gestüt von Corduba gehörte, stand seit lange in hohem Rufe. Man züchtete dort die unter dem Namen „*Hacas de la Regna*“ bekannten Pferde, ausgezeichnet durch ihre Schnelligkeit, Feinheit der Glieder, Grazie der Formen und Eigenthümlichkeit der dunkelrothbraunen Haarfärbung, die durch viele Generationen hindurch constant war. Während der letzten Kriege hat dasselbe schwer gelitten, aber seit einigen Jahren ist es zu seinem früheren Glanz langsam zurückgekehrt, und besitzt einige hundert Mutterstuten neben zahlreichen Beschälern, von denen eine ansehnliche Anzahl rein englischen Blutes ist. Heute wird dasselbe mit Umsicht und Sachkenntniß geleitet.


Vor Kurzem hat sich in Spanien ein hippischer Verein gebildet, der als Devise die Sentenz angenommen hat: „*pro republica est dum ludere videmur.*“

Man hat auch vor nicht langer Zeit Pferderennen nach den Grundsätzen der heutigen Wissenschaft an verschiedenen Orten des Landes organisiert.

Sobald Spanien sich seinen alten, vormaligen Glanz zum Bewußtsein bringen und begreifen wird, daß es einst durch Wettrennen und hippische Spiele den Zenith seines hippischen Ruhmes erreichte und daß es denselben durch den Verfall jener verlor, wird es mit Eifer dieselben

wieder aufnehmen und das spanische Pferd das Land vor gänzlichem Ruin vielleicht retten.

Heute freilich ist der hippische Reichthum der iberischen Halbinsel noch so beschränkt, daß beide Länder, Portugal wie Spanien, im Vergleich zu anderen Staaten Europas in dieser Beziehung die letzte Stelle einnehmen. Portugal besitzt im Ganzen 142,000 Pferde, oder je neunundsiebzig auf die Quadratmeile, d. h. je ein Pferd auf achtundzwanzig Einwohner, und Spanien zählt nur 500,000 Pferde, d. h. siebenundfünfzig auf die Quadratmeile und je eins auf dreißig Einwohner.



## Siebenter Abschnitt.

### Das mongolische, ostasiatische und türkische Pferd.

#### § 115. Geschichtliche Ereignisse des XIV. und XV. Jahrhunderts.

Die Centralisation der höchsten Gewalt in den entstehenden Reichen ist der Character der Geschichte des XIV. und XV. Jahrhunderts in politischer Beziehung. Das Volk, d. h. die Masse, wird das Mittel und die Hauptstütze für die Entwicklung dieser Idee, Adel und Ritterthum beginnen die Bühne zu verlassen und weichen neuen Elementen. In Frankreich berathen die unter Philipp dem Schönen, berufenen Stände die Bedürfnisse des Reiches, die Parlamente erreichen in Beziehung auf Landes-Angelegenheiten eine hervorragende Stellung — und der Ritterorden der Templer wird aufgehoben.

Unter Philipp VI., Valois, eilt die von ihm berufene französische Ritterschaft zur Vertheidigung ihres Suzerains gegen Eduard III., König von England, aber die Geschosse der neu erfundenen Geschütze werfen Roß und Reiter in Stahl und Eisen über den Haufen, und an dreißigtausend der auserlesensten Ritterschaft bedecken die Gefilde von Cressy.

Indessen verschwinden die ritterlichen Sitten und der Adel der Gesinnung doch nicht so schnell aus der Gesellschaft, und als König Johann der Gute, bei Raupertuis in englische Gefangenschaft geräth, wird er von dem siegreichen schwarzen Prinzen mit der größten Ehrfurcht behandelt. Er selbst bedient ihn an der Tafel, und bei dem Einzuge in London begleitet er als eigentlicher Triumphator, den prächtig gekleideten, auf einem herrlichen Paradeschimmel reitenden König, sehr bescheiden gekleidet auf einem unansehnlichen schwarzen Klepper. Johann seinerseits zögerte dann, als der Herzog von Anjou, einer seiner den Engländern als Unterpfand gegebenen Söhne, heimlich entfloh, keinen Augenblick seine Stelle wieder

einzunehmen, und als ihn seine dienende Ritterschaft von diesem Vorhaben abzubringen sich bemühte, sprach er jene an die ritterlichen Traditionen erinnernden Worte: „und wenn Glaube und Treue vom Erdboden verschwinden sollten, so wird ein königliches Herz beide aufrecht erhalten.“

Das Ritterthum fühlte das Herannahen seines Endes, welches durch drei wichtige Erfindungen dieser Zeit veranlaßt und beschleunigt wird. Die Erfindung des Schießpulvers verdrängt durch den Miethssoldaten den Ritter — die Erfindung des Buchdruckes liefert ihm, anstatt der Lanze und des Schwerts, das Buch in die Hand, und die Verbesserung des Compasses bildet den Seehelden, der den Ritter von seiner hohen Stellung, die er in früheren Jahrhunderten einnahm, verdrängt. Die Thatkraft des Ritters verschwindet vor der vernichtenden Wirksamkeit der Kanonenkugel. Die glänzendsten Thaten der Vorzeit verblaffen neben der Entdeckung eines transmarinen Erdtheils. Der Ruhm Gottfrieds von Bouillon erlischt neben dem eines Vasco da Gama und Christoval Colombo, und das gedruckte Buch wird der Trost des Ritters in der tiefen Betrübniß über die verschwundene unwiederbringliche Herrlichkeit. Auch die niederen Massen beginnen in den Tumulten der sogenannten Jacquerie das Haupt zu erheben. Carl V., der Weise, ordnet die Gerichte im Lande und gründet in Paris eine Bibliothek. Es sind das allerdings keine ritterlichen Thaten, aber jedenfalls sind sie geeigneter dazu, sein Ansehen zu erhöhen und ihn der Unsterblichkeit im Gedächtniß der Geschichte zu versichern. Der Bürgerkrieg in Frankreich zwischen der burgundischen und orleanischen Faction, der während der Regierung Carls V. geführt wird, verwüftet das Land, umgiebt aber die Ritterschaft, wenn auch nur für Augenblicke, mit einer gewissen Aureole des Glanzes. Unter demselben Könige beweist ein von ihm unterschriebenes Decret, vermöge dessen einem gewissen Edelmann sein Pferd dafür confiscirt wurde, weil er den Jean Raoul getödtet, wie noch in jenen Zeiten die uralte Strafe der Confiscation des Pferdes für ein Verbrechen Geltung hatte. Der durch den Vertrag von Troyes entfetzte Carl VII. erlangt seine Krone schon nicht mehr durch das Schwert der Ritterschaft, sondern durch die Treue seines Volkes wieder, welches die Idee der französischen, in der mystischen Gestalt der Jungfrau von Orléans incarnirten, Nationalität erfafßt. Das Ritterthum, dem fremden Suzerain Heinrich IV. ergeben, muß der nationalen Idee weichen, die den Trümmern des Feudalismus entspringt und immer mächtiger sich entfaltet.

Ludwig XI. erweitert durch die Schlaueit seiner Politik die königliche Macht, vereinigt die Lehne Anjou, Maine, Provence und Burgund mit der Krone, und wiederum tritt eine Johanna als Personification des königlich-nationalen Gedankens auf. Die Vertheidigung Beauvais gegen die Burgunder verdankt ihr Gelingen dem Heldenmuth der Johanna von Fächette. Die letzten Proben ritterlicher Thaten sollen sich auf dem heiligen Boden Italiens zeigen, Italiens, dessen Prädestination es zu sein scheint, als Wahlstatt zu dienen, wo die geharnischten Ideen, welche durch Europa kreisen, ausgekämpft werden. Ein fünfzigjähriger Krieg beginnt daselbst unter Carl VIII., gewinnt an Umfang und endigt erst im folgenden Jahrhundert.

### § 116. Wagen in Frankreich während dieser Epoche.

Obwohl, wie ich weiter oben gesagt habe, das Reitpferd im Mittelalter das allgemeine Vehikel für Durchmessung größer Räume war, so darf man doch nicht meinen, daß man in Frankreich zu jener Zeit keine Wagen gekannt hätte. Die gallische Civilisation, welche Frankreich erbt, hatte von Rom die Kenntniß sowohl der Wagen als auch die Gewohnheit ihrer Anwendung erhalten. Alle Arten zwei- und vierrädriger Wagen wie: *plastrum*, *cisium*, *hirota*, *carpentum*, waren an den Ufern der Seine eben so bekannt wie an denen der Tiber. Die antike *rheda* war sogar ausschließlich eine gallische Erfindung und diente den hochverehrten Druiden und Eubagen vorzugsweise zu Fahrten und Festlichkeiten. Die gallischen Frauen liebten von Alters her die Wagen. Sobald aber der allgemeine Andrang der verschiedensten barbarischen Völkerschaften die römische Sitte und Ordnung umstürzte, und sobald der germanische Stamm der Franken Gallien unterjochte, da wurden die alten berühmten steinernen Wege der Römer verwüstet und vielen der Vernichtung, so daß man nicht mehr entfernt daran denken konnte, auf ihnen mit Wagen zu fahren. Tragsessel und Sättel mußten bei einem solchen Stande der Dinge die Equipagen vertreten.

Indessen veränderten sich die Zustände schnell, so daß schon im XIII. Jahrhunderte Wagen in Frankreich im allgemeinen Gebrauche waren. Obwohl die Männer fortwährend die Fahrt im Wagen für entwürdigend erachteten und niemals Lectiken gebrauchten, in welchen sie gleichsam wie „heilige Reliquien“ herumgetragen wurden, so verbreitete sich doch bei den Frauen der Geschmack für Wagen binnen Kurzem dermaßen, daß

König Philipp, le Bel, in einer den Luxus betreffenden Verordnung vom Jahre 1294 allen Frauen der Städte den Gebrauch von Wagen mit den Worten verbietet: „premièrement nulle bourgeoise n'aura char“; indessen scheint dieses Verbot weniger gegen den Luxus als vielmehr gegen die Verengung der schmutzigen und ohne dies engen Straßen der Hauptstadt durch die, jedenfalls nicht schmalen Wagen gerichtet gewesen zu sein. Eine Verordnung desselben Königs vom Jahre 1282, welche den Hof der Könige betrifft, liefert den Beweis, daß Verschwendung und Uebermaß in Beziehung auf Wagen am königlichen Hofe nicht geduldet wurde. Diese Verordnung befiehlt, daß die königliche Gemahlin nur zwei Damen und drei Fräulein um sich habe, zugleich daß sie nur einen Wagen (char) mit Viergespann für sich, und einen zweiten, ebenfalls vier-spännigen, für ihre Damen besitzen solle.

Für die Ceremonie eines feierlichen Einzugs bedienten sich die Monarchin und andere Damen gewöhnlich offener Tragsessel, wengleich auch diese Damen, bei solchen Feierlichkeiten, nicht selten sich sehr gern hoch zu Roß in Begleitung eines zahlreichen, ebenfalls berittenen, Damengefolges zu zeigen pflegten. Auf diese Weise erfolgte der feierliche Einzug der Maria von England in Abbeville, welche zur Trauung mit Ludwig XII. im stattlichen Gefolge von Damen zu Pferd einzog. Der König, umgeben vom ganzen Adel zu Roß, ritt ihr auf seinem großen Schlachtroß entgegen und gab ihr den Willkommen-Kuß, ohne abzusitzen.

Es scheint, daß die östlichen Theile Europas dem Westen in der Kunst der Wagenfabrication vorausgeeilt waren. Im Jahre 1457 überbrachten die Gesandten Vladislaws V., Königs von Ungarn, der französischen Königin, Maria von Anjou, einen Wagen, der die allgemeine Bewunderung des Hofes und der Stadt Paris dadurch erregte, daß er in Gurten hing und sehr reich verziert war (brulant et moult riche). Kunstreichere Wagen, welche den Namen Careten (coches, carosses) erhielten, erschienen erst unter Franz I. Im Anfang war die Zahl derselben sehr gering und in ganz Paris hatte nur die Königin und Diana von Poitiers eine solche Carete, die übrigen Frauen pflegten in Lectiken oder Sänften getragen zu werden oder ritten auf kleinen Pferden, welche durch Kammerdiener geführt wurden. Die Mitglieder des Parlaments ritten auf Maulthieren, die dann von Knechten vor dem Palast auf und nieder geführt wurden, bis jene hohen Würdenträger ihre Rathungen geendigt hatten. Von dieser Sitte stammt der französische

Ausdruck „garder le mulet“, um die Ungeduld und Langeweile zu bezeichnen, von welcher ein langes Harren und Warten begleitet ist. Im Jahre 1563 beschließt das Parlament die alte Sitte, Maulthiere zu reiten, unverändert beizubehalten und erläßt eine Adresse an König Carl IX. mit der Bitte, den Gebrauch von Careten in der Stadt zu verbieten. Erst im XVII. Jahrhunderte war Christof de Thou, der Vater des Geschichtsschreibers, wegen seines Bodagras genöthigt, als Präsident des Parlaments, sich einer Carete zu bedienen; seine Frau hingegen saß nach wie vor zu Pferde, dem ein Reitknecht vorausritt.

Heinrich IV. besaß nur eine Carete für sich und seine Frau, wie man aus einem Briefe desselben an Sully schließen kann, worin er schreibt: „ich kann heute nicht zu dir kommen, weil meine Frau unsere Carete gebraucht.“ Alle diese Careten mogten wohl nicht sehr besonders sein, wenn diejenige, welche Bassompierre zu Ludwigs XIII. Zeiten sich bauen ließ, als ein Wunderwerk angestaunt wurde, da sie ein Glasfenster besaß, und doch fuhr schon die polnische Königin Hedwig im XIV. Jahrhunderte in einem solchen Wagen durch die Straßen von Krakau, wie wir das später sehen werden.

#### § 117. Weitere geschichtliche Ereignisse des XIV. und XV. Jahrhunderts.

In England wüthen die Kämpfe des Hauses Lancaster und York, bekannt unter dem Namen der weißen und rothen Rose, in denen der wohlhabendere Adel sich gegenseitig vernichtet und dadurch den künftigen Königen die unmittelbare Fühlung zwischen der höchsten Gewalt und dem eigentlichen Volke anbahnt. In dem Verlauf der drei und dreißigjährigen Dauer dieser Kämpfe erliegt eine Million Ritterschaft und achtzig Fürsten königlichen Bluts auf dem Schlachtfelde. Zur Decimierung des Adels aber tragen die Kriege Englands mit Frankreich und Schottland noch wesentlich bei.

Das Pferd ist in jenen Zeiten das unentbehrlichste Geschöpf. Eduard II. kauft in der Lombardei dreißig Hengste als Reitpferde und zwölf als Wagenpferde, giebt hundert Mark Sterling, um fünfzig spanische Beschäler anzukaufen und verschafft sich bei den Königen von Spanien und Frankreich die Erlaubniß des Transports derselben durch ihre Reiche. Die Geschichte erzählt uns von schnellen Rennpferden, welche dieser König in seinen Gestüten hielt, und obwohl man nicht mit Gewißheit wissen kann, zu welcher Race sie gehörten, so unterliegt es doch



keinem Zweifel, daß ihr Blut einen hohen Grad von Adel besessen haben müsse, denn der Import orientalischer Pferde war in dieser Epoche sehr bedeutend. Einer der Beweise für die angestregte Thätigkeit Englands eine gute Race im Lande zu produciren, worauf viel Werth gelegt wurde, liegt in dem Verbote Eduards, Pferde ins Ausland zu exportiren. In dem Grade, als die Race sich zu veredeln begann, stieg der Preis für gute Pferde und erreichte endlich eine solche Höhe, daß Eduard III. 1308 sich genöthigt sah, durch ein Gesetz den Preis für Pferde zu bestimmen.

In Deutschland ist die goldene Bulle Carls IV. das hauptsächlichste Document für Characterisirung der Bestrebungen damaliger Herrscher, ihre Staaten innerlich zu organisiren. Dieses Cardinalrecht des Reiches verleiht zwar den Kurfürsten das Privilegium localer Allgewalt, allein es beschränkt die Zahl derselben auf die Zahl der sieben Todsünden und ebenso vieler Arme des Leuchters in der Apokalypse, nach dem Ausdrücke des Documentes selbst.

In dem durch Bürgerkriege zerrissenen und ermatteten Polen triumphirt endlich der die Politik der Fürsten damals beherrschende Geist, die Staatsgewalt in der königlichen Hand zu concentriren, unter Blaslaw Lokietek, und entwickelt sich unter Kasimir dem Großen, der mit dem Beinamen „des Bauernkönigs“ die Landesgesetze in dem Wislitzki'schen Statut zusammenstellt, die Universität Krakau gründet und seinen Thron auf die Liebe seines Volkes, auf Gerechtigkeit der Gerichte und die Aufklärung aller Stände der Nation stützt.

Das moskowitische Großfürstenthum wirft das tatarische Joch ab und nachdem es Achmet-Chan vom Kaptshak besiegt hat, erscheint es unter Ivan III. Wasilewitsch als Monarchie, welche die Formen ihrer Verwaltung mit den im damaligen Europa herrschenden Tendenzen in Einklang zu bringen sucht.

Die päpstliche Gewalt, welche die jetzt schon heranreisenden Staaten und Nationen gepflegt und groß gezogen hat, beginnt an Ansehen und Bedeutung zu verlieren. Die Verlegung des päpstlichen Stuhls nach Avignon und die Spaltung der Kirche des Abendlandes beraubt den Papst seines früheren Glanzes und Zaubers, und erst das Concil zu Basel und Nicolaus V. erhebt die Tiara aus ihrem Verfall. Von dieser Zeit ab folgt die Politik der römischen Curie dem allgemeinen Drange der Welt nach monarchisch-nationaler Gestaltung, hat aus-

schließlich die Organisation des Kirchenstaats im Auge und bündigt von der neu befestigten Engelsburg aus die Willkür und Widerspenstigkeit der Vasallen. Wissenschaft und Gedankenfreiheit erzeugen Abfall von der Kirche und die Häresie dient der Politik und nationalen Bestrebungen als Werkzeug. Die Häresie Wicliff's wird zur Standarte des Hauses Lancaster in York, und aus der Lehre des Johann Huß schafft sich das böhmische Volk einen Mittelpunkt, um welchen sich die national = slavisch = böhmische Opposition gegen die kaiserlich = deutsche Gewalt schart.

Ganz Europa wird christlich; — der Islam besteht nur noch in einzelnen Theilen desselben und kaum ist ihm das byzantinische Kaiserthum verfallen, als er durch das, unter Ferdinand und Isabella vereinigte Castilien und Catalonien aus Spanien gänzlich verdrängt wird und der Orden der Hospitaliter von St. Johannes ihm die Insel Rhodus entreißt. — Das Heidenthum verschwindet aus Europa. Die letzten Götter, die sich bisher in den unzugänglichen Sümpfen und Wäldern Litthauens noch verborgen hatten, werden auf Befehl Vladislaws Jagielloß aus ihren Heiligthümern und den ihnen geweihten Wäldern vertrieben. Die Litthauer und Schamaiten, die letzten heidnischen Völker Europas, nehmen die Taufe an und sich an Polen, ihren mütterlichen Pathen, anschließend, theilen sie fortan mit diesem unzertrennlich alle Schicksale im Verlaufe der Geschichte.

Die ritterlichen Gewohnheiten verschwanden allmählig, und als die Erinnerung an dieselben im Westen dem Gedächtniß vollständig entwich, bewahrte Polen allein noch Jahrhunderte hindurch in seinen Sitten jene überall bereits untergegangene Praxis. Noch lange schwärmten an den Höfen polnischer Magnaten eine zahlreiche Schar von Hofleuten, welche das Gefolge der mittelalterlichen Knappen am Hofe der ritterlichen Großen des Westens repräsentirte. Die Ceremonie der Freisprechung eines Hölflings durch den Herrn, oder des erwachsenen Sohnes durch den Vater erinnerte an den ehemaligen Ritterschlag. Die leeren Plätze am Tische des polnischen Edelmannes, die da auf Ankunft fremder Gäste harrten, die angestaunte Verschwendung der Gesandten polnischer Könige, die in den Straßen fremder Hauptstädte absichtlich goldene Fußbeschläge verloren, waren die letzten Reste ritterlicher Gewohnheiten, welche in Polen mit einer gewissen Religiosität aufrecht erhalten und von den Völkern des Abendlandes selbst angestaunt wurden.

Die Erscheinung Tamerlans im Osten ist die letzte glänzende Manifestation Dschingischanischer Herrschaft, die sich auf dem mongolischen Pferd über den ganzen Orient ausdehnt.

### § 118. Das mongolisch-tatarische Pferd.

Die heutigen ethnographischen und linguistischen Studien haben die Nationalitäten, welche die mongolische Macht in eine verschmolzen und mit ihrer gesonderten Civilisation übertüncht hatte, die man im Abendlande für eine einzige hielt, und lange Zeit hindurch mit dem Namen des Tatarenthums belegte, in zwei gesonderte Nationalitäten geschieden. Heute theilt man die einst zahllosen Horden, welche von einem und demselben Geist für Raub besetzt waren und einem einzigen Befehle gehorchten, in mongolische und türkische, zu welchen letzteren man die Tataren und zwar aus dem Grunde zählt, weil der Name Tatar inmitten dieser Völker nur einem der turkomanischen Stämme ausschließlich zukommt. Sprache, Gesichtszüge, Schädelbildung, kurz Alles ist bei dem Tataren anders als bei dem Mongolen; nur die Gemeinschaftlichkeit der Geschichte und die Erinnerung der vormals glänzenden Zeiten unter Dschingischan und Tamerlan ist das Band, welches sie verbindet. Im XV. Jahrhunderte und viel später, ließ sich Europa nicht, ja läßt sich sogar heute noch nicht, auf die feinere Unterscheidung der Stämme ein und umfaßt unter dem Namen Tatar sowohl den Mongolen wie den eigentlichen Tataren. Unter Tamerlan und später fortwährend waren die Hauptlinge der Horden immer Mongolen, das untergebene Volk aber ein Gemisch verschiedener Stämme. Die Ethnographen rechnen die Tataren zu den semitischen Stämmen und schildern sie als kräftig gebaut und von schönen Gesichtszügen; den Mongolen dagegen lassen sie die ganze Mißgestalt, welche die alten Geschichtschreiber allen beilegten. Die Polen, welche hinlänglich Gelegenheit hatten, sich dieselben näher anzusehen, sind alle darüber einig, daß sie nicht groß von Wuchs waren, ein fahles breites Gesicht, schwarze, kleine, schrecklich tiefliegende Augen, und einen geschorenen Kopf hatten, mit Ausnahme der Großfürsten und Murzen, welche einen kleinen Haarschopf stehen ließen, den sie hinter das Ohr drehten.

Das Pferd dieser Völker war ebenso unansehnlich, ebenso hart, haltlos und wild wie sein Reiter. Es scheint als ob die Vorsetzung diese beiden Wesen tiefliegender Augen, knochigen Baues und widerhaarigen Temperaments für sich gegenseitig geschaffen habe. Dieses Pferd, auf

tatarisch „Boſchat“ genannt, war klein, gedrungen, ſchnell und behend, trug den Schweif gut, hatte ſtarke Sehnenbänder, mit gutem Anſatz, aber ſein Kopf war ſchwer und ungeſchickt, die Rippen platt, die Hüftknochen hervorragend. Die Natur hat ihm Alles verſagt, was dem Pferde Grazie und Schönheit verleiht, und ließ ihm nur Knochen, Muskeln und Sehnen, welche eine hohe, energiſche Bruſt belebt. In der Schilderung der Tüchtigkeit tatarischer oder mongoliſcher Pferde kommen bei Reiſebefreibungen nicht ſelten Uebertreibungen vor. Einige wollen von ihnen z. B. behaupten, daß ein Pferd dieſer Gattung fünf Tage und Nächte ohne Unterbrechung zu laufen im Stande ſei, und daß es während dieſer Zeit nur alle acht Stunden eine Hand voll Heu zur Stärkung erhalte.

Alexander Swagnin, Rittmeiſter im polniſchen Heere und zu Sigismunds III. Zeiten zum Ritter geſchlagen, erzählt, daß die Tataren im Nothfalle an einem Tage zwanzig Meilen auf Pferden machten, welche ſich von Blättern, Strauchwerk und Wurzeln nährten, die ſie ausgruben, daß ſie auf dieſen Pferden reißen fließende Ströme wie z. B. den Dnieſtr und Dniepr mit unerhörter Schnelligkeit durchſchwammen und daß dieſe Pferde gegen Hunger, Entbehrung und Beſchwerden ungemein ausdauernd waren. Darüber iſt kein Zweifel, daß dieſe Thiere mit ſehr Wenigem zufrieden, daß ſie ſtark und ausdauernd ſind, wie alle Pferde ſehr alter Race, die in einem Lande geboren, das für ihre Entwicklung günſtig iſt, und die mit Strenge und Energie behandelt und aufgezogen werden. Während das Pferd anderen Völkern für Krieg, Ackerbau und Handel unentbehrlich iſt, ſo leiſtet es dem Mongolen und Tataren noch andere wichtige Dienſte. Der Tatar lebt von der Milch der Stute, vom Fohlen- und Pferdeleiſch, macht ſich aus der Haut des Pferdes Kleidung und Zelte, aus ſeinen Hufen Rüſtungen, aus ſeinen Flechſen Bogenſehnen und aus ſeinem Schweife Kriegsſtandarten. Dieſe Völker, die von den Pferdemiſch trinkenden Scythen abſtammen, haben alle Gewohnheiten des kriegeriſchen Nomadenlebens ihrer Vorfahren beibehalten. Bis auf den heutigen Tag weiden ſie zahlreiche Heerden von Steppentpferden, und die der Gährung ausgeſetzte, durch ihre Weiber bearbeitete Stutenmilch, Kumys genannt, bildet noch heute das Hauptgetränk der mongoliſchen, ſalmuſiſchen und tatarischen Stämme. Bis heute noch gehen dieſe Völker mit ihren Pferden nicht anders um, wie in jenen entlegenen Zeiten, als ihre Machthaber ſich an den Grenzen ihrer Herrſchaft einſcharren und mächtige Hügel über ihren Leichen,

gleichsam als drohende Wächter und Hüter für die Integrität ihrer Herrschaft, aufthürmen ließen.

Es war ein Sprüchwort: „schwer ist es einen Tatar als Zimmermann oder Baumeister zu sehen“ und man kann den Sinn und die Bedeutung desselben leicht aus der Verwünschung errathen, welche diese entlegenen Horden des Orients gegen einander schleuderten: „daß du, wie ein Christ, an einem und demselben Orte fortwährend wohnen mögest“! Denn diese wilden Horden saßen an keinem Orte fest, trieben sich immer herum, sei es, um Futter für ihre Heerden zu suchen, oder durch Raub und Plünderung die benachbarten Länder unsicher zu machen. Breit dehnten sich ihre weiten wüsten Länder, das darin wachsende Gras war so hoch und dicht, daß es unmöglich war, mit Wagen fortzukommen, indem das Gras sich in die Räder verflocht und so jeden Fortgang hemmte.

Hin und wieder nur bearbeitet der Mongole, oder vielmehr der eigentliche Tatar den Boden, besäet ihn einzig mit Hirse, um daraus Kuchen „Bair“ genannt zu backen, der ihm und seinem Pferde auf weiteren Excursionen zur Nahrung dient.

Heute hat die alte Verwünschung den ganzen Stamm getroffen, der Mongole hat sich in stehenden Furten niedergelassen und wird zum Bürger eines mächtigen Reiches. Die Tataren wie die Mongolen richteten sich bei ihren Streifzügen nach den Sternen. Fielen sie in Polen ein, so pfl egten sie sich an drei Wege zu halten, den kutschananischen, den walachischen und den schwarzen, welcher letztere seinen Namen von dem schwarzen Walde jenseit des Dniepr trug, wo diese Streifzügler sich gewöhnlich verbargen, wenn sie von einem Raubzuge über den Dniepr zurückkehrten, um dort die Rückkehr aller noch in Polen herumsehenden Haufen ihrer Horden abzuwarten.

Auf Belagerung von Burgen und Schöffern in Polen ließen sie sich nicht ein, richteten vielmehr ihre Ueberfälle gegen Dörfer und offene Städte, wo sie das unbewaffnete Volk in Fesseln schlugen, dieses und das Vieh mitschleppten und die Häuser niederbrannten. Die Gefangenen verkauften sie an die Türken, behielten indessen einen großen Theil Weiber für sich, während sie diejenigen, welche sie wegen irgend eines Fehlers nicht verkaufen konnten, der Jugend zu ihrer Belustigung übergaben, so wie man Hasen den Windhunden giebt, um sich daran in Gewandtheit und Schnelligkeit zu üben.

Ein Schrecken für die Tataren war das mit Feuerwaffen bewaffnete polnische Fußvolk, dessen Anblick sie zu dem halb tatarischen halb polnischen Ausruf veranlaßte: „Altur puk, dusza jók!“ (Die Waffe schießt, die Seel entfliehet!)

Einen gleichen Schrecken übten auf sie die beflügelten polnischen Husaren, vor deren geringster Anzahl große Haufen eiligst kehrt machten und ausriffen. Waren sie zersprengt, so verstanden sie es, sich schnell wieder zu sammeln. Um Vorräthe für Nahrung brauchten sie nicht zu sorgen, da sich immer gestürzte Pferde vorfanden und glücklich war der, welcher noch ein frisches Stück Fleisch erhielt, das er sofort mit den Zähnen zerriß und mit Genuß verzehrte. Im äußersten Nothfall öffneten sie ihren Pferden die Adern und stillten ihren Hunger und Durst mit dem Blute derselben.

„Schaafspelz als Kleidung  
Und Rosfleisch als Nahrung,  
Wolfs- oder Fuchsfleisch  
Schon edlere Labung.“

Sie liebten gemeinschaftliche Male, wo der Becher kreisend von Hand zu Hand ging und nur den vermied, der mit seiner Hand noch keinen Feind getödtet hatte. Hatte sich irgend einer bei solchen Festmahlen oder bei anderer Gelegenheit eine Krankheit zugezogen, so curirte er sich auf eine eigenthümliche Weise, er kroch nämlich in ein aufgeschlitztes Pferd und blieb so lange darin, als die animalische Wärme ihn noch zu erwärmen vermogte.

Wenn ein Berarmer bei einem Andern Ueberfluß sah, so hatte er das Recht, ihm den Ueberfluß zu nehmen, und wenn dann ein so Beraubter vor dem Richter klagte, erhielt er zur Antwort: „wenn du einmal in Noth kommen solltest, so machs dem Andern eben so.“ — Indessen durfte man dem Ueberfallenen doch nicht Alles nehmen, ein Pferd wenigstens mußte ihm gelassen werden, damit er auf ihm in die Weite schweifen und wieder Schätze erwerben könnte.

Fast vom Säuglingsalter ab gewöhnten sie ihre Kinder ans Reiten. Kaum konnte der Knabe auf seinen Füßen stehen, da setzte ihn der Vater schon auf einen Widder, gab ihm einen Bogen und übte ihn, Vögel, Ratten und Mäuse zu jagen; etwas herangewachsen, schwang er sich aufs kleine Pferd und folgte dem Hasen, der in den Steppen zahlreich vorhanden war. Der Jüngling endlich bestieg schon das feurige Schlachtroß,

das er sich aus der Heerde mit der Schlinge ergriff und mit unerhörter Kühnheit sich selbst zuritt; auf ihm zog er in die weite Welt hinaus und zwang Könige seinem Chan zu huldigen. Diese Art von Erziehung machte den Tataren hart, ausdauernd, unternehmend, und gab ihm jene verwegene Schlaueheit, die ihn auf seinen Zügen, durch welche er Polen so oft verwüstete, stets characterisirte. Die gewöhnliche Schlachtordnung dieser wilden Horden hatte die Form eines Halbmondes, der den Feind umfaßte und ihn schlangenartig erdrückte.

Mit einem solchen Gefindel unterwarf sich Lamerlan die halbe Welt, und sein Einzug in eine eroberte Stadt verkündete nur dann den angst-erfüllten Bewohnern Gnade und Verzeihung, wenn er ein weißes Pferd ritt; ein braunes oder geflecktes Pferd unter diesem Welteroberer verkündete Mord, Brand, Plünderung und Vernichtung.

Von dem großen mongolischen, bald nach Lamerlans Tode zertrümmerten, Reiche, sind heute einzelne Theile Rußland, andere China einverleibt, deren Bewohner zum Theil vom Handel, zum Theil vom Ackerbau, meistentheils aber von Viehzucht und Räuberei leben. Unter diesen Horden befanden sich vor nicht langer Zeit und befinden sich vielleicht heute noch Solche, welche in Erinnerung der heidnischen Traditionen sich an die Sitte und Gewohnheit ihrer scythischen Vorfahren halten und zur Ehre ihrer Götter Pferde opfern, besonders weiße, deren Farbe den Göttern besonders angenehm sein soll. — Dschingischan opferte nur weiße Pferde von dem Gestüt schneeweißer Pferde, das zehntausend zählte. Die Milch von den Stuten dieser Pferde sollte nur den Nachkommen Dschingischans zum Getränk dienen. Die chinesischen Kaiser, welche gern die Rolle der Gottheit auf Erden spielen, pflegen als Tribut von ihren untergebenen mongolischen Stämmen weiße Pferde und Kamele entgegen zu nehmen. Die weiße Farbe bedeutet in China nicht wie in Europa candorem cordis, sondern bezeichnet die Anerkennung der Oberhoheit. Ein weißes Pferd gehört bei den Mongolen zu den geschätztesten Geschenken, würdig nur der Götter oder eines vergötterten Wesens.

Ein Reisender erzählt daß die Horden nur diejenigen zum Genuß des Opferpferdes zulassen, welche ins Blut des Opfertieres ein weißes Hemde getaucht haben, und ein solches ist, wie ein anderer Reisender berichtet, etwas sehr Seltenes in dem Haushalte eines Mongolen. Der Geschichtschreiber Palasoz schildert uns die wilden Eroberer China's unter Dschingischan als tüchtige Reiter, welche die Zügel der Pferde an den

Gurt banden und ihre Pferde mit den Füßen, durch das Wort und die ganze Bewegung des Körpers lenkten, und auf diese Weise den Gebrauch beider Hände frei habend in Führung der Waffen einen großen Vortheil vor ihren Gegnern voraus hatten. Andere wiederum, welche Zügel und Bogen in einer Hand hielten, erhoben sich auf ihren kurzen Steigbügeln und verdoppelten dadurch ihre Kraft. Sie verstanden es auch ebenso wie die Scythen, Perser und Hunnen, auf der Flucht ihre Waffen zu gebrauchen und nie waren sie dem Feinde gefährlicher als auf dem Rückzuge, indem sie von ihren gewaltigen Bogen nie fehlende Pfeile ihren Feinden zusandten. So wie von den Parthern in Rom, so sagte man von den Tataren in Polen: „hüte dich, wenn der Tatar flieht“ oder „wenn auch der Tatar flieht, so ist dein Leben doch in Gefahr.“

### § 119. Das verwilderte Pferd der Tatarei.

In den östlichen Strecken der vormaligen Mongolei, in jenen jetzt wenig bevölkerten Ebenen, welche zu beiden Seiten des Altai unübersehbare Steppen bilden, in jenen Geländen, welche man heute mit dem allgemeinen Namen der Tatarei bezeichnet, zwischen dem caspischen See und der chinesischen Mauer, schweiften Scharen von herrenlosen Pferden in voller Freiheit und Wildheit herum. Ob diese Pferde in der That wilde, oder ob sie nur verwilderte sind, darüber ist der Streit unter den Gelehrten noch nicht zum Austrage gekommen. Die dortigen Landes-  
eingeborenen, die von diesem Streite nichts wissen, unterscheiden zwischen den Pferden, welche sie haben, wilde und verwilderte und geben den ersteren den Namen Tarpan und den zweiten den Namen Muzin. Die Tarpane bilden kleine, selten durch Menschen angetroffene, Heerden, an deren Spitze sich immer ein starkes, kühnes Leitpferd findet. Die Art der Tarpane ist um so reiner und selbständiger, je mehr sie die östlichen, der chinesischen Grenze näher gelegenen Gegenden der Tatarei bewohnen, je mehr sie sich aber bevölkerten Gegenden nähern, wo viele Pferde gezüchtet werden, um so weniger bleiben diese sogenannten wilden Pferde selbständig und rein. Es ist sehr wahrscheinlich, das der Tarpan ebenso wie das wilde Pferd America's nichts anderes ist, als ein bereits vor sehr langer Zeit verwildertes Hauspferd, verwildert vielleicht schon in der Zeit, als jene außerordentlich dichte Bevölkerung in dem heutigen Vaterlande der Tarpane abzunehmen begann, und einen weiten, weiten Raum der Steppen in eine Statt von Gräbern umwandelte. Die stufenweise



Steigerung der Wildheit der Tarpane vom Westen gegen Osten hin, kann möglicherweise nur eine Folge der verschiedenen Daten des Beginns ihrer Verwilderung sein. Auf welche Weise ein Hauspferd in einen wilden Zustand überzugehen vermag, wird man im zehnten Abschnitt bei der Geschichte des russischen Pferdes erfahren.

Die Tarpane wählen gern weite, offene und hochliegende Steppen, auf denen sie in langen Reihen gegen den Wind weiden und von Ort zu Ort übergehen. Sie sind sehr vorsichtig, scheu und wachsam, schlafen wenig und legen sich fast nie nieder, schauen sich oft um, indem sie den Kopf hoch erheben und sind mit einem so scharfen Auge begabt, daß sie auf weite Ferne die, aus einem Gebüsch auftauchende, Spitze einer Kosakenlanze erkennen.

Der Hengst umtreift von Zeit zu Zeit die Heerde und duldet selten in ihr junge heranwachsende Hengste, welche der Heerde in einiger Entfernung nachfolgen müssen, bis es ihnen gelingt, einige Stuten an sich zu locken und so eine eigene gesonderte Heerde zu bilden.

Die plötzlich durch irgend Etwas aufgeschreckte Heerde steht still, ohne eine sofortige große Furcht zu zeigen, wittert nach dem Grund der Aufregung, und wenn sie nichts Gefahr drohendes verspürt, zieht sie ruhig weiter. Wenn aber einer der jungen Hengste, welche einsam hinter der Heerde einherziehen, irgend einen Verdacht gefaßt hat, beginnt er zu prusten, die Ohren zu spizen, den Kopf hoch zu heben und, indem er den Schweif ausstreckt, grad auf den verdächtigen Ort hinzutraben, um zu recognosciren; wenn dann die Heerde, die ihn mit angestrenzter Aufmerksamkeit verfolgt, ihn auf eine besondere Art wiehern hört, so bricht sie mit rasender Schnelligkeit auf und verschwindet im Augenblick. Auf der Flucht bilden die Hengste die Nachhut, machen zuweilen halt, sehen sich um und, im Falle der Noth, machen sie front und vertheidigen die Fohlen und Stuten, welche, ihrem Instinkt folgend, in das nächste Feld flüchten, und sich erst fern vom Feinde hinter dem nächsten Hügel unter dem Winde wieder zeigen. Bären und Wölfe schleichen oft hinter der Heerde her, fürchten sich aber, sie anzufallen, denn bei jedem Versuche dazu eilt der Leithengst ihnen entgegen und sich grad aufrichtend, empfängt er sie mit den Vorderhufen. Unterliegt er im Kampfe so nimmt ein zweiter sofort seine Stelle ein, und alle andern sammeln sich zum gemeinschaftlichen Angriffe. — Wenn unterdessen eine andere Schar von Wölfen die Stuten bedroht, so stellen sich diese in einen Kreis, in dessen Mitte

sie die Fohlen nehmen, und sie mit blinder Wuth vertheidigen, indem sie mit den Hinterhufen so energisch ausschlagen, daß die Wölfe gewöhnlich vom Angriff abstehen und sich mit irgend einer wo verlassenen alten Mähre begnügen. Der Leithengst behauptet seine Stellung an der Spitze, so lange er durch seine Kraft, die Heerde anzuführen im Stande ist. Junge Hengste treten nicht selten zum Einzelkampfe auf, der Sieger jagt dann den Besiegten von der Heerde und behält die Oborgewalt. Die Tarpane sind nicht größer als gewöhnliche Maulthiere, ihre Haare sind mausfarbig, rothbraun und zuweilen falbenartig. Die verschiedenen Farbenschattirungen hängen von der Länge der weißlichen Oberhaare ab, welche gegen das Ende des Sommers sich zeigen, gegen die Kälte des Winters schützen und im Mai wieder ausfallen. Das Haar ist im Winter lang, dicht, gleich und fühlt sich wie ein Bärenpelz an, im Sommer fällt es aus, doch nicht gänzlich, denn auf dem Rücken und Kreuz bleibt immer einiges stehen. Der Kopf des Tarpan ist nicht groß, die Stirn hervorstehend, die Ohren bald groß, bald klein, immer nach hinten gerichtet, die Augen sind klein, boshaft, das Maul und Kinn ist mit langen Borsten sparsam bedeckt; auf einem etwas starken Hals erhebt sich eine struppige Mähne, welche ebenso wie der Schwanz und Köthenbehang schwarz ist. Der Schweif reicht nur bis zu den Knien der Hinterfüße, und besteht aus dicken, etwas gekräuselten oder gewellten Haaren, die an der Schwanzwurzel beginnen. Widerrist und Kreuz haben gleiche Höhe, die Hufen sind hoch und schmal. Nach Bewegung, Gestalt und Miene erinnert der Tarpan mehr an das störrige, unbändige Maulthier, als an das edle Pferd. Die Tarpane sind große Seltenheiten und finden sich nur in Karakum, im Süden von Uralien, am Flusse Tom, im Lande der sibirischen Kalmuken, in den Pustten des von Menschen unbewohnten Theils der Mongolei und auf den Hochebenen der Wüste Gobi. Diejenigen wilden Pferde, welche sich in der Nähe bevölkerter Gegenden, innerhalb der Grenzen des russischen Reiches finden, zeigen den Character starker Vermischung mit Hauspferden, der sich in ihrer bunten Haarfärbung wie darin ausdrückt, daß sie den Menschen nicht fliehen, sich vielmehr zu ihm angezogen fühlen. Im Sommer sollen die Tarpane ziemlich weit gegen nördliche Breiten wandern und im Herbst erst zu den südlicheren zurückkehren; Gefangenschaft ertragen sie nicht lange und verkommen wie am Heimweh nach der Freiheit, für jede Dienstleistung sollen sie unbrauchbar, ja vielmehr bereit sein, in ihrer Störrigkeit sich auf den Boden zu werfen

und sich lieber zu tödten, als sich dem Willen des Menschen zu fügen; Hauspferde fallen sie an, beißen sie in blinder Wuth oder schlagen sie mit den Hufen nieder. In denselben Gegenden treiben sich auch in zahlreichem Rudeln verwilderte Pferde, Muzins genannt, herum, die man an ihren unregelmäßigen Bewegungen auf der Flucht, an dem Mangel eines Leithengstes, an ihrer schwarzbraunen oder silbergrauen Haarfärbung, an häufig bei ihnen vorkommenden Blässen und Stiefelchen, an dem großen Kopf und kurzen Halse erkennt. Ihr Winterhaar ist fast eben so dicht und struppig, wie das der Tarpane. Man sagt, daß sich in den Rudeln der Muzins immer Tarpanhengste befinden, welche aus ihren Heerden vertrieben wurden. Die Muzins locken gern zahme Stuten an sich und durchschwimmen die breitesten Ströme. Mit den Tarpans soll es sich anders verhalten, sie scheuen das Wasser, und mit sehr feinen Bitterungsorganen ausgerüstet, suchen sie die Furten auf, um Flüsse zu passiren. Den Winter bringen Muzins wie Tarpans auf höher gelegenen Orten zu, von denen der Wind den Schnee weg fegt und es ihnen ermöglicht, an den gefrorenen, dürrn Pflanzen das Leben zu fristen, oft auch räumen sie mit den Hufen selbst den Schnee weg und scharren sich so die nothwendige Nahrung frei. Andere wilde in Asien angetroffene Pferde bilden keine besondere Gattung, sind vielmehr Abarten des Tarpan. Auf den siebzehntausend Fuß über den Meerespiegel erhobenen Ebenen, von denen der Oxus, Jaxartes und einige Nebenflüsse des Indus entspringen, wandern Rudel zottiger, weißhaariger, zwei Arschinen hoher Pferde herum, mit großem Kopf, kleinen Augen und Ohren, mit dickem, kurzem Maul, dünnem Hals, der den Kopf unter einem bedeutenden Winkel trägt, mit nicht langem Schweif, langen Beingliedmaßen und breiten Hufen.

Die eigentliche Gestalt dieser Pferde verbirgt ein langes zottiges Bärenhaar, das sie gegen die Strenge der Fröste und die in diesen Gegenden oft herrschenden Stürme schützt. Das Haar wächst an dem Unterkiefer und längs der unteren Seite des Halses dermaßen, daß es eine Art deutlichen Bartes bildet. Die einzelnen Haare sind am äußersten Ende hart, steif und schlicht, näher am Leibe fast wollig und mit grauen Pünktchen gefleckt. Vielleicht sind dies verwilderte Pferde von Völkern, welche, als sie die Wiege der Menschen verließen, nicht alle ihre Habe mit nahmen. Die zottigen Pferde der Kirgisen und Kaschiren stammen von diesen ab. In den Bergen, die sich an der nördlichen Abdachung des Himalaya hinziehen, in Tibet soll sich noch eine andere Abart wilder

Pferde finden, die sich durch ihre Schneckensfarbe auszeichnen, allgemein bekannt unter dem Namen Tangum oder Tanian; möglicherweise sind dies verwilderte, getigerte und gefleckte Pferde von Rhofand, um welche die Indier in noch fabelhaften Zeiten, und China, wohl hundert Jahr vor unserer Aera, sich sehr bewarben. Die Schrecken und Tiger der Kalmuken sollen von diesen Tangums herkommen.

Alle diese wilden oder verwilderten Pferde ertragen die größte Kälte des continentalen Klimas, und halten sich streng an gewisse geographische Breiten und Längen, gehen nicht in wärmere Breiten und bergen sich gegen oft eisige Winde in Schluchten und Vertiefungen, die gegen diese geschützt sind.

#### § 120. Das Pferd in China und in anderen Ländern des fernem Ostens.

Einige Gelehrte haben die Bemerkung gemacht, daß wenn man eine gerade Linie vom indischen Busen, den Lauf des Badar entlang nach den Quellen des Ganges gegen Agra, und von dort weiter an der Grenze Groß Tibets nach der chinesischen Tatarei, gegen den See Hoho, und endlich in der Richtung der großen Mauer bis zum Busen von Petscheli zieht, man Asien in zwei Theile spaltet, von denen der westliche sehr reich an Pferden ist, während der östliche der Entwicklung dieser Thiere nicht günstig zu sein scheint. Von allen den Ursachen, wegen welcher man dem östlichen Asien die gänzliche Unfähigkeit brauchbare Pferderacen zu züchten, zuschreibt, scheint keine wahrscheinlicher, als das feucht-heiße Klima. Nicht nur das östliche Asien ist der Entwicklung der Einhufer feindlich, vielmehr zeichnen sich alle jene Gelände, deren Klima dem indischen oder chinesischen ähnlich ist, durch diese Eigenthümlichkeit aus. Der scharfe Beobachter Tschudi hat auf seinen Reisen durch Südamerika bemerkt, daß in Brasilien die Provinz Bahia, die sich am Ufer des atlantischen Oceans weithin erstreckt, gradezu mörderisch für die Gruppe der Einhufer ist, daß alle Pferde und Esel, die im besten Zustande dahin gebracht werden, bald ihr Feuer, ihre Thatkraft verlieren und abgetriebenen europäischen Karrengaulen und Eseln unbemittelster Landleute ähnlich werden, daß Maulthiere, die vorzugsweise aus La Plata und Rio grande do Sul stammen, schnell verkümmern und daß endlich Pferde, Esel und Maulthiere, welche in S. Salvador durch ihre Magerkeit, Unansehnlichkeit, Verkümmern und Unbrauchbarkeit auffallen, alle criolhos d. h. Eingeborene der Provinz sind. Die Insel Banzibar, eben-

falls mit feucht-tropischem Klima, ist der Pferdezuucht so feindlich, daß der Sultan Seid Medschid, der Großherr dieser Insel, schließlich den Versuch, Pferde daselbst zu züchten, aufgeben und alljährlich seinen Bedarf aus Arabien, seiner Heimath, importiren mußte. Die orientalische Gastfreundlichkeit dieses Herrn veranlaßt ihn, seinen Stall weißen Reisenden, die seine Insel besuchen, zur Disposition zu stellen. Baron von der Decken erzählt, daß wer nur immer von den Europäern eines Pferdes für seine Reisen bedürftig ist, sich an den ersten besten Stallknecht des Beherrschers der Insel wendet und sofort von ihm ohne jegliche Einrede, jedes beliebige Pferd erhält, natürlich nicht ohne ein kleines Trinkgeld.

Die Insel Ceylon, dem Elephanten für sein Gedeihen so außerordentlich günstig, ist dem Pferde durchaus feindlich. Dasselbe kann man von fast dem größten Theile der Inseln des großen Oceans innerhalb der Tropen sagen. So wie der einzige größere Continent dieser Inselwelt, Neu-Holland, welches durch seine trockenen, glühenden Gelände die tropische Feuchtigkeit der Küsten neutralisirt, zwischen den subtropischen Inseln fast einzig und allein der Pferdezuucht günstig ist, so sind im östlichen Asien nur die Hochebenen der Himalayakette dem Leben und der gedeihlichen Entwicklung des Pferdes nicht schädlich. Die Hochebenen Tibets, Kaschmirs und andere Gegenden des Himalaya schützen in diesen Welttheilen das Pferdegeschlecht vor vollständigem Untergange, indem diese Berge ihm denselben Dienst leisten, wie die hin und wieder auf jenen für Menschen errichteten Sanitäts-Stationen, durch welche dem englischen Soldaten in Indien Gesundheit und Leben erhalten werden.

Obwohl die Hauptindustrie der europäischen Colonisten in Neu-Holland sich der Schaafzuucht zuwendet, so wird doch auch die Pferdezuucht daselbst nicht in geringem Umfange betrieben. Ursprünglich von England eingeführt, werden die Pferde gewöhnlich mit Rindvieh und Schaafen in einer und derselben Umzäunung gehalten, ganz so wie in der Ukraine, wo an vielen Orten alle Arten Hausviehs einem einzigen Hüter anvertraut, zusammen weiden und zum Winter in ein und dieselbe Umfriedung getrieben werden. In Australien treibt sich alles ohne Aufsicht Monate lang im Graswuchs umher. Gegen verwilderte Hunde wissen sich die Pferde selbst zu vertheidigen, und wenn es sich ereignet, daß wilde Eingeborene oder Entwichene aus Sidney irgend ein Vieh schlachten, oder ein Pferd einfangen, so muß man das eben ruhig hinnehmen, denn dem läßt sich nicht abhelfen. Uebrigens ist die Pferde-

zucht in Neu-Holland noch schlimmeren Gefahren ausgesetzt, nichts desto weniger aber schreitet ihr Gedeihen vorwärts. Lang anhaltende Dürre, welche zuweilen Jahre anhält, tödtet allen Pflanzenwuchs, nimmt den Gräsern die Lebenskraft und dann sehen sich die Züchter genöthigt, ihre Heerden nach Sidney oder Melbourne zu treiben, um dort ihre Pferde zu dem niedrigen Preise von zwei bis zehn Pfund zu verkaufen. Der größere Theil der Züchter zieht es jedoch unter so ungünstigen Umständen vor, die Pferde ihrem eigenen Geschick oder ihrem Instinct zu überlassen, und obwohl die Heerden dadurch decimirt werden, gewinnt doch der überlebende Theil durch diese harte Probe an Werth, denn eben nur die kräftigsten Pferde sind im Stande, eine solche auszuhalten. In guten Jahren werden Verluste der Art leicht ersetzt, nicht nur durch Zuzucht, sondern auch durch die Preise, die dann nicht leicht unter fünfundzwanzig £ St. fallen. Fast alle Neu-Holländischen Pferde werden nach Indien verschifft, wo sie je achtzig £ St. gelten, so daß man nach Abzug aller Kosten immer noch je zwanzig Pfund netto Gewinn hat. Solche Pferde sind noch nicht zugeritten, denn dazu hat man in Neu-Holland keine Zeit, man begnügt sich damit sie einigermaßen zu zähmen und sie an den Zaum zu gewöhnen, und obwohl dabei mit den Pferden nicht eben sehr gemüthlich umgegangen wird, so haben die Pferde doch einen sehr guten Ruf.

Im östlichen Asien erfreuen sich nur die himalaya'schen Pferde, bekannt unter dem Namen „Ghund“, eines gewissen Rufes; Hügel, ein österreichischer Reiterofficier, der diese Gegenden besucht hat, sagt, daß diese Ghunden auf ihn den Eindruck englischer Bauernpferde en miniature gemacht hätten, so ungeschlacht und ohne Grazie seien sie ihm erschienen. Die Einwohner verwenden dieselben vorzugsweise als Packpferde für die zahlreichen Caravanen, welche über die Gebirge nach China ziehen. Die Last, welche ein solches Pferd zu tragen hat, beläuft sich bis auf dreihundert Pfund und damit läuft der Ghund neun Meilen täglich.

Nicht weniger als diese Gebirgspferde werden die ihnen verwandten Pferde von Kaschmir gerühmt, welche, obwohl sie auch klein sind, sich durch eine ziemlich bedeutende Stärke, Lebhaftigkeit, Ausdauer und Intelligenz auszeichnen. Hügel rühmt vor allem die Festigkeit ihrer Füße. „Es ist ein schöner Anblick“ — sagt er — „wenn Pferde aus Kaschmir mit Lasten auf dem Rücken im schnellsten Lauf durch das oft mit großen, nicht fest liegenden Steinen gefüllte Bett eines Flusses

„dahin stürmen, wo andere Pferde unsicher, kaum nur im Schritt, gehen „würden.“ — Der Preis dieser Pferde soll neun bis vierzehn Gulden sein. Hügel beklagt sich über die Sättel, welche die Muhammedaner in Kaschmir eingeführt haben, und findet dieselben als durchaus ungeeignet für ein Gebirgsland. Einen Hauptübelstand derselben bildet ein fußhoher Sattelknopf, der bei jedem Bergansteigen eine wahre Qual für den Reiter ist. Das Aufzäumen des Pferdes besteht aus einer Trense, deren Gebiß mit großen eisernen Stacheln versehen ist, welche je nach der Empfindlichkeit des Mauls mit einem dickeren oder dünneren baumwollenen Lappen umwickelt sind.

Die Pferde Tibets sollen besser sein als die Pferde von Kaschmir; sie sollen stark, gut organisiert, von stolzem Gang und bei weitem schöner als alle diejenigen sein, welche Tataren, Mongolen und Russen nach China importiren, und werden auch in China stark gekauft und von ihnen schreibt sich wahrscheinlich das chinesische Sprüchwort: „Pferde aus Westen und Ochsen vom Osten sind die besten.“ In zahlreichen Caravanen kommen sie und zwar alljährlich einige Mal über die Berge aus Tibet zu Markt. Eine mittlere Caravane wie z. B. diejenige, mit welcher die römischen Missionäre Huc und Gabet reisten, bestand aus fünfzehntausend langhaarigen Ochsen, zwölftausend Pferden und vielen Kamelen. Caravanen der Art haben auf ihrer langen Reise manche schwierige und gefährliche Hindernisse zu überwinden, indessen schreckt das die Reisenden keineswegs ab, denn sie vertrauen auf den wohlwollenden Schutz Buddhas, an den die Lamas sich für sie in Gebeten wenden, die auf eine sehr sonderbare Weise verrichtet werden. Sobald dunkles Gewölk über den Bergen das Unwetter verkündet, so begeben sich die Lamas auf einen gewissen erhabenen Ort mit einer Menge von kleinen Papierstreifen, auf denen gefattelte und gezäumte Pferde abgebildet sind, beginnen ihre Gebete und übergeben jene Papierstreifen dem Spiele der Winde in dem festen Glauben, daß der allmächtige Buddha die Bildnisse in wirkliche Pferde verwandeln und dadurch die Reisenden retten werde. Tibet ist mit Lamasereien so angefüllt, daß für Pferde kein Platz sein würde, wenn die Lamas selbst nicht zu den besten Pferdezüchtern gehörten. In diesem Berufe nehmen solche Lamas den Vorrang ein, welche am innigsten von der Hoffnung beseelt sind, daß die Prophezeiung sich erfüllen und China und die Tatarei von den Bekennern des großen Buddha ihm unterthan gemacht und die ganze Welt ihm einst unter-

worfen sein werde. Namentlich im inneren Tibet halten die Lamas für die, immer binnen Kurzem zum Marsch bereit sein sollende, Cavallerie große Gestüte. Außer Pferden züchtet man dort in großer Menge ungeheure, kräftige und intelligente Hunde, die ebenfalls dazu bestimmt sind, eine große Rolle in der Armee der Kelanen zu spielen.

In dem weiten chinesischen Reiche beschränkt sich der ganze hippische Reichthum auf die jenseit der Mauer nach Westen gelegenen Theile. Dort treiben Völker tatarischer oder mongolischer Abkunft, deren einziger Reichthum Pferde, Rindvieh und Schaafe sind, ein nomadistrendes Leben und dort auch hält der Sohn der Sonne seine eigenen Gestüte. Gegen Norden von der chinesischen Mauer öffnen sich die berühmten Tristen Tschakars, auf denen die kaiserlichen Gestüte und Heerden weiden. Ihre Zahl kommt der Zahl der Tage des Jahres gleich und jedes Gestüt zählt zwölfhundert Stück und hat einen Tataren zum Aufseher, der durch einen weißen Knopf ausgezeichnet ist. In gewissen Zeitabschnitten wird der ganze Borrath der Inspection von General-Revisoren unterworfen, welche einen möglicherweise sich findenden Ausfall sofort aus den Heerden des fahrlässigen Aufsehers ergänzen, indessen vermag diese Controle der chinesischen Administration nicht zu verhindern, daß die Aufseher aus dem Reichthum ihres Großherrn nicht Vortheil ziehen. Ihre Haupteinnahme besteht darin, daß sie gegen eine verabredete Entschädigung gute kaiserliche Pferde gegen schlechtere oder fehlerhafte von Privaten vertauschen.

In der Nachbarschaft Tschakars liegt das Land der ortusischen Tataren, die sich ebenfalls mit Pferde- und Viehzucht beschäftigen. Die Ortusen sind in diesem Geschäft sehr sorgfältig und intelligent und ihre Pferde sind größtentheils sehr fromm und leicht zu dressiren. Die Rechtschaffenheit dieses Volkes ist so groß, daß von einem Diebstahl unter ihnen nie die Rede ist, und wenn zufälligerweise sich ein fremdes Stück zu einem Ortusen verläuft, so füttert er es so wie die eigenen, bis der Eigenthümer sich findet, dem er es dann sofort ohne alle Entschädigung zustellt. Der Kaiser Khang-Hi war auf einer seiner Expeditionen 1690 einige Zeit als Gast unter diesem Volke und sagt in einem, an seinen Sohn gerichteten Briefe, daß die durch die Ortusen gezüchteten Gestüte nicht zahlreich seien und mit denen nicht verglichen werden könnten, welche in den fetten Tristen Tschakars weiden, ja daß namentlich Pferde und Rindvieh ihm ziemlich elend erschienen seien, dagegen aber Kamele, Schaafe und Ziegen ganz gut ausgesehen hätten, und daß er der Ansicht



sei, der Grund zu diesem Unterschiede liege darin, daß Kamele, Schaafe und Ziegen die mit Salpeter geschwängerten Kräuter gierig verzehrten, während sie dem Rindvieh und den Pferden, welche frische Weide und reines Wasser lieben, zuwider seien.

Weiterhin ziehen sich die Besitzungen der Deleten und Kalkassen. Diese beiden Völker, von weniger wilden Sitten und Gewohnheiten als jene, führten langjährige Kriege mit einander, bis der oben bereits erwähnte chinesische Kaiser Khang-Hi sie zum Frieden zwang, indem er beide seinem Reiche einverleibte. Drei Chane der Kalkassen brachten dem Kaiser, der einer allgemeinen durch ihn selbst berufenen Versammlung derselben präsidirte, jeder je neun weiße Pferde und je ein solches Kamel zum Geschenk, als Zeichen der Unterwerfung. Der Kaiser nahm das Geschenk gnädig an und befahl ein ähnliches Geschenk, künftig alle Jahre für sich und seine Nachfolger, unter dem Namen der neun Weißen (Iusium Dschajan) zu liefern.

Die Mandtschu-Tataren beschäftigen sich ebenfalls viel mit Pferdezucht, und obwohl sie ganz zu Chinesen geworden und alten Sitten und Gewohnheiten entsagt haben, so sind sie doch der Liebhaberei ihrer Vorfahren für Reiterübungen, Jagd und Bogenschießen, aus angeborenem Triebe, treu geblieben, und ungeachtet dessen, daß die chinesische Sprache ihre Volkssprache geworden, so sind doch, da dieselbe für eine Reiternation nicht zureichend ist, alle Ausdrücke welche auf Reiterei, Jagd und Bogenschießen Bezug haben, noch bis heute alt-mandschuisch, ohne je durch chinesische Umschreibungen vertreten zu werden. Noch bis heute sind die Mandtschu die besten Reiter und Bogenschützen in China. Wo nur immer sich eine Mandtschu-Besatzung findet, da sind überall bestimmte Tage festgesetzt, an welchen unter den Augen der Mandarinen und des Volks Uebungen im Bogenschießen angestellt werden. Zu diesem Zweck werden in einer Linie, in der Entfernung von je zwanzig bis dreißig Schritt, drei Strohfiguren von der Größe und Gestalt eines Menschen aufgestellt. Der Mandtschu-Reiter stellt sich ungefähr fünfzehn Schritt von der ersten Figur auf, spannt den Bogen und hält den Pfeil zum Schuß bereit. Auf ein gegebenes Zeichen sprengt er in Carriere an, hält sich parallel mit der Front der Figuren, entsendet den Pfeil auf die erste Figur, und ohne anzuhalten spannt er den Bogen, langt den Pfeil aus dem Röcher und sendet ihn der zweiten und wiederholt dasselbe bei der dritten. Man muß fest zu Pferde sitzen und schnell schießen, um

in Carriere weder aus dem Sattel zu kommen, noch auch sich zu weit von seinem Ziele zu entfernen. Ungeachtet der größten Schnelligkeit, mit welcher der Reiter zum zweiten Schuß den Pfeil aus dem Köcher auf den Bogen bringt, verliert er doch bei dem schnellen Mitt soviel Zeit, daß er bei der zweiten Figur schon vorbei ist und etwas hinter sich schießen muß, noch mehr ist dies beim dritten Schuß der Fall, wo der Reiter auf parthische Weise schon ganz direct hinter sich zu schießen genöthigt ist. Ein vollendeter Reiter und Bogenschütze trifft unfehlbar alle drei Figuren, indessen ist das doch selbst unter den Mandtschu's eine Seltenheit, obwohl sie sich von Kindheit an bei Tag und bei Nacht darin üben.

Im Allgemeinen sind alle mongolisch-tatarischen Völker, welche den westlichen Theil des chineesischen Reiches bewohnen, Reiter-Völker. Jeder Mann ist dort so ans Pferd gewachsen, daß er sich auf seinen eigenen Füßen unsicher fühlt, daher ist sein Gang schwer und ungeschickt, die Füße säbelartig und der Körper nach vorn gebeugt. Alle Sinne scheinen einem zu Fuß gehenden Tataren den Dienst zu versagen, er irrt mit den Augen unstät umher, als wäre er des Grundes, auf den er ungern tritt, nicht sicher. Auf langen Excursionen oder Reisen steigt der Tatar nie vom Pferde um auszuruhen, schläft vielmehr ganz trefflich im Sattel. Sobald er zu Pferde sitzt, werden alle Sinne in ihm wach, das Gehör warnt ihn bei dem geringsten Geräusch in der Ferne, das Auge erkennt in einer fabelhaften Entfernung den Trab des Pferdes und die Formen der Gegenstände, und der Geruchsnerb wittert von Weitem ein, wenn auch hinter Bergen gelagertes, Gestüt oder den Rauch eines Lagerplatzes. Ein interessantes Schauspiel gewährt die Art und Weise des Pferde-Einfangens. Zu diesem Zweck rüstet sich der Tatar mit einer langen Stange, die mit Leinen umwickelt ist, welche in Schleifen ausgehen. So ausgerüstet reitet er auf einem durch seine Tüchtigkeit erprobten Pferde auf die Jagd, verfolgt das in der Flucht sein Heil suchende Pferd durch Dick und Dünn, über steile Berge und Abgründe in den plöglichsten Wendungen, bis er es endlich erreicht. Hat er sich dem flüchtigen Pferde auf bestimmte Entfernung genähert, so nimmt er den Bügel zwischen die Zähne und richtet mit beiden Händen die schwere Stange so auf dasselbe, daß er mit der Schlinge den Hals erfassen könne; Alles im schnellsten Lauf. Jetzt bedarf es großer Stärke und festen Schlusses im Sattel, um das im Sturm dahinfliegende Pferd sofort zum Stehen zu bringen. Es ereignet sich

zuweilen, daß bei dieser Anstrengung die Stange bricht oder die Leinen sich verwickeln, aber nie hat man gesehen, daß der Tatar dabei aus dem Sattel gerissen worden wäre. Die auf solche Weise aus den Heerden gegriffenen Pferde werden in der chinesischen Tatarei nur für den Sattel verwendet, denn das Pferd wird hier, wie bei allen Reiter-Nationen, nie als Zugthier gebraucht. Die zweirädrigen Karren, welche in zahlreichen Caravanen Waaren durch die Steppe transportiren, pflegen durch je ein Paar Ochsen gezogen zu werden und gehen in langer Reihe einer hinter dem anderen. Jeder der Ochsen hat einen eisernen, durch die Nase gezogenen, Ring, an welchem er durch einen Strick an den voraufgehenden Karren gebunden und auf diese Weise genöthigt ist, in dem gemeinschaftlichen Zuge Reihe zu halten. Auf vier Karren kommt gewöhnlich ein Fuhrmann. Dieses System des Transportes, daß sich so sehr von dem europäischen unterscheidet, wo durch einen gewaltigen Wagen mit vielen Pferden bespannt der Dienst von mehr als zehn tatarischen Karren geleistet wird, ist demjenigen der in Rußland fortwährend anzutreffenden Wagenzüge ähnlich, von denen jeder Wagen mit einem Pferde bespannt ist, deren vier ebenfalls je nur einem Fuhrmann anvertraut sind.

Die Race der Pferde aller dieser Gegenden ist bis auf den heutigen Tag jenen spitzköpfigen Dickköpfen ähnlich, welche wir an der Spitze dieses Abschnitts als Pferde der alt-tatarischen Race beschrieben haben. Es sind das Pferde, welche bis jetzt die meiste Aehnlichkeit mit den sibirischen Pferden — von denen später die Rede sein wird — haben, ungeachtet dessen, daß der Einfluß russischer Sitten schon seit langer Zeit die letzteren als Wagenpferde verwendet hat. Die strenge, rauhe Aufzucht des tatarischen Pferdes, die aus der Heerde Alles eliminirt, was schwach und unbrauchbar, und eigentlich nur eine Auswahl liefert, ferner die harte Schule des tatarischen Nomadenlebens, welche die Vorfahren der Pferde tatarischer Gattung seit Jahrhunderten durchzumachen genöthigt waren, haben unmerklich jene zwar wenig ansehnlichen Formen hervorgebracht, die aber sicherlich der sie charakterisirenden Ausdauer und Kraft, wie dem Entbehungsvermögen am besten entsprechen. Jede Musterzucht einer bestimmten Race von Pferden ist besonders darauf bedacht, gewisse moralische Eigenschaften in ihr hervorzubringen, welche, wenn sie erreicht sind, sichtbar ohne Zuthun des Menschen in gewissen Formen Gestaltung gewinnen, die dem Menschen um so werthvoller sind, als sie untrennbar mit den erwünschten Eigenschaften in Verbindung stehen.

So liebt der Tatar in seinem Pferde das, was uns als Häßlichkeit erscheint, weil eben diese Häßlichkeit der untrennbare Begleiter hoher Tugenden seines Pferdes ist. So hat auch der Engländer die in seinem Vollblut-Pferde von selbst entstandenen Formen lieb gewonnen, weil sie eben untrennbar mit der Eigenschaft der Schnellfüßigkeit zusammenhängen, welche zu erreichen man sich eben die größte Mühe gegeben hat. Nur diejenigen Nationen werden sich ihrer Pferderace nie rühmen können, welche sich mehr um Form als Inhalt zu kümmern pflegen, wobei ein Mangel inneren Werthes eine nothwendige Folge ist.

Die Erziehung junger Tataro-Mongolen beruht bis auf den heutigen Tag noch vorzugsweise auf Reiterübungen und auf der Fertigkeit, mit dem Bogen umzugehen. Sobald das von der Mutterbrust entfernte Kind nur einigermaßen zu Kräften kommt, muß es hinter dem Reiter aufs Pferd, und der junge Centaur, der mit beiden Händen am Rock des Reiters sich fest hält, während der letztere das Pferd in vollen Lauf setzt, gewöhnt sich von der frühesten Kindheit an an die Bewegungen des Pferdes, streckt danach seine Glieder, lernt mit seiner Brust den vollen Drang der Luft aufnehmen und wird mit dem Pferde binnen Kurzem so vertraut, daß er mit ihm fast eine Einheit bildet. Mancher Reisende, der diese der civilisirten Welt wenig bekannten Gegenden besuchte, hat auch Frauen zu Pferde getroffen, indessen sind das doch nur Ausnahmen in außerordentlichen Fällen. Die Tataro-mongolischen Weiber gelten im ganzen Orient als die besten Rättherinnen und pflegen den ganzen Tag mit Nähen in ihren Zelten zuzubringen. Die Art und Weise der Verheirathung bei diesen Reitervölkern ist nicht frei von gewissen Ceremonieen ritterlichen Characters, und obwohl bei Eheschließungen Alles auf gegenseitiger Zustimmung beruht, so darf dennoch die erkaufte Braut dem Bräutigam nicht freiwillig übergeben werden, vielmehr muß dieser sich jene erobern. Zu diesem Zweck schlägt er sein Lager hart an dem Zelt der Eltern der Braut auf und wenn er einen günstigen Augenblick erspäht hat, macht er einen Einfall in das Zelt, in welchem seine Braut sich befindet, setzt sie auf sein Pferd und bringt sie in sein Zelt. Ein Festmahl versöhnt dann die scheinbar Erzürnten.

Bei vielen der hier erwähnten Völker hat sich der Buddhaismus seit lange ausgebreitet und der Einfluß desselben war auf die Aenderung der Sitten der Tataro-Mongolen von geringer Bedeutung, obwohl die

Lamas über sie eine gewisse Herrschaft erlangten. Die Bildung des Lama macht ihn zum Rathgeber des Tataren in häuslichen Angelegenheiten, zum Lehrer in der Vieh- und Pferdezucht und schließlich zum Arzt bei Seelen- und Körperleiden. Jede Krankheit wird dort als eine Heimsuchung des Satans angesehen, den nur die Lamas aus dem Körper zu vertreiben im Stande sind. In den Leib reicher Tataren pflegen nur Satane höherer Stufen in der Hierarchie der Hölle einzukehren, die sich nicht so, mir nichts dir nichts, entfernen lassen. Um sie los zu werden muß man dem Lama ein tüchtiges Pferd darbringen, auf dem der Mandarin der Hölle Lust empfände, von dannen zu reiten. Bei sehr Reichen wünscht der hohe Würdenträger der Hölle gewöhnlich mit seinem Stabe von dannen zu reiten, und da ist es dann mit einem Pferde nicht abgethan und oft tritt dann der Fall ein, daß ein ziemlich Theil der Heerde dem schlauen Lama geliefert werden muß, um die Krankheit gründlich zu heilen. Im eigentlichen China ist der Buddhismus auch stark verbreitet, und die Kaiser haben sich seit lange schon ihm sehr gastfreundlich erwiesen. Einige Lamasereien sind auf Kosten der Kaiser wieder emporgekommen wie z. B. das im Jahre 64 nach Chr. durch den Kaiser Leo-Yong erbaute Kloster, das den Namen „des weißen Pferdes“ führt und zwar zum Andenken jenes Pferdes, auf dessen Rücken die erste Statue Buddhas aus Indien importirt wurde.

Obwohl die in China herrschende Mandschu-Dynastie viel von ihren Reiter-Gewohnheiten und Sitten verloren hat, so hat sie dennoch viele Reitertraditionen aufbewahrt. Der Schutzgeist der kaiserlichen Familie ist Kuang-Ti, der bei seinen Lebzeiten der berühmteste Reiter und Reiter-General war und der nach seinem Tode zugleich mit seinem Sohne in den Himmel erhoben wurde, um dort der Schutzengel des kaiserlichen Hauses zu sein. Man stellt ihn gewöhnlich dar als mit dem Sohne zur linken und dem Stallmeister auf der rechten Seite sitzend.

Zugleich mit dem Ueberschreiten der oben angegebenen Linie, welche Asien in ein der Pferdezucht freundliches und ihr feindliches theilt, verschwindet mit Ueberschreitung der chinesischen Mauer, oder verkümmert das Pferd gänzlich. Im eigentlichen China ist das Pferd ein kleines, rundes, sanftes und gutherziges Thier, das kaum im Stande ist, die Last des vergoldeten in tausend Farben glänzenden Baumzeugs, das Gewicht des Mandarins und allerlei Gehänge von rothem Haar-geflecht zu ertragen.

Es frägt sich nun, welchen Umständen es wohl zuzuschreiben sei, daß dort das Pferd, das Symbol der Schnelligkeit und Lebhaftigkeit, seit dreitausend Jahren träge und gleichsam mumificirt wurde? Ein bedeutender chinesischer Historiker giebt uns über die Pferde seines Vaterlandes folgende Nachrichten. Im Jahre 704 plünderte der Rebell Myrola Chan den Palast des Kaisers von China und fand in seinen Ställen hundert Pferde, die dressirt waren vor dem Kaiser zu tanzen. Der Usurpator wünschte sich durch eigenen Augenschein von ihrem Talente zu überzeugen, aber die edlen Thiere, die ihn nicht als Kaiser anerkannten, wollten in seiner Gegenwart nicht tanzen, indem sie den Tod der Erniedrigung und Schande vorzogen.

Der gänzliche Mangel an Reiterei in China öffnete der schnellen Cavallerie Dschingischans, die wie ein Bergstrom aus ihren Steppen hervorbrach, die Mauern der Grenze durchbrach und den Thron der Kaiser einnahm, die Thore des unermesslichen Reiches. Die tatarische Dynastie behauptete auf dem chinesischen Throne nicht lange die Reitergewohnheiten ihrer Familie, sondern verfiel allmählig mit der Zeit der orientalischen Unthätigkeit der Nachfolger Fohis. Die Bewohner des Königreichs Tong-King gebrauchten Elephanten und Büffel da, wo andere Nationen Pferde zu verwenden pflegen. Nichts desto weniger hat der Kaiser doch wohl fünfhundert einheimischer Pferde in seinen Ställen.

Bessere Pferde, wenn sich dergleichen in China finden, sind importirt. Die mongolischen Stämme der chinesischen Tatarei und diejenigen, welche unter russischer Herrschaft im östlichen Sibirien leben, verkaufen eine große Masse von Pferden nach China, und es giebt Beispiele, daß China, um sich Pferde zu verschaffen, weite Expeditionen unternahm. Im Jahre 107 vor Chr. führte China Krieg gegen Kofan mit sechzigtausend Mann Truppen, vierzigtausend Ochsen, dreißigtausend Pferden, vierzigtausend Maulthieren und Kamelen, in der Absicht die himmlischen Pferde zu gewinnen, welche blutigen Schweiß schwitzen. In der Geographie des chinesischen Kaiserthums, in Peking 1790 veröffentlicht, wird Kofan als das Vaterland der gesprenkelten Argamaten angegeben, die sich durch Schnelligkeit und blutigen Schweiß auszeichnen sollen. Die Vorstellung von blutigem Schweiß hatte ihren Ursprung wohl in dem Rothwerden der Haut dieser Pferde, wenn sie stark in Schweiß gerathen. In Folge des Krieges brachte man aus

Kofan einige zehn besserer und dreitausend geringerer Hengste und Stuten nach China.

### § 121. Das Pferd in Cochinchina und auf einigen Inseln.

In den Bergen Cochinchinas findet sich eine ganz kleine Race wilder Pferdchen, auf welche die Einwohner des Fleisches wegen Jagd machen. Aehnliche sollen sich auf Borneo befinden. Im Jahre 1863 erhielt die Königin von England ein vierjähriges Miniatur-Pferdchen aus Java zum Geschenk. Obwohl dieses Thierchen vollständig ausgewachsen war, so war es doch nicht höher als eine Arschine. Capitain Lukiej, der es auf dem Schiffe Victor brachte, nahm es auf eine Abendgesellschaft bei der Frau des Lord Major mit, galopirte auf demselben im Salon herum, nahm es dann zur allgemeinen Belustigung auf seine Arme und trug es die Treppen hinab in sein Cabriolet, in welchem er mit ihm zusammen nach Hause fuhr.

### § 122. Das Pferd in Vorder- und Hinterindien.

Auf der östlichen Seite jener oben angegebenen, gedachten Linie befinden sich auch die beiden Indien, welche ebenfalls zu jenen der Pferdezucht nicht günstigen Geländen gehören. Das einheimische Pferd ist ganz werthlos, weshalb man fortwährend aus Arabien, Persien und der Tatarei Pferde einführt. Weder Gold noch Anstrengung, noch Sachkenntniß und Beharrlichkeit des unter allen Nationen am meisten hippischen Volkes war bisher im Stande, dort eine Race von einigem Werthe zu schaffen. Die unerhörtesten Bemühungen der Engländer in dieser Beziehung waren vergeblich. Die schwüle Feuchtigkeit des Klima's und die der Natur des Pferdes nicht zusagende, vielleicht zu würzige Weide ist nicht im Stande, dem Pferde zu seiner vollen Entwicklung zu verhelfen, so daß es nie denjenigen anderer Länder weder an Höhe, noch Tüchtigkeit, Schnelligkeit und Grazie gleichkommt. In Lahore und anderen Städten, wo sich noch das Ansehen der muhamedanischen Herrscher erhalten hat, werden die Ställe dieser Herren fortwährend aus Arabien remontirt. Manche lange Fehden wurden hier der Pferde wegen ausgefochten. Berühmt ist das arabische Pferd Deli, über welches Hügel ein Breites berichtet, und welches seinen letzten Besitzer Maha-Raja sechs Millionen Gulden und zwölftausend Soldaten kostete. In Vorder- wie in Hinter-Indien existirt eine kleine elende Race, die um nichts besser ist als die

chinesische, allgemein Langum genannt, ebenso wie die verwilderten bunten Pferde Libets. Die am wenigsten kümmerlichen Pferde Indiens finden sich in Kal'hu und zwischen dem Indus und Hydaspes. Sie gelten für Nachkommen arabischer Pferde.

Das was heute in Indien in dieser Beziehung geschieht, war daselbst schon seit tausenden von Jahren Brauch; immer wurden Pferde aus Persien, Bactrien und Kabulistan importirt. Mahabarata erwähnt achthundert eingeführter weißer Pferde, von denen jedes ein schwarzes Ohr hatte. Unter den Geschenken, welche dem Indistyr Völter und Könige darbrachten, erwähnt dieses Gedicht verschiedenfarbige Pferde, auch Stuten kamelfarbiger Haarfärbung, welche aus Kambaj (Kabulistan) eingeführt waren. Diese verschiedenfarbigen waren ihrer Färbung nach Rebhühnern, und in Betreff der Nase Papageien ähnlich. Dort wird auch gesagt, daß die Indier aus den nördlichen Gegenden von jenseit des Oxus sehr schnelle, weiße, bunte, cochennillefarbige, regenbogen- und morgensternfarbige Pferde eingeführt hätten. Diese Farbebezeichnungen frappiren uns als ungewöhnliche, indessen werden sie uns weniger wunderbar erscheinen, wenn man sie mit manchen Farbenbezeichnungen anderer Sprachen vergleicht; denn da giebt es Isabellen, Getigerte, Kirschbraune, Stahlfarbene, Mausfarbene, Rosige, Wolfsfarbige u. s. w. Wir verdanken dem Aelian die Nachricht, daß in Indien eine besondere Rasse von Bereitern existirte, welche von Jugend auf sich übten, niemals scharfe mit Stacheln versehene Gebisse, sondern ganz einfache Trensen anzuwenden. Durch Körperkraft und große Uebung nöthigten sie das Pferd zum Kreislauf. Die am besten Eingebühten verstanden es auch mit einem Viergespann im Kreise zu fahren. Kriegswagen pflegten nur zweispännig zu sein und nahmen zwei Krieger auf. So war es zur Zeit der Expedition Alexanders nach Indien. Die Indier gingen mit Pferden sorgfältig um und hatten Gefallen an Wettrennen, an denen die Könige und die Vornehmsten des Landes Theil nahmen und hohe Wetten engagirten. Indessen liefen auf indischen Wettrennen doch meistens Ochsen, zwischen denen zuweilen auch ein Pferd angeschirrt war; die Länge der Bahn betrug ungefähr eine Drittel-Meile. Bei diesen Rennen erschienen zuweilen kleine Ponies und ganz kleine Ochsen, welche nicht größer als Ziegenböcke waren und fast so schnell wie getische Pferde. Bis auf den heutigen Tag finden sich in der Gegend von Surate Ochsen, welche nicht größer sind als eine englische Dogge.



### § 123. Das türkische Pferd.

Gleich wie das tatarische Pferd im Orient mit den Triumpfen Tamerlans die Geschichte des XIV. Jahrhunderts beginnt, so beschließt das türkische Pferd unter den Siegen Muhammeds II. über das oströmische Kaiserthum die Geschichte des XV. Jahrhunderts.

Das alte Byzanz fällt 1453 in die Hände der Türken und der Hippodrom wird zum Atmaiban, zum Übungsfelde für das türkische Pferd. Die Schriftsteller, welche über das Pferd türkischer Race geschrieben haben, schildern uns dasselbe als feurig, von gedrungenen Formen, etwas unterseßtem Bau, kurzem Hals mit großem Kopf und schönem ausdrucksvollen Auge.

Der weite Umfang des türkischen Reiches verhindert einen klaren Begriff von dem türkischen Pferde zu geben, verschiedene Provinzen haben verschiedene, zuweilen sehr hervorragende Typen, welche im Allgemeinen zur orientalischen Race gehören. In früheren Jahrhunderten verstand man auch unter dem Namen eines türkischen Pferdes gewöhnlich jedes Pferd orientalischen Bluts, eine Gewohnheit, die im ganzen Westen allgemein verbreitet war, namentlich bei den Engländern. Wir stoßen da auf Namen wie: *Bherly-Turk*, *Hemsley-Turk*, *Arch-Yellow-Turk* u. d. gl. Pferden gegeben, die nicht durchaus türkischer Herkunft waren. In Frankreich führten die orientalischen Pferde lange Zeit hindurch den Namen: *les Turcs d'Angleterre*, unter welchem Namen man arabische, persische, Berber-Pferde — ja sogar auch solche rein englischen Bluts verstand. Ältere Beschreibungen türkischer Pferde durch Europäer passen nicht selten weit besser auf persische und turtomanische Pferde, als auf eigentlich türkische. Aus jenen Zeiten datirt die Beschreibung türkischer Pferde durch den gelehrten Barbequins, englischen Gesandten am Hofe zu Constantinopel.

„Die Türken haben“, sagt er, „schnelle und so gut dressirte Pferde, daß sie auf ein gegebenes Zeichen nieder knieen um den Reiter aufzunehmen. Läßt der Reiter seinen Spieß fallen, so nimmt das Pferd ihn mit den Zähnen auf und reicht ihn seinem Herrn. Es herrscht in der Türkei die originelle, aber ziemlich allgemein verbreitete Sitte, diejenigen Pferde, deren Dressur den höchsten Grad der Vollendung erreicht hat, mit Ehrenzeichen zu schmücken. Als Auszeichnung für eine gute Dressur umgeben die Türken die Müstern des Pferdes mit silbernen Ringen. Ich

Habe Pferde gesehen, die wie eingemauert standen, sobald der Reiter zufällig gestürzt, und die nicht ein Glied rührten, bis er nicht wieder aufgestanden war; auch sah ich einige Pferde, deren Herrn bei mir in einem erhöheten, auf einer Anhöhe gelegenen Kiosk zu Tisch waren, diese Pferde spitzten jedesmal die Ohren, sobald sie die Stimme ihres Herrn hörten, und blickten dahin, woher die ihnen bekannte Stimme erschallte, und vor Freude wiehernd eilten sie die Stufen hinauf, jedes zu seinem Herrn.“

Die Pferde orientalischer Abkunft, welche die türkischen Reiter-scharen nach Constantinopel trugen, vermischten sich bald mit den einheimischen, den Nachkommen der ehemaligen Sieger in den olympischen Spielen, und Cappadocien zugleich mit Numelien, das man vormals zur Erinnerung an die fünfzehnhundert ausgezeichneten Pferde, welche nach Rom als Gabe der Hulldigung geliefert wurden, Romania nannte, werden wieder, in Beziehung auf Pferdezuucht, die ersten Provinzen des Reichs. Der oben erwähnte Autor drückt sich in dieser Hinsicht folgendermaßen aus: „Als ich am Pontus in den Gegenden Cappadociens reiste, sah ich wie freundlich die Leute mit ihren Fohlen umgehen und mit welcher Langmuth sie dieselben von ihrer Geburt an pflegen. Die Bewohner Cappadociens streicheln dieselben ohne Unterlaß, nehmen sie in die Häuser und zu Tisch, kurz behandeln sie mit derselben Sorgfalt und Liebe, welche sie den eigenen Kindern widmen. An den Hals hängen sie ihnen verschiedene Amulette, welche gegen Besprechungen und Gift schützen sollen, und die Sajis, die mit der Beaufsichtigung der jungen Progenitur betraut werden, sind eben so sorgsam und sanft wie ihre Herren, glätten mit den Händen die Haare ihrer Jöglinge und schlagen sie nie, es sei denn im äußersten Nothfalle. Ein solches Verfahren entwickelt im jungen Pferde schon früh eine große Liebe und Zutrauen zum Menschen und tötet jeden Keim von Zorn und Mißtrauen aus, so daß man kühn behaupten darf, daß es dort kein Pferd giebt, welches widerspenstiger Natur wäre.“

Von Reiterspielen war seit lange schon das Spiel mit dem Girit bei den Türken das beliebteste. Das Wort Girit stammt aus dem Arabischen und bedeutet Dattelpalme; denn zu diesem Spiel bediente man sich gewöhnlich der Rippen von Palmenblättern, einer Ruthe von etwa anderthalb Ellen Länge. Eine solche Ruthe oder Gerte war das Hauptwerkzeug für das Spiel. Jeden Freitag versammelten sich die Reiter in dem Atmaidan, theilten sich in zwei Parteien, und auf ein gegebenes Zeichen ritt je ein Reiter jeder Seite vor, griff den Gegner an und wenn

sie nahe genug an einander waren, warfen sie beide ihre Palmenlanzen gegen einander. Die Geschicklichkeit bestand darin, den Gegner zu treffen, selbst seinem Geschosß auszuweichen, dann im schnellsten Laufe den Girit vom Boden aufzunehmen und den Gegner nochmals zu treffen. Ein Kunstgriff erleichterte dem Reiter die Möglichkeit den Girit vom Boden aufzuraffen; der Steigbügel war nämlich so an den Gurten befestigt, daß der Fuß des sich bis auf den Boden herablassenden Reiters, den Steigbügel als Stützpunkt für den in der Luft schwebenden Körper benutzte. Bei diesem Spiel übten sich die Türken auch in anderen Künsten aller Art, welche im Oriente betrieben werden; so ließen sie sich unter den Bauch ihres Pferdes herab und schwangen sich dann wieder in den Sattel, sprangen im Galop vom Pferd und wieder hinauf, drehten sich auf der Kruppe des Pferdes um und auf dem Rücken liegend, entsendeten sie Pfeile mit großer Geschicklichkeit. Solche täglich vorgenommene Uebungen entwickeln im Pferde wie im Reiter seltene Eigenschaften. Ueberall, wo die Jugend sich dergleichen Uebungen hingiebt, wird man gute Pferde und Reiter haben, wo sie aber aufhören oder vernachlässigt werden, da hören auch die Pferde auf, der Lust und dem Ruhme des Menschen zu dienen und sinken auf die Stufe derjenigen Thiere, deren Fleisch nach dem Gewichte und deren Formen nach gewissen conventionellen Linien geschätzt und taxirt werden. In der Türkei herrscht die sehr vernünftige Sitte, alle Jahre die Pferde vierzig Tage lang auf grüne Weide zu lassen, nach Verlauf welcher Zeit sie in Seifwasser gebadet werden. Während der Fasten wird das Pferd zu keinem Dienste gebraucht und erst nach dem, die Fasten beendigenden, Bade werden sie zur Arbeit genommen, gleichzeitig mit dem Uebergange von dem grünen zu dem nahrhafteren trockenen Futter. Verschiedene Länder wie z. B. Syrien und Aegypten haben diese türkische Sitte für ihre Pferde angenommen.

Das türkische Schul-Reiten ist eine Abart des orientalischen und beruht vorzugsweise auf dem kurzen Steigbügel und dem in Folge davon gehobenen Kniee. Eine solche Sitzweise, welche den englischen Jockeys als Vorbild bei den Wettrennen diente, hat ihre gewissen Vorzüge, denn sie schafft dem Pferde beim schnellen Durchlaufen großer Bahnen Erleichterung, beugt vielen möglichen Zufällen vor und giebt dem Reiter einen festeren Schluß.

Im Orient sind die Pferde im Allgemeinen klein und von dünnen Bäuchen, es bietet also die Sitte, mit verkürztem Steigbügelriemen zu reiten noch die Bequemlichkeit, daß sie das einzige Mittel ist, welches den

Reinen des Reiters erlaubt, wie es sich gehört, den Leib des Pferdes zu umschließen. Die europäische Schule erfordert, daß der Reiter proportional zum Wuchs des Pferdes gebaut sei, denn ohne dieses richtige Verhältniß würde seine Figur immer ungeschickt und gezwungen erscheinen. Die orientalische Art zu reiten ermöglicht dem Reiter jedes Pferd geschickt zu gebrauchen, und ist weder einem tiefen Sitzen, noch auch der Leichtigkeit und Energie der Hand hinderlich, gestattet nur die Anwendung jener vollendeten Feinheit nicht, welche der europäischen Manege immer eine unmeßbare Höhe verleiht.

Die Türken führen hohe und schwere Sättel, große dreieckige Steigbügel, welche ihnen im Nothfall als Spornen dienen, Gold und Seide bedecken ihr Reitzeug. Die türkische Reiterei besaß in alten Zeiten einen wohlverdienten Ruf; heute hat sie viel davon verloren — die Hand des Türken ist schwer geworden, — heute handhabt der Türke sein Pferd mit straffem Zügel, meistens da Gewalt anwendend, wo der kundige Reiter mit Geschicklichkeit ausreichen sollte, und dieser Fehler ist um so tadelnswerther, als die orientalischen Pferde eine so empfindliche und zarte Natur haben, daß sie dem Gedanken ihrer Reiter zuvorzukommen scheinen. Heute ist auch die Reinheit der türkischen Race fast gänzlich verschwunden.

In Constantinopel findet man vortreffliche Pferde, indessen stammen dieselben meistentheils aus entlegenen Provinzen des Reichs, die entweder als Geschenke dargebracht, oder als die besten aus den Paschaliks gewaltsam genommen wurden. Selbst das arabische Pferd reinsten Bluts verliert, unter den Händen des Türken, viel von seinem Adel und seinen hohen Eigenschaften in Folge der ungeschickten, meistentheils barbarischen Behandlung. Die Türken pflegen ihre Pferde so zu fesseln, daß die armen Thiere sich nicht einmal niederlegen können; füttern sie zum Uebermaß und verderben diese edlen Geschöpfe theils durch lange und schädliche Unthätigkeit, theils wieder durch maßlose Anstrengung.

Die heutige europäische Türkei zählt über eine Million Pferde d. h. ungefähr zweihundert auf die Quadratmeile und je ein Pferd auf acht Einwohner. Etwas ungünstiger stellt sich dies Verhältniß in dem neugeschaffenen Königreiche Griechenland, wo nur hundert und acht Pferde auf die Quadratmeile und je ein Pferd auf zehn Einwohner kommt. Im Ganzen zählt Griechenland hundert drei tausend zweihundert Pferde.

## Achter Abschnitt.

### Das italienische, amerikanische, österreichische, ungarische und deutsche Pferd.

#### § 124. Geschichtliche Ereignisse des XVI. Jahrhunderts.

Das sechzehnte Jahrhundert giebt, unter dem Einflusse zweier wichtiger Weltereignisse und zweier industriellen Erfindungen des vorigen Jahrhunderts, den Sitten und Gebräuchen Europas einen ganz neuen Character. Die Eroberung Constantinopels durch die Türken drängt Künste und Wissenschaften nach Italien, wo sie fortan in der alten Hauptstadt des abendländischen Reiches gepflegt werden. Die Städte Italiens erreichen den Höhepunkt ihres Glanzes und die italienischen Kriege bringen den Geschmack für italienische Cultur nach Frankreich, Deutschland und Polen; — die Entdeckung Americas stellt Spanien an die Spitze der Mächte der Welt, das sich unter Philipp II. mit Portugal, seinem Rivalen auf dem Meere, zu einem Reiche vereinigt. Die Erfindung des Buchdrucks fördert wesentlich die Verbreitung von Kenntnissen, aber auch von kirchlichen und religiösen Reformen; endlich nöthigt die Erfindung des Schießpulvers alle Mächte zur Einführung stehender Heere, und giebt Veranlassung zu ganz neuen Grundsätzen in der Kriegskunst.

Venedig, welches durch die Schlaueit seiner Politik den drohenden Folgen der Ligue von Cambray geschickt ausweicht, bleibt Herrin des adriatischen Meeres, aber sein Handel nach dem Orient geht auf Spanien und Portugal über. Genua freut sich seiner Freiheiten und glänzt durch die Bürgertugenden seiner Dorias, wengleich ihnen auf kurze Zeit die Verschwörung Fiescos Gefahr droht.

Florenz, mit Pisa und Siena zu einem großen Fürstenthume Toscana, unter der Herrschaft Alexanders Medici, vereinigt, erhält den Namen

des modernen Athen, in Folge des besonderen Schutzes, welchen Künste und Wissenschaften dort finden. Parma, vom Kirchenstaat getrennt, kommt an das Haus Farnese. In Rom harmonirt eine Reihe ausgezeichnete Päpste mit dem Glanze des damaligen Italiens. Leo X. ist der Hauptfactor der Civilisation des Jahrhunderts, in welchem Michel Angelo, Raphael, Titian, Leonardo da Vinci, Correggio, Ariosto, Tasso, Galilei und Macchiavelli glänzen. Unter Clemens VII. reißt sich England von der römischen Kirche los, unter Paul III. stiftet Loyola den Orden der Jesuiten, Pius V. ist denkwürdig durch seine Bulle, in coena domini, endlich Sixtus V. berühmt als ausgezeichnete Staatsmann. Mailand und Neapel werden der Zankapfel zwischen Frankreich und dem Kaiserthume. Franz I. von Frankreich tritt als Vertheidiger der Unabhängigkeit der Staaten gegen die Gelüste nach einer Weltmonarchie auf, deren Idee im Kopfe Karls V. kreiste, der das Kaiserthum, Spanien, die Niederlande, viele Inseln Ostindiens und fast das ganze neu entdeckte Amerika unter seinem Scepter hält, in dessen Reichen also, wie man sagte, die Sonne nie unterging. In vier Kriegen vermogten sich die beiden Gegner nicht viel anzuhaben und das unaufhörliche Blutvergießen schloß endlich damit, daß Frankreich seinen Ansprüchen auf die italienischen Provinzen entsagte und das Kaiserthum von seinen Eroberungen in Frankreich Abstand nahm.

### § 125. Das italienische Pferd.

Italien, dem die Welt das Wiederaufblühen der schönen Künste und Wissenschaften verdankt, wurde auch das Vaterland für die Wiebergeburt der Reitkunst.

In diesen Zeiten führten die Buondelmonti, die Donati, die Ubati, die Amabei und Medici, jene abligen Kaufleute, aus Syrien die schönsten arabischen Typen ein, um die alt-italische Race zu verjüngen. Die Medici galten für die geschicktesten Reiter ihrer Zeit und unter ihnen strahlte Lorenzo in besonderem Ruhm. Die Jugend von Florenz, ja von ganz Italien strömte zu seinen Carouffels und Festlichkeiten, in denen er eine wahrhaft königliche Pracht entfaltete.

Heute, nachdem Italien schwere Erschütterungen durch seine innere Umgestaltung erlitten hat, kann es sich noch keines hippischen Wohlstandes rühmen, und nimmt in dieser Beziehung kaum die elfte Stufe in Europa ein. Ganz Italien besitzt nur achthundert fünfundsreisig tausend Pferde,

hundert fünfundsiebzig auf die Quadratmeile und je ein Pferd auf siebenundzwanzig Einwohner.

Der hippische Ruhm Italiens verdankt seine Verbreitung in früheren Jahrhunderten der Verbesserung der Reiterei, welche sich auf der italischen Halbinsel ganz besonders entfaltete. Albroraque, Friedrich Grison, Cäsar Fieschi, Alexander Malatesta, Pistadio und viele andere Schriftsteller haben in Monographien gezeigt, bis auf welche Höhe die Manege-Kunst in Italien entwickelt wurde. Friedrich Grison gründete die erste Manege-Akademie in Neapel und zwei seiner Schüler importirten die Lehre von der hohen Kunst des Reitens nach England.

Der Nachfolger Grisons, Pignatelli, unterwies die Franzosen Labroue und Pluvinal, welche in Frankreich die Grundsätze seiner Lehre verbreiteten. Die Akademien von Padua und Rom erhielten sich lange in ihrem Rufe und ganz Europa schickte Schüler dorthin, die Grundsätze der höheren Reitkunst kennen zu lernen; dort wurde auch der Verfasser der Hippika, Dorohostajski, gebildet und von dort aus kam die Liebhaberei der Manege nach Spanien, wo sie sich, wie wir oben gezeigt haben, ganz besonders entfaltete.

Schon im Alterthume wurden die italischen Pferde von vielen Autoren gerühmt, ungeachtet dessen, daß in Rom Pferde aller Gegenden der Welt mit ihnen um den Vorrang rivalisirten. Varro und Oppian rühmen die Pferde Etruriens und der Rosca genannten Vertlichkeit. Flavius Vopiscus rühmt die tuscischen und etrurischen Pferde, Horaz dagegen die iatureischen. Die Zahl der Pferde in Italien muß sehr groß gewesen sein, wenn, nach Livius, Hannibal aus Apulien allein viertausend junger Pferde remontirte. Die Sucht sich im Circus zu den römischen Kaiserzeiten mit Repräsentanten aller Racen der ganzen Welt auszuzeichnen, that der italischen Pferdezuucht keinen Eintrag, da man fortwährend Pferde brauchte. Der Brief des Symmachus ist ein schlagender Beweis dafür, wie sehr die Leiter der Spiele darauf bedacht waren, die größt mögliche Verschiedenheit der Racen vorzuführen.

So lange Italien auf die allgemeinen Angelegenheiten Europas Einfluß hatte, stand das Pferd bei den italischen Völkern in Achtung und ihre hippischen Verhältnisse erfreuten sich eines hohen Glanzes. Ueberall wurden zahlreiche Gestüte angelegt, welche mit Sachkenntniß und Wohlwollen geleitet wurden; Calabrien namentlich war durch seine Gestüte, in denen man die Pferde mit besonderen Marken versah, berühmt. Die

Hauptschriftsteller, welche über die italischen Gestüte geschrieben haben, sind: Mloysius Morosini, Da Pietra und Frank. Die Republik Venedig besaß eine sehr geschätzte Pferderace für Manege und Krieg, deren Wiege die Landschaften zwischen der Etsch, dem Po und dem adriatischen Meere waren.

Im Alterthum loben Aelian und Strabo die venetianischen Pferde, in welchen sie dieselben guten Eigenschaften wie bei den sicilianischen finden und schildern sie mehr ausgezeichnet durch Schnelligkeit als durch Schönheit, die ein Wolfskopf verunstaltete (wahrscheinlich starke Ganaschen). Pferde dieser Gattung siegten in den olympischen Spielen unter dem Lacedämonier Leon und erwarben sich großen Ruf, der zu Strabos Zeit indessen abzunehmen begann.

Bis heute kommen die besten italienischen Pferde aus den reichen Ebenen der Halbinsel. Von den Ufern der Etsch bis nach Padua sind gute Pferde und die Jahrmärkte der letzteren Stadt lockten aus allen Gegenden Europas Kaufleute herbei. In der Umgegend dieser Stadt werden ausgezeichnete Traber gezüchtet, welche täglich auf dem Corso im Lauf vor leichten Wagen *sedioli*, die einigermaßen an die Kriegswagen des Alterthums erinnern, geübt werden. Der Preis für diese Pferde ist sehr hoch. Manche Gegenden Calabriens und der Campania besitzen eine Art Pferde, die in einem halb wilden Stande gezüchtet werden. Der Aufsicht von Picadoren zu Pferd mit langer Lanze übergeben, weiden sie frei auf den weiten Tristen. Sie sind voller Feuer und Energie, lassen sich schwer zähmen und zureiten, und wenn sie nicht die Grazie und die Eigenschaften besitzen, welche das mit aller Sorgfalt der Domesticität gezüchtete Pferd characterisiren, so kostet dafür ihre Züchtung auch fast gar nichts.

Die neapolitanischen Pferde galten für die besten der ganzen Halbinsel, denn sie vereinigten Höhe des Wuchses mit Grazie, Sanftmuth mit Feuer und besaßen Eigenschaften, welche sie so für den Wagen wie die Manege qualificirten. Bevor die Engländer das Monopol in der hippischen Industrie durch rationale Züchtungs-Maximen erwarben, importirte England mit großen Kosten neapolitanische Pferde zu seinem Gebrauch. Die Italien umgebenden Inseln sind ebenfalls nicht ohne Bedeutung in hippischer Beziehung.

Sicilien, das Jahrhunderte lang eine Einkehr-Herberge für alle Nationen, für Phönicier, Griechen, Carthager, Römer, Saracenen, Normannen und Spanier war; Sicilien, wo nach einander Gebräuche, Sitten



und Rechte die einen die anderen verdrängten, war im Alterthum ein sehr hippisches Land, dessen Pferde manchmal in den olympischen Spielen siegten und den Königen von Syracus für ihre stolzen Wagen und Festzüge dienten. Virgil, Oppian und Gracius rühmen die sicilischen Pferde des Alterthums als, für bergige Gegenden, außerordentlich geeignet und ungewöhnlich schnell. Der äußere Habitus dieser Pferde wird weniger gerühmt, Gracius tadelt ihren Hals, Nacken und Kruppe und nennt sie wie die venetianischen lycospades (wolfsmäulige). Die besten sicilischen Pferde hielten sich in den bergigen Gegenden Agragos und Nebrodes, die größten aber waren die in Syracus. Ihre gewöhnlichste Haarfarbe war die weiße. In Agrigent allein zählte man über dreihundert weißer Gespanne, überhaupt waren die Pferde in Sicilien so zahlreich, daß Verres ganze Heerden edler Mutterstuten aus dem Lande zog. Auf der Hochzeit, welche Antisthenes ausstattete, folgten der Braut achthundert Wagen und ein zahlreiches Gefolge von Reitern. Die Liebhaberei der Sicilianer für Pferde, die hippischen Spiele vieler sicilianischen Städte, der Antheil, den ihre Biergespanne an den olympischen Spielen nahmen, sind Beweise für den hippischen Glanz Siciliens.

Der Zenith des Glückes dieses Landes fiel, wie das immer zu sein pflegt, mit dem Zenith des Ruhmes seiner Pferde zusammen. Die Monumente Palermos, Agrigents und von Syracus waren Zeitgenossen der schnellen Kasse des Dionys. Es wird erzählt, daß dieser König, welcher später als Lehrer nach Corinth ging, einst den Plato mit einem Gespann von Schimmeln auf einem Wagen herumgefahren habe, dessen Lenker er selbst war, und daß das Volk Beifall klatschend in die Verse Homers ausgebrochen sei:

Seufzend beuget die Achse sich unter der Last von Beiden,  
Wissensfülle des Weisen und Hoheit des lenkenden Königs.

Siero hatte ein Gestüt auf der Insel Ortugia, wo Wagenpferde gezüchtet wurden. Das Uebergewicht der sicilianischen Pferde über andere dauerte bis zum Untergang des römischen Reiches, das mit seinem Verfall auch den Ruin Siciliens herbeiführte. Underhalb Jahrhundert nach Roms Untergang besaß die Kirche in Sicilien noch sehr zahlreiche Gestüte, aus denen zu Gregors des Großen, Zeiten auf einmal vierhundert Stuten verkauft worden sein sollen.

Im IX. Jahrhundert eroberten die Araber die Insel; ihre Emire residirten in Palermo und die ritterlichen Spiele der Mauren traten an

die Stelle der Wagenrennen und der Reiterspiele der römischen Jugend. Das XI. Jahrhundert brachte Sicilien wieder neue Herren. Es war das die Zeit, als die normannischen Pilger die Welt durchkreuzten und Königreiche gründeten. Die Söhne des Ritters Tancred von Hauteville gründeten das sicilische Reich nach wechselnden Schicksalen. Wir haben keine Beweise dafür, daß die Race der sicilischen Pferde in diesen Zeiten irgend welcher Veränderung oder Kreuzung mit der nordischen Race anheimgefallen sei. Die Pferde, welche die Normannen mit sich brachten, waren nicht zahlreich, ihr größter Theil aber waren Last- und nicht Streitrosse, wie das aus der Chronik zu sehen ist, durch welche wir erfahren, daß Tancred nach seiner Ankunft in Sicilien auf einem so kleinen Pferde ritt, daß nicht viel fehlte, daß seine Füße den Boden berührt hätten. Die Reiterei, welche die Normannen in der Eile schufen, war ganz mit sicilianischen Pferden beritten. In der Schlacht bei Castro Giovanni schlugen siebenhundert normannischer Reiter und ebensoviel Fußvolks fünfzehntausend Araber, und jeder erhielt von der Beute je zehn Pferde. Die Normannen führten in Sicilien den Feudalismus und nordische Gewohnheiten ein. Die größte Strafe eines Ritters bestand auch hier darin, ihm das Pferd und die Waffen zu nehmen. „Der Herzog nahm dem Ritter Peter Pferde und alle Waffen, welche er in seinen Gütern fand“, um ihn mit der empfindlichsten Strafe zu treffen. Nach der normannischen Epoche sank Sicilien von Jahrhundert zu Jahrhundert immer größerem Verfall entgegen. Ackerbau, Handel, schöne Künste, kurz Alles verkümmerte. Der Esel und das Maulthier traten an die Stelle des edlen Rosses.

Auch in den alten Colonieen Griechenlands in Italien war man gegen Pferde nicht gleichgiltig, denn auch dort finden wir zahlreiche Circusspiele. Bei den Sybariten waren die Pferde dressirt aufrecht zu stehen und nach dem Tact einer gewissen ständigen Musik zu tanzen. Die Crotoniaten benutzten dies in einer Schlacht gegen die Sybariten, spielten die Musik auf, nach welcher die Pferde zu tanzen gewöhnt waren, und die Pferde der Sybariten, anstatt zum Angriff zu schreiten, begannen eifrig zu tanzen, so daß sie weder zum Vor- noch zum Rückmarsch zu bewegen waren, und den Crotoniaten zu einem leichten Sieg verhalfen.

Die sardinischen Pferde, die heut von wenig Bedeutung sind, waren in Rom ebenfalls geschätzt und wurden für Wagen und Krieg gebraucht.

Die außerordentlich kleinen, wenn auch dauerhaften, corsicanischen Pferde wichen mehr und mehr gemischten Racen.

Nachdem Italien von der Höhe herabgesunken war, auf welcher es in den mittleren Jahrhunderten gestanden, verlor auch das italische Pferd seinen alten Ruf; sein allmähliges Degeneriren wird verschiedenen Ursachen zugeschrieben — und so sind Einige der Ansicht, daß eine irrationale Kreuzung, wozu man nordische anstatt orientalische Pferde gebrauchte, dem Verfall der Race zu Grunde liege, während Andere denselben aufbauenden Kriegen und Revolutionen zuschreiben. Der wahrhafte und eigentliche Grund aber liegt immer im Volke selbst. Und so wie Rom bei dem Ruße erzitterte — „die Götter weichen!“ so mag auch den Völkern für ihre Zukunft bange sein, von denen man sagen kann, daß ihre Pferdezuucht rückwärts geht.

Seit einiger Zeit hat man darauf Bedacht gehabt, die Race in Italien zu verbessern und sicherlich wird das nicht ohne Bedeutung für das Wohl und Wehe der italienischen Völker sein. In Neapel machte man in dieser Beziehung bereits große Anstrengungen, welche nicht ohne Erfolg waren. In Persano hat man vor nicht langer Zeit ein Gestüt angelegt, das große Hoffnungen erweckt. Viele wohlhabende Grundbesitzer, wie der Fürst Pignatelli und Torlonia, beschäftigen sich mit Pferdezuucht; der Fürst Miranda hat sich mit Eifer und großer Sachkenntniß der Verallgemeinerung englischer Principien über Pferdezuucht und der Vermehrung von Pferden rein englischen Blutes hingegeben und in Sicilien hat der Fürst Butera ein Gestüt angelegt, welches bereits beginnt, großen Ruf zu haben. In ihm werden nur englische Pferde gezüchtet. Die Engländer, welche seit einiger Zeit ein besonderes Wohlgefallen für den italienischen Himmel gefaßt haben, und scharenweise heute die italienischen Städte bereisen, und den Sinn für Pferdezuucht, Wettrennen und Jagd überall hinbringen und erwecken, haben nicht wenig dazu beigetragen, den in diesen Landen eingeschlummerten Geist für Pferdeliebhabelei und Zucht wieder zu beleben.

Padua ist seit lange durch seine Wagenrennen im Trabe berühmt. Diese Wagenrennen, die zu den bedeutendsten und alterthümlichsten gehören, entstanden in jenen Zeiten als die Rennen im Galop aufzuhören begannen. Die Form der Wagen wurde etwas bequemer eingerichtet, man spannte nur ein Pferd in eine Gabelbeischel, behielt aber anfänglich die Form des Jochs im Sättelchen bei, das fest und ständig am Rücken

des Pferdes befestigt war. Erst allmählig entstanden jene zierlichen *Cabriolette*, welche heute über Europa und die ganze Welt verbreitet sind und deren ursprüngliche Form sich nur in Italien, unter dem Namen *sedia*, *corricolo*, *calesse di Napoli* u. d. gl. finden. Der *Corso Paduas* ist ein runder Platz, ringsum mit niedrigen Barrieren eingefast, an deren innerer Seite das Rennen in einmaliger oder zweimaliger Umlaufung, je nach den Bedingungen des Rennens, Statt findet. Der Preis für den Sieg ist nicht groß, mehr ehrenhaft als materiellen Gewinn bringend, auch ist der hauptsächlichste Zweck des Rennens nur das Pferd zu erproben und ihm Ruf zu machen, der ihm einen zwei bis dreimal größeren Werth verleiht. Der Ruhm des Siegers dringt durchs ganze Land und reiche Dilettanten wetteifern um das Glück, einen so ausgezeichneten *Traber* zu erwerben. Gewöhnlich pflegt man nur zwei Pferde zum Rennen zu stellen, denn es wäre gefährlich mehr Rivalen auf die *Arena* zu bringen. Das Pferd ist mit einer *Trense* aufgezäumt und dicht gewebte wollene Leinen dienen dazu, den *Traber* in das richtige Tempo zu bringen, in dem Falle, daß er in den *Galop* übergehen sollte. Vor dem Beginn des Rennens halten drei oder vier Menschen die ungeduldig rennbegierigen Pferde; die *sedia* ist verschiedenfarbig gemalt und ein leichtes Geschirr läßt fast den ganzen Leib der Pferde unbedeckt, auch die *Reißeln*, die an das leichte Sättelchen befestigt sind, verschleiern dem Zuschauer weder die Formen des Pferdes, noch belästigen sie dasselbe. Die Energie dieser *Traber*, ihre eleganten Bewegungen, der Ausdruck ihres orientalischen Kopfes, die Kraft, die sich im ganzen Körper manifestirt, rechtfertigt das Urtheil: „*cavallo d'un sentimento terribile*“ welches der Italiener über ein Pferd, das sich bei diesen Rennen auszeichnet, fällt. Die römischen Rennen, welche während des *Carnevals* auf dem *Corso* Statt finden, sind weltbekannt. — Die Pferde laufen da frei ohne Reiter und als Antrieb zum Rennen dienen verschiedene scharfzantige Behänge, die das Pferd stark beunruhigen. *R. Bernet* hat diese Rennen in einem sehr geschätzten Gemälde unsterblich gemacht und *Frau von Stael* drückt sich folgendermaßen über dieselben aus: „die Wettrennen beschäftigen die Römer auf ganz eigenthümliche Weise; beim Beginn des Schauspiels stehen Massen Volks auf beiden Seiten des *Corso*, der bis zur *piazza del popolo* läuft. Jeder drängt sich zu dem geräumigen Amphitheater, welches den *Obelisk* umgiebt, und aller Augen sind dahin gerichtet, von wo die Pferde ablaufen sollen. Die Pferde laufen ohne

Zaum und Sattel und haben den Nacken nur mit einem Stoff blüherader Farbe bedeckt, woran kleine Schellen geheftet sind. Stallmeister, schön gekleidet, denen am Gelingen des Ganzen viel gelegen ist, führen ihre Pferde an den bestimmten Platz. Die Pferde werden hinter einer Barriere aufgestellt und die Ungebuld, welche diese Thiere zeigen und der Eifer, mit dem sie die Barriere überspringen, sobald mit der Trompete das Signal gegeben, ist unbeschreiblich. Sie sind so eifersüchtig auf einander als ob sie Menschen und keine Thiere wären. Endlich losgelassen sprühen Funken unter ihren Hufen und die Leidenschaft und Gier, den Rivalen zu schlagen, ist so maßlos und blind, daß nicht selten eines oder das andere Pferd an dem Ziele von zu übergroßer Anstrengung todt zusammenbricht. Die Massen folgen den Pferden, und laute Zurufe melden bald den Namen des Siegers. Der Reittnecht, dessen Pferd den Preis davongetragen, fällt häufig vor dem Sieger auf die Kniee und empfiehlt ihn dem Schutze des heiligen Antonius, des Patronen der Pferde, mit einer für ihn selbst feierlich ernstern, für die Zuschauer aber komischen Inbrunst.“

#### § 126. Hippische und geschichtliche Ereignisse in England und Frankreich während des XVI. Jahrhunderts.

Mit Anfang des XVI. Jahrhunderts begannen Reformen verschiedenen Ursprungs und Zieles zu Tage zu treten. Die Lehren Luthers, Zwinglis und Calvins beherrschten die Gemüther der Massen. In Deutschland erfaßte man die Reformation als Mittel der Opposition gegen die Anmaßungen der kaiserlichen Gewalt. In den Niederlanden wurde sie zur Standarte der Unabhängigkeit und Mittel, das verhaßte, mit dem Blut der Grafen Egmont und Horn geschändete, spanische Joch abzuschütteln. Wilhelm von Nassau-Oranien wurde der erste Statthaber. In England löst die Reformation den launenhaften Heinrich VIII. von dem Eide der Treue gegen sein Weib, und führt die ganze Nation auf eine neue Stufe der Entwicklung unter Elisabeth.

In jener Zeit erschienen in England Verordnungen über Alter und Größe der Beschäler, es wurde verboten, sie auf Weiden frei gehen zu lassen, verboten wurde ferner fehlerhafte Beschäler und Stuten für Fortpflanzung anzuwenden. Heinrich VIII. zeichnete sich hierbei eben so wie in allen anderen Angelegenheiten durch launenhafte Gewaltthätigkeit aus. Es wurde verboten, Pferde zu gebrauchen und zu besitzen, die nicht ein

gewisses vorgeschriebenes Maß hatten. Erzbischöfe und Fürsten waren verpflichtet, je sieben Reitpferde von wenigstens vierzehn Handbreit Höhe (paumes) zu halten. Jeder Geistliche, dessen Einkünfte sich auf hundert £ St. beliefen, jede Privatperson, dessen Frau eine Kopfbedeckung nach französischem Schnitt und eine Sammtmantille trug, war bei zwanzig £ St. Strafe verpflichtet, wenigstens ein gutes Reitpferd (hack) zu halten. Es scheint, daß die Regierung Elisabeths dem Pferde nicht günstig gewesen und zwar einestheils, in Folge der Unruhen dieser Epoche, andernteils in Folge der geringen Anregung, welche diese mehr als sparsame Königin für hippische Industrie in England gab. Man sagt, daß als man sich der Landung der großen spanischen Armada zu widersetzen beabsichtigte, kaum dreitausend Reiter in ganz Groß-Britannien aufzutreiben waren.

Heinrich IV. beschenkte Elisabeth mit französischen Pferden, welche am englischen Hofe großes Aufsehen erregten. In dieser Epoche führte Graf Arundel den Gebrauch der Carete in England ein. Bisher war die Königin gewöhnlich zu Pferde oder in der Lectica gereist. Zur Kirche ritt sie gewöhnlich auf einem Pferde, welches durch den ersten Stallmeister geführt wurde.

In Frankreich wurde die Reformation die Fahne, um die sich alle oppositionellen Elemente scharten, welche durch die blutige Bartholomäus-Nacht unter Carl IX., durch die heilige Ligue unter Heinrich III. geschwächt, schließlich durch das Edict von Nantes unter Heinrich IV. geschützt, allmählig verstummten.

Das in diesem Jahrhunderte erloschene Haus Valois zeichnete sich durch Liebe zum Pferd, zu Eleganz und schönen Künsten aus. Frankreich war von dem damals der Civilisation (renaissance) voranleuchtenden italienischen Geiste ergriffen. Während die Poesie nach Dantes Vorbild wieder auflebte, während der Geschmack für echte Schönheit durch Raphaels Pinsel geläutert wurde, hielten italienische Vereiter Vorträge über die Reitkunst und die Schule Pignatellis verbreitete sich schnell unter allen civilisirten Völkern, und Frankreich nahm sie mit besonderer Begeisterung auf. Heinrich II. der in der Schlacht bei Renty vergebens unter den Kämpfenden Carl V. suchte, war derjenige, der zuerst in Frankreich eine Reitschule nach Pignatellis Grundsätzen anlegte. Derselbe König war ein leidenschaftlicher Verehrer der Tourniere, auf denen er die Farben seiner geliebten Dame, Diana von Poitiers, trug. Auf einem dieser

Tourniere durch Montgomery verwundet, schied er bald vom Leben und mit ihm hörten diese Spiele auf. An Stelle derselben traten die Carouffels, in denen die Manege-Kunst ein weites Feld hatte, sich durch unmerkliche Führung des Pferdes auszuzeichnen. Der französische Hof erfaßte diese Hervollkommnung in der Reitkunst begierig und binnen Kurzem entstand eine französische Schule der Reitkunst, welche ebenso wie die deutsche und spanische gewisse Einflüsse nationaler Eigenthümlichkeit annahm, die mit der Zeit alle diese Schulen, welche aus einer Quelle entsprungen waren, durch einen besonderen Character auszeichneten.

Fürsten und Adel aller civilisirten Länder machten sich eifrig daran, diese dem Adelstande so angemessene Kunst sich anzueignen und nach allen Richtungen hin zu ergründen.

Montaigne sagt: „Fürstliche Kinder lernen nichts weiter als Reiten. In allen Uebungen weicht ihnen jeder und gestattet ihnen zu siegen, nur das Pferd allein, welches weder Schmeichler noch Hofmann ist, wirft das fürstliche Kind so gut wie das des Bauern zu Boden.“

Unter Carl IX. zeichnete sich der Herzog von Nemours durch hohes Reitertalent aus, man sagt von ihm, daß er im Galop die Treppen der sainte chapelle hinauf ritt auf einem Pferde, das er selbst dressirt hatte und das Raoul hieß. Montaigne sagt an einer Stelle seiner Schilderung der damaligen Reiterei: „In meiner Kindheit ritt der Fürst von Sulmone in Neapel auf einem feurigen Rosse und machte mit ihm die verschiedensten Figuren, indem er unter den Knien und Fußsohlen, da wo die großen Zehen sind, je ein Goldstück hielt, welches wie angenagelt bei keiner der Bewegungen sich rührte, was als Beweis großer Kraft und Gleichmäßigkeit im Schluß diente.“ Damals schätzte man in Frankreich ganz besonders orientalische Pferde, die man Berbern oder Türken nannte, doch waren auch spanische sehr beliebt. Man verwendete viel Mühe auf ihre Dressur und schonte sie während ihrer Jugend außerordentlich; dafür dienten sie aber auch bis in ein sehr spätes Alter, wie uns gleichzeitige Schriftsteller berichten. „Der tapfere Abarot hatte ein Pferd, Namens Compère, welches der Connetable dem Könige Heinrich II. schenkte, und trotz seines Alters war ihm kein anderes überlegen und diente in Feldschlachten aufs beste. Hauptmann Bourdet hatte einen Türken, auf welchem der verstorbene König beim Tourniere verwundet worden war, er erhielt ihn aber von dem verstorbenen Herrn von Savoie. Sein Name le malheureux war ein übles Prognosticon. In seiner Jugend war das Pferd

nicht so gut wie in seinem Alter. Sein Herr, der zu den tüchtigsten Reitern gehörte, zeigte gern die Energie des Pferdes noch in seinem Alter. Im königlichen Stalle habe ich ein Pferd, genannt Quadrant, gesehen, das unter der Regierung des Königs Heinrich zugeritten war und das ungeachtet seiner zweiundzwanzig Jahre sich vortrefflich zeigte und nichts von seiner Dressur vergessen hatte, so daß es dem Könige sowohl wie Allen, die es sahen, große Freude machte. Ich sah auch ein großes Reitpferd aus dem mantuanischen Gestüt, das ein Altersgenosse des Quadrant war und Le Gonzague hieß; es war wundervoll in seinen Bewegungen. Herr Montorino, Oberauffseher der königlichen Gestüte, zeigte mir ein Pferd *le morceau superbe*, das zum Beschäler bestimmt war, und das in Sprüngen und Volten noch so vortrefflich war, als hätte es Herr von Carnavalet so eben erst zugeritten. Herr von Carnavalet war sein früherer Besitzer und der verstorbene Herr von Longueville wollte ihm dafür 3000 Fr. geben, aber der König erwarb es für sich selbst. Der verstorbene König Heinrich II. wählte im Lager zu Amiens als Streitroß *Le Bay-de-la paix*, ein sehr schönes Pferd, einen tüchtigen aber schon alten Läufer; alle wunderten sich über diese Wahl. Herr von Guise ritt in der Schlacht bei Dreux einen seiner alten Beschäler seines Gestüts zu Esclaron, und das Pferd leistete ihm treffliche Dienste. In den ersten Kriegen hatte der Fürst aus seinem Gestüte 22 Gestüthengste genommen, die sich im Kriege außerordentlich bewährten.“

In diesen Zeiten hatte jeder Grundbesitzer sein Gestüt und unterhielt für sein Hauswesen eine große Anzahl von Pferden. Kriege, Jagden, Reisen und öffentliche Aufzüge erhielten dem Lande die Reitergewohnheiten. Der Adel wählte seine Schlachtrosse aus den besten Gestüten des südlichen Frankreichs, die Vasallen ritten treffliche Pferde, die aus der Kreuzung einheimischer Stuten mit orientalischen oder spanischen Hengsten, deren es in Frankreich überall eine reiche Menge gab, hervorgegangen waren. Sully war einer derjenigen, die sich am meisten um die Veredelung der einheimischen Race verdient gemacht haben. Selbst ein tüchtiger Reiter, beschäftigte er sich speciell mit Pferdezuucht. Seine Gestüte lieferten ihm Pferde für eine der glänzendsten Haushaltungen des Königreichs. Ihm gebührt das Verdienst, den ersten Anstoß für königliche Gestüte in Frankreich gegeben zu haben, namentlich war es auch sein Gedanke, in der Gegend von Ermes in der Normandie in Pin ein Gestüt anzulegen, welches später sehr berühmt wurde. Die



schönen Wiesen, welche das Städtchen Merlerault umgeben, wurden ebenfalls durch ihn als günstig für Gestüthengste erachtet. Sully war auch der erste, der in eben diese Gegend einige ausgezeichnete Hengste einführte, die später der vortrefflichsten Pferderace Frankreichs ihren Namen gab. Heinrich IV., in dem waldigen Bearn aufgewachsen, faßte dort den Geschmack für das Reiterwesen, das er mit der Zeit auf seinen Höhepunkt brachte. In seinen jugendlichen Jahren schon jagte er auf einem navarresischen Pferde den Gebirgswolf durch Abgründe und Dickichte.

Dieser König besaß ein Gestüt in Berry, das in damaliger Zeit einen gewissen Ruf hatte. Aus diesem Gestüte stammten jene Pferde, die er der Königin Elisabeth als Tausch für eine Compagnie Schotten bot, Pferde welche, wie wir oben bemerkt haben, in England großes Aufsehen erregten.

### § 127. Geschichtliche Ereignisse in anderen Ländern.

Während dieses Jahrhunderts nimmt Kur-Brandenburg die Reformation an, der deutsche Orden löst sich auf und sein letzter Hochmeister, Albrecht von Brandenburg, leistet Sigismund I. von Polen als seinem Suzerain den Huldigungseid. Polen steht durch seine religiöse Toleranz auf der Höhe seiner Wohlfahrt, blüht durch Wissenschaften, Ackerbau und Reichthum und rühmt sich seiner allgemein geachteten Dynastie der Jagiellonen, welche während ihrer zweihundertjährigen Herrschaft, auch nicht durch eine einzige That die Ehre christlicher Könige, deren heilige Pflicht es ist, durch Liebe und Achtung, nicht aber durch Mord und Schrecken zu herrschen, verletzt haben. Bathory, der Gemahl der letzten Jagiellonin, schließt durch glückliche Kriege, Organisation der zaporogischen Kosaken, Gründung der Universität Wilna ruhmreich das Werk der Politik dieses für Polen so unvergeßlichen Königshauses, welches seine Regierung damit begann, die durch Casimir den Großen projectirte Akademie zu Krafau in Ausführung zu bringen.

Schon in diesem Jahrhunderte beginnt der hippische Ruf Polens sich zu entfalten und erreicht im folgenden seinen Culminationspunkt.

Rußland nähert sich unter der Regierung Basilius IV., Zwans des Schrecklichen, Fedors I. und Boris Godunows einigermaßen Europa und nur der Umstand, daß ihm der Zugang zur Ostsee fehlt, weshalb es mit Polen um Liefeland kämpft, verhindert es, mit dem Westen nähere Verhältnisse anzuknüpfen.

Die Türkei befestigt sich in seinen neuen europäischen Besitzungen, erobert Rhodus und Aegypten und der Orden von St. Johannes erhält Malta zu Lehn von Carl V., der das mittelländische Meer beherrscht und den Corsaren Heireddin Barbarossa bewältigt. Die Türken fallen in Ungarn ein und erleiden in der Seeschlacht bei Lepanto eine Niederlage, welche sie auf lange Zeit zwingt, sich ruhig zu verhalten. Schweden befreit sich unter Gustav Waja und die Schweiz erstarkt durch den Bund von dreizehn Cantonen.

### § 128. Das amerikanische Pferd.

Die Eroberung Mexicos durch Cortez, Perus durch Pizarro, die Umschiffung des Caps der guten Hoffnung durch Vasco da Gama regte den Sinn für neue Seereisen in Europa an. Die in diesem Jahrhundert zum ersten Mal unternommene Erdumschiffung verewigt den Namen Magelhaens. Portugal entwickelt in kurzer Zeit sein Colonialsystem zur höchsten Blüthe, aber mit dem auf die Seeherrschaft eifersüchtigen Spanien verbunden, verläßt es jenes System und geräth selbst in Verfall. Spanien, dessen gegen England gesendete Armada durch Stürme zerschellt wird, kümmert sich wenig um Civilisation, aber unterwirft sich die Völkerschaften der eroberten Länder und macht sie zu römischen Christen. Spanische Pferde, welche um diese Zeit in allen europäischen Gestüten waren, gehen auch über den Ocean, um dort ihre Herrschaft auszudehnen und in Diensten der Cultur für die neue Welt zu arbeiten.

America kannte vor Ankunft der Europäer keine Pferde. Spanien hat zuerst dies nützliche Thier dort eingeführt, ohne dessen Hilfe sich seine Civilisation nur sehr langsam entwickelt haben würde. Durch das Pferd wurde America vorzugsweise überwältigt. Der berittene Spanier erschien den harmlosen Völkern der neuen Welt als ein Ungeheuer. Das Volk Montezumas widerstand dem Schwerte muthig und hielt das Musketen- und Kanonenfeuer der Spanier standhaft aus, aber mit dem Heranrücken der bisher ihnen unbekanntten Centauren, erfasste es Schrecken, es warf seine Waffen fort, warf sich auf die Kniee und huldigte diesen außerordentlichen Geschöpfen, wie höheren Wesen, die sein Begriffsvermögen nicht fassen konnte.

Lange noch nach dem ersten Erscheinen des Pferdes auf dem neuen Continent wollte sich der erste Eindruck davon bei den Ureinwohnern

und Rechte die einen die anderen verdrängten, war im Alterthum ein sehr hippisches Land, dessen Pferde manchmal in den olympischen Spielen siegten und den Königen von Syracus für ihre stolzen Wagen und Festzüge dienten. Virgil, Oppian und Gracius rühmen die sicilianischen Pferde des Alterthums als, für bergige Gegenden, außerordentlich geeignet und ungewöhnlich schnell. Der äußere Habitus dieser Pferde wird weniger gerühmt, Gracius tabelt ihren Hals, Nacken und Kruppe und nennt sie wie die venetianischen lycospados (wolfsmäulige). Die besten sicilianischen Pferde hielten sich in den bergigen Gegenden Agragos und Nebrodes, die größten aber waren die in Syracus. Ihre gewöhnlichste Haarfarbe war die weiße. In Agrigent allein zählte man über dreihundert weißer Gespanne, überhaupt waren die Pferde in Sicilien so zahlreich, daß Verres ganze Heerden edler Mutterstuten aus dem Lande zog. Auf der Hochzeit, welche Antisthenes ausstattete, folgten der Braut achthundert Wagen und ein zahlreiches Gefolge von Reitern. Die Liebhaberei der Sicilianer für Pferde, die hippischen Spiele vieler sicilianischen Städte, der Antheil, den ihre Biergespanne an den olympischen Spielen nahmen, sind Beweise für den hippischen Glanz Siciliens.

Der Zenith des Glückes dieses Landes fiel, wie das immer zu sein pflegt, mit dem Zenith des Ruhmes seiner Pferde zusammen. Die Monumente Palermos, Agrigents und von Syracus waren Zeitgenossen der schnellen Kofse des Dionys. Es wird erzählt, daß dieser König, welcher später als Lehrer nach Corinth ging, einst den Plato mit einem Gespann von Schimmeln auf einem Wagen herumgefahren habe, dessen Lenker er selbst war, und daß das Volk Beifall klatschend in die Verse Homers ausgebrochen sei:

Seufzend beuget die Achse sich unter der Last von Weiden,  
Wissensfülle des Weisen und Hoheit des lenkenden Königs.

Hiero hatte ein Gestüt auf der Insel Orthgia, wo Wagenpferde gezüchtet wurden. Das Uebergewicht der sicilianischen Pferde über andere dauerte bis zum Untergang des römischen Reiches, das mit seinem Verfall auch den Ruin Siciliens herbeiführte. Anderthalb Jahrhunderte nach Roms Untergang besaß die Kirche in Sicilien noch sehr zahlreiche Gestüte, aus denen zu Gregors des Großen, Zeiten auf einmal vierhundert Stuten verkauft worden sein sollen.

Im IX. Jahrhundert eroberten die Araber die Insel; ihre Emire residirten in Palermo und die ritterlichen Spiele der Mauren traten an

die Stelle der Wagenrennen und der Reiterspiele der römischen Jugend. Das XI. Jahrhundert brachte Sicilien wieder neue Herren. Es war das die Zeit, als die normannischen Pilger die Welt durchkreuzten und Königreiche gründeten. Die Söhne des Ritters Tancred von Hauteville gründeten das sicilische Reich nach wechselnden Schicksalen. Wir haben keine Beweise dafür, daß die Race der sicilischen Pferde in diesen Zeiten irgend welcher Veränderung oder Kreuzung mit der nordischen Race anheimgefallen sei. Die Pferde, welche die Normannen mit sich brachten, waren nicht zahlreich, ihr größter Theil aber waren Last- und nicht Streitrosse, wie das aus der Chronik zu sehen ist, durch welche wir erfahren, daß Tancred nach seiner Ankunft in Sicilien auf einem so kleinen Pferde ritt, daß nicht viel fehlte, daß seine Füße den Boden berührt hätten. Die Reiterei, welche die Normannen in der Eile schufen, war ganz mit sicilianischen Pferden beritten. In der Schlacht bei Castro Giovanni schlugen siebenhundert normannischer Reiter und ebensoviel Fußvolks fünfzehntausend Araber, und jeder erhielt von der Beute je zehn Pferde. Die Normannen führten in Sicilien den Feudalismus und nordische Gewohnheiten ein. Die größte Strafe eines Ritters bestand auch hier darin, ihm das Pferd und die Waffen zu nehmen. „Der Herzog nahm dem Ritter Peter Pferde und alle Waffen, welche er in seinen Gütern fand“, um ihn mit der empfindlichsten Strafe zu treffen. Nach der normannischen Epoche sank Sicilien von Jahrhundert zu Jahrhundert immer größerem Verfall entgegen. Ackerbau, Handel, schöne Künste, kurz Alles verkümmerte. Der Esel und das Maulthier traten an die Stelle des edlen Rosses.

Auch in den alten Colonien Griechenlands in Italien war man gegen Pferde nicht gleichgiltig, denn auch dort finden wir zahlreiche Circusspiele. Bei den Sybariten waren die Pferde dressirt aufrecht zu stehen und nach dem Tact einer gewissen ständigen Musik zu tanzen. Die Crotoniaten benutzten dies in einer Schlacht gegen die Sybariten, spielten die Musik auf, nach welcher die Pferde zu tanzen gewöhnt waren, und die Pferde der Sybariten, anstatt zum Angriff zu schreiten, begannen eifrig zu tanzen, so daß sie weder zum Vor- noch zum Rückmarsch zu bewegen waren, und den Crotoniaten zu einem leichten Sieg verhalfen.

Die sardinischen Pferde, die heut von wenig Bedeutung sind, waren in Rom ebenfalls geschätzt und wurden für Wagen und Krieg gebraucht.

Die außerordentlich kleinen, wenn auch dauerhaften, corsicanischen Pferde wichen mehr und mehr gemischten Racen.

Nachdem Italien von der Höhe herabgesunken war, auf welcher es in den mittleren Jahrhunderten gestanden, verlor auch das italische Pferd seinen alten Ruf; sein allmähliges Degeneriren wird verschiedenen Ursachen zugeschrieben — und so sind Einige der Ansicht, daß eine irrationale Kreuzung, wozu man nordische anstatt orientalische Pferde gebrauchte, dem Verfall der Race zu Grunde liege, während Andere denselben andauernden Kriegen und Revolutionen zuschreiben. Der wahrhafte und eigentliche Grund aber liegt immer im Volke selbst. Und so wie Rom bei dem Ruße erzitterte — „die Götter weichen!“ so mag auch den Völkern für ihre Zukunft bange sein, von denen man sagen kann, daß ihre Pferdezuucht rückwärts geht.

Seit einiger Zeit hat man darauf Bedacht gehabt, die Race in Italien zu verbessern und sicherlich wird das nicht ohne Bedeutung für das Wohl und Wehe der italienischen Völker sein. In Neapel machte man in dieser Beziehung bereits große Anstrengungen, welche nicht ohne Erfolg waren. In Persano hat man vor nicht langer Zeit ein Gestüt angelegt, das große Hoffnungen erweckt. Viele wohlhabende Grundbesitzer, wie der Fürst Bignatelli und Torlonia, beschäftigen sich mit Pferdezuucht; der Fürst Miranda hat sich mit Eifer und großer Sachkenntniß der Verallgemeinerung englischer Principien über Pferdezuucht und der Vermehrung von Pferden rein englischen Blutes hingegeben und in Sicilien hat der Fürst Butera ein Gestüt angelegt, welches bereits beginnt, großen Ruf zu haben. In ihm werden nur englische Pferde gezüchtet. Die Engländer, welche seit einiger Zeit ein besonderes Wohlgefallen für den italienischen Himmel gefaßt haben, und scharenweise heute die italienischen Städte bereisen, und den Sinn für Pferdezuucht, Wettrennen und Jagd überall hinbringen und erwecken, haben nicht wenig dazu beigetragen, den in diesen Landen eingeschlummerten Geist für Pferdeliebhabelei und Zucht wieder zu beleben.

Padua ist seit lange durch seine Wagenrennen im Trabe berühmt. Diese Wagenrennen, die zu den bedeutendsten und alterthümlichsten gehören, entstanden in jenen Zeiten als die Rennen im Galop aufzuhören begannen. Die Form der Wagen wurde etwas bequemer eingerichtet, man spannte nur ein Pferd in eine Gabelbeißsel, behielt aber anfänglich die Form des Jochs im Sättelchen bei, das fest und ständig am Rücken

des Pferdes befestigt war. Erst allmählig entstanden jene zierlichen *Cabriolette*, welche heute über Europa und die ganze Welt verbreitet sind und deren ursprüngliche Form sich nur in Italien, unter dem Namen *sedia*, *corricolo*, *calesse di Napoli* u. d. gl. finden. Der *Corso Paduas* ist ein runder Platz, ringsum mit niedrigen Barrieren eingefasst, an deren innerer Seite das Rennen in einmaliger oder zweimaliger Umkreisung, je nach den Bedingungen des Rennens, Statt findet. Der Preis für den Sieg ist nicht groß, mehr ehrenhaft als materiellen Gewinn bringend, auch ist der hauptsächlichste Zweck des Rennens nur das Pferd zu erproben und ihm Ruf zu machen, der ihm einen zwei bis dreimal größeren Werth verleiht. Der Ruhm des Siegers bringt durchs ganze Land und reiche Dilettanten wetteifern um das Glück, einen so ausgezeichneten Traber zu erwerben. Gewöhnlich pflegt man nur zwei Pferde zum Rennen zu stellen, denn es wäre gefährlich mehr Rivalen auf die Arena zu bringen. Das Pferd ist mit einer Trense aufgezümt und dicht gewebte wollene Leinen dienen dazu, den Traber in das richtige Tempo zu bringen, in dem Falle, daß er in den Galop übergehen sollte. Vor dem Beginn des Rennens halten drei oder vier Menschen die ungeduldig rennbegierigen Pferde; die *sedia* ist verschiedenfarbig gemalt und ein leichtes Geschirr läßt fast den ganzen Leib der Pferde unbedeckt, auch die Deichseln, die an das leichte Sättelchen befestigt sind, verschleiern dem Zuschauer weder die Formen des Pferdes, noch belästigen sie dasselbe. Die Energie dieser Traber, ihre eleganten Bewegungen, der Ausdruck ihres orientalischen Kopfes, die Kraft, die sich im ganzen Körper manifestirt, rechtfertigt das Urtheil: „*cavallo d'un sentimento terribile*“ welches der Italiener über ein Pferd, das sich bei diesen Rennen auszeichnet, fällt. Die römischen Rennen, welche während des Carnevals auf dem *Corso* Statt finden, sind weltbekannt. — Die Pferde laufen da frei ohne Reiter und als Antrieb zum Rennen dienen verschiedene scharfkantige Behänge, die das Pferd stark beunruhigen. A. Bernet hat diese Rennen in einem sehr geschätzten Gemälde unsterblich gemacht und Frau von Stael drückt sich folgendermaßen über dieselben aus: „die Wettrennen beschäftigen die Römer auf ganz eigenthümliche Weise; beim Beginn des Schauspiels stehen Massen Volks auf beiden Seiten des *Corso*, der bis zur *piazza del popolo* läuft. Jeder drängt sich zu dem geräumigen Amphitheater, welches den Obelisk umgiebt, und aller Augen sind dahin gerichtet, von wo die Pferde ablaufen sollen. Die Pferde laufen ohne

Baum und Sattel und haben den Nacken nur mit einem Stoff blügender Farbe bedeckt, woran kleine Schellen geheftet sind. Stallmeister, schön gekleidet, denen am Gelingen des Ganzen viel gelegen ist, führen ihre Pferde an den bestimmten Platz. Die Pferde werden hinter einer Barriere aufgestellt und die Ungebuld, welche diese Thiere zeigen und der Eifer, mit dem sie die Barriere überspringen, sobald mit der Trompete das Signal gegeben, ist unbeschreiblich. Sie sind so eifersüchtig auf einander als ob sie Menschen und keine Thiere wären. Endlich losgelassen sprühen Funken unter ihren Hufen und die Leidenschaft und Gier, den Rivalen zu schlagen, ist so maßlos und blind, daß nicht selten eines oder das andere Pferd an dem Ziele von zu übergroßer Anstrengung todt zusammenbricht. Die Massen folgen den Pferden, und laute Zurufe melden bald den Namen des Siegers. Der Reitknecht, dessen Pferd den Preis davongetragen, fällt häufig vor dem Sieger auf die Kniee und empfiehlt ihn dem Schutze des heiligen Antonius, des Patronen der Pferde, mit einer für ihn selbst feierlich ernstern, für die Zuschauer aber komischen Inbrunst.“

### § 126. Sippische und geschichtliche Ereignisse in England und Frankreich während des XVI. Jahrhunderts.

Mit Anfang des XVI. Jahrhunderts begannen Reformen verschiedenen Ursprungs und Zieles zu Tage zu treten. Die Lehren Luthers, Zwinglis und Calvins beherrschten die Gemüther der Massen. In Deutschland erfaßte man die Reformation als Mittel der Opposition gegen die Anmaßungen der kaiserlichen Gewalt. In den Niederlanden wurde sie zur Standarte der Unabhängigkeit und Mittel, das verhaßte, mit dem Blut der Grafen Egmont und Horn geschändete, spanische Joch abzuschütteln. Wilhelm von Nassau-Oranien wurde der erste Statthaber. In England löst die Reformation den launenhaften Heinrich VIII. von dem Eide der Treue gegen sein Weib, und führt die ganze Nation auf eine neue Stufe der Entwicklung unter Elisabeth.

In jener Zeit erschienen in England Verordnungen über Alter und Größe der Beschäler, es wurde verboten, sie auf Weiden frei gehen zu lassen, verboten wurde ferner fehlerhafte Beschäler und Stuten für Fortpflanzung anzuwenden. Heinrich VIII. zeichnete sich hierbei eben so wie in allen anderen Angelegenheiten durch launenhafte Gewaltthätigkeit aus. Es wurde verboten, Pferde zu gebrauchen und zu besitzen, die nicht ein

gewisses vorgeschriebenes Maß hatten. Erzbischöfe und Fürsten waren verpflichtet, je sieben Reitpferde von wenigstens vierzehn Handbreit Höhe (paumes) zu halten. Jeder Geistliche, dessen Einkünfte sich auf hundert £ St. beliefen, jede Privatperson, dessen Frau eine Kopfbedeckung nach französischem Schnitt und eine Sammtmantille trug, war bei zwanzig £ St. Strafe verpflichtet, wenigstens ein gutes Reitpferd (hack) zu halten. Es scheint, daß die Regierung Elisabeths dem Pferde nicht günstig gewesen und zwar einestheils, in Folge der Unruhen dieser Epoche, andernteils in Folge der geringen Anregung, welche diese mehr als sparsame Königin für hippische Industrie in England gab. Man sagt, daß als man sich der Landung der großen spanischen Armada zu widersetzen beabsichtigte, kaum dreitausend Reiter in ganz Groß-Britannien aufzutreiben waren.

Heinrich IV. beschenkte Elisabeth mit französischen Pferden, welche am englischen Hofe großes Aufsehen erregten. In dieser Epoche führte Graf Arundel den Gebrauch der Carre in England ein. Bisher war die Königin gewöhnlich zu Pferde oder in der Lectica gereist. Zur Kirche ritt sie gewöhnlich auf einem Pferde, welches durch den ersten Stallmeister geführt wurde.

In Frankreich wurde die Reformation die Fahne, um die sich alle oppositionellen Elemente scharten, welche durch die blutige Bartholomäus-Nacht unter Carl IX., durch die heilige Ligue unter Heinrich III. geschwächt, schließlich durch das Edict von Nantes unter Heinrich IV. geschützt, allmählig verstummen.

Das in diesem Jahrhunderte erloschene Haus Valois zeichnete sich durch Liebe zum Pferde, zu Eleganz und schönen Künsten aus. Frankreich war von dem damals der Civilisation (renaissance) voranleuchtenden italienischen Geiste ergriffen. Während die Poesie nach Dantes Vorbild wieder auflebte, während der Geschmack für echte Schönheit durch Raphaels Pinsel geläutert wurde, hielten italienische Bereiter Vorträge über die Reitkunst und die Schule Bignatellis verbreitete sich schnell unter allen civilisirten Völkern, und Frankreich nahm sie mit besonderer Begeisterung auf. Heinrich II. der in der Schlacht bei Renty vergebens unter den Kämpfenden Carl V. suchte, war derjenige, der zuerst in Frankreich eine Reitschule nach Bignatellis Grundsätzen anlegte. Derselbe König war ein leidenschaftlicher Verehrer der Tourniere, auf denen er die Farben seiner geliebten Dame, Diana von Poitiers, trug. Auf einem dieser



Tourniere durch Montgomery verwundet, schied er bald vom Leben und mit ihm hörten diese Spiele auf. An Stelle derselben traten die Carouffels, in denen die Manege-Kunst ein weites Feld hatte, sich durch unmerkliche Führung des Pferdes auszuzeichnen. Der französische Hof erfaßte diese Vervollkommnung in der Reitkunst begierig und binnen Kurzem entstand eine französische Schule der Reitkunst, welche ebenso wie die deutsche und spanische gewisse Einflüsse nationaler Eigenthümlichkeit annahm, die mit der Zeit alle diese Schulen, welche aus einer Quelle entsprungen waren, durch einen besonderen Character auszeichneten.

Fürsten und Adel aller civilisirten Länder machten sich eifrig daran, diese dem Adelstande so angemessene Kunst sich anzueignen und nach allen Richtungen hin zu ergründen.

Montaigne sagt: „Fürstliche Kinder lernen nichts weiter als Reiten. In allen Uebungen weicht ihnen jeder und gestattet ihnen zu siegen, nur das Pferd allein, welches weder Schmeichler noch Hofmann ist, wirft das fürstliche Kind so gut wie das des Bauern zu Boden.“

Unter Carl IX. zeichnete sich der Herzog von Nemours durch hohes Reitertalent aus, man sagt von ihm, daß er im Galop die Treppen der sainte chapelle hinauf ritt auf einem Pferde, das er selbst dressirt hatte und das Raoul hieß. Montaigne sagt an einer Stelle seiner Schilderung der damaligen Reiterei: „In meiner Kindheit ritt der Fürst von Sulmone in Neapel auf einem feurigen Rosse und machte mit ihm die verschiedensten Figuren, indem er unter den Knien und Fußsohlen, da wo die großen Behen sind, je ein Goldstück hielt, welches wie angenagelt bei keiner der Bewegungen sich rührte, was als Beweis großer Kraft und Gleichmäßigkeit im Schluß diente.“ Damals schätzte man in Frankreich ganz besonders orientalische Pferde, die man Berbern oder Türken nannte, doch waren auch spanische sehr beliebt. Man verwendete viel Mühe auf ihre Dressur und schonte sie während ihrer Jugend außerordentlich; dafür dienten sie aber auch bis in ein sehr spätes Alter, wie uns gleichzeitige Schriftsteller berichten. „Der tapfere Avarat hatte ein Pferd, Namens Compère, welches der Connetable dem Könige Heinrich II. schenkte, und trotz seines Alters war ihm kein anderes überlegen und diente in Feldschlachten aufs beste. Hauptmann Bourdet hatte einen Türken, auf welchem der verstorbene König beim Tourniere verwundet worden war, er erhielt ihn aber von dem verstorbenen Herrn von Savoie. Sein Name le malheureux war ein übles Prognosticon. In seiner Jugend war das Pferd

nicht so gut wie in seinem Alter. Sein Herr, der zu den tüchtigsten Reitern gehörte, zeigte gern die Energie des Pferdes noch in seinem Alter. Im königlichen Stalle habe ich ein Pferd, genannt Quadrant, gesehen, das unter der Regierung des Königs Heinrich zugeritten war und das ungeachtet seiner zweiundzwanzig Jahre sich vortrefflich zeigte und nichts von seiner Dressur vergessen hatte, so daß es dem Könige sowohl wie Allen, die es sahen, große Freude machte. Ich sah auch ein großes Reitpferd aus dem mantuanischen Gestüt, das ein Altersgenosse des Quadrant war und Le Gonzague hieß; es war wundervoll in seinen Bewegungen. Herr Montorino, Oberaufseher der königlichen Gestüte, zeigte mir ein Pferd le morceau superbe, das zum Beschäler bestimmt war, und das in Sprüngen und Volten noch so vortrefflich war, als hätte es Herr von Carnavalet so eben erst zugeritten. Herr von Carnavalet war sein früherer Besitzer und der verstorbene Herr von Longueville wollte ihm dafür 3000 Fr. geben, aber der König erwarb es für sich selbst. Der verstorbene König Heinrich II. wählte im Lager zu Amiens als Streitroß Le Bay-de-la paix, ein sehr schönes Pferd, einen tüchtigen aber schon alten Läufer; alle wunderten sich über diese Wahl. Herr von Guise ritt in der Schlacht bei Dreux einen seiner alten Beschäler seines Gestüts zu Esclaron, und das Pferd leistete ihm treffliche Dienste. In den ersten Kriegen hatte der Fürst aus seinem Gestüte 22 Gestüthengste genommen, die sich im Kriege außerordentlich bewährten.“

In diesen Zeiten hatte jeder Grundbesitzer sein Gestüt und unterhielt für sein Hauswesen eine große Anzahl von Pferden. Kriege, Jagden, Reisen und öffentliche Aufzüge erhielten dem Lande die Reitergewohnheiten. Der Adel wählte seine Schlachtrosse aus den besten Gestüten des südlichen Frankreichs, die Vasallen ritten treffliche Pferde, die aus der Kreuzung einheimischer Stuten mit orientalischen oder spanischen Hengsten, deren es in Frankreich überall eine reiche Menge gab, hervorgegangen waren. Sully war einer derjenigen, die sich am meisten um die Veredelung der einheimischen Race verdient gemacht haben. Selbst ein tüchtiger Reiter, beschäftigte er sich speciell mit Pferdezücht. Seine Gestüte lieferten ihm Pferde für eine der glänzendsten Haushaltungen des Königreichs. Ihm gebührt das Verdienst, den ersten Anstoß für königliche Gestüte in Frankreich gegeben zu haben, namentlich war es auch sein Gedanke, in der Gegend von Ermes in der Normandie in Pin ein Gestüt anzulegen, welches später sehr berühmt wurde. Die

schönen Wiesen, welche das Städtchen Merlerault umgeben, wurden ebenfalls durch ihn als günstig für Gestütshengste erachtet. Sully war auch der erste, der in eben diese Gegend einige ausgezeichnete Hengste einführte, die später der vortrefflichsten Pferderace Frankreichs ihren Namen gab. Heinrich IV., in dem waldigen Bearn aufgewachsen, faßte dort den Geschmack für das Reiterwesen, das er mit der Zeit auf seinen Höhepunkt brachte. In seinen jugendlichen Jahren schon jagte er auf einem navarresischen Pferde den Gebirgswolf durch Abgründe und Dickichte.

Dieser König besaß ein Gestüt in Berry, das in damaliger Zeit einen gewissen Ruf hatte. Aus diesem Gestüte stammten jene Pferde, die er der Königin Elisabeth als Tausch für eine Compagnie Schotten bot, Pferde welche, wie wir oben bemerkt haben, in England großes Aufsehen erregten.

### § 127. Geschichtliche Ereignisse in anderen Ländern.

Während dieses Jahrhunderts nimmt Kur-Brandenburg die Reformation an, der deutsche Orden löst sich auf und sein letzter Hochmeister, Albrecht von Brandenburg, leistet Sigismund I. von Polen als seinem Suzerain den Huldigungseid. Polen steht durch seine religiöse Toleranz auf der Höhe seiner Wohlfahrt, blüht durch Wissenschaften, Ackerbau und Reichthum und rühmt sich seiner allgemein geachteten Dynastie der Jagiellonen, welche während ihrer zweihundertjährigen Herrschaft, auch nicht durch eine einzige That die Ehre christlicher Könige, deren heilige Pflicht es ist, durch Liebe und Achtung, nicht aber durch Mord und Schrecken zu herrschen, verletzt haben. Bathory, der Gemahl der letzten Jagiellonin, schließt durch glückliche Kriege, Organisation der zaporogischen Kosaken, Gründung der Universität Wilna ruhmreich das Werk der Politik dieses für Polen so unvergeßlichen Königshauses, welches seine Regierung damit begann, die durch Casimir den Großen projectirte Akademie zu Krakau in Ausführung zu bringen.

Schon in diesem Jahrhunderte beginnt der hippische Ruf Polens sich zu entfalten und erreicht im folgenden seinen Culminationspunkt.

Rußland nähert sich unter der Regierung Basiliius IV., Zwans des Schrecklichen, Fedors I. und Boris Godunow's einigermaßen Europa und nur der Umstand, daß ihm der Zugang zur Ostsee fehlt, weshalb es mit Polen um Liefland kämpft, verhindert es, mit dem Westen nähere Verhältnisse anzuknüpfen.

Die Türkei befestigt sich in seinen neuen europäischen Besitzungen, erobert Rhodus und Aegypten und der Orden von St. Johannes erhält Malta zu Lehn von Carl V., der das mittelländische Meer beherrscht und den Corsaren Heireddin Barbarossa bewältigt. Die Türken fallen in Ungarn ein und erleiden in der Seeschlacht bei Lepanto eine Niederlage, welche sie auf lange Zeit zwingt, sich ruhig zu verhalten. Schweden befreit sich unter Gustav Wasa und die Schweiz erstarkt durch den Bund von dreizehn Cantonen.

### § 128. Das amerikanische Pferd.

Die Eroberung Mexicos durch Cortez, Perus durch Pizarro, die Umschiffung des Caps der guten Hoffnung durch Vasco da Gama regte den Sinn für neue Seereisen in Europa an. Die in diesem Jahrhundert zum ersten Mal unternommene Erdumschiffung verewigt den Namen Magelhaens. Portugal entwickelt in kurzer Zeit sein Colonialsystem zur höchsten Blüthe, aber mit dem auf die Seeherrschaft eifersüchtigen Spanien verbunden, verläßt es jenes System und geräth selbst in Verfall. Spanien, dessen gegen England gesendete Armada durch Stürme zerschellt wird, kümmert sich wenig um Civilisation, aber unterwirft sich die Völkerschaften der eroberten Länder und macht sie zu römischen Christen. Spanische Pferde, welche um diese Zeit in allen europäischen Gestüten waren, gehen auch über den Ocean, um dort ihre Herrschaft auszudehnen und in Diensten der Cultur für die neue Welt zu arbeiten.

America kannte vor Ankunft der Europäer keine Pferde. Spanien hat zuerst dies nützliche Thier dort eingeführt, ohne dessen Hilfe sich seine Civilisation nur sehr langsam entwickelt haben würde. Durch das Pferd wurde America vorzugsweise überwältigt. Der berittene Spanier erschien den harmlosen Völkern der neuen Welt als ein Ungeheuer. Das Volk Montezumas widerstand dem Schwerte muthig und hielt das Musketen- und Kanonenfeuer der Spanier standhaft aus, aber mit dem Heranrücken der bisher ihnen unbekanntten Centauren, erfaßte es Schrecken, es warf seine Waffen fort, warf sich auf die Kniee und huldigte diesen außerordentlichen Geschöpfen, wie höheren Wesen, die sein Begriffsvermögen nicht fassen konnte.

Lange noch nach dem ersten Erscheinen des Pferdes auf dem neuen Continent wollte sich der erste Eindruck davon bei den Ureinwohnern

nicht verwischen und lange noch näherten sich die Indianer dem Pferde nur mit Angst und Schrecken, ja auch heute bedienen sich ihre unvermischten Stämme nur ungern desselben und machen ihre Wanderungen lieber zu Fuß in kurzem Trabe wie in alten Zeiten, als daß sie sich mit jenem, für den civilisirten Menschen unentbehrlichen, Thiere verbrüderten. Lange Zeit hindurch glaubten die Eingeborenen, daß das Pferd sich von den Leichen der Gefallenen nähre und heute noch halten sie das Wiehern desselben für eine böse Vorbedeutung. Der Ursprung dieses Vorurtheils stammt aus jenen Zeiten, wo man im Wiehern den Ausdruck des Hungers und die Lust nach Menschenfleisch vermutete. Dieselbe Zurückhaltung zeigt sich bei den Indianern beim Anblick eines großen Hundes europäischer Race, und in der That zeigen auch die Hunde eine große Gegenseitigkeit des Widerwillens, ja Verbissenheit beim Anblick eines Indianers. Es möchte scheinen, daß beiderseits sich durch traditionellen Instinct die Erinnerung an jene schrecklichen Zeiten erhalten hat, in welchen die Spanier die unglücklichen Indianer unter den Hufen ihrer Pferde zermalmt und bissige Hunde gegen sie losließen, welche sie aufspürten und zerfleischten. Allmählig indessen gewöhnten sich die Völkerschaften Americas an das Pferd. Die Sieger vergrößerten ihre Anzahl nicht nur in ihren Besitzungen, sondern ließen Stuten und Hengste durch Wälder und Savannen streifen, was den Stamm für die jetzt zahlreichen Heerden verwilderter Pferde lieferte. Cortez war unermüdetlich das Pferd, soviel als möglich, durch die neue Welt zu verbreiten und man hat ihn vor dem Kaiser Klage gegen einen Gouverneur führen hören, der aus Eifersucht die Exportation von Pferden aus seiner Provinz nach Mexico verboten hatte. In den ersten Jahren der Entdeckung Americas bezahlte man für das Pferd die enorme Summe von fünftausend Ducaten, aber im Jahre 1530 als Pizarro nach Peru marschirte, fiel der Preis auf fünfhundert. In späteren Zeiten brachte man orientalische Pferde nach America, namentlich nach Neu-Granada, wo man heute noch Spuren einer feineren Race findet. Gegen Ende des XVI. Jahrhunderts, also hundert Jahre nach der Entdeckung Americas, hatte diese neue Welt verhältnißmäßig schon so viel Pferde als Europa. Die Pferde im Stande der Wildheit vermehrten sich gewaltig, namentlich im Süden an den Ufergeländen des La-Plata; und doch hatte die erste große Expedition an diesem Strom unter Mendoza 1535 nur zwei und siebenzig Pferde neben fünf und zwanzig tausend Soldaten, und heute kann man

dort nicht selten Heerden von zehntausend Stück treffen. Kurz vor dem Ausbruch der Revolution 1809 waren in den Pampas viele Eigenthümer, welche zweitausend mit Brandmarken versehene Pferde hatten, die frei im Lande umherweideten. Die inneren Kriege verringerten ihre Zahl. Die Pferde vermehrten sich in America so gewaltig, daß man auf den Antillen bei Entwicklung des Ackerbaues und wachsender Bevölkerung schon im ersten Jahrhunderte nach der Entdeckung die Heerden wilder Pferde für eine Landplage ansah. Heute sind der Aufenthaltsort solcher Pferde vorzugsweise die Pampas und die weiten Steppen zwischen Californien und den Felsengebirgen.

Die verwilderten Pferde Americas, heute unter dem Namen Cimarrone bekannt, welche also, wie gesagt, theils von den durch Cortez in Mexico freigelassenen Pferden, theils von denen, welche den Spaniern in Buenos Aires entliefen, abstammen, sind sichtbar ausgeartet, sind bedeutend kleiner, ihr Kopf dicker geworden, die Hüftknochen stehen hervor, der Hals ist massiv und die Haarfärbung fast allgemein eine kirschbraune; auf hundert dieser Pferde sind neunzig braun und zehn etwas dunkler, auf zweitausend pflegt eins schwarz zu sein. Schreckige Pferde kommen im verwilderten Zustande gar nicht vor, sind also Verirrungen der Natur nur domesticirter Pferde. Das verwilderte Pferd hält sich in Haufen und ist dem Leithengst folgsam, dessen Macht indessen nicht so absolut sein soll, wie bei den Tarpanen Asiens, auch soll der Sinn des Gesichts und Geruchs nicht so stark sein. Sein Muth indessen muß nicht geringer sein, wenn die großen Gattungen americanischer Rassen es nicht wagen, eine Heerde im freien Felde anzugreifen, sondern nur aus dem Hinterhalt von Bäumen herab auf sie lauern. Die Hengste stürzen sich kühn auf den Feind und greifen ihn mit den Vorderhufen an, während die Stuten nur nach hinten ausschlagen. Der Instinct, der diese Thiere in große Heerden zusammenführt, macht ihre Nachbarschaft Reisenden insofern gefährlich, als sie den Verlust der eigenen Pferde zu befürchten haben; denn wenn nur irgend ein Pferd dieser wilden Heerden eines der domesticirten erblickt, so lockt es dasselbe sofort mit ungeduldigem Wiehern an sich, nähert sich ihm und, wenn man der Flucht nicht vorbeugt, so verläßt das zahme Pferd die Selaverei gern und schließt sich an die freie Heerde. Die wilden americanischen Pferde sind mehr noch als die Tarpane zu einem plötzlichen Ausbruch geneigt, und rennen dann mit einer durch nichts zu hemmenden Nachhaltigkeit davon, ohne auf irgend welche

im Wege liegenden Hindernisse zu achten. In diesem wilden Lauf rennt eines das andere um, und so verenden viele durch den Sturz von Felsen oder im Moorboden versinkend. Dieses Phaenomen schreibt man einem panischen Schrecken zu, der plötzlich einen Theil der Heerde aus irgend welchem Grunde erfafst, und der wie eine tief im Blut stekende Erinnerung an die Panik ist, welcher ihre Ahnen einst ihre Befreiung in Buenos Aires verdankten, oder auch einem lange verhaltenen Durst, der die Heerde durch eine Strecke vieler Meilen zu einer instinctartig gehandeten Wasseransammlung treibt. Man sagt, daß in Patagonien tausende von Skeletten um die seltenen Orte herumliegen, wo sich Wasser findet. Der Reisende Murray, war Zeuge eines tollen Laufs wilder Pferde auf öden Wiesen während einer stillen Nacht. Anfänglich hörte er von fern ein sich immer mehr näherndes Geräusch, das an Intensivität zunahm und schließlich dem Rauschen brandender Meereswogen vergleichbar war. Es war das der Donner des Hufschlags der Heerde, die mit der Schnelligkeit des Blitzes durch das Lager der Reisenden dahin eilte, Zelte umstürzte, Wachfeuer niedertrat und in der Finsterniß über Wüsten verschwand. Die angefesselten Pferde der Reisenden erfafte ein solcher Wahnsinn, daß sie sich losrissen und hinter dem verschwindenden Sturm fort stürzten, der wie ein böser Geist der Wüste die Herzen der muthigsten Indianer mit Schrecken erfüllte. Die Americaner des Südens sind sehr geschickt in der Kunst die wilden Pferde zu fangen und zu zähmen. Sie brauchen dazu eine Leine mit Schlinge, genannt Lasso, welche sie mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit auf dasjenige Thier werfen, welches sie eben aus der Heerde haben wollen. In jedem District sind Leute, welche über die Heerden die Aufsicht haben und darüber wachen, daß sie innerhalb der Grenzen bleiben. Diese Leute üben ihren Dienst zu Pferde und zwar auf Pferden, welche vor nicht langer Zeit noch wild waren, und auf welchen sie geschickt mit geworfener Schlinge andere Pferde fangen, indem sie die an den Anblick des Menschen gewöhnten Thiere in Engpässe zwischen Felsen und an andere Orte treiben, aus denen es ihnen schwer wird zu entweichen. Es werden nur Hengste als zum Dienste allein brauchbar gefangen, die Stuten fürchten deshalb den Menschen auch nicht im geringsten, und sehen ruhig dem Schicksal der Brüder zu, als ob sie aus Erfahrung wüßten, daß die Unfreiheit sie nicht treffe.

Die verwilderten Pferde Americas haben einen großen Einfluß auf die ursprünglichen Einwohner dieses Welttheils ausgeübt, im Süden

wurden die Patagonier und im Norden Chiles, die Papier, Ramachen und Myfaren nach Art der Asiaten nomadisirende Reitervölker. Nur die weiße Race hindert sie daran, die unberittenen Völker zu unterjochen. Die Patagonier nähren sich von Pferdefleisch wie die Tataren und verbringen auch den größten Theil ihres Lebens im Sattel. Nach ihrem Tode pflegen ihnen ihre Angehörigen die Pferde, welche sie am liebsten hatten, ausgestopft aufs Grab zu stellen.

Gegen Ende des XVI. Jahrhunderts hatten die Wilden um Buenos-Ayres schon zahlreiche Heerden und im Jahre 1680 stellten die Indianer der Mission sechstausend Pferde zum Kampfe gegen die Portugalesen der Colonie S. Sacramento. Die Gaucho sind die besten Reiter in ganz America; sie bewohnen die Savannen zwischen Buenos-Ayres und Patagonien. Mit spanischem Blut gemischt bringt der Gaucho sein fast wildes Bagabundenleben ununterbrochen auf dem Pferde zu, schläft, ißt, jagt und reist auf ihm. Hohe Sättel, die an die Ritterzeit erinnern und die der Orient allgemein angenommen hat, sind auch bei ihnen im Gebrauch. Der Steigbügel besteht aus einem Stück Holz oder Horn das nach Form eines kleinen Schuhs ausgehöhlt ist, nur die große Zehe findet dort Platz und das ist auch das einzige Glied des Fußes, auf welches sie sich im Steigbügel stützen. Ihre Spornen sind lang und spitz. Es giebt kein so wildes Pferd, welches der Gaucho nicht sofort bändigte und der Lasso ist in seiner Hand eine furchtbare Waffe, deren er sich sogar zum Vogelfang bedient. In einigen Gegenden Chiles wird die Pferdezuucht ebenso betrieben wie seit Jahrhunderten in Andalusien, auch findet fast kein Unterschied zwischen den Pferden dieser Orte und den andalusischen Statt. Die Degeneration hat nur die verwilderten Pferde betroffen, von denen diejenigen, welche sich auf den Höhen der Anden aufhalten und unter dem Namen der Puno-Ponies bekannt sind, die größte Verkleinerung erfahren haben.

In Nord-America hat in Beziehung auf Race und Reiterleben Mexico den größten Ruf; dort hat das ehemalige Reiterwesen der Spanier unvergängliche Spuren hinterlassen, während sie im Mutterlande längst verschwunden. Der Ronchero ist ein ebenso guter Reiter wie der Araber, auch er findet sein ganzes Glück im Pferde. Für ihn ist sein Pferd der Gefährte seiner Mühen, die Quelle seiner Freuden, der liebste Inhalt seiner Gespräche am häuslichen Heerde. Der Ronchero geräth in Feuer, seine Augen blitzen, seine Haare steigen zu Berge und sein ganzes Wesen



geräth in Enthusiasmus, wenn er die glänzenden Eigenschaften seines Fuchses oder die unerhörte Grazie seines Torbillo mit schwarzer Mähne aufzählt. Hat sein Pferd nur eine reine Krippe und Kaufe und darin ein Bund Maisblätter und ein gut Maß Korn, so mag des Ronchero Frau daheim in schwerer Krankheit stöhnen und seine Kinder mögen unter der sengenden Sonne nackt herumlaufen, unser Centaur wird sich für glücklich halten, ruhig und ohne Sorgen und Kummer schlafen. Zu den in Mexico beliebten hippischen Vergnügungen gehören folgende: zwei Reiter lassen ihre Pferde im Galop auf ebenem Grunde anspringen, beide nehmen die Bügel zwischen die Zähne, fassen sich gegenseitig mit beiden Händen und versuchen der Eine den Andern aus dem Sattel zu heben; ihre mit den Armen umschlungenen Körper halten sich nur durch festen Schluß auf dem Pferde und nöthigen zugleich durch den Druck die Pferde zum Laufe. Beide Reiter, beide Pferde erscheinen wie ein monstruöses Geschöpf, das auf acht Füßen dahinstürmt. Bald erheben sich die Köpfe der Reiter, bald senken sie sich, jeder bemüht sich den Kopf des Gegners zu beherrschen und durch den Druck des Kinns nöthigt er ihn sich zu unterwerfen. Die Muskeln werden durch die Spannung hart wie Stricke; da plötzlich erhebt sich einer der Athleten in den Bügeln, reißt sein Pferd mit Macht ab, giebt ihm die Spornen, stürzt vorwärts und gleichzeitig packt er den Leib des Gegners, erhebt ihn, hält ihn eine Zeit lang in der Luft und läßt ihn langsam auf den Boden nieder. — Das mexicanische Pferd ist im Allgemeinen nicht hoch von Wuchs, proportional gebaut, voller Feuer, seine Glieder haben schöne Conturen und sind sehr muskulös, die Höhrknochen kurz und sehnig, die Schweifbewegung graciös. Nie binden die Mexicaner den Schweif auf, aber vermittelst einer Vorrichtung von grobem, schwerem Leder mit Frangen und glänzenden Metallstückchen verziert drücken sie ihn nieder. Der Name dieses Schmucks beweist, daß er ein Ueberrest der in früheren Zeiten üblichen Kriegsrüstung ist, denn man nennt ihn die Rüstung des Cortez. Die besten mexicanischen Pferde für Rennen, Jagd und Reisen werden in gebirgigen Gegenden gekauft, ihre Haarfärbung ist gewöhnlich weiß und der Paß ihre gewöhnliche Gangart (sober passo). Dort züchtet man die Pferde in weiten Wäldern und Triften, wo sie vier Jahre in völliger Freiheit leben, dann werden sie gegriffen und meistentheils gewöhnen sie sich schnell an den Reiter. Von Character sind sie sanft, dabei feurig und zuweilen schreckhaft. Der Mexicaner pflegt das Pferd

gewöhnlich nur unter dem Sattel zu gebrauchen und zwar verwendet er dazu nur Hengste, denn die Stuten werden ausschließlich zur Vermehrung gehalten. Ochsen und Maulthiere gehen vor dem Wagen; seit der Zeit aber, wo eine Gesellschaft aus den Vereinigten Staaten die Post in Entreprise genommen, beginnt man auch Pferde dazu zu verwenden. Der Mexicaner hält sein Pferd hart, giebt ihm keine Streu und füttert es nur des Nachts, führt es mit Anbruch des Tages aus dem Stalle, reinigt, badet, sattelt es und bindet es an einen Pfahl der Friedung, welche das ganze Gehöft umgiebt. Nach Sonnenuntergang führt er es wieder in den Stall, ohne ihm während zwölf Stunden die geringste Erfrischung zu geben. Seine Nahrung ist Gerste oder Mais, selten nur gestattet man ihm etwas Heu oder Maisblätter.

Vor Kurzem hat Graf Neglu in Mexico ein Gestüt nach europäischer Art angelegt und zwar besteht es aus Beschälern und Stuten rein englischen Blutes. Die Wettrennen finden jetzt dort ganz nach englischer Art Statt. Die Eigenschaften der Pferde, die Geschicklichkeit der Reiter und leidenschaftliche Neigung der Mexicaner zum Sport stellen das Gedeihen der sich entwickelnden Institution der Wettrennen sicher; ursprünglich durch Engländer eingeführt, werden sie jetzt von jenen unabhängig betrieben, zu welchem Zweck sich Vereine im Lande gebildet haben. Ein Reisender erzählt, daß er einem Rennen beigewohnt habe, bei welchem mehr als zweihundert Wagen mit Damen, über tausend Reiter und tausende von Zuschauern zu Fuß um den Hippodrom anwesend waren, der mit eleganten Pavillons, Zelten und Tribünen umgeben war. Zwei und zwanzig Pferde rannten um verschiedene Preise, von denen jedoch keiner weniger als achthundert Piafter betrug; die Länge der Rennbahn war anderthalb Kilometer.

Obwohl in Paraguay sich eine große Menge von Pferden findet, die in der Wildheit aufwachsen und Mustangs genannt werden, so giebt es hier doch keine eigentlich verwilderte Cimarone. Ein hier seiner Natur allein überlassenes Pferd kann sich nicht erhalten und zwar wegen einer besonderen Art von Fliegen, welche ihre Eier in den Nabel der Fohlen legen, die in ihrer Entwicklung den unfehlbaren Tod des Thieres herbeiführen. Die Eigenthümer der Heerden sorgen daher in soweit für die Erhaltung derselben, daß sie dieselben wöchentlich einmal in die Hürden treiben und dann die durch die Maden der Fliegen ihnen verursachten Wunden auswaschen und mit Viehdung bestreichen.

Außer den bisher aufgezählten hippischen Gegenden Americas müssen noch die umfangreichen Wiesengelände auf der westlichen Seite des Mississippi erwähnt werden, wo sich ebenfalls Heerden verwilderter Pferde im Territorium der Auton-Indianer östlich vom Felsengebirge finden. In dessen werden in diesen Gegenden die Heerden immer seltener und finden sich nur gegen Norden unter dem zwei und dreiundvierzigsten Grad Nordbreite noch ziemlich zahlreich. Die jungen Hengste, welche in einzelnen Heerden besonders von der Hauptheerde getrennt gehalten werden, fängt man durch zahme Stuten ein. Die Autonon sind ebenfalls sehr geschickt im Werfen des Lasso, dessen Gebrauch an den Ufern des Mississippi eben so allgemein verbreitet ist, wie an denen des La Plata. Die auf den weiten Ebenen des Sarkatan und Missouri nomadisirenden Stämme erachten das Pferd als einen Gegenstand, dessen Besitz eines ihrer ersten Bedürfnisse befriedigt, indem es ihnen dazu dient, auf ihren Wanderungen von Ort zu Ort ihre Familien, Zelte und sonstiges Geräth zu transportiren, und der heißeste Wunsch und die alleinige Sehnsucht eines jungen Indianers ist der Besitz eines schönen zur Jagd brauchbaren Pferdes. Einem feindlichen Stamme ein Pferd zu stehlen gilt bei ihnen für eine ebenso ruhmvolle That, als den Feind auf dem Kampfplatz niederzuwerfen.

Die Vereinigten Staaten haben in ihren Gebräuchen und Sitten keine Aehnlichkeit mit den spanischen, welche alle anderen Theile Americas characterisiren. Dort ist das Pferd den Bedürfnissen des gestern entstandenen an Intelligenz alten Volkes angepaßt, eine dem Willen des Menschen folgsame Maschine für verschiedene Verrichtungen in seinem Dienste eingeübt. Das englische Pferd ist hier vorzugsweise stark vertreten. Fast täglich kommen neue Transporte der vorzüglichsten Typen, um diese treffliche Race zu vermehren und zu verjüngen, was stets mit großer Umsicht und mit Berücksichtigung climatischer Verhältnisse geschieht, die zu diesem Zwecke günstig sind. Der Traber ist das Pferd, was heute vorzugsweise dort gezüchtet wird, und mit großen Kosten werden Pferde, die durch Schnelligkeit im Trabe ausgezeichnet sind, eingeführt. Vernünftige Kreuzung englischer Vollbluts mit einheimischen Stuten, eine umsichtige Dressur und stete Uebung von Generation zu Generation, haben dem amerikanischen Traber Vorzüge zu eigen gemacht, in deren ausschließlichem Besitze er allein ist. Die Schnelligkeit dieser Race gilt heute für höher als diejenige aller Traber der ganzen Welt. Trab-Wettrennen, bedeutend hohe Wetten und Verkauf der vorzüglicheren Pferde dieser Race um hohe

Preise regen bei den Züchtern eine fortwährende Rivalität an, welche das Gedeihen dieser trefflichen Race sicher stellt. Die Regierung der Vereinigten Staaten wirkt energisch für die Entwicklung dieser Race bis zu dem Grade, daß Wettrennen größerer Schnelligkeit durch dieselbe verboten sind. Ein solch einseitiges Verbot ist die Ursache, daß dieses Land bisher noch nicht jene hippische Bedeutung erreicht hat, welche es unzweifelhaft hätte erreichen können und daß die Vereinigten Staaten anderen Ländern für gelieferte Pferde Tribut zahlen.

Die Inseln, welche den Continent Americas umgeben, kannten vor dem Auftreten Ferdinand Cortez das Pferd ebenfalls nicht; St. Domingo verdankt den Jesuiten die erste Bekanntschaft mit dem Pferde. Boden und Klima dieser Insel erwiesen sich demselben sehr günstig, denn es fand in den Savannen derselben reiche und gesunde Weide. Stricke aus Lianen gedreht dienen den Bewohnern als Lasso, um die dort sich sehr vermehrenden Pferde zu fangen, welche das freie Leben im neuen Vaterlande so liebgewonnen haben, daß sie sich, wenn sie nicht sehr jung sind, in Verzweiflung auf die Erde werfen und sich selbst tödten, um nicht der Knechtschaft zu verfallen; jüngere lassen sich einjochen und werden oft sehr zahm, obwohl andere fürs ganze Leben Spuren ihrer alten Wildheit behalten. Man sagt, daß die dortigen Pferde, wenn sie an Flüsse kommen, die größte Furcht und Vorsicht zeigen, indem der Instinct sie vor den Gefahren warnt, die ihnen von Seiten der Kaimane droht. Ganz im Süden Americas haben die Falklandsinseln verwilderte Pferde, welche von den im Jahre 1764 dorthin gebrachten Pferden stammen. Sie sind so verkümmert und zwerghaft geworden, daß man sie zur Jagd auf wildes Hornvieh nicht mehr gebrauchen kann und zu diesem Zwecke immer wieder frische von La Plata einführen muß, was natürlich mit großen Kosten verbunden ist. Die Verkümmernng dieser fallländischen, der Puno-Ponies und derjenigen Pferde, welche auf einigen nördlichen Inseln existiren, schreibt man der übermäßigen Feuchtigkeit des Klima's zu.

Die Insel Cuba, jene Perle der Antillen, besitzt seit 1511 d. h. seit ihrer Eroberung durch die Spanier eine Pferde-Race, die sich in eine einheimische verwandelt hat und welche der Race verwilderter Pferde des Continents von America ähnlich ist. Heute finden sich auf der Insel zwei Racen: die alte genannt Marcador und die neue genannt die Traber-Race. Die Gangart des Marcador ist ein gehobener Schritt und ein Trab in vier Tempos; es ist das das ehemalige spanische

Pferd des Colonisten, das ohne müde zu werden große Strecken zurücklegte. Ungeachtet seiner Degenerirung und des Verlustes grazioser Formen legen ihm doch noch viele einen großen Werth bei. Seine Züchter, welche seine moralischen Eigenschaften und seine ererbte Energie für eine Folge seines unregelmäßigen Baues halten, bemühen sich die Fehler seiner Formen zu verewigen, indem sie jede Verbesserung in dieser Hinsicht vermeiden. Eine später eingeführte Gattung von Trabern hat sich in Folge des Bedürfnisses, sich in leichten Wagen schnell von Ort zu Ort zu begeben, allgemein verbreitet. Pflanze, die zugleich Pferdezüchter sind, verbessern diese Race durch Kreuzung derselben mit englischen oder arabischen Pferden und bemühen sich mit den Trabern der Vereinigten Staaten zu rivalisiren.

Das unzweifelhaft historische Factum, daß vor Ankunft der Spanier in America das Pferd nicht vorhanden war, ist durch einige Autoren angezweifelt worden, besonders seit der Zeit als man zahlreiche Exemplare von Ueberresten des fossilen Pferdes gefunden hat. Indessen konnte dieser Umstand doch nur als Beweis dafür dienen, daß es eine Zeit gegeben, in welcher auch dieser Continent sein Pferd besessen habe und daß vor dem XV. Jahrhunderte unserer Zeitrechnung das Pferd von der Oberfläche der neuen Welt verschwunden war, da die fürsorgende Hand des Menschen es nicht gegen die ihm von seinen Feinden drohenden Gefahren schützte, unter denen gewiß jene heute nur noch in Paraguay existirende Fliege keine kleine Rolle spielte.

### § 129. Das österreichische und das ungarische Pferd.

Den Süden des mittleren Europas bewohnen slavische Völker, welche schon seit dem XVI. Jahrhunderte unter deutscher Herrschaft stehen. Das deutsche Reich, genannt das abendländische Kaiserthum, welches in diesem Jahrhunderte den Gipfel seiner Macht und seines Ruhmes erreichte, verwirklichte im Verlauf der vierzigjährigen Regierung Karls V. die alte Idee einer allgemeinen Weltmonarchie. Aber die Kriege mit Frankreich, welche viel Blut dem Reiche kosteten und das durch die kirchliche Reform unterstützte Streben der Kurfürsten nach vollendeter Unabhängigkeit untergruben die Fundamente der nach Weltherrschaft strebenden Macht. Etwas mehr als hundert Jahre nach Carl V., gegen Ende des XVII. Jahrhunderts fehlte nicht viel, daß das deutsche Reich unter der Wucht des Halbmonds zusammengebrochen wäre und im Anfange des XIX. Jahrhunderts

entsagte das abendländische deutsche Kaiserthum allen Titeln seiner glänzenden Vergangenheit um den Namen einer seiner Provinzen anzunehmen. Das Kaiserthum Oesterreich, verdankte stets seine besten Reitpferde einer der zu seinem Reiche gehörenden Nationen, jenen durch ihre leichte Reiterei berühmten Ungaren, deren hippischer Ruf schon seit sehr alten Zeiten begründet war. Das österreichische Pferd wurde sowohl im XVI. Jahrhundert wie in den früheren für Foch und Bagage gebraucht, wemgleich viele adlige Häuser das einheimische Pferd durch zutreffende Kreuzung zu der Höhe eines durchaus nicht schlechten Schlachtrosses erhoben, das mit den Destrieren Spaniens, Italiens und Frankreichs um den Vorrang stritt. Die Manegekunst, welche bereits in diesem Jahrhunderte im Westen allgemein im Gebrauche war bemächtigte sich auch des Kaiserthums. Die deutsche Art der Manege-Reiterei ist von der italienischen, spanischen und französischen etwas verschieden und entwickelte sich auch sofort etwas freier weg als jene, verallgemeinerte sich und erreichte im folgenden Jahrhunderte den Zenith ihrer vollendeten Ausbildung. Im Jahre 1667 arrangirte Leopold I. zur Feier seiner Trauung mit der spanischen Infantin Margaretha ein Ballet auf Rossen. Dieses sonderbar ausgeschmückte, im XVII. Jahrhunderte sehr gerühmte Ballet, das eine gewisse Aehnlichkeit mit dem berühmten und fast gleichzeitigen Caroussel Ludwig XIV. hatte, ist zu charakteristisch, als daß ich es hier mit Stillschweigen übergehen könnte.

Als Bühne für dieses hippische Spiel wählte man den großen Hof der kaiserlichen Burg zu Wien. An dessen Seiten ringsum führte man Gebäude auf, welche an den beiden Langseiten als Amphitheater für einige tausend Zuschauer dienten, auf der kürzeren Westseite baute man Balkone für die kaiserliche Familie, in deren Mitte die neu Vermählte thronte, an der östlichen kürzeren Seite des Hofes erhob man zwischen zwei großen Thoren ein prächtiges Gebäude, dessen Giebel künstlich fabricirte Wolken einhüllten.

Auf ein gegebenes Zeichen intonirte eine starke Capelle und öffnete sich eines der Thore und langsam zeigte sich ein Schiff auf künstlichen Wellen, welche von zahlreichen Ruderern durchfurcht wurden. Das Fahrzeug war mit vergoldeten Reliefs geschmückt und das dazwischen angebrachte goldene Rieß ließ erkennen, daß es das Fahrzeug der Argonauten war. Auf dem Deck desselben befanden sich sechszig reich geschmückte Segler und Helben, und auf den Fluthen begleiteten das Schiff dreißig

Tritonen, die in blaue und silberne Schuppen gekleidet Tuben aus Muscheln in der Hand hielten. Als der Zug in der Mitte des Platzes angekommen war, erhob sich der Ruhm von einem erhöhten Throne auf dem Hinterdeck und verkündete in italienischem Gesange, die Argonauten seien vom Himmel gekommen als Bundesgenossen der Gewalthaber der Luft und des Wassers, welche unter Theilnahme der Herrscher des Feuers und der Erde mit einander zum Kampfe austräten. Der Chor der Argonauten that kund, daß sie den Sieger mit dem goldenen Bließ belohnen würden, worauf der Ruhm eine zweite Arie intonirte, in der er die Ankunft der Ritter der verschiedenen Elemente ankündigte, deren Erscheinen von fern erschallendes Trompetenschmettern verkündete.

Diese Fanfare war das Signal für Oeffnung des zweiten Chors, aus dem eine stattliche Ritterschaar erschien, welche beim Klange der Zinken und Pauken langsam den Platz im Kreise umritt. An der Spitze waren die Ritter der Luft geführt durch den Herzog von Lothringen, dem Knechte, ein Vereiter und einige Handpferde vorausgingen, von denen jedes durch zwei Stallmeister geführt wurde. Den Pferden folgte eine Abtheilung Trompeter mit einem Trommelschläger. Alle diese waren mit morgenroth-farbiger, silberdurchwirkter Kleidung angethan. Der ihnen folgende Herzog trug dieselbe Farbe, nur das die Stickerei von Gold und Edelsteinen war, welche die Form von Sternen und pausbaciger Söhne des Aeolus hatten. Auf dem Helme wehete ein Busch von Reiberfedern derselben Farbe und an der Taille ein solcher von Straußfedern. Das Pferd unter ihm blitzte von Gold und Edelsteinen. Jeden der sieben Ritter seiner Section, ebenso wie der Herzog gekleidet, begleiteten sechs Knappen in derselben Farbe, die mit Federbüschen geschmückt Donnerkeile in der Hand trugen. Hinter den Rittern rollte silbernes Gewöll, das den mit Pfauen bespannten Wagen der Juno trug. Die Göttin umgab ein Gefolge von Nymphen in hellen himmelblauen Gewändern und über ihr wölbte sich ein Regenbogen, über welchem Iris im siebenfarbigen Gewande in der Luft schwebte. Neben den Wolken schritten vierundzwanzig Hippogryphen einher, welche Blitze in ihren Klauen hielten.

Auf diese Schar der Ritter der Luft folgten in derselben Anzahl von Reitern und Pferden die Ritter des Feuers in feuerfarbigen, silberdurchwirkten Stoffen, aus denen goldene Flammen hervorblitzten. Diese führte der Graf Montecuculi von Gold und Rubinien glänzend. Auf dem Helme desselben lagerten Salamander von Büschen feuriger

Federn überwallt, und seine Knappen trugen Flammen in den Händen. Den Rittern des Feuers folgte langsam eine rauchende Felsenhöhle, in deren Schlund schmiedende Cyclopen zu sehen waren. Auf dem Felsen stand Vulkan mit seinem Hammer auf dem Arm, von seiner Schürze und seinem Umwurf blizten Funken von Gold und Edelsteinen. Aehnliche Zierrathen glänzten an den Schürzen der bis zum Gürtel entblößten vier und zwanzig Schmiedegesellen, die neben der Höhle einhertritten.

Dem Zuge Vulkans folgte die Reihe der Ritter des Wassers, angekleidet in ein wasserblaues Gewebe mit Silber durchwirkt, worauf Muscheln und Wasserpflanzen gestickt waren. Führer dieses Zuges war der Pfalzgraf Philipp von Sulzbach; ebenso gekleidet wie seine sieben Ritter in Rüstung und Schild aus silbernen Schuppen und geschmückt mit einer Menge Perlen und Corallen. Die Helme und Visire des Führers wie der Ritter hatten die Form eines Delphin-Kopfes, in der Hand aber hielten sie Dreizacke ebenso wie ihre Knappen, hinter welchen Meereswogen angefüllt mit einer Menge schwimmender Tritonen und Seejungfern folgten. Ueber den Wogen erhob sich der durch Seepferde gezogene Wagon Neptuns und in ihm saß auf einem Thron der Beherrscher der Meere. Vier und zwanzig leicht gekleidete und mit Flügeln an Händen, Schultern und Füßen versehene Jünglinge begleiteten als Repräsentanten der Winde die Wogen des Meeres.

Den ganzen Zug schloß die Reihe der Ritter der Erde unter Anführung des Grafen Dietrichstein, des Kron-Stallmeisters, in einem grünen silberdurchwirkten Gewande, das reich mit Blüthen und Früchten aus kostbaren Steinen gestickt, geziert war. Ueber den Helmen weheten Büsche von grünen Federn. Seinen sieben ebenso gekleideten Rittern folgte ein Garten umgeben von vier und zwanzig wilden Menschen, leicht mit grünem Laub um die Hüften geschmückt und mit Kränzen im Haare. Den Garten schmückten Blumenrabatten und Quartiere von Cypressen, Fontainen und Figuren, in der Mitte aber erhob sich eine Laube, über welcher hoch erhoben die Göttin der Erde Cybele thronte, angethan mit einem blumigen, weichen Gewande und einer Mauerkrone auf dem Haupte; umgeben war sie von Nymphen.

Nachdem der ganze Zug einmal im Kreise herumgegangen und nachdem die Ritter vor dem Kaiser salutirt hatten, stellten sich Wolken, Meer, Fels und Garten um das Schiff inmitten der Arena und ein



Duett Neptuns und der Juno verkündete den Streit dieser Gottheiten darüber, wem das Verdienst, die Perle erschaffen zu haben mit Recht gebühre. Juno behauptete, daß sie aus Thautropfen ihres Reiches, die ins Meer gefallen, entstanden sei; Neptun dagegen schrieb sie als ein Geschöpf der zu seinem Reiche gehörenden Muschel zu. An dem Streite dieser Götter nahmen in harmonischen Gesängen noch andere Gottheiten Theil. Vulkan stand auf Seiten der Juno, Cybele aber auf Seiten Neptuns. Man drang darauf den Streit mit dem Schwert zu schlichten. Iris sogar, sonst die Botin des Friedens, begann die Parteien zum Kampf zu erhitzen und schließlich intonirte der gesammte Chor: „Battaglia! Battaglia!“ Man entfernte die Sitze der Götter und säuberte den Platz für die Kämpfer und nachdem der Ruhm eine Arie gesungen, durch welche er verkündete, daß das goldene Bieß des Siegers Preis sein werde und nachdem der Chor der Argonauten die Ritter zum Kampfe entzündet, verschwand das Schiff von der Bühne.

Sobald die Mitte des Hofes frei geworden und sobald das ganze Fußgefolge sich ringsum an den Seiten aufgestellt hatte, stellten sich die Ritter der Elemente in zwei Parteien getheilt zum Kampfe auf. Nur die Führer begannen zunächst sich anzugreifen, indem sie künstliche Evolutionen machten, Pistolen in die Luft feuerten und mit den Schwertern sich auslegten. Alles dies wurde nach dem Tact einer schmetternden Musik mit großem Geschick und viel Grazie ausgeführt. Später gesellten sich dem Kampfe auch einzelne andere Ritter bei, die in derselben Weise manövrirten, endlich mischten sich alle lebhaft in den Kampf. Bald rückte man vor, bald machte man Kehrt, aus den Schwertern spritzten Funken, und die Pistolen donnerten dazwischen. Der Kampf wogte und entbrannte immer heftiger.

Plötzlich schlug ein Blitz aus den Wolken in das Gebäude über den Thoren und blendete die Zuschauer durch seinen Glanz und eine Stimme aus den Wolken gebot das Ende des Kampfes. Alles stand wie eingemauert. Das Gewölk öffnete sich bei den sanften Tönen einer Symphonie und in der Höhe zeigte sich der Tempel der Ewigkeit mit einer silbernen Kuppel, ornamentirt mit Figuren, Marmor, Lazur und Gold; und auf einige leichte Wolken gestützt ließ er sich langsam auf die Erde nieder. Darauf öffneten sich wieder die oberen Wolken und zeigten die Ewigkeit in weißem mit goldenen Sternen besäeten Gewande. Eine von ihr gesungene italienische Arie verkündete, daß weil die schönste Perle

von allen — eine schmeichelhafte Anspielung auf den Namen der jungen Kaiserin: Margaretha — bereits gefunden sei und ihr Besitz den erhabenen Monarchen beglücke, werde sein Genius zugleich mit den den Tempel bewohnenden Genieen, den Rittern der streitenden Elemente schon nicht mehr in ihrem erbitterten Kampfe, sondern in einem einträchtigen und zur Ehre der bereits erreichten Perle freudigem, wonnigen Feste zur Seite stehen. Die Wolken verhüllten die Ewigkeit und die Flügelthüre ihres Tempels öffneten sich und ließen eine Schar neuer Gestalten die in Gold und Edelsteinen glänzten, erscheinen.

Den feierlichen Aufzug eines neuen Umgangs eröffnete eine Schar Diener des kaiserlichen Hofes unter Leitung des Bereiters. Alle traten so glänzend und reich auf, daß die an den Schabracken der Trostknechte gestickten österreichischen Wappen sogar von Gold und Perlen glänzten und Trompeter, Garderobiers, Trabanten und andere Dienerschaft so zu sagen von Silber und Gold strozten. Unmittelbar hinter der leitenden Schar folgte der Kaiser selbst, umgeben von vier und zwanzig Pagen, welche silberne Pfeile und glänzende Schilde trugen. Der Harnisch des Kaisers war mit einer großen Sonne aus Diamanten und überall zahlreich eingefassten Edelsteinen geschmückt. Der Monarch selbst trug ein goldenes Scepter in der Hand und auf dem Haupte die Kaiserkrone unter einem Busche von Reiher- und Straußfedern von weißer und blauer Färbung. Das kaiserliche Pferd, ein kastanienbrauner Andalusier von ungewöhnlicher Schönheit, war mit einem Stern aus Edelsteinen geschmückt und trug einen hohen Federbusch auf dem Scheitel, sein ganzes Riemenzeug war dicht mit Gold- und Silberblechen bedeckt und strahlte bei den Bewegungen des stolzen Paradespferdes nach allen Seiten hin. Die dem Kaiser folgenden zwölf Ritter gaben ihm selbst an Pracht nichts nach und repräsentirten die Genieen der kaiserlichen Vorfahren. Jeder von ihnen trug eine goldene Krone auf dem Haupte, ein goldenes Scepter in der Hand und war von einer Menge in Silber strahlender Trabanten umgeben. Ihnen folgte eine prachtvolle Karosse, in welcher der Ruhm umgeben von den Helden-Tugenden saß. Den ganzen Zug schlossen vier wunderbar schön geschmückte stolze Rosse unter glänzend gekleideten Reitern, denen ein Trupp von Fußgängern folgte.

Als dieser lange, aus mehr als dreihundert Personen bestehende Zug um den Platz herumzog und die Karosse des Ruhms vor der Kaiserin anhielt, schwiegen die Zinken und eine sanfte Musik intonirte

die Begleitung des Gesanges, welchen der Ruhm anstimmte und die Ritter der Elemente von Neuem zum Kampfe aufforderte, damit sie zu Ehren der schönsten Perle auf Erden nicht zum ersten Kampf, sondern zur Beherrlichung eines glänzenden, frohen Festes ihre Kasse in kunstvollen Schwentungen und Figuren tummelten. Dem Gesange des Ruhmes schloß sich der Chor der Heldentugenden an, indem er dieselbe Forderung stellte. Inmitten dieses Chorgesanges zog der Wagen des Ruhmes in den Tempel der Ewigkeit ein, worauf die Mitte des Platzes geräumt wurde. Das Fußvolk beeilte sich um die Arena eine lebendige Einfassung zu bilden, die Reiter aber sich zum Centauren-Tanz zu rüsten.

Der Kaiser selbst eröffnete den Reiterball indem er sein Pferd nach dem Tact der Melodie des „fröhlichen Courbettanten“ vortrefflich führte und nach zahlreichen Wendungen in der Mitte des Platzes unbeweglich stehen blieb. Darauf sprengten die Reiter in der Zahl von acht und vierzig vor. Immer belebter wurde die Scene, die Wendungen kunstvoller, doch folgte jede genau dem vorgeschriebenen Plane und wich nie vom Tacte der Musik. Die Reiter bildeten um den Kaiser herum vielgestaltete Verschlingungen, wendeten sich schlangenartig, bis sie die beabsichtigte symmetrische Figur gebildet und machten Halt in dem Augenblicke, als die rauschende Musik in ein sanfteres Thema überging und endlich wie in der Ferne verhallte. Sobald sie indessen wieder in schärferen Tönen ansetzte belebte sich Alles wieder zu neuen anderen Wendungen. Der Kaiser bog zu verschiedenen Malen den Rittern aus, bis diese wieder sich um den Kaiser wie um die Aze der reitenden Welt in einer neuen symmetrischen Figur gruppirten und wieder beim Schwächerwerden der Musik Halt machten. Solcher Figuren wurden zwölf gebildet. Zur Bewunderung dieses Schauspiels von Reiterkunst trugen nicht wenig vier Akrobaten bei, welche nach dem Tacte der Musik die sonderbarsten Sprünge auf den Pferden machten.

Plötzlich ging das schnelle Spiel der Trompeten, Trommeln und mehr als hundert Seiten-Instrumenten in das langsame Tempo einer Allemande über. Die Ritter hemmten die Action ihrer Kasse und begannen im spanischen stolzen Schritt in den verschiedensten Wendungen und Volten einer dem anderen auszuweichen. An diesen Reiteranzug schlossen sich auch die Fußgänger in künstlichen Figuren den ganzen Platz füllend und belebend; sobald aber die Musik wieder eine fröhliche Sarabande aufspielte, behielten die Reiter allein den Platz, bildeten in schnellerem Tacte in

schwungvollen Bewegungen viel schöne Figuren, bis nach der letzten der Kaiser an der Spitze der Ritterschaft, die sich in einen geschickt geformten Haufen ordnete, vor dem Balkon der Kaiserin Halt machte; nach vor-schriftsmäßiger Salutation und Defilade den ganzen Zug rings um den Hof herum führte und an der Spitze des langen Gefolges, das mit den schnell in einem Augenblick sich ordnenden angeschlossenen Fußvolke über fünfhundert Personen zählte, die Schwelle des Tempels der Ewigkeit, in welchem Alles verschwand, überschritt.

Das hier beschriebene Schauspiel fand bei Allen einen solchen Beifall, daß einige Tage später eine Wiederholung desselben Statt fand. Der aus Florenz zum Zweck der Anordnung des ganzen Spiels berufene Cavaliere Corducci erhielt den Titel eines Baron und zwanzigtausend Gulden Belohnung; auch der kaiserliche Capellmeister Antonio Bertali, der die Musik für die Gesänge componirt hatte, blieb nicht ohne bedeutende Belohnung und eben so wenig der kaiserliche Kammermusikus Schmelzer, welcher Autor der Tanzmusik war. Die Erfinder des ausgezeichneten Spiels wurden reichlich belohnt; viel kosteten die von fern her eingeführten Pferde, aber das Land gewann dadurch viel in hippischer Beziehung.

Gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts folgte die kaiserliche Regierung dem Beispiele der anderen Regierungen Europas und faßte eine umsichtige Pferdezucht ins Auge, legte selbst einige Gestüte an und beschäftigte sich mit der Leitung der Pferdezucht in allen Theilen ihres weiten Reiches. Zwei Abtheilungen bilden seitdem die Verwaltung der kaiserlichen Gestüte: der Vorstand der k. k. Gestüte und der Vorstand der durch das ganze Reich verbreiteten Zuchthengste. Die Gestüte befinden sich in den am wenigsten bevölkerten Theilen des Reiches. Die Abtheilung für die Zuchthengste, in mehrere Sectionen getheilt, hat den Zweck die Race der Pferde in den Gegenden zu verbessern, welche durch die Natur an Fruchtbarkeit des Bodens am meisten ausgestattet und durch Wohlhabenheit der Einwohner ausgezeichnet sind. Die k. k. Hauptgestüte Oesterreichs zählen ungefähr zweitausend Mutterstuten und züchten Beschäler, die zur Verbesserung der Landesrace bestimmt sind, ferner Pferde für die kaiserlichen Ställe. Nur gewissenhafte Fachmänner werden zu Beamten für die Gestüte aus den Officiercorps der verschiedenen Reiter-Regimenter gewählt, und zur Bedienung nur ausgebildete Cavalleristen.

Ohne die königlich ungarischen Gestüte zu rechnen besitzt das Kaiserthum Oesterreich unter andern folgende Gestüte:

1) Das Gestüt in Radauz seit 1792. Es umfaßt siebenzehn Dorfschaften, welche zwischen Siebenbürgen, Ungarn, Galizien und der Moldau liegen. Der Fluß Suczawa der den seletinischen Bergen entspringt, bewässert die Wiesen dieses Territoriums. Die Zahl der Pferde dafelbst belief sich in den jüngsten Zeiten auf tausendfünfhundert. Das arabische Blut wird in den österreichischen Gestüten am höchsten geschätzt, und namentlich bildet es bei diesem Gestüte die Basis für Züchtung. Die in Radauz gezüchteten Pferde tragen auf dem Oberschenkel den Buchstaben R nach der in Oesterreich allgemein angenommenen Regel, die jungen Pferde mit dem Anfangsbuchstaben des Namens ihres Gestüts zu markiren.

2) Das kärnthnische Gestüt in Dissyaf nimmt die Räume eines ehemaligen durch Joseph II. cassirten Benedictiner-Klosters ein, in welchem Boleslaw der Kühne die Sünden seiner ungestümen Leidenschaften einst verbüßte. Diese von der Natur dürftig ausgestattete Vertlichkeit erforderte große Kosten und Anstrengungen, ehe sie zu dem Stand gelangte, in welchem sie sich heute befindet. Diesem Gestüte ist vor nicht langer Zeit das kolnigtische Gestüt einverleibt worden, und an dieses wendet sich der Vorstand für die Abtheilung der Zuchthengste für die verschiedenen Beschäl-Stationen.

3) Das böhmische Gestüt in Niemtschiz umfaßt, an der Elbe gelegen, einen Theil der Pardubitzer Güter. Dieses Gestüt ging aus den Ueberresten des hawranskischen Gestütes hervor; hundert Mutterstuten bilden seine Vollaahl, seine Hengste bezieht es aus den großen Gestüten Ungarns und der Bukowina.

Das ganze austro-ungarische Kaiserthum besitzt nach den neuesten statistischen Nachrichten im Ganzen drei Millionen vierhundert sechzigtausend Pferde, d. h. zweihundert fünfundneunzig auf die Quadratmeile oder eins auf je zehn Einwohner. Der hippische Reichthum steht also heute in Oesterreich fast auf gleicher Höhe mit demjenigen Frankreichs. Das Verhältniß der Zahl der Pferde zu derjenigen der Bewohner stellt sich in Oesterreich etwas höher, dagegen das Verhältniß ihrer Anzahl zum Flächeninhalt etwas niedriger. Im Ganzen besitzt Oesterreich zweihundertzwanzigtausend Pferde mehr als Frankreich.

Ungarn war bekanntlich seit den ältesten Zeiten sowohl durch seine Pferde als auch durch die Vorliebe des Volkes für hippische Uebungen berühmt. Das Sprüchwort sagt: „der Ungar wird zu Pferd geboren.“ Die Sitten

und Gebräuche dieses Volkes nähern es mehr dem Orient als dem Occident, obwohl ein Reflex des mittelalterlichen Ritterthums auch von dem orientalischen Haarbusch der alten Magnaren strahlte. Das Pferd war der unablässige Gefährte dieses kriegerischen Volkes, das den Traditionen der Hunnen und Attilas treu stets zu Pferde kämpfte. Seine Magnaten hielten auf ihren umfangreichen Gütern immer eine ungeheure Menge von Pferden, und als es sich darum handelte, während des österreichischen Erbfolgekrieges für Maria Theresia ins Feld zu rücken, da erschienen vierzigtausend Reiter dieses Heldenvolks auf halb wilden Pferden. Die englischen Wettrennen sind erst seit kurzer Zeit in Ungarn eingeführt, fanden aber sofort ein sicheres Verständniß, denn die Nation begriff, daß Uebung in Kraft und Schnelligkeit die ersten Bedingungen einer rationalen Zucht und Veredelung seien. Die dort durch Privat-Subscriptionen eingeführten Wettrennen besitzen heut ein Einkommen von zehntausend Ducaten, ein Einkommen, welches täglich und sichtlich zunimmt, so daß man sich dreist der sicheren Hoffnung hingeben kann, daß diese Institution den Sinn für hippischen Ruhm und Ruf im Lande nicht untergehen lassen werde. Die Ungarn besitzen vier Gattungen Pferde:

- 1) die ursprüngliche degenerirte Race,
- 2) die gut erhaltene und durch günstige Kreuzung in den Landgestüten verbesserte Race,
- 3) die Halb-Blut Race, Zuckers,
- 4) endlich eine Race reinen Bluts.

Die degenerirte ursprüngliche Race gehört ausschließlich der ärmeren Classe der Nation an. Die Höhe des Wuchses dieser Pferde ist gering, die Augen schön, der Kopf groß, die Ohren nicht günstig gestellt, der Schweif mager, die Mähne lang, Kreuz und Füße gut, die Kruppe gesenkt, die Schenkel breit und stark, die Haarfärbung meist dunkelbraun, seltener fuchsfarbig und noch seltener weiß. In seinen Bewegungen hat dieses Pferd mehr Stätigkeit als Schnelligkeit. Sein lebhaftes und sinniges Auge, seine trockenen aber sehnigen Füße, seine Fähigkeit fortwährende Beschwerden, Mangel an Pflege, Unwetter und gewaltjame Luftveränderungen, womit es Tag und Nacht zu kämpfen hat, zu ertragen, sind Merkmale, welche immer noch die edle Abkunft dieser Race erkennen lassen. Es giebt in Ungarn zwei Arten von Posten, die eine auf den Hauptstraßen wird nur mit Pferden veredelter Race bespannt, die zwar klein aber sehr schnell sind. Es ist vorgekommen, daß solche Posten den Weg von Pest nach

Wien, sechzig deutsche Meilen, im Schnee in zwanzig Stunden zurückgelegt haben. Im Innern des Landes giebt es keine andere Posten als bäuerlichen Vorspann. In jedem Dorfe ist ein Mensch, welcher verpflichtet ist, Durchreisenden Pferde zu liefern und zwar ist diese Pflicht mit dem Amte des Gemeinde-Richters verbunden. Wenn man indessen auf der Reise keine Verzögerungen erleiden will, so ist es erforderlich einige Stunden vor dem Aufbruch einen Boten vorauszuschicken, um Pferde zu bestellen, denn die Bauernpferde weiden Tag und Nacht in zahlreichen Heerden unter der Wacht eines einzigen Menschen, und man würde auf jeder Station viel Zeit verlieren, bevor man die erforderlichen Pferde von der Weide herbeigeht hätte. Diese Race züchtet sich ganz unabhängig von menschlichem Huthun. Tragende Stuten arbeiten bis zum letzten Augenblick und sobald das neugeborene Fohlen sich nur auf seinen Füßen halten kann, zwingt man es ohne Erbarmen, sofort hinter der Mutter herzulaufen und oft weite Wege zu machen. Das Dressiren so gezüchteter Pferde ist leicht, und wenn man sie anspannen will, so dauert der Kampf zwischen Mensch und Thier eben nicht lange. Gewöhnlich giebt man vier Pferde Vorspann und zwar lang, der Fuhrmann sitzt zu Pferd und lenkt mit großem Geschick nur durch eine Leine das Biergespann. Der Sattel, auf dem er sitzt, ist von Holz und mit einem Schaffell bedeckt. Wenn der Ungar sich wenig um sein Pferd kümmert, so ersetzt er diesen Mangel an Sorgfalt im Umgang mit ihm durch Milde und eine rührende Anhänglichkeit. Er treibt es mit sanften Worten zur Arbeit, schilt es nie, noch läßt er sich im Zorne gehen und ein ganz leichter Peitschenschlag ist das immer seltene Mittel, seinen Worten Nachdruck zu geben.

Die guterhaltene und veredelte Race wird in Privatgestüten des reicheren Adels gezüchtet und zwar immer unter freiem Himmel. Hater bekommt das Pferd erst im zweiten Lebensjahre. Die Eigenthümer spannen immer vier Pferde vor einen leichten Wagen, so daß die Pferde beim Ziehen sich durchaus nicht anzustrengen brauchen. Prächtigt sehen diese Pferde unter dem Geschirr aus, dessen Einfachheit ihren Körper nicht verhüllt, noch ihre schönen Formen und das glänzende Haar maskirt. Der ganze Luxus des ungarischen Geschirrs concentrirt sich am Kopfe des Pferdes, wo lange lederne Quasten die Bügel schmücken und über die Nase, zuweilen bis über die Brust hängen. Dieser Schmuck hat einen gewissen Reiz. Es giebt nichts schöneres als den Anblick eines ungarischen

Pferdes bei ländlichen Wettrennen, dessen einziger Schmuck die schöne, kräftige Gestalt des Reiters ist. Ein Dukaten oder sonst eine Kleinigkeit anderer Art, oft noch geringeren Werthes, ist der ganze Preis, um den zwanzig bis dreißig junge Ungarn, gewöhnlich Söhne der Züchter, kämpfen. Raum vierzehn bis fünfzehn Jahre alt üben sich die Knaben im Wettrennen auf Fluren und Feldern, wo es oft an Hindernissen nicht fehlt. Ob der Boden uneben oder steinig gleichviel, nichts hält sie im Rennen auf. Wettrennen im Trab und Carriere finden zweimal jährlich in jeder Provinz Statt, in der Pferde gezüchtet werden. Das ungarische National-Costüm trägt nicht wenig zum Reiz und der Originalität dieses Lummelplatzes von Menschen und Pferden bei. Wenn der Ungar ein gewandter Reiter ist, so ist er auch ein nicht minder trefflicher Wagenlenker. Nichts kommt der Kühnheit dieser Automedonen gleich, die kaum der Kindheit entwachsen mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit ein Biergespann energischer Kasse auf Wegen dahintreiben, die von Abgründen umgeben oft über sehr unebenen, ja gefährlichen Boden dahinfahren. Die Geschicklichkeit und das kalte Blut, mit der und mit dem sie die Pferde lenken, und mit der sie eine lange Peitsche an kurzem Stiel anwenden, ist im höchsten Grade Staunen erregend. Ein Schlag mit der Peitsche ist selten, aber stets treffend und immer im geeigneten Momente; ist er ausgeführt, so versteht es der Ungar die Peitsche geschickt zu sich zu ziehen, so daß sie sich um seinen Arm schlingt, ohne sich irgend wo zu verwickeln.

Die Race der Zuckers ist unermülich und trägt viel Spur orientalischen Blutes. Ein nach rückwärts geneigter Hirschhals, ein hervortretender Knochenbau, und ein in der Ruhe verschleiertes Auge, das erglüht, sobald die Action beginnt, ist ihm charakteristisch, und wenn man ihn so in Gedanken, gleichsam melancholisch stehen sieht, so möchte man glauben, er träume von den Triumphen seiner Vorfahren, seiner verlorenen Freiheit, seinen Weiden ohne Grenzen. Es sind das Pferde die zu allen schweren Diensten verwandt werden. Man spannt sie an, um weite Excursionen zu machen. Alle Fialer Pest's und Wiens sind mit ihnen bespannt und diese eleganten Miethswagen rassel'n mit außerordentlicher Schnelligkeit durch die Straßen dieser beiden Hauptstädte. Luxus in Pferden wird in Ungarn bis zu einem hohen Grade getrieben. In allen wohlhabenderen Häusern werden eine Menge Wagen- und Reitpferde gehalten. Die Frauen sitzen selten zu Pferde, doch hat in neuerer Zeit sich auch unter ihnen der Geschmack für das Reiten mehr und mehr verbreitet. Das ungarische



Land ist für Pferdezucht so günstig und das Volk von Natur schon für diese Beschäftigung so eingenommen, daß es nichts Außerordentliches ist, wenn man daselbst reines Blut am vollkommensten entwickelt sieht. Jedes in Ungarn geborene Pferd ist naturalisirt, wenigstens scheint es so, wenn man es bei feierlichen Ceremonieen, deren Glanzpunkt es ist, in orientalischer Pracht einherschreiten sieht. Unter einem prächtig gekleideten Magnaten, auf dessen Kopf eine Husarenmütze von Pelz mit Diamantagraffe, die eine Adlerfeder hält, mit einem Gürtel, besetzt mit kostbarem Gestein, einem sammtenen Oberkleid und Pelzumwurf über dem Arme, sieht ein edles Vollblut-Koß prächtig aus. Sattel, Riemenzeug und Schabrade, strohen von Gold, Rubinen, Smaragden und anderen kostbaren Steinen.

Regierungs-Gestüte für Ungarn sind in Mezöhegyes, in Kisber und in Babolna, und zu ihnen gehört auch das oben beschriebene Gestüt der Bukowina, welches Galizien, Siebenbürgen und Ungarn zugleich Dienste leistet. Das Gestüt zu Mezöhegyes ist das bedeutendste. Es wurde schon im Mittelalter angelegt und war anfänglich nur dazu bestimmt, eine gewisse Anzahl von Pferden für die Armee zu liefern. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gab ihm Kaiser Joseph den Titel eines kaiserlichen Gestüts, das dazu bestimmt war, Pferde für die leichte Reiterei zu liefern, und das nur aus ungarischen Zuchthengsten und eben solchen Mutterstuten bestand. Später hat man siebenbürgische und tschechische Hengste und mecklenburgische Stuten dahin gebracht — kurz Typen verschiedener europäischer Racen. Heute überwiegt dort das arabische Blut. Das Gestüt liegt auf der Abdachung eines weiten Bergrückens in einer außerordentlich fruchtbaren und sehr schönen Gegend, wo der Ackerbau gut betrieben wird.

Das Gestüt in Kisber kultivirt die Zucht des arabischen Pferdes und seiner Kreuzung mit armorikanischen. Die Art und Weise den jungen Nachwuchs aufzuziehen, entspricht allen Erfordernissen der Zeit. Jung werden sie zu Arbeiten auf den Vorwerken verwendet. Eine geeignete und reichliche Nahrung entwickelt ihren Organismus und bereitet sie für spätere Arbeiten vor. Es sind das gewöhnlich Pferde schöner Gangart, hoch von Wuchs und ungemainer Kraft, trefflich zur Jagd und Manege. Für leichte Fahrten eleganter Equipagen haben sie nicht ihres Gleichen.

Das Gestüt in Babolna wird für das zweite des ganzen Reiches erachtet. Auf dem rechten Ufer der Donau in einer weiten Ebene, die sich nicht fern von Komorn dahinzieht, nimmt es zehntausend Morgen ein und

enthält gegen tausend Pferde. In ihm stehen die besten arabischen Hengste und ungarische Mutterstuten, dazwischen nur einige orientalische oder rein arabische.

Unter den zahlreichen Privat-Gestüten zeichnet sich dasjenige des Grafen Hunyady aus, welches in Armeny im District von Neutra liegt. Der arabische Typus ist in ihm vorherrschend und das System der Behandlung und Gesundheitspflege englisch. Sie werden mit Freundlichkeit aufgezogen, jeden Tag geritten, stark genährt und zu allen Diensten dressirt. Wettrennen, Jagden, lange und ermüdende Reisen sind Prüfungen, welchen die Zöglinge des Gestüts unterzogen werden. Mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit durchheilen sie zuweilen unerhörte Entfernungen. Hundert und sechzig Kilometer, welche Armeny von Pest entfernt ist, pflegen in dreizehn Stunden zurückgelegt zu werden und in elf Stunden die hundert und vierzig Kilometer, welche Armeny von Wien trennen. Der berühmte Tazar war einer der besten Zuchthengste dieses Gestüts. Tazar war an den Ufern des Nil im Gestüt des Pascha von Aegypten geboren. Murat-Bey ritt ihn in der Zeit als Bonaparte Aegypten bekriegte, auf ihm chargirte er die französischen Schwadronen in der Pyramidenschlacht. Tazar nahm an mehr als zwanzig Schlachten Theil und zahlreiche Narben bedeckten sein Silberhaar. Später ging er in den Besitz des Emir-Bey über, eines der letzten Mameluken, welche den Kugeln des Siegers von Lodi entrannen, um unter den albanischen Schwertern niedergemezelt zu werden. Als der grausame Mehemmed vor seinen Augen jene berühmte Miliß niederhauen ließ, war Tazar der Lohn für das vergossene Blut und kam in die Hände eines der Henker des Sultan. Dieser Umstand erleichterte es dem Baron Fectig ihn zu erwerben. Auf Kosten des Baron wurde er in Kairo auf ein Schiff gebracht — aber die Reise war schwer und gefährlich. Zugleich mit zwei anderen Pferden auf dem Schiffe placirt, hatte er einen nur sehr engen Raum und in einer so unbequemen Lage mußte er einen heftigen Sturm aushalten, durch dessen Gewalt hin und her geschleudert er den auf dem Felde des Ruhmes erworbenen Narben neue hinzufügte. In Triest angekommen glich er einem schrecklichen, blutigen Skelett. Leute vom Fach indessen erkannten sofort in ihm den edlen Abkömmling reinen orientalischen Bluts. Durch Herrn Appel gekauft, lieferte er durch seine Nachkommen den Beweis, daß man ihn richtig beurtheilt hatte. Der Name Tazar wird stets unter den schätzbarsten Zuchthengsten glänzen. Zu den ausgezeichneten Eigenschaften des Baues und

der Formen gefellten sich bei ihm Sinnigkeit und Sanftmuth. Er pflegte mit einem Stallknecht in seinem Stalle unter einer Decke zu schlafen. Wenn in der Nacht sich irgend ein Pferd in dem daranstoßenden Stalle losriß, so weckte Tazar seinen Schlafkameraden durch einen leisen Stoß und wenn er des Morgens aufstand, so wendete er alle Vorsicht an, um ihn nicht aus dem Schlafe zu wecken. Das erinnert an die Legende von Bayard, dem Pferde Rainalds, das mit dem Fuß an den Schild seines Herrn geschlagen haben soll, um ihm von dem herannahenden Feinde Kunde zu geben.

Das Gestüt in Binkendorf, dem Grafen Szechenyi gehörig, im Kreise Nedenburg achtzig Kilometer von Wien, datirt seit 1815 und besteht aus Stuten und Hengsten rein englischen Bluts. Kunst und Natur verbinden sich hier um dieses Institut zur Bedeutung der ersten Gestüte Europas zu erheben. Dort wird der größte Theil jener Athleten gezüchtet, welche an den ungarischen Wettrennen Theil nehmen.

Das Gestüt des Fürsten Esterhazy ist eines der berühmtesten in Ungarn. Es befindet sich in Ozora auf dem linken Ufer des Flusses Sio im Kreise Tolna. Die Gründung desselben datirt aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Geräumige und gut locirte Gebäude, Hügel mit nahrhaftem Graswuchs bedeckt, Wiesen von frischen Bächen durchrieselt geben diesem Orte eine Bedeutung als der eigentlichen Wiege des ungarischen Pferdes. Der arabische Typus ist hier mit dem englischen gemischt und man züchtet Pferde für verschiedene Zwecke vom schweren Carrossenpferd bis zum Wettrenner. In der Nähe des Hauptgestüts befindet sich ein anderes noch halb wildes, wo ungarische Pferde als degenerirte orientalische gezüchtet werden.

Das Gestüt zu Dernezyhaza gehört dem Grafen Karolyi. Sein territorialer Umfang umfaßt eine Oberfläche von vielen Meilen und liegt auf der sanften Abdachung von Telegohol bis Mezo-e-Hyghes mit mehreren Dörfern und Städten, welche zwanzigtausend Einwohner haben. Die ganze weite Grafschaft ist ausschließlich der Pferdezücht gewidmet.

### § 130. Das preussische Pferd.

Das Auftreten des mächtigen Stammes der Hohenzollern inmitten der seit uralten Zeiten von Slaven bewohnten Länder hatte große Veränderungen in diesem Theile Europas zur Folge, indem es dem slavischen Elemente den Todesstoß gab.

Der Protoplast des heute in Preußen herrschenden Hauses, Graf Conrad, besaß in der Mitte des XII. Jahrhunderts die Burggrafschaft Nürnberg, welche auch bis 1801 in den Händen der Hohenzollern verblieb. Zwei Jahrhundert später sehen wir die Nachkommen jenes Conrad als Herrn von Ansbach, Culmbach und fast ganz Frankens und noch hundert Jahre später erwirbt Friedrich VI. von Hohenzollern das Kurfürstenthum Brandenburg vom Hause Luxemburg und nennt sich Friedrich I. Kurfürst von Brandenburg. Friedrich II., Eisenzahn genannt, vereinigt die Neumark mit seinen Besitzungen, und fast zwei Jahrhunderte später incorporirt Johann Sigismund das ihm nach dem kinderlosen Ableben Albrechts II. zugefallene Herzogthum Preußen seinen, im Verlauf der Zeiten sehr gewachsenen, Staaten. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, erhält im westphälischen Frieden Magdeburg, Halberstadt, Minden, Camin und das östliche Pommern. Friedrich III. im ersten Jahre des XVIII. Jahrhunderts zu Königsberg gekrönt, vertauscht den Kurhut mit der Königskrone und nennt sich Friedrich I. König von Preußen. Gegen Ende desselben Jahrhunderts arrondiren seine Nachfolger die getrennt liegenden Provinzen des preußischen Staates und heute sehen wir in Wilhelm I., König von Preußen, den Nachfolger der Hohenstaufen als Kaiser von Deutschland.

Wir haben schon erwähnt, daß die ersten Versuche, gut organisirte Staatsgestütze in Preußen einzurichten bis ins XIV. Jahrhundert reichen. Im XV. Jahrhunderte gründete der Orden Gestütze bei den Comtureien in Balg, Köbelbude, Grünhof, Buslak, Tapiau, Jurborg und Ragnit. Diese Gestütze blüheten in diesen trefflich gewählten Orten auch dann noch fort, als der Orden längst aufgehört hatte. Sie lieferten dem bereits säkularisirten Albert, dem letzten Hochmeister, jene Pferde, mit denen der neue Herzog in Krakau paradirte und mit welchen er die Königin Bona und Andere beschenkte.

Sechs Jahre nach der Vereinigung des herzoglichen Preußens mit Kur-Brandenburg importirte der Kurfürst Georg Wilhelm Hengste aus diesen neu erworbenen Landen nach der Mark und in den letzten Jahren des XVII. Jahrhunderts standen sowohl die herzoglich-preußischen, wie die brandenburgischen Gestütze in engen Verhältnissen zu einander, namentlich durch das Gestüt in Treptow. Alle wurden fortwährend mit friesischen, spanischen, dänischen, neapolitanischen, orientalischen und englischen Beschälern versehen.

Im Jahre 1732 vereinigte Friedrich Wilhelm I. die vereinzeltten Gestüte in ein einziges großes zu Trakehnen, auf einem Raume von vierzehntausend Morgen, welche künstlich entwässert und zu herrlichem Weideland umgeschaffen waren, welchem er auch das Rabzuill'sche Gestüt von Tauroggen einverleibte. Das ganze Gestüt zählte beim Ableben dieses Monarchen dreihundert acht und sechzig Mutterstuten und ein und fünfzig Beschäler. Bald darauf beschränkte man die Zahl der Mütter auf dreihundert und zwar in der ökonomischen Rücksicht, daß eben nur soviel Pferde gehalten werden sollten, als die ihnen angewiesene Bodenfläche zu ernähren im Stande wäre.

Im Jahre 1788 zwei Jahre nach der Thronbesteigung des Königs Friedrich Wilhelms II. wurde ein Gestüt in Neustadt an der Dosse auf zweitausend sechshundert Morgen Bodenfläche unter dem Namen Friedrich Wilhelms Gestüt angelegt, wo man ursprünglich beabsichtigte vorzugsweise Pferde englischen und orientalischen reinen Blutes für die königlichen Ställe zu züchten.

Das Genie Friedrichs II. dieser Incarnation der hohenzollernschen Idee nach allen Richtungen hin, stellte Preußen binnen Kurzem in die Reihe der mächtigsten Staaten des Continents. Die alten ritterlichen Traditionen des Deutschen Ordens prägten allen Einrichtungen des Staats diesen militairischen Character auf, der bis heute noch nicht gestattet, zu sagen, wo der Soldat aufhört und der Bürger anfängt. Dieser Character des Staats hatte einen gewaltigen Einfluß auf die hippischen Verhältnisse. Die Regierung war nur darauf bedacht, solche Pferde zu produciren, welche für die Armee geeignet wären, und man sorgte dafür, daß das Land im Stande wäre, alle Bedürfnisse in dieser Hinsicht zu befriedigen. Zu diesem Zweck richtete man Hauptgestüte und Landesgestüte ein. Die ersten sollten tüchtige Beschäler produciren, während die zweiten das Blut jener im ganzen Lande verbreiten sollten. Außerdem wurden die Privat-Beschäler einer strengen Controle unterworfen. Die Gestüte in Trakehnen und Neustadt an der Dosse blieben die ersten, aber bald wurden im ganzen Lande Beschäl-Ställe angelegt.

Das älteste Beispiel des Versuchs, durch die damals noch kurfürstlichen Gestüte auf eine bessere Pferdezücht im Lande zu wirken, ist vom Jahre 1670, in welchem Bauern aus der Gegend von Rügenwalde gegen Entgelt von zwei Scheffeln Hafer die kurfürstlichen Beschäler für ihre Stuten benutzten, sich aber verpflichten mußten, die Nachkommenschaft

dieser Hengste à fünf Thaler der Regierung abzutreten. Nach einigen Jahren stand man indessen von diesen Versuchen ab, denn es zeigte sich, daß die Fünf-Thaler-Fohlen aus Mangel an gehöriger Wartung zu nichts taugten. Im Jahre 1713 verbot Friedrich Wilhelm I. bei Strafe den Bauern, Hengste zu halten, gestattete dagegen nöthigenfalls die königlichen Beschäler zu benutzen, die für einen zugänglichen Preis ihre Stuten belegen sollten. Dieses etwas drastische Mittel verfehlte indessen seinen Zweck.

Im Jahre 1771 begann man den Bauern umsonst die Benutzung Trakehner-Beschäler zu gestatten und erhielt auf diese Weise 1779 von hundert vier und siebenzig belegten bäuerlichen Stuten acht und fünfzig Fohlen. Mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms II. machte sich 1786 der königliche Oberstallmeister Graf Lindenau ernstlich daran, in Ost- und Westpreußen Beschäl-Stationen einzurichten, und zwar sofort in der Ausdehnung, wie solche heute noch in den Provinzen existiren. In Ostpreußen wählte man vier Orte: Trakehnen, Insterburg, Olesko und Ragnit und baute daselbst für acht und sechzig tausend neunhundert acht und fünfzig Thaler Stallungen, in welchen zweihundert sechzig Hengste untergebracht wurden, welche zum Theil aus Trakehnen stammten, zum Theil vom Auslande importirt waren. Zwei Jahre später 1788 legte man für Westpreußen in Marienwerder ähnliche Stallungen an und schon ein Jahr später befanden sich daselbst dreihundert und zehn Beschäler, welche zehntausend Mutterstuten belegten. Dergleichen Sorgfalt der preußischen Regierung führte zu dem Resultate, daß, wenn man auch jährlich noch vom Auslande für die Armee remontiren mußte, doch 1795 der dritte Theil der Remonte mit tausend, für den Dienst durchaus tanglichen, ausgezeichneten Pferden im Lande geliefert wurde. Die Verbesserung der Pferdezucht ging in Preußen bis 1806 riesig vorwärts, aber in diesem Jahre wurde die Frucht langjähriger Sorgen, Kosten und Arbeiten eine Beute des Siegers. Nach dem Kriege machte man sich wieder an die Arbeit, man sammelte die Reste, welche der Beute entgangen waren, und im Verlauf weniger Jahre erblühte die Pferdezucht in Preußen wie früher. Aber das Jahr 1812 kostete dem Lande mehr als hunderttausend der besten Pferde, welche der durchziehenden feindlichen Armee gestellt werden mußten; nur wenige der besten Trakehner-Hengste wurden nach Rußland gerettet.

Schließlich gestattete der seit 1815 durch nichts gestörte fünfzigjährige Frieden der preußischen Regierung, systematisch ihre bereits durch Proben

bewährten Pläne zur Verbesserung der Pferdebezücht durchzuführen. Preußen welches im Jahre 1801 eine Million fünfhundert vierundvierzigtausend einhundertneunundachtzig guter Pferde zählte, fand sich 1816 im Besiz von einer Million zweihundertzweiundvierzigtausend zweihunderteinundsechzig ganz elender Mähren. Die ersten Bemühungen der Regierung, den Pferdebestand zu verbessern, gingen dahin, die zersprengten königlichen Gestüte wieder einigermaßen herzustellen. Die alten Gestüte in Trakehnen und Neustadt an der Dosse wurden erneuert, dazu zwei neue, eines in Grabiß, unweit Torgau, das andere in Wesser bei Erfurt angelegt. Beide Orte liegen in dem Theile Sachsens, der durch den Wiener Vertrag an Preußen abgetreten worden war. Das Gestüt in Grabiß, welches schon durch die sächsische Regierung auf einem Flächenraum von viertausend siebenhundert Morgen, in drei Vorwerke vertheilt, angelegt worden, war durch die napoleonischen Kriege stark decimirt. Um ihm einigermaßen wieder aufzuhelfen und es so schnell als möglich wieder herzustellen, completirte Preußen es mit Pferden aus seinen Gestüten. In dem in der Eile hergestellten und zusammengebrachten Gestüt entwickelte sich ein sehr bössartiger Character der Pferde, der noch bis heute nicht ganz ausgerottet ist. Um diesen Fehler zu beseitigen schlug man ein Mittel vor, welches einst von einem böhmischen Eigenthümer eines Gestüts ähnlichen Characters mit Erfolg angewendet worden, man rieth nämlich statt männlicher Bedienung weibliche einzuführen. Soviel ich weiß hat man bis jezt diesen Rath noch nicht befolgt, in der Hoffnung, daß man durch andere Mittel zum Ziele gelangen werde. Das andere Gestüt in Wesser wurde bald wieder aufgehoben, so daß Preußen heute nur drei Hauptgestüte hat und zwar in Trakehnen, in Neustadt an der Dosse und in Grabiß.

Nach Wiederherstellung der königlichen Gestüte zögerte man nicht auch die Landgestüte wieder ins Leben zu rufen, deren man im ganzen Staate zehn einrichtete, und zwar dienen diejenigen zu Trakehnen, Gudwallen und Insterburg für Ostpreußen, das zu Marienwerder für Westpreußen und das östliche Pommern. Brandenburg, Stettin und Stralsund haben das Gestüt zu Lindenau. 1818 errichtete man ein Gestüt in Leubus für Schlesien, 1825 für Westphalen in Warendorf, und für das Großherzogthum Posen in Birke; für Sachsen gründete man zunächst eines in Merseburg, verlegte es aber später nach Döhlen. Für die Rheinprovinzen errichtete man ein Gestüt zuerst in Schloß Engers, verlegte es aber 1840 nach Wickrath bei Düsseldorf eben dahin, wo Napoleon

1806 ein Gestüt von achtzig Hengsten eingerichtet hatte, welches den drei benachbarten Departements dienen sollte. Für die neuen Landestheile bestanden Gestüte in Celle (Hannover), Dillenburg (Hessen-Nassau) und Bloen (Schleswig-Holstein). Gleich bei den ersten Schritten die man that um die königlichen Gestüte zu erneuern, entstand eine heftige Polemik zwischen den bedeutendsten Hippologen darüber, ob das englische oder das arabische Pferd als Basis für die Regenerirung der Gestüte anzunehmen sein möchte? Man schwankte lange hin und her, bis man sich, wie das ganze aufgeklärte Europa, für das Pferd rein englischen Bluts entschied. Man importirte viel Hengste aus England und richtete an vielen Punkten Wettrennen ein, so daß Preußen in kurzer Zeit einen hohen Grad hippischer Vollenbung erreichte. Die Züchtung geschieht ganz nach englischem System. Rein englisches Blut ist überwiegend gegen das der armorikanischen Racen und die sehr unbedeutenden Spuren orientalischen Blutes. Auf einen orientalischen Hengst kommen vier armorikanische und fünf rein englischen Blutes. Der erste, der das Verdienst hat, 1804 englische Pferde zuerst in Preußen eingeführt zu haben, war Herr von Fahrenheit-Angeropp aus Ostpreußen. Später waren berühmte englische Gestüte bei den Herrn von Sauten-Larputschen, von Neumann-Schargupönen, beim Grafen Lehndorf-Steinort und vielen anderen. Im Jahre 1828 bildete sich eine englische Sport-Gesellschaft auf Actien, um die Pferdezucht im Lande zu heben, und 1829 fand das erste Pferderennen in Berlin auf englischen Pferden Statt. Im Jahre 1833 bildete man eine ähnliche Gesellschaft in Schlesien mit Pferderennen in Breslau, 1834 eröffnete man dergleichen in Königsberg, 1836 in Marienwerder und Posen, 1837 in Magdeburg, Frankfurt an der Oder, in Templin, Prenzlau, Stargard, Düsseldorf und 1838 in Aachen. Mit vielen dieser Rennen waren auch bäuerliche Rennen und Ausstellungen von Hausthieren verbunden. Die Regierung theilte sich insofern dabei, daß sie Preise aussetzte, welche seit 1837 jährlich siebenzehntausend achthundert Thaler betragen, außerdem gab sie Preise für die besten ausgestellten Mutterstuten jährlich in der Höhe von fünftausend Thalern.

Die Producte der Regierungsgestüte, welche Hengste für die Landesgestüte zu liefern haben, sind kaum im Stande den fünften Theil des Bedürfnisses zu befriedigen, bei alledem sind die Landesgestüte mit Hengsten so gut versehen, daß sie zwei Drittel der Mutterstuten des Landes belegen. Auf der Auswahl richtiger Dislocirung der Beschäler beruht sehr



viel für ein glückliches Gedeihen der Pferdeverbesserung, und in Preußen sieht man aus den Resultaten, daß man darin keine erheblichen Fehler gemacht hat. Im Jahre 1865 besaßen die Landesgestüte im Ganzen tausend vierundsiebzig Hengste, von denen fünfhundert englische, hundert siebenundvierzig orientalische, dreihundert vierundneunzig veredelte armorianische, neunundvierzig Percherons und Suffolks waren. Alle diese Hengste belegten neunundvierzig tausend achthundert neunzig Mutterstuten, von denen sechsundzwanzig tausend sechshundert zweiundachtzig Fohlen geboren und aufgezogen wurden, und zwar dreizehn tausend einhundert sechsundvierzig männliche und dreizehn tausend fünfhundert sechsunddreißig weibliche. Die sechsjährige Durchschnitts-Einnahme der königlichen Beschäler betrug vor 1866: 49,891 Thlr. Seit dem Jahre 1854 begann der Staat auch einzelnen Gesellschaften Beschäler zu Gebot zu stellen, doch mußte die Gesellschaft wenigstens fünfzig Mutterstuten besitzen. 1865 bildeten sich dreiunddreißig solcher Gesellschaften, welche gegen 25,755 Thaler achtunddreißig Hengste zur Disposition erhielten. Das Großherzogthum Posen allein miethete drei Hengste für 2606 Thaler für drei Gesellschaften, von denen die eine in Protoszyn, die anderen beiden in Inowroclaw bestanden. In einigen Provinzen der Monarchie, wie in Westphalen, Sachsen, am Rhein, in Schlesien und Posen herrscht die Sitte, Privat-Beschäler zu miethen, ja in einigen Gegenden wird damit ein förmlicher Handel getrieben; allein die auf Alles wachsame Regierung hat es nicht unterlassen, denselben einer strengen Controle zu unterwerfen. Im ganzen Lande bestehen zahlreiche Commissionen aus zwei Sachverständigen und einem Roßarzt zusammengesetzt, welche beauftragt sind, jährliche Zeugnisse den Besitzern nur solcher Hengste zu geben, welche durch die Commission als fehlerfrei anerkannt und geeignet sind, der Tendenz der Veredelung der Pferde im Lande zu entsprechen. Bei Strafe von zehn bis zwanzig Thalern ist es verboten, einen Hengst ohne ein solches Zeugniß springen zu lassen; der Eigenthümer der Stute aber bezahlt eine Strafe von fünf bis zehn Thalern. Im Jahre 1866 bewarben sich tausend einhundert einundneunzig Hengste um derartige Zeugnisse in neunzehn Kreisen, indessen erkannte die Commission nur achthundert vierundneunzig für zweckentsprechend an. Im Großherzogthum Posen allein wurden vierhundert sechsunddreißig angemeldet, indessen nur dreihundert sechsundzwanzig Zeugnisse ausgegeben. Die Eigenschaften, welche die Commissionen bei solchen Hengsten verlangen sind: ein Alter zwischen

drei und zwanzig Jahren, ein Maß nicht unter fünf Fuß rheinisch, der Mangel an allen äußerlichen und erblichen Fehlern, wie Spat, Ueberbein, Kronringe über dem Hufe, Fehler an den Augen, oder erbliche innere Fehler wie: Koller, Kurzatmigkeit, Krippenbeißerei, Epilepsie, oder wichtige Fehler im Bau wie: gekrümmter Rücken, zu große Länge der Fesseln, hervorstehende Hüften u. s. w. Der Preis für den Sprung eines mit einem Zeugniß versehenen Hengstes sollte zehn Groschen nicht übersteigen. Aber ungeachtet aller Regierungs-Berordnungen und ungeachtet der sorgfältigsten Angemessenheit derselben für Umstände, Localitäten und Zeit, wurden die beabsichtigten Zwecke doch nicht so schnell erreicht.

Vor dem Jahre 1830 konnte der Bedarf für Remonte der Armee noch nicht durch die Landesproduction ganz befriedigt werden, alljährlich mußten noch Pferde aus Holstein und Mecklenburg, namentlich für die Kürassier-Regimenter, angekauft werden. Erst in dem letzten Jahrzehnt vor 1866 wurde der Zweck unermüdlicher Anstrengung erreicht, und die Production des Inlandes begann den Bedarf zu decken. Die Remonte-Commissionen kauften die jährlich erforderlichen viertausend Pferde im eigenen Lande à hundertfünfzig bis sechzig Thaler. Da man zum Militairdienste nur gesunde und brauchbare Pferde suchte, ohne auf äußere Grazie oder die Abkunft derselben besondere Rücksicht zu nehmen, so wurden auch häuerliche Pferde zum Dienst herangezogen. Namentlich zeigten sich die Pferde der preussisch-lithauischen Bauernwirthe, welche tüchtige Mutterstuten zu den Arbeiten im Felde verwendeten, ganz zweckentsprechend. Jeder Bauer fast hält dort acht große, kräftige Stuten, welche, durch Hengste der Landesgestüte belegt, jährlich vier bis sechs tüchtiger Fohlen liefern. Von diesen behält der Wirth eines oder zwei zu Hause, den Rest aber verkauft er an die Armee, wo ihm vierteljährliche Fohlen gut bezahlt werden, die sonst zu irgend welchem Gebrauche noch zu jung sind. Alle Pferde, welche aus einem dringenden Grunde nicht früher verkauft sind, werden auf den verschiedenen Pferdemarkten den Remonte-Commissionen zugeführt. Die Regierung, welche aus mancherlei Gründen den Ankauf so junger Pferde verordnete, hat gleichzeitig als Remonte-Depot ländliche Staats-Landwirthschaften eingerichtet, wo die angekauften jungen Pferde noch ein Jahr in Abtheilungen gehalten und oft in die freie Luft geführt werden. Der Unterhalt für mehr als viertausend Pferde wird zum Theil durch Heu und Körner von siebenundvierzigtausend fünfhundert Morgen Land geschafft, theils durch zweiundfünfzig

Thaler baaren Geldes für jedes Pferd, seine Bedienung und sonstige Ausgaben besorgt.

Alle diese Anordnungen der preussischen Regierung führten zu dem Resultat, daß das preussische Pferd in Bau, Wuchs und Eigenschaften außerordentlich verbessert wurde. Die Statistik vom Jahre 1866 weist nach, daß Preußen, auch was die Zahl der Pferde betrifft, bedeutend zugenommen hat. Auf hundert Stück sonstigen Viehs kommen fünf Pferde, deren es im Ganzen eine Anzahl von einer Million achthundert-einundsiebzigtausend achthundertzweiundsüßzig besitzt, d. h. ein Pferd auf je zehn Einwohner und dreihundert vierundsiebzig auf die Quadratmeile Flächeninhalts.

### § 131. Das württembergische Pferd.

Das Königreich Württemberg war früher einst durch die Race seiner Pferde berühmt und die bedeutende Entwicklung, welche sich in dieser Beziehung heute wahrnehmen läßt, muß den nachhaltigen und intelligenten Bemühungen der Regierung, nicht den natürlichen Eigenschaften des Landes zugeschrieben werden. Schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurden dort Gestüte nach heutigen Principien angelegt. Diese Gestüte gelangten unter der Regierung Karl Alexanders zu einem hohen Grade des Gedeihens. Die Kriege gaben indessen der Sache eine andere Wendung: das Land litt unter den Stürmen, welche das Ende des vorigen und den Anfang dieses Jahrhunderts characterisiren. Die Campaigne von 1812 ruinirte die württembergische Pferde-Industrie auf mehrere Jahre ungeachtet der intelligenten Bemühungen und umsichtigen Verordnungen Friedrichs II. Dennoch ließ sich die Regierung durch diese Unglücksschläge nicht entmuthigen. Gleich in den ersten Jahren des Friedens entstanden wieder Gestüte die rationell bewirthschaftet wurden. Der König befahl, daß seine Ställe nur mit einheimischen Pferden versehen werden sollten. Das Beispiel des Hofes fand Nachahmung beim Publicum und binnen Kurzem genügten die württemberger Gestüte nicht nur den Bedürfnissen des Landes, sondern man begann viel Pferde zu exportiren, führte dagegen nur Zuchtstuten und Mutterstuten zur Veredelung der Landesracen ein.

Das Hauptgestüt befindet sich in Marbach nicht weit von Stuttgart. Es umfaßt orientalische, englische Vollblut, ungarische, französische Stuten zugleich mecklenburgische und ostfriesische. Die Hengste sind arabische und englische, die Veredelung ist hauptsächlich eine orientalische.

### § 132. Das bayrische Pferd.

Rhein-Bayern, das vormalige Fürstenthum Zweibrücken, hatte seit lange einen großen hippischen Ruf. Fürst Christian legte dort ein Gestüt orientalischer Abkunft an. Als Prüfung für Hengste und Stuten dienten Jagdübungen, welche damals die Stelle der noch unbekanntenen Wettrennen vertraten. Nach Einverleibung Zweibrückens in Frankreich wurde das Gestüt nicht aufgehoben, ja man erweiterte es sogar durch arabische Hengste, so daß es unter der Direction des Herrn Strubberg zu großer Blüthe gelangte. Im Jahre 1814 nahm man von dort alle Zuchthengste nach Rosières. Im Jahre 1815 als Zweibrücken wieder an Bayern kam, begann man die Verluste des Gestüts wieder zu ersetzen, indem man englische Stuten und orientalische Hengste einführte. Heute befinden sich daselbst schöne Individuen deutscher und französischer Racen, aber ungeachtet dieser Mischung hippischer Nationalitäten überwiegt doch das System der Veredelung durch orientalische Hengste und vielleicht hat nirgends die Kreuzung massiver, nordischer Stuten mit orientalischen Hengsten so glänzende Resultate geliefert als in Bayern.

Das Pferd von Zweibrücken, welches ebenso wie das englische von orientalischen Pferden abstammt, erhielt von ihm seine Grazie und Ansehnlichkeit, hat aber die schwere Prüfung der Wettrennen nicht durchgemacht, welche das edle Blut in dauernder Tüchtigkeit erhält und in unserem kalten Klima gegen Degenerirung und den Verlust jenes Feuers schützt, das aus den Strahlen der Sonne seines glühenden Vaterlandes geschöpft wurde. Jagd, Wagenzug, Manege und Krieg vertraten, freilich auf sehr ungenügende Weise, bei diesem Gestüte die Wettrennen.

Das eigentliche Alt-Bayern besitzt ein Gestüt, welches aber Eigenthum des Königs ist. Die Zuchthengste verrichten im Winter Dienste am Hofe und kehren im Frühjahr zum Gestüt zurück. Die orientalische Race ist auch hier vorherrschend und erst seit einigen Jahren haben sich die englischen Hengste dort vermehrt. Die Veredelung der Landesrace in Bayern, die erst seit nicht langer Zeit vorwärts schreitet, verdankt ihren Hauptanstoß der umsichtigen Fürsorge der Regierung. Bei der Preisvertheilung beobachtet man hier mit feierlichster Würde ein eigenthümliches System. Der Preis nämlich wird immer in ganz neuen Halern in seidenen Börsen, welche die Landesfarbe, hellblau weiß, tragen, verliehen. Außerdem wird demjenigen, der die Belohnung verdient, eine

Fahne von weißer Seide überreicht, auf welcher die Ziffer des regierenden Königs mit der Umschrift „der Landesvater dem thätigen Bürger“ gestickt ist. Seit Kurzem erst hat man Wettrennen in Bayern eingeführt, die sich indessen bisher wenig entwickelt haben. Die hauptsächlichsten finden in München während des Octoberfestes Statt.

### § 133. Der Pferde-Reichthum des deutschen Reiches.

Zum Schluß wird es vielleicht für den Leser nicht uninteressant sein, durch die Zusammenstellung der nachfolgenden Zahlen sich eine Vorstellung von dem Pferde-Reichthum Deutschlands bilden zu können.

Es besitzt:

Preußen (alte Landessth.) 1,677,000 Pferde 326 auf die □M. 1 auf je 11 Einw.

Preußen (neue Landes-  
theile, und zwar)

Hannover . . . . .	214,000	„ 315	„ „ 1	„ 8	„
Rurhessen . . . . .	51,000	„ 293	„ „ 1	„ 14	„
Rassau . . . . .	13,000	„ 152	„ „ 1	„ 35	„
Bayern . . . . .	379,000	„ 362	„ „ 1	„ 12	„
Württemberg . . . . .	96,000	„ 274	„ „ 1	„ 18	„
Sachsen . . . . .	99,000	„ 375	„ „ 1	„ 22	„
Baden . . . . .	72,000	„ 262	„ „ 1	„ 19	„
Hessen . . . . .	40,000	„ 267	„ „ 1	„ 20	„
Weimar . . . . .	15,600	„ 226	„ „ 1	„ 18	„
Oldenburg . . . . .	38,000	„ 336	„ „ 1	„ 7	„
Mecklenburg (beide) . . . . .	101,000	„ 348	„ „ 1	„ 6	„
Braunschweig . . . . .	25,000	„ 381	„ „ 1	„ 10	„
Meiningen . . . . .	4,000	„ 92	„ „ 1	„ 43	„
Altenburg . . . . .	8,200	„ 341	„ „ 1	„ 17	„
Coburg-Gotha . . . . .	7,000	„ 196	„ „ 1	„ 23	„
Anhalt . . . . .	13,600	„ 314	„ „ 1	„ 13	„
Anderc Staaten . . . . .	35,000	„ 351	„ „ 1	„ 30	„

Das deutsche Reich besitzt also nahezu drei Millionen Pferde, d. h. je ein Pferd auf vierzehn Einwohner, und durchschnittlich zweihundert und fünfzig Pferde auf eine Quadratmeile.

## Zweiter Abschnitt.

### Geschichtliche und hippische Ereignisse des XVII. Jahrhunderts.

#### Das polnische Pferd.

##### § 134. Geschichtliche Ereignisse und das englische Pferd im XVII. Jahrhundert.

Das XVII. Jahrhundert ist dasjenige, in welchem die einzelnen Staaten in ihren gegenseitigen Beziehungen geordnete Formen annehmen und die Herstellung eines Systems des politischen Gleichgewichts als die große Aufgabe erscheint, deren Lösung die Mächte zu versuchen beginnen. In diesem Jahrhunderte entwickelt sich die Diplomatie zu einer Wissenschaft, indem sie gewisse Principien des internationalen Rechtes aufstellt und verarbeitet. Spanien verläßt unter den letzten habsburgischen Königen jene hohe Stellung, welche es im vorigen Jahrhundert eingenommen hatte, da es neunhunderttausend Seelen betriebamer mauritanischer Bevölkerung nach Afrika zurück schießt und Portugal unter Johann IV. von Braganza als eigenem König von sich abfallen läßt. Auf der See gewinnt Holland an Macht, theils durch Ankauf der portugiesischen Colonieen von Spanien, theils durch seine Flotten, welche unter Ruyster und Tromp sogar London bedrohen, endlich durch den muthigen Widerstand, den es unter Wilhelm von Oranien den dictatorischen Gelüsten Frankreichs entgegen stellt.

England durchlebt gewaltige innere Erschütterungen und Umgestaltungen. Zwei Revolutionen schaffen neue Verhältnisse. Die erste kostet Carl I. Krone und Kopf und giebt die Regierung des Landes Cromwell dem Protector; die zweite treibt den letzten Stuart, Jacob II., aus dem Lande und verleiht dem Statthuter der Niederlande, Wilhelm, Krone und Scepter. Die Verordnungen der englischen Könige in diesem Jahrhunderte entwickeln in England einige Institutionen, welche bereits für den Ruhm dieser Nation in hippischer Beziehung einen Schluß zu ziehen

berechtigten. Jacob I. führt Pferderennen, denen es bisher an eigentlichen Hippodromen gefehlt hatte, nach festen Grundsätzen ein. Bislang hatte man nämlich dazu Localitäten gewählt, welche uneben und mit Hindernissen aller Art versehen waren, so daß jene Wettrennen mehr dem heutigen Steeple-chase, als dem eigentlichen Schnell-Wettlauf glichen. Die Sieger begnügten sich mit Ehrenpreisen, zu denen gewöhnlich eine hölzerne oder silberne Schelle gehörte, ein Umstand, dem man den Ursprung des noch heute den Sieg bezeichnenden Ausdrucks „bear away the bell“ zuschreiben muß. Die ersten regelrechten Wettrennen in diesem Jahrhundert fanden Statt in Chester, Stratford, Enfield und Croydon, in der Umgegend von London. Der König selbst jagte häufig um Newmarket, doch ist keine sichere Spur darüber vorhanden, ob in diesen sehr dazu geeigneten Ebenen bereits damals Wettrennen Statt gefunden haben.

Jacob I. ließ beim Händler Markhan ein arabisches Pferd für den damals enormen Preis von fünfhundert £ kaufen; in der Genealogie der englischen Pferde hat sich indessen dieses Pferd nicht besonders ausgezeichnet. Die unvortheilhafte Ansicht, welche der damals als bewährter Kenner bekannte Herzog von Newcastle in seinen Werken darüber entwickelte, hat dem Rufe jenes Pferdes entschieden geschadet. Newcastle, einer der besten Pferdekenner und Reiter seiner Zeit, war ein Schüler der italienischen Schule. Man sagte von ihm, daß er seine Meister übertroffen habe, indem er sich von der praetensiosen Steifheit, welche diese Schule charakterisirte, los sagte und den Uebergang aus dem engen Raume des Caroussel- und Manege-Reitens zum Jagd- und Hippodrom-Reiten in weiten Räumen anbahnte. Seine Abhandlung über die Reitkunst ist ein interessantes Bruchstück ernster Reiterstudien jener Zeiten, freilich nicht ohne einige naive persönliche Eitelkeit. Auf dem Titelblatte befindet sich ein Stich, welcher den Autor Wilhelm Cavendish, Lord Dgle, Grafen, Markgrafen und Herzog von Newcastle selbst auf einem anspringenden Rosse, umringt von einer Schar von Pferden, darstellt, welche knieend dem Könige der Reiter ihre Huldigung bringen. Die Unterschrift lautet: „unter ihm muß selbst der tollste Teufel gehen, wie es sich gehört.“

Carl I. richtete im Hyde-Parc und in Newmarket Pferderennen ein und ließ eine bedeutende Anzahl orientalischer Stuten und arabischer Hengste antaufen; zugleich auch bedeutende Belohnungen für diejenigen anweisen, welche in hippischer Industrie hervorragten. Die Bürgerkriege dieser Epoche hemmten den allgemeinen Trieb für Pferdezucht auf eine

Weile. Der Protector Cromwell that, was in seiner Macht stand, diesen Zweig der Landesindustrie zu fördern und besaß selbst einige berühmte Pferde, welche den Preis in den Hippodromen davon trugen, während er seine Lorbeern auf den Schlachtfeldern erwarb. Sein Stallmeister Place brachte den berühmten orientalischen Hengst „White Turk“ nach England. Carl II. widmete sich der Verbesserung des englischen Pferdes mit Leidenschaft, und sandte zwei der ausgezeichnetsten Reiter: Christof Byvill und Georg Fenwick nach dem Orient, um Pferde zu kaufen. Sie brachten zehn Hengste aus Arabien und zugleich eine bedeutende Anzahl von Stuten, welche in der Sprache des Sport unter dem Namen: royal-mare bekannt sind und den ersten Platz in den Genealogieen der Familien rein englischen Blutes einnehmen. In Newmarket, das durch seine Wettrennen berühmt ist, wurde für Carl II. ein Palast erbaut. Er setzte bedeutende Preise für die Kämpfe im Hippodrom dieser Stadt aus und war der erste, der den englischen Königen das Beispiel selbstthätigen Antheils an Wettrennen gab. Seinem Vorbilde folgend, beiseuerte sich der Adel der drei Königreiche, Geld und Arbeit daran zu setzen, um die Race der Pferde Groß-Britanniens zu verbessern.

Ungeachtet der inneren Unruhen, welche die Regierung Jacobs II. characterisiren, schritt die Veredelung des englischen Pferdes rüstig vorwärts. Jacob II. war ein tüchtiger Reiter und Pferdekennner, aber seine Herrschaft dauerte zu kurze Zeit, als daß er die beabsichtigten Verbesserungen hätte in Wirksamkeit setzen können. Man sagt, daß er in St. Germain sich die Bitterkeit der Verbannung durch Züchtung von Jagdpferden versüßt habe. Um diese Zeit brachte der Herzog von Berwick aus Ungarn den orientalischen Hengst: Lister-Türk und noch andere berühmte Pferde wie: Barb-Chillaby, Taffolet-Barb u. s. w. Wilhelm III. legte eine, Akademie genannte, Reitschule an, deren Leitung er einem talentvollen Franzosen, dem Major Foubert, anvertraute. Die Rennen erhielten eine große Menge königlicher Preise, die unter dem Namen „king-plates“ bekannt sind und verschiedenen Hippodromen zugetheilt wurden. Die Art, wie man in England ritt, das leichte Schirrzug, was zur Jagd und zu den Rennen angewendet wurde, übte keinen geringen Einfluß auf das Pferd aus. Indem man das Pferd unnöthiger Theile seines Zeugs entledigte, den schweren viereckigen Sattel der Manege und Carouffelle mit jenem ovalen, kleinen, leichten Rennsattel mit einfach seiner Trense vertauschte, machte man es dem Pferde wie dem Reiter möglich, sich ohne



Beschwerde der instinctartigen Freiheit hinzugeben, die es beiden gestattete, die schwersten Proben durchzumachen, ohne das Leben der Gefahr aussetzen. Die Veränderung des Reitzeugs brachte den Trab in allgemeineren Gebrauch und vermittelte es dem Reiter, die Bewegungen des Pferdes besser und unmittelbarer zu fühlen, mit ihnen sich in Einklang zu setzen und dadurch die Wirkung dieser Gangart zu mildern, die noch von Xenophon als die unbequemste bezeichnet wurde, heute aber durch die Engländer bedeutend erträglicher geworden ist. Der Ausdruck „englisch traben“ ist für alle Zeiten in der Reitersprache eingebürgert.

### § 135. Das französische Pferd.

Deutschland durch den dreißigjährigen Krieg verwüstet, verläßt seine hohe Stellung in der Weltgeschichte und überläßt es Frankreich, den ersten Platz unter den Mächten Europas einzunehmen. So wie einst Theben unter den griechischen Staaten durch Epaminondas und Pelopidas, so tritt Schweden unter den europäischen Mächten des XVII. Jahrhunderts unerwartet auf die Bühne der Weltbegebenheiten, und entscheidet, durch die Talente seiner ausgezeichneten Könige und die Tüchtigkeit seiner Soldaten, die Kriegsschicksale Europas.

Frankreich steht unter den ersten drei Königen aus dem Hause Bourbon auf dem höchsten Gipfel des Ansehens und der Bedeutung, sowohl in Beziehung auf seine Politik und Bildung, als auf sein hippisches Wesen. Der Anfang der Regierung Ludwigs XIII. war eine der glänzendsten Epochen für das französische Pferd. Die feudalen Herrn zum Gehorsam unter den königlichen Willen gezwungen, hörten auf sich gegenseitig zu befehlen; außerhalb des Landes gab es auch keinen Krieg zu führen; so richteten alle ihren Sinn mehr auf innere Angelegenheiten, auf Verbesserung derselben, aber freilich auch auf Luxus. Die mächtigsten Herrn wandten ihre moralischen und materiellen Mittel auf Kunst und Wissenschaft. Jedes, auch das kleinste Lehn wurde ein Mittelpunkt der Bewegung für materielle Verbesserungen. Der Ackerbau hob sich gewaltig, colossale Arbeiten wurden unternommen und das französische Pferd wurde ein Haupt-Handelsartikel mit den benachbarten Ländern. Das mittelalterliche Schlachtross (Destrier) wurde zum Carrossenpferd. Die armorikanischen Pferde von Poitou, der Bretagne, Normandie und Boulonais wurden vorzugsweise Zugthiere, wogegen die südlichen navarrischen und limousin-

schen mit den orientalischen für Manege-Gebrauch wetteiferten. Ritterliche Uebungen nöthigten den Adel fortwährend, auf das Halten von guten Pferden zu achten. Auf solchen Uebungen waren die Vasallen des Königs gehalten, „persönlich mit Gefolge, Waffen und guten Pferden“ zu erscheinen. Das Nichterscheinen konnte den Verlust des Lehns herbeiführen. Wenn wir die Landsitze der verschiedenen Provinzen Frankreichs durchmustern, so können wir uns von der Bedeutung überzeugen, welche das Pferd in der in Rede stehenden Epoche hatte. Jene geräumigen Stallungen, welche uns durch Größe und Pracht in Erstaunen setzen, wurden meist unter Ludwig XIII. gebaut. Es gab kein Schloß, keinen Landsitz, das ober oder in jenen Zeiten nicht von gewaltigen Gebäuden umgeben gewesen wäre, die für Pferde, Reitschule und Stallknechte bestimmt waren. Der Stall auch des kleinsten Landsitzes hatte wenigstens für hundert Pferde Platz. Wie haben sich doch die Verhältnisse geändert! Aus manchen prachtvollen Ställen alter Zeit sind heute Menschenwohnsitze geworden! In jenen Zeiten war es keine Seltenheit, daß ganze Schwadronen aus zwei oder drei Höfen remontirten. Wenn aber das Pferd schon auf dem Lande ein solches Herrleben führte, so führte es in den Städten und am Hofe des Monarchen ein wahrhaft königliches. Der größte Magnat des Reiches rechnete es sich in jenen Zeiten zur Ehre an, wenn auch die niedrigste Stellung in der Hierarchie der Dienerschaft für die königlichen Ställe einzunehmen. Ein Mars war Stallmeister des kleinen königlichen Stalls. In damaligen Zeiten verwalteten die Mitglieder der höchsten Adelsfamilien die Aemter von Stallmeistern, wie: die La Broue, Beauvilliers, Coislin, Craon, Saint-Aignan, La Ferté, d'Harcourt, der Herzog von Nassau (Saarbrück) und andere, die durch Adel des Geschlechts, Reichthum und Kenntniß in der Reitkunst den Beweis liefern konnten, daß sie zu den Ersten des Adels der ganzen Welt gehörten. Der Reichthum der französischen Magnaten gestattete es dem Herzoge von Chevreuse fünfzehn Carossen auf einmal zu bestellen, dieselben zu bezahlen und sich dann die bequemste auszusuchen. Der König selbst war ein ebenso guter Reiter wie kühner Jäger, und zeigte in den gewagtesten Jagdübungen große Geschicklichkeit und Energie in seltsamem Gegensatz zur Gleichgiltigkeit, welche im Allgemeinen sonst seinen Character bildete. Der Hof, die Magnaten und der Adel führten keine auswärtigen Pferde ein, im Gegentheil lieferte Frankreich dem übrigen Europa jährlich Massen von Pferden. Die Regierung ihrerseits verstand es, durch treffliche Anordnungen die

günstigen Resultate der Pferdebezücht zu belohnen. Unter Ludwig XIII. mußten alle zu reiten verstehen. Der Hof kaufte eine große Menge Pferde im Lande, die Stallmeister leiteten den Ankauf und weilten dauernd in den Gegenden des Reichs, wo die besten Gestüte waren. Sobald die angekauften Pferde in die königlichen Ställe kamen, wurden sie je nach ihren Eigenschaften eingetheilt; diejenigen, welche sich für Dressur gelehrt zeigten, erhielten einen silbernen Zügel, diejenigen aber, welche die höchsten Fähigkeiten entfalteten, wurden den königlichen Pferden eingereiht und mit einem goldenen Zügel versehen. Der Züchter erhielt als Belohnung ohne Berücksichtigung des Preises fünfhundert Livres für jedes Pferd, das mit einem silbernen Zügel bedacht war, und tausend Livres wurden ihm für die Production eines Pferdes gezahlt, welches den goldenen Zügel verdient hatte. Außer den königlichen Ställen bezogen auch diejenigen der Fürsten, der Gardes du Corps, und der Regimenter der Armee ihre Remonte lediglich aus inländischen Gestüten. Jede Dienerschaft hatte ihre Manege unter der Direction erfahrener Reiter. Die königliche Manege war das Vorbild für alle anderen Manegen des Reiches. Kaum hatte indessen Frankreich die höchste Stufe hippischen Gedeihens erreicht, als es auch schon wieder begann, von dieser Höhe herabzusteigen. Dieser Umschwung erfolgte unter der langjährigen Regierung Ludwigs XIV., welche zu glänzend anfang, um bis ans Ende in demselben Glanze zu verharren. Die anfängliche Herrlichkeit war nicht ohne Einfluß auch auf Entfaltung hippischer Industrie, aber die späteren unaufhörlichen Kriege, die Verfolgung der Reformirten und der allzu große Uebermuth der französischen Diplomatie, erschöpften endlich alle Kräfte der Nation. Ursprünglich ging Alles gut von Statten und alle Bedürfnisse in Bezug auf Pferde konnten durch das Land befriedigt werden; im Verlaufe der Zeit aber war Frankreich nur noch im Stande den hinlänglichen Bedarf von Luxuspferden zu liefern. Das königliche Haus, die Höfe der Fürsten und Herzöge, die Manegen der Herrn, Heeresabtheilungen, welche an die Person der Fürsten gefesselt waren, das Parlament, reiche Abteien und einige wohlhabende Corporationen, holten ihre Remonte immer noch aus dem eigenen Lande, der Rest des Bedarfs aber mußte bereits in der Mitte der Regierung Ludwigs XIV. vom Auslande herbeigeschafft werden. Indessen darf man daraus nicht schließen, daß die Pferdeproduction damals in Frankreich eine geringe war, oder daß die ritterlichen Gewohnheiten mit einem Male dem Verfall entgegen geeilt wären.

Die Jagden verschlangen eine unermessliche Menge von Pferden und zwar von solchen, welche eine Auslese der am meisten energischen und schnellsten des ganzen Landes waren. Die Zahl der Jagen, Stallmeister und Akademisten war enorm, ja es gab fast keinen Menschen, der sich auf einem französischen Pferde nicht um den Titel eines Chevalier beworben hätte, und die vornehmsten Herrn rechneten es sich zur Ehre an, ihre Pferde selbst zureiten. Saint Simon sagt in seinen Denkwürdigkeiten: „der Herzog von Lauzun ritt sich neunzigjährig noch selbst seine Pferde zu; einige Monate vor seiner letzten Krankheit befand er sich im Bois de Boulogne, machte vor dem Könige auf einem jungen Pferde, das er so eben erst zugeritten hatte, Passaden und versetzte durch seine Geschicklichkeit, Kraft und Grazie, alle Zuschauer in Erstaunen.“ Che Turenne, der erste Feldherr seiner Zeit wurde, gab er Beweise seiner nicht gewöhnlichen Sachkenntniß in Betreff der Reitkunst. Man citirt ein Ereigniß, welches aus seiner frühesten Jugend datirt und einigermaßen an die Zähmung Bucephals durch Alexander den Großen erinnert. Turenne war kaum fünfzehn Jahre alt, als der Graf Roucy der Herzogin von Bouillon nach Sedan ein polnisches Pferd brachte, welches kaum an das Gebiß gewöhnt war, einen wilden Character und tolles Temperament hatte. Der junge Turenne wollte es durchaus reiten und trotz der Vorstellungen, welche man ihm machte, ließ er das Pferd vorführen, sprang auf dasselbe und ritt mit solcher Sicherheit und Umsicht in der Führung, daß das Pferd nicht wagte, ihm widerspenstig zu sein; dann ließ er es im vollen Laufe dahinfliegen und als er nach einiger Weile zurückkehrte, zeigte er, daß er vollständig Herr seines Pferdes war. So wie der Anfang der glänzenden Laufbahn Turennes mit der Geschichte eines Pferdes in Verbindung steht, das er bändigte, so begleitet auch das Ende derselben die Geschichte einer limousinschen Stute „La. Pie“, die er in neun siegreichen Schlachten geritten und auf der er noch am Tage seines Todes der Armee voranritt. Die Soldaten, welche nach dem Tode des Feldherrn Mangel an Ordnung im Commando gewahrten, murrten und in ihrem Schmerz und ihrem Unmuth riefen sie: „stellt uns La Pie an die Spitze und sie wird uns zum Siege führen.“ Wahrlich eine ehrende Leichenrede aus dem Munde von Soldaten bei der Leiche ihres Feldherrn. Ludwig XIV., dem es verliessen war, an der Spitze eines der glänzendsten Jahrhunderte der Geschichte zu stehen, gehörte selbst zu den besten Reitern seiner Zeit. So

ruhig und gemessen er im Caroussel und bei den Reueuen der Truppen sich zeigte, so hitzig und verwegen war er auf Jagden, auf denen er nicht selten sein Leben aufs Spiel setzte. In dem Zeitalter Molières und Condé's, Racine's und Bossuet's, lebte auch Robichon de la Guerinidre, den Frankreich mit Stolz den berühmtesten Reitern der Welt beizählen kann. Wollte man die namhaftesten Reiter Frankreichs dieser Epoche aufzählen, dann dürfte man keinen der Herzöge, Fürsten, Herrn und Edelleute auslassen. Dem Adel war es damals noch gestattet, nicht lesen zu können, aber Unkenntniß der Reitkunst wäre ihm als Schande angerechnet worden. Sogar die Frauen zeigten gern ihr Reitertalent und manche von ihnen brachten es darin zu einem hohen Grade von Vollkommenheit, wie z. B. Philis de la Tour du Pin de La Charce die auf Befehl des General Catinat die ihr untergebene Gemeinde bewaffnete, und selbst gegen den Feind führte; Marie Anne de France, die Fürstin Conti, Fräulein von Soubise, Frau von Chabot, Gemahlin Franz von Rohan, Herzogs von Soubise u. s. w. Eines der glänzendsten Schauspiele jener Zeit war das berühmte Caroussel, welches 1662 in Paris auf dem Plage zwischen dem Louvre und den Tuilleries, der noch heute den Namen „place du Caroussel“ führt, Statt fand. Ludwig XIV. trat in demselben würdig seiner Devise: „nec pluribus impar“ in der Blüthe seiner Jahre auf, umringt von einem glänzenden Hofe; zum Schrecken und zur Bewunderung Europas gab er dieses Fest, in welchem sich die Erinnerung seiner Siege mit dem heraufschendenden Zauber der wunderbaren Pracht seiner Herrschaft verband. Poesie, Musik und bildende Kunst vereinigten sich mit der Reitkunst, um dieses Fest über die Spiele des Alterthums und diejenigen der Mauren zu Granada und Cordova zu erheben. Berrault, eine der Pierden jenes auserlesenen und gelehrten Hofes, selbst sowohl durch Ruhm der Tapferkeit, wie durch seine Talente ausgezeichnet, hat dieses Fest in einem prachtvoll ebirten Werke beschrieben. Der Herzog von Grammont war praefectus castrorum der Caroussel-Spiele, derselbe Grammont, der beim Uebergang der Armee über den Rhein der erste war, der sich in seine Fluthen hineinstürzte. Die im Caroussel Kämpfenden waren in fünf Quadrillen getheilt, von denen jede eine andere Nationalität darstellte und ihren besonderen Führer, „imperator praepositus“ hatte. Der König selbst führte die Römer, der königliche Bruder, Monsieur, die Perser, Condé die Türken, der Herzog von Enghien die Indianer, der von Guise die Amerikaner. Die Königin

von Frankreich, die Königin Wittwe Carls I. Madame Henriette, die Hofdamen nahmen Platz unter einem prachtvollen Baldachin auf sammentenen Sitzen. Der König an der Spitze seiner Quadrille strahlte in überaus glänzendem Schmuck. Den Marschällen d'Estrees, du Plessis, Billeroy, d'Aumont folgten die Gesandten der auswärtigen Höfe. Jeder kämpfende trug seine scharf witzige, herausfordernde Devise, der letzte Reflex des untergegangenen Ritterthums. — Nach der kurzen Dauer dieser unerhörten Herrlichkeit folgte eine lange Epoche zunehmender Ermattung. Unaufhörliche Kriege schwächten Frankreich so, daß Ludwig XIV. sich schließlich genöthigt sah, eine Verwaltung der königlichen Gestüte einzuführen, um Beschäler für alle Pferdezüchter zu produciren. Zu diesem Zweck wurden die besten Exemplare der vorzüglichsten Racen Frankreichs sorgfältig ausgewählt. Mit großen Kosten führte man Hengste aus Spanien und Afrika ein, um die Race der Reitpferde zu verbessern; aus Flandern, Friesland und Dänemark dergleichen für Verbesserung der Zugpferde. Damals zeigten sich in Frankreich auch zum ersten Male englische Pferde, die man les Tures d'Angloterre nannte. Der Bedarf orientalischer Pferde war so groß, daß sie einen beständigen Handelsartikel bildeten. Die französischen Consuln hatten die Verpflichtung sich damit zu befassen, lieferten aber nicht besonders edle Pferde. Selten erhielt man durch ihre Vermittelung gute Pferde; die besseren darunter wurden den königlichen Gestüten und Ställen zugewiesen, und zwar wurden diese durch eigens dazu beauftragte Stallmeister des königlichen Hofes, welche zu diesem Zweck eine besondere Mission hatten, eingeführt. Im Jahre 1690 wurden zweiundzwanzig Pferde aus der Verberei importirt, welche Stück für Stück zweihundert sechsundzwanzig Francs kosteten. Trotz der, der Verwaltung der Gestüte mit Recht gemachten, Vorwürfe, muß man doch anerkennen, daß durch ihre Vermittelung mit der Zeit die Importation fremder Pferde bedeutend abnahm, ja — daß Importationen überhaupt sich nur auf Pferde geringeren Werthes beschränkten, womit die Linien-Regimenter der Armee allein versehen wurden. Das Ende der Regierung Ludwigs XIV. zeichnete sich nicht immer durch glückliche Versuche aus, die Race der einheimischen Pferde zu verbessern. In St. Léger wurde ein Gestüt für die besten spanischen und orientalischen Mutterstuten angelegt, doch wurden dieselben erst später dahin gebracht, nachdem sie durch einen längeren Aufenthalt in der Provence sich einigermaßen acclimatist hatten. Etwas später erhielt Garfaut den Befehl,

vierzig in der Manegekunst berühmte Stuten in Neapel anzukaufen, und in Rambouillet wurden mächtige belgische Mutterstuten aufgestellt, doch entsprachen die Resultate weder den darauf verwendeten Kosten noch Mühen. Die ganze Wissenschaft von der Verbesserung der Racen beschränkte sich in Frankreich auf die Frage des Bluts und der Formen, ohne auf Kraftprüfungen Rücksicht zu nehmen, und zwar in einer Zeit, wo England nach dem Principe der Reinheit des Bluts in Verbindung mit einem rationellen System von Versuchen seine Pferdezuucht begann, die mit der Zeit auch auf dem undankbarsten Boden zum höchsten Grade der Vollkommenheit gelangen sollte. Indem man eben nur die äußeren Formen im Auge behielt, beging man viele Fehler und vernachlässigte die vorzüglichsten Individuen. Man wählte Beschäler nicht so wie früher je nach ihren Eigenschaften, sondern nach den Launen der Mode und dem augenblicklichen Dilettantismus für gewisse Formen. Eben in dieser Zeit wurde der Araber, der durch seine Eigenschaften den Namen Lord Godolphin verewigt hat, in England erst berühmt, nachdem er in Frankreich, wo er als Karrengaul gedient hatte, angekauft worden war, und in eben der Zeit machten die Berberpferde des Grafen von Toulouse denselben Weg.

### § 136. Die Bedeutung des polnischen Pferdes.

Polen, an den äußersten Ostmarken Europas auf der Wacht, schützte das Abendland gegen den Andrang der asiatischen Horden. Große Calamitäten trafen das Land in diesem Jahrhunderte, theils in Folge der Unfähigkeit seiner Könige, theils in Folge der Zügellosigkeit seines Adels, der Unduldsamkeit des Clerus und der Hohen der Masse. Und dennoch, sobald nur die Kunde durch die Welt flog, daß zahllose Massen von Türken heranziehen, um das Abendland zu bedrohen, erinnerte sich Polen sofort seiner Pflicht und rettete Europa mit seinen geflügelten Reiter-scharen unter Anführung seines Helden-Königs, und das erlöste Wien begrüßte seinen Befreier mit dem Zurufe der Schrift: „et fait homo a Deo missus et nomen ejus Johannes.“ Polen hat dem Westen alle seine Dienste zu Pferde geleistet, denn das mit weiten Ebenen und wenig Küste ausgestattete Land stand niemals weder durch sein Fußvolk noch durch seine Flotte in hohem Rufe. Seine Fußtruppen waren niemals zahlreich, seine Flotte aber, an deren gehörige Ausrüstung wohl zuweilen gedacht wurde, wie davon die *pacta conventa* mit seinen Wahl-königen Zeugniß ablegen, erfreute sich nur eines einzigen Admirals, des

alten Gdanski (Danziger), dem Kazimir der Jagiellone auf ewige Zeiten den Titel dieser Würde verlieh. Im Pferde also und auf ihm beruhete die ganze Macht dieses Landes; auch war Polen seit alten Zeiten schon als ein Stammland guter Pferde angesehen. Gabriel Rzaczynski, der in seinem Werke: *historia naturalis regni Poloniae* auf die Autorität vieler auswärtiger Schriftsteller sich beruft, sagt: „das ganze Königreich Polen nährt fast zahllose Scharen guter Pferde, welche an Schnelligkeit und Ansehen kaum den spanischen und türkischen nachstehen, an Stärke und Ausdauer aber jene bei weitem übertreffen. Obwohl kein Land an Pferden fruchtbarer war, so gab sich doch das polnische Volk der Sorgfalt um dieselben mit solchem Eifer hin, daß nirgend wo, wengleich mit großen Kosten aus Italien oder Thracien erworben, eine größere Masse von Kampfstroßen gesehen werden können als in Polen.“ Man sagte von den polnischen Pferden, daß sie so schnell wären, daß sie den Sand des Bodens kaum mit ihren flüchtigen Hufen berührten, daß sie wenig fraßen und viel arbeiteten, und so ungreifbar und im Laufe flüchtig, daß sie im Wettlauf dem Fluge schneller Adler zu vergleichen, kein Wind sie je im Laufe erreiche, ja daß die Gluth des Feuers sie nicht verzehren würde, da sie über Getreidefelder jagend diese nie berührten. Kromer sagt, daß die polnischen Pferde wegen ihrer Schnelligkeit, Kraft, Arbeitstüchtigkeit und glatten Ganges sogar in fernen Ländern sehr geschätzt waren. Die polnischen Lande rechnet man zu den halbkalten und schon aus dem, was ich früher gesagt habe, ist bekannt, wie grade ein solches Klima der Pferdebezücht zusagt, wenn sich nur daselbst eine Nation befindet, welche das Pferd lieb hat, selbst nicht weichlich ist und das Pferd mit Strenge behandelt und aufzieht. Im privaten aber wie im öffentlichen Leben des Polen, im Frieden wie im Kriege, in den Verhältnissen des Landlebens, bei Hochzeiten und Begräbnissen überall ist ihm das Pferd ein treuer und unzertrennlicher Gefährte und Diener. Ja das Pferd war mit dem Leben aller Stände der Polen so verwebt, so mit ihren Gewohnheiten und Sitten verwachsen, so leidenschaftlich von ihnen geliebt, daß der große Kanzlerredner Skarga mit bitterem Zorn ihnen zurief: „Den Sohn der Stute habt ihr lieber als den Sohn Gottes!“ — Indessen darf man diese Liebe zum Pferde doch nicht für eine Hippomanie oder blinde Leidenschaft halten, es war das vielmehr ein Gefühl jener Freundschaft vergleichbar, von der man sagt: „man liebt den Freund wie der



Reiter das Pferd, mit ihm, auf ihm herumzuschweifen — aber solche Freundschaft reißt dem Freunde den Nacken wund.“

Das Pferd nur lieben, es zur Haß nicht brauchen  
Heißt gleich der Henne gaten und keine Eier legen.

So war denn Manchem sein Pferd der treueste Freund und Gefährte und sein Verlust gehörte zu den schmerzlichsten Erlebnissen. Dem Andenken des Pferdes wurden Grabdenkmäler mit wehmüthigen Epitaphien errichtet

Mit diesem Marmor hat dein tief trauernder Herr dich geehrt,  
Deiner Tugenden gedenkend, weißmähniger Liebling.

schreibt Kochanowski. Passet beginnt seine Denkwürdigkeiten mit rührenden, dem Andenken seines Streitrosses gewidmeten Versen. General Franz Morawski drückt seinen Schmerz über das herannahende Ende seiner Lieblings-Schweißhuchsstute in einem seiner Briefe so aus: „und was am schmerzlichsten für mich — meine Stute verendet! Kein Araber hat je bei Trennung von seinem Pferde den Verlust so tief empfunden wie ich! . . und wie könnt' es auch anders sein! — Meine Seele trauert um sie als um eine

Treue Dienerin, reich an Tugenden; wahrlich mir banget;  
Denn was werd' ohne sie ich künftighin noch bedeuten?  
Ward ich an ihr doch allein nur erkannt, wenn täglich nach Tische  
In die Nachbarschaft ritt auf Besuch das Alt-Generalschen.  
Ward ich an ihr doch allein nur erkannt, wenn zupaar mit dem Klappen  
Vor den Wagen gespannt zur Reichte sie bracht' meine Sünden.  
Zimmer so träumt' ich für mich, wenn einst ich scheide vom Leben  
Würd' als langjähriger Freund sie zur letzten Ruh mich begleiten.  
So verschlingen Geschicke des Pferdes sich jenen der Menschen.  
Ende du selbst, denn trübe wird mirs . . und ich kann nicht“ . . .

Es herrschte eine solche Gemeinschaftlichkeit der Freude und des Leides, der Stimmung und der Gefühle, ja sogar der Gesundheit und Krankheit des Körpers zwischen dem Polen und seinem Pferde, daß Njaczynski wie von einer ziemlich gewöhnlichen Erscheinung in Betreff eines gewissen Nieborowski, eines rawnischen Reiters, erzählt, daß er ein Pferd, einen alten treuen Kriegsgefährten gehabt habe, das die merkwürdige Eigenthümlichkeit besessen, daß seine alten in manchen Schlachten erhaltenen Wunden wieder aufgingen, wenn bei seinem Herrn dasselbe geschah. Es war ein Sprüchwort: „das Pferd ist die halbe menschliche Gesundheit“ ja sogar: „ein gutes Pferd ist des Menschen Gesundheit;“ denn im Kriege ist das Pferd auf Erhaltung der Gesund-

heit seines Herrn bedacht und im Frieden schafft es ihm seinen Unterhalt durch Arbeit und allerlei Dienste. In der That nahm das Pferd des Polen den ersten Platz ein und ein guter Bereiter wurde besser bezahlt als der Hauslehrer der Kinder. Auch der größte Geizhals zahlte einem Cavalator zweihundert Scudi, während der Hauspaedagog kaum den vierten Theil dieser Summe erhielt. Mancher nahm als Praeceptor den ersten besten Bagabunden, den er um eine Mark wieder fortjagen konnte, und wo man den Cavalator hoch schätzte da wurde der Baccalaureus für nichts geachtet, man dressirte lieber Hunde und Pferde als sich mit dem Kindererzieher einzulassen. Starowolski klagt in seinem Votum de emendanda republica darüber und sagt: „wenn wir die Cavalatoren, die unsere Pferde zureiten theuer bezahlen, warum dann nicht die Lehrer, die unsere Söhne unterrichten?“ — Dem Pferde verglich man die schönsten Wesen, und so wie Salomo seine Geliebte im Hohenliede seinen Fohlen vergleicht, so sagte man auch in Polen: „eine junge Frau wie ein Fohlen.“ Und manche dieser wie Fohlen schönen Frauen verdankte ihre Schönheit zahlreichen Schminken und Kosmetiks, unter denen Stutenmilch keine geringe Rolle spielte. Wie das Leben des Polen ohne Pferd sich nicht behelfen konnte, ebenso wenig konnte es sein Denken und Sprechen. Wieviele moralischer Sentenzen und Sprüchwörter hängen da mit dem Pferde zusammen! So haben z. B. in dem Memorial zum Nachdenken für einen guten Menschen, das im XVII. Jahrhundert aus fünf und zwanzig Sentenzen zusammengesetzt wurde, sechs von diesen Bezug auf das Pferd und von den achtzehn Centurien von Sprüchwörtern Ruffinus besteht eine vollständig aus solchen, welche nur mit dem Pferde zusammenhängen.

### § 137. Polen als Slaventhum.

Es waren weite und breite Gelände, welche die Slovenen bewohnten bevor sie in einzelne, gesonderte Stämme zerfielen. Drei Meere: das baltische, das schwarze und das adriatische bespülten die Ufer dieses weiten Landes, in dessen Mitte da irgend wo in den Carpaten sich nach einer Volkstradition ein hoher Berg befinden sollte, von dessen Gipfel aus der mächtige Beherrscher aller Slovenen in drei Meeren seinen Blick haben konnte. Ein chaotischer Wirrwarr verschieden geschriebener Namen, verschiedener Benennungen desselben Volkes durch auswärtige Nationen und endlich die im Laufe der Zeit und durch dieselbe veranlaßte Veränderung

der Namen läßt den heutigen Forscher der Vergangenheit den Faden verlieren, an dessen Fühlung er gern die Geschichte der Nation auch nur als einer einzigen verfolgen möchte und gestattet ihm nur die Gesichte des Volkes zu errathen, dessen Namen vielfach und dessen Beschreibungen sehr verschieden. Die heutigen Slaven, Geten, Gothen, Viehen, Vießen, Dijer, Daker, Vandalen, Sarmaten, Sueben und sogar Scythen genannt zeichneten sich durch eine besondere einheimische Gesetzgebung und geläuterte monotheistische Vorstellungen vom göttlichen Wesen aus, wovon sich bis zum heutigen Tage noch Spuren in Tunis und Algier in dem besonderen Stamme der Suavenen oder Schowijen als einziger Beweis davon erhalten haben, daß dies Ueberreste der slovenischen Vandalen sind, die unter Gensiorik (Gänserich) 427 das nördliche Africa beherrschten. Das Reich der Vandalen in Italien unter Zalimierz (Silimer), das durch Belisar hundert Jahre später vernichtet wurde, war unzweifelhaft slavisch. Namen und Rechte haben sich erhalten, wenngleich in Africa sowohl wie in Italien die Spuren der Sprache fast gänzlich verloren gegangen. Die fabelhaften Zeiten Polens sind möglicherweise die einzige Tradition der glänzenden Zeiten des ganzen Slaventhums. Die apostolischen Exkursionen des Heiligen Paulus zu den Geten Myriens, welche durch ihren früheren Glauben für die Aufnahme des neuen Lichts vorbereitet und geeignet waren, und die Berrichtung des heiligen Meschoppers im ersten Jahrhunderte nach Christus in der Sprache der Vießen in Mysien hat die polnische Tradition in der Sage von dem Besuche eines Engels aufbewahrt, der bei Piaszt zu Gaste kam. Der Name Piaszt selbst aber erwies sich als der Name eines Stammes, nicht aber als derjenige einer einzelnen Person. Gelehrte Forscher sehen in Biemowit Decebalus, den König der Daker, die da kräftig gegen Trajan mit ihrer Reiterei kämpften, welche mit langen zweischneidigen Schwertern bewaffnet war, die nach Nestor die Chazaren mit Staunen bei den kijowskischen Polanen zum ersten Mal erblickten. Drei verschiedene Namen der Dijer, Gothen oder Geten und Vießen, welche dieselbe Bedeutung hatten, erwiesen sich als die alten einen und denselben Slaven gegebenen Namen, welche ihnen als den Schöpfern der am tiefsinnigsten aufgefaßten Theorie von der Unsterblichkeit der Seele und als Verehrer eines Gottes von Griechen und Römern als Dijer, von den Germanen als Gothen oder Geten beigelegt wurden, während sie sich selbst Vieher oder Vießen nannten. Diese Namen sind wohl von den Ausdrücken Deus, Gott und Bih oder Bóg

abzuleiten. Später als es sich darum handelte, mit den an Kraft gewachsenen Nachbarn in Kampf zu treten, da war es nicht mehr die hohe Eigenthümlichkeit des Glaubens an einen Gott, sondern das „Wort“ vermöge dessen sich die ganze einer Sprache bedienende, aber sehr verzweigte Familie unter einander verständigte, welches das Stamm- und Wurzelwort eines neuen Namens wurde, welchen die Vießen sich gaben. Im Gegensatz zu den für sie stummen (niomy) oder für sie unverständlichen und sie nicht verstehenden Deutschen (niemcy) nannten sich die mehr auf Treue des gegebenen Wortes, auf freien Gebrauch der Stammsprache und auf Ruhm (slawa) als auf Raub und Beute bedachten Gothen Slowaken, Slovinnen und Slaven. Die Civilisation und der Glaube der Slaven durchdrang binnen Kurzem die benachbarten barbarischen Völker und verbreitete unter ihnen Vorstellungen, welche sich der Verbreitung des Christenthums schon weniger feindlich zeigten. Und wenn Julius Cäsar die ihm gleichzeitigen Germanen als Verehrer des Fetischismus darstellt: „Deorum numero eos solos ducunt, quos cernunt et quorum aperte opibus juvantur, solem et vulcanum et lunam, reliquos ne fama quidem acceperunt.“ De bel. gal. VI. 21, so findet der hundert und einige Jahre später schreibende Tacitus die Germanen schon so verändert, daß er von germanischen Priestern, dem großen Ansehen derselben in der Nation, von prophetischen Frauen, von Orakeln aus geworfenen Stäben und dem Schnauben und Prusten der Pferde, von Tempeln und Verehrung der Gottheit ins Breite sich ergeht — Alles dies aber hatte schon große Aehnlichkeit mit dem religiösen Wesen der Scythen, Geten und Dakern. Die germanischen Priester kleiden sich schon in königliche Gewänder in Hüte wie bei den Scythen, Geten und Dakern. Das prophezeiende Pferd bei den Germanen hing enger mit dem Sarmatenthum als mit dem Germanismus zusammen. Nach Tacitus hatte beim Scythen und Slaven die Reiterei, beim Germanen das Fußvolk den Vorrang. Das Pferd diente zu Cäsars Zeiten dem Germanen nicht im Kampfe, sondern in der Reserve, zur schnellen Flucht. Das slavische Pferd war der alten Welt lange vor Cäsar als ein dauerhaftes, schnelles und muthiges Schlachtross bekannt. Die Pferde der an die Alpen grenzenden, unter dem Namen der Veneter bekannten Slaven, wurden in Griechenland sehr hoch geschätzt, denn oft trugen sie den Preis des Siegers in den olympischen Spielen davon. Die Pferde der Geten dienten im Alterthum als Maßstab bei Vergleichung der Schnelligkeit anderer Pferde und wo Aelian bei indischen

Kennpferden einen hohen Grad von Schnelligkeit bezeichnen will, da sagt er: sie kämen an Schnelligkeit fast den getischen Pferden gleich. Die Pferde der Dalmatier waren so gut, daß Dalmatien gleich wie die berühmtesten Pferdegegenden des weiten römischen Reiches mit einer hohen Abgabe von Pferden an Rom bedacht war. Jene weißen Pferde, eine Farbe, welche bei den slavischen Völkern beliebt war, nicht aber schwarze, wie bei den Germanen, in heiligen Hainen gehalten und nur zu prophetischen Orakeln benutzt wurden, weisen darauf hin, daß die Germanen, welche mit den Slaven verkehrten, slavischen Gottesdienst und Glauben angenommen hatten. In Scandinavien war davon nie eine Spur, im Slaventhum dauerte diese Sitte bis auf den Eintritt des Christenthums. So existirte also zugleich mit dem Beginn unserer Aera Polen, dessen Name als solcher erst mit dem IX. Jahrhundert aufkam und von Dietmar zuerst gebraucht wurde, unter dem allgemeinen Begriff des verschieden benannten Slaventhums und machte sich der Welt schon in jenen Zeiten durch sein Pferd bekannt. Und das dem Boleslaw Chrobry durch Mieschko II. errichtete Grabdenkmal mit seiner, durch einen mittelalterlichen Lateiner concipirten, Marmorinschrift legt Zeugniß davon ab, daß noch im XI. Jahrhunderte Gothen, Polen und Slovenen für eine Nation angesehen wurden.

#### Epitaphium Chrobri Boleslai.

Hic jacet in tumba  
 Princeps generosa columba  
 Chrobri tu es dictus  
 Sis in aevum benedictus  
 Fonte sacro lotus  
 Servus domini puto totus  
 Procidens comam  
 Septini tempore Romam  
 Tu possedisti  
 Velut verus athleta Christi  
 Regnum Slavorum,  
 Gothorum sive Polonorum  
 Caesar praecellens  
 A te ducalia pellens  
 Plurima dona sibi  
 Quae placuere tibi  
 Hinc detulisti  
 Quia divitias habuisti  
 Inclyte dux tibi laus  
 Strenue Boleslaci

Perfido patre  
 Tu es, sed credula matre  
 Vicisti terras  
 Faciens bellum quoque gerras  
 Ob flamamque bonam  
 Tibi contulit Otto coronam  
 Propter luctamen,  
 Sit tibi salus. Amen.

### § 138. Die Bedeutung des Pferdes in dem alten Glauben der Slaven.

Das slavische Heidenthum ehrte nach der Ansicht der Gelehrten einen einzigen Gott als Schöpfer, der in seiner Majestät von einer großen Anzahl untergeordneter guter oder böser, seinem höchsten Willen ergebener Geister umgeben war. Dieser einzige Gott aller Slaven trug an verschiedenen Orten verschiedene Namen, die immer eine seiner vorzüglichsten Eigenschaften bezeichneten. So wurde er in Gnesen, Colberg, Julin, Wilna und Nowgorod unter dem Namen Nii verehrt. Zu seiner Verehrung wurde ein ewiges Feuer (Znicz) unterhalten. Er hat aus Nichts Alles hervorgebracht (z niczego rozniecil), aus nichts hat er das Nichts vernichtet oder zu Etwas gemacht. Er herrschte über der Leere (nicoscé) und war Schöpfer der Welt. Bei den Chroboten, Serben und Polen ehrte man diesen selben Gott unter dem Namen Jesse; denn er ist einzig (jest jedyny) und nach Hinzufügung des Lautes, der die Bedeutung des Concentrirens in Eins hat, verändert sich der Name in Bje, Bjech, Bih, Boh, Bóg, Bis, Bies. Er hat sein Ich (ja) offenbart (objawit), im Sein (Jit, istnienie, byt) indem er dem Licht (Świt, świat, światło) den Anfang gab und die Schöpfung (zjer, zwier, zwierza, twór, stworzenie) hervorbrachte. Dieser einzige Gott, Schöpfer der Welt aus Nichts, der da ist und immer sein wird, nahm nach weiterer Entwicklung der slavischen Theosophie den Namen Światowid an und wurde unter diesem Namen fast im ganzen Slaventhum verehrt. Seine Gestalt zu Arkona wurde noch im XII. Jahrhunderte durch den dänischen Chronisten Saxo beschrieben. Vor nicht langer Zeit 1848 brachte man eine jener Beschreibung ähnliche Bildsäule Światowid's aus dem Flusse Zbrucz zu Tage, eines Flusses, der Miobobory in der Nähe des Dorfes Wisztowice durchschneidet, zwischen der Mündung der Flüsse Gnila und Tajna in den Zbrucz, in einer Gegend, wo sich einst die Stadt Bohob befunden haben soll, die auf einer Erberhebung, genannt Zamczysko, einen heut niedergebrannten Tempel besaß, der vor Jahrhunderten diesem Gözenbilde als Aufenthalts-

ort diente. Die Symbole beider dieser bekannten Gebilde Swiatowids monstruösen Antlitzes sind: eine Tuba, ein Schwert und ein Pferd. Bei dem Bohobäskischen Gebilde befinden sich dieselben als Basreliefs auf dem langen Gewande der Gottheit. Die Statue von Arkona hält die Tuba in der Rechten. In diese Tuba wurde alljährlich Wein gegossen, dessen Erhalten oder Schwinden als Omen des Glücks oder Unglücks des folgenden Jahres erachtet wurde. Ein Schwert von mehr als mittlerer Größe, dessen Klinge und Griff durch Silber und Sculptur geschmückt war, lag neben der Figur und dabei ein Mundstück und Sattel für ein Pferd, das die Priester sorgfältig für den Dienst der Gottheit pflegten. Das Pferd Swiatowids wurde in einem besonderen kunstvollen Stalle gehalten und war weiß wie Milch. So war also der einzige Gott des Slaventhums, der unter dem Namen Swiatowid auf der Insel Rügen, in Böhmen und in Pöbolen d. h. in den ältesten Sätzen der Polanen verehrt wurde, jener waltende, durch Rath und Orakel (Radegast) ordnende Schöpfer, der mit seinem vierfachen Antlitz über die vier Weltrichtungen wachte, jenes höchste Wesen des Slaventhums, eine Reitergestalt, die auf ihrem weißen Pferde die Schöpfung umritt. Nach polnischer Vorstellung sind Dasein und Reiter untrennbar mit einander verbunden (jestestwo und jezdestwo). Der, der da ist (jost) reitet (jezdzi) auf einem vollkommenen und ihm nothwendigen Pferde von Ende zu Ende der durch ihn vollendeten Welt. In der Gestalt eines Reiters jagt er durch die unendlichen Räume. Das dem Menschen unentbehrlichste Geschöpf, das Pferd, ging zugleich mit den slavischen Stämmen aus der ersten Wiege der Menschheit gewiß unter einem anderen Namen hervor, als man ihm später beigelegt hat. Der heutige Name koń zeigt keine Spur der Sprachverwandtschaft mit dem Namen dieses Thieres bei anderen Völkern, die ebenfalls schon mit dem Pferde in seinem ursprünglichen Aufenthaltsorte bekannt waren. Die bei diesem ersten Hausgenossen des Menschen deutlich ausgeprägte Eigenschaft, jede Laune des Reiters oder Wagenlenkers unbedingt auszuführen (wykonać) gab ihm im Polnischen jedenfalls von diesem Hauptmerkmal den Namen koń. Der verlorene ursprüngliche Ausdruck verwandt mit dem Sanskritischen asp hat bei den Slaven noch einen verwandten im Ausdruck owca (Schaaß) aber dem Pferde, das da mit dem Gedanken des Menschen wetteifert, die einmal im Leben des Menschen zur Ausföhrung des Nothwendigen erforderlichen Dienste zu leisten (wykonanie do skonu-konieczne) hat ihm den Namen koń gegeben. Im Dialecte der

Raschuben, einem polnischen Stamme zwischen Weichsel, Oder, Warthe und Neze, ist der Ausdruck Fok für das Pferd gebräuchlich und vielleicht möchte er die älteste slavische Form für die Benennung des Pferdes sein, vielleicht auch mit dem Sanskritischen asp zusammenhängen. Wertwürdig ist ein altes Gebet der Raschuben zum heiligen Nicolaus, in welchem um die Wiedergenesung eines Pferdes gebetet wird: „Heiliger Nicolaus, unser guter Schutzpatron, bete zu dem himmlischen Vater für unsern Fok, an den sich der diebische Wolf mit dem Abler geschlichen, denselben verwundet und in dem sie lange Würmer zurückgelassen haben. Schlag ihn mit deinem Hirtenstab, auf den du dich stüttest, und mit der langen Röhre, die du auf deinem allerheiligsten Kopfe trägst . . . und wir werden dafür unserem wohlthätigen Vater ein Paar Enten, ein Paar Gänse, Barfe, Hale und ein Mäßchen Fusel-Branntweins geben.“ Der Ausdruck „kón“ ist sehr alt und datirt gewiß noch aus jener Epoche, als alle slavischen Stämme noch eine Gesamtheit bildeten, denn alle ohne Ausnahme bedienen sich zur Bezeichnung des Pferdes des Ausdrucks kón. Einige von ihnen haben daneben noch andere dasselbe bezeichnende Ausdrücke geschaffen, was man schon als Beweis der Umgestaltung der Dialecte in besondere Sprachen ansehen kann. Die Steirischen, welche im windischen Dialecte sprechen, haben neben kón die Ausdrücke klus, klise, klisina und klusa, die Bosniaken den Ausdruck parip, die Ragusaner kaliasina und bodow. Die polnische Sprache hat alle diese Benennungen der stammverwandten Völker ihrem Dialecte angeeignet, um größere Mannigfaltigkeit und Genauigkeit in der Bezeichnung der verschiedenen Abweichungen in Form und Eigenschaften des Pferdes zu besitzen.

### § 139. Das Pferd im Märchen.

In den polnischen Märchen nimmt das Pferd einen nicht gewöhnlichen Standpunct ein. Jener märchenhafte weis sagende Schimmel mit goldener Mähne, der auf den Ruf einer gewissen Beschwörung dem Rufenden zueilte und ihn „mit Sturmeseile und Bogelflug“ an den bestimmten Ort brachte, steht sicherlich in einer gewissen ideellen Beziehung zu dem mythologischen weißen und geflügelten Pferde Swiatowids, auf welchem dieser Gott den schwarzen Drachen besiegte, und dieses Factum der slovenischen Theogonie hat wiederum seine Wiederholung in der Tradition der Ueberwältigung des wawelschen Drachen durch den fabelhaften Gracus und der Vernichtung der ungeheuren Spinne in Bajeczno.



Die Märchen, die im „Bazarz“ durch Glinzki erhalten sind, fabeln noch von einem Heldenrosse, das durch einen Zauberer in einer unterirdischen Höhle hinter zwölf eisernen Thüren mit vierzig Pfund schweren Schloßern gehalten wird und das mit zwölf Ketten an die Stallschranken angehängt, am Sattel eine Keule, im Sattel selbst aber eine son-trawa hat. Die Augen dieses Pferdes sind wie Sterne, es athmet Flammen, seine Mähne gleicht Wolken, kurz ein Pferd das kein Pferd, sondern ein Wunderpferd ist. Als es unter des Ritters Junaks Besprechung aufsprang, bebte die Erde, mit dem Schweif segte es die Ströme, erhob sich über die Wälder unter die Wolken, brach alle Hindernisse mit der Brust, sprang über Berge, durchschwamm das Meer und mit der Schnelligkeit eines Pfeils berührte es mit seinen leichten Hufen kein Halmchen noch wirbelte es Staub auf. Noch ein drittes Pferd der Märchen wird erwähnt, welches mit denselben Eigenschaften, mit der menschlichen Sprache wie jene begabt ist, den Namen Wiatrolot (Windflug) führt, und eine goldene Mähne und silberne Hufe hat. Die Gattin des ersten „weis-sagenden Schimmels mit goldener Mähne, ist eine mit Silbermähne versehene Stute mit zwölf Fohlen und menschlicher Sprache begabt.“ Das Pferd des Slovenen war sein Freund und Gefährte in Kampf und Gefahr, errieth den Gedanken des Menschen, tröstete ihn mit Worten und im Falle des Todes grub es ihm ein Grab, legte seinen Herrn hinein und sich neben ihn wehklagend, daß ihnen beiden Krähen und Raben die Augen aushacken. Nach dem Tode erscheint das treue Pferd zugleich mit seinem Herrn in der Gestalt einer Geistererscheinung und hilft ihm zur Flucht mit seiner „einzigen Lilie“ in das kühle, ewige Haus. Das Pferd der polnischen Traditionen ist weiß, grau oder weißfüßig, das der germanischen schwarz, das der mongolischen scheckig. Die Russen, welche dem Einflusse der Mongolen und Normannen erlagen, haben in ihren Traditionen scheckige, dunkelgraue und apfelschimmelige Pferde. Das Christenthum hat nicht vermocht die seit ewigen Zeiten in der polnischen Vorstellung wurzelnden Verhältnisse zwischen Pferd und Gottheit auszurotten und es existiren zwei krakauische Lieder, von denen das eine den Aufbau einer Kirche durch den heiligen Christophorus besingt, an deren Wänden Pferde- und Stutenknochen wie in heidnischen Zeiten aufgehängt wurden, das andere den heiligen Stephan auf dem Handpferd eines Biergespanns vor einem goldenen Pfluge. Bis auf den heutigen Tag noch besteht in ganz Polen die heidnische Sitte, Pferde-

schädel auf die Baumstämme zu heften und Hufeisen an den Riegel über der Thür zu nageln, um Krankheiten vom Hause fern zu halten. Bei den Masuren während der Fastnacht und bei den Krakowiaken am ersten Sonntage des April vertritt ein aus Holz geschnitztes, an einen Stock gestecktes und mit langem Strohschweif versehenes Pferd die Stelle der Fastnachtsziege der Rusinen, (Kreuzen, Ruthenen) denn die letztere dient in Polen alten Weibern als Reitpferd. Auf dem Holzpferde umreitet ein Knecht die Häuser, pocht mit einem Holzhammer ringsum an und singt, und diesen Rundgang nennt man den Rundgang des Pferdners.

In dem Märchen „Kopciuszek“ (Aschenbrödel) bringt das Vergraben eines auf dem Felde liegenden Pferdebeschädels und das Benehmen desselben mit Thränen der Barmherzigkeit den Segen auf das mitleidige Mädchen. Das Pferd der Märchen bei den Slovaken heißt Tatosch und besitzt das Vermögen, sich zum Wohle der Menschheit in einen Vogel oder eine andere beliebige Form zu verwandeln, seine Haarfärbung ist schwarz. In einem Satz springt es mit einem Fuß auf die Matra mit dem anderen auf die Tatra und mit dem dritten auf die Fatra. Ihm ähnlich ist in den tschechischen Märchen Schenzik, in den serbischen Scharatsch.

#### § 140. Das Pferd der fabelhaften Geschichte Polens.

Das Wettrennen, welches nach dem Tode Przemislaws I. in fabelhaften Zeiten Statt fand, giebt uns ein Recht zu der Vermuthung, daß die polnische Nation schon in den ältesten Zeiten das Scepter demjenigen durch Wahl zu geben pflegte, der da Beweise seiner Geschicklichkeit in der Kenntniß der Pferdebeziehung und der Reitkunst geliefert hatte. Eine solche Gewohnheit oder Sitte spricht für die hippischen Anlagen und Neigungen der Nation selbst in Zeiten, die noch in der Dämmerung der Ungewißheit liegen, aber, wenn auch nur in unklaren Umrissen, diese charakteristische Richtung der Nation andeuten, welche im Laufe der Jahrhunderte sich potenziren sollte. Lescheł V. wird für sein hinterlistiges Ausstreuen von Nägeln auf der Rennbahn von Pferden zerrissen und Lescheł VI., der sein Rennpferd mit blinden Hufeisen zu beschlagen verstand und gewiß der erste Verbreiter der Schmiedekunst in diesen Gegenden war, wurde zum Könige erwählt. Der Huf des polnischen Pferdes ist für die gewöhnlichen Dienste im Lande hart genug. Die

Chronisten citiren Mshoj Jastrzebiez als den ersten Krieger, der zu Zeiten Boleslaws Chrobry die Schmiedekunst dazu angewendet habe, um zu bewirken, was kein Anderer im Stande war, nämlich in voller Rüstung zu Pferde auf die Lysa Gora zu klimmen, um dort den letzten da oben Schutz suchenden Nest des Heidenthums zu vernichten, seinen letzten Tempel in Schutt und Trümmer zu legen, was er denn auch auf einem frisch beschlagenen Pferde zu Stande brachte. Der Berg war so hoch, daß man von ihm sagte: „von seiner Höhe herab könne des Menschen Auge einen solchen Raum überschauen, als ein tüchtig Pferd an einem Tage zurückzulegen im Stande sei.“ Einige Jahrhunderte später sagt der Priester Kluk, daß die polnischen Pferde von Fremden deshalb allgemein gelobt werden, weil sie stark, ausdauernd, zum Reiten bequem und so festen Hufes sind, daß sie des Beschlagens nicht bedürfen. Bis auf den heutigen Tag noch herrscht in vielen Gegenden Polens die Sitte, nur die Vorderfüße zu beschlagen, die Hinterfüße aber Zeit Lebens unbeschlagen zu lassen, und in vielen anderen Gegenden finden sich sogenannte „Barfüßler“ bosaki, welche nie beschlagen werden.

Die Wahl des Stellmachers Piast und des Schmieds Leszel zum polnischen Thron beweisen das hohe Ansehen, in welchem bei der Nation diese Gewerke standen, welche die Vervielfältigung der Dienste des Pferdes bezweckten. So wie die Schmiede- und Stellmacherskunst eine aristokratische Beschäftigung des Ritterthums in England während der mittleren Jahrhunderte war, so war sie in Polen eine Beschäftigung, welche den Weg zu den höchsten Ehren im Lande bahnte und das Anrecht zum Thron gab. Wettrennen zwischen den um die Krone Polens sich bewerbenden Leszels scheinen den ersten Anstoß zu einer Sitte gegeben zu haben, welche bis auf den heutigen Tag unter dem schlesischen Landvolk andauert. In vielen polnischen Dörfern Schlesiens besteht die Sitte, am ersten Pfingsttage Wettrennen abzuhalten. Die Knechte, welche die Pferde hüten, reiten mit Anbruch des Tages zum Wettkampf. Das Ziel pflegt ein Pfahl auf dem Berge zu sein. Wer zuerst das Ziel erreicht wird König und wer zuletzt — ist Kochwist. Zum Dorfe kehren sie zurück den König an der Spitze, dem der Kochwist als Hofnarr dient. Sie fahren ihn auf einem zweirädrigen mit grünen Maien geschmückten Wagen von Gehöft zu Gehöft und bitten um eine kleine Gabe, um den Abend festlich begehen zu können. Der Narr macht allerlei Tollheiten um den König, seine Gefährten und den Wirth zu erheitern,

wofür er allerlei kleine Gaben ergattert. Aehnliche Wettkämpfe finden auch bei anderen Slaven Statt und bei den Lufaten datiren sie noch aus den heidnischen Zeiten.

#### § 141. Das Pferd in der Landwirthschaft Polens und Litthauens.

Die sehr häufig in Polen sich findenden Ortsnamen, welche kon (das Pferd) zum Stammwort haben wie: Konin, Koniusze, Koniusze góry, Koniuchy, Koniuszki, Końskie, Końskie wole, Końskie wody, Konojady, Odrzykonie, Kobylniki, Kobyliny, Kobyle góry, Kobyle pole, Kobyle błota, Kobylki, Kubyluny, Kobylinie, Kobylno; in Litthauen Kumialy und Kumialki; in Pommern Konowy und Kunowy eines bei Stettin, das andre bei Stargard, ebenso wie viele andere vormalige Ansiedelungen, welche ausschließlich für Pferdezucht angelegt waren, können als Beweis dienen, wie die Pferde-Industrie in Polen in die Weite und Breite ging. Nach althergebrachter Sitte, welche einzelne, zerstreut liegende Gehöfte gern hatte, unterschieden sich die polnischen Dörfer von den deutschen Ansiedelungen sowohl in der Form derselben wie in der Art der Beschäftigung der Einwohner; Ackerbau war die ausschließliche Beschäftigung fremder Ansiedler, während der größere Theil der polnischen Dorfschaften sich vorzugsweise mit Vieh- und Pferdezucht, mit Fischfang und Jagd beschäftigte. Die Geistlichkeit munterte durch ihr Beispiel das Volk zum Acker- und Gartenbau auf. Ein geistlicher Wirth pflegte, wie der Chronist sagt: „ein Muster weltlicher Sorgfalt mit seiner ganzen Seele dem Ackerbau ergeben zu sein; in der Fruchtbarkeit des Bodens und dem Thau des Himmels suchte er seinen Segen. Der weltliche Wirth, ein gebildeter Edelmann, wirthschaftete eben aufs Gerathe wohl, kümmerte sich mehr um Jagd und Pferdezucht und war auf den Zins vom Bauern bedacht. Während auf diese Weise die Adelsgüter vorzugsweise ihrer Pferdezucht wegen im Ruf standen, waren die bischöflichen und geistlichen Güter schon seit den ältesten Zeiten als Ackerbau treibende berühmt und dennoch, obwohl Vieh- und Pferdezucht bei ihnen nur eine untergeordnete Rolle spielte, konnten im XIII. Jahrhundert im Falle eines feindlichen Angriffes von ihnen mit Leichtigkeit vierhundertfünfundsiebzig Pferde, fünfhundertfünfundsiebzig Ochsen, tausendeinhundert sechsundsiebzig Kühe, tausend zweihundert sechzig Schweine und tausend einhundert vierundsiebzig Schaafe geliefert werden, „von Rälbern“, sagt das Urtheil des Arbitrals-Gerichts, „wollen wir gar nicht

reden.“ So wie der Adel ganze Dorfschaften ausschließlich auf Vieh-, Bienenzucht und Jagd verwandte und seine Einkünfte daraus zog, so gab der König seinerseits dem Adel einige königliche Domainen mit der Verpflichtung, dem Hofe das nöthige Quantum an Körnern, Mehl, Fleisch, Wild, Getränk und Spannpferden zu liefern. — In den älteren Zeiten schwärmten zahlreiche Heerden von Pferden sich selbst überlassen frei auf den entwässerten Wiesen Großpolens, in den Wäldern Masoviens und den bergigen Heiden Klein-Polens herum. Eine alte Legende jener Zeiten erzählt, daß eine solche Heerde sich zu Przychyślaw Schreniawa verirrt habe, der auf einem einsamen Berge in der Nähe von Proszowice gewohnt habe, weshalb man diesen Berg seitdem Koniusza-góra (Pferdeberg) genannt habe. Dem Przychyślaw brachte ein Hengst diese Heerde. Der Hengst war nämlich von ihm nach Ungarn hin verkauft worden, aber Sehnsucht nach dem heimatlichen Orte packte ihn so gewaltig, daß er nach einigen Jahren mit einem zahlreichen Gefolge von Stuten und Fohlen zu seinem alten Herrn zurückkehrte. Die heraldische Legende von dem Reitpferde des Toporczyk's (Topor Weil, ein Wappensymbol einer der ältesten Adelsfamilien Polens) Żogota verewigt mit einem neuen Wappen „Stary koń albo Zaprzaniec“ (das alte Pferd oder Verläugner) das Andenken an seine einzige Liebe und die einzige dem Żogota gebliebene Erbschaft, als seine Brüder alle und jede Verwandtschaft mit ihm ableugneten, die ganze Hinterlassenschaft des Vaters unter sich theilten und ihm nichts gaben, als er nach langer Reise in fremden Landen unerwartet nach Hause zurückkehrte.

Wie überall so entspricht auch in Polen der Moment des höchsten hippischen Glanzes dem Höhenpunct der Entwicklung aller Lebenskräfte der Nation. Die Zeiten der Jagiellonischen Sigismunde, die reichsten an Ruhm, Wohlstand, Bildung und Ausdehnung des Landes sind auch zugleich der Culminationspunct für die Pferdezuucht in Polen. Die in der Geschichte beisspiellos und einzig dastehende Union Litthauens mit der Krone Polen, welche Polen auf den Weg des Protectorats aller slavischen Interessen gegen Angriffe von Außen und auf den Weg des Apostolats europäischer Civilisation gegen den Osten führte, trug nicht wenig dazu bei, die geschichtliche Bedeutung der polnischen Nation zu heben, deren hippischer Ruf gleichfalls dadurch eine weite Verbreitung fand. Litthauen mit dem Symbol des Reiters geehrt, stand doch in hippischer Beziehung nicht auf gleicher Höhe mit Polen. Seine dichten Wälder, die Schlupf-

winkel des schwindenden Heidenthums, mit so colossalen Bäumen bewachsen, daß man in ihrem Inneren Evolutionen zu Pferd hätte machen oder in deren Geäst man Bastionen hätte anlegen können, waren einer erfolgreichen Entwicklung der Pferdezuucht nicht günstig, doch hatte die Verbrüderung beider Nationen auf hippisches Gedeihen des gemeinsamen Vaterlandes großen Einfluß. Die weiten Steppen Rußens und der Ukraina füllten sich bald mit zahlreichen Heerden und der litthauische Adel nahm gern von seinen Brüdern aus Kronpolen gesunde und bewährte Begriffe über Pferdezuucht an, welche in dem Grade mehr und mehr in Anwendung gebracht wurden, als die Rechte des Eigenthums und der persönlichen Freiheit von den Litthauern mehr und mehr geschätzt zu werden begannen. Vor der Union beider Nationen, war der Großfürst von Litthauen der einzige und einzige Repräsentant der Nation so wie ihr einziger Gesetzgeber und alleiniger Herr der Menschen und Pferde. Die Großfürsten suchten ihrem vielseitigen Beruf nach besten Kräften Genüge zu leisten und ihre Bemühungen brachten Litthauen auf die Höhe der Bedeutung, auf welcher wir es vor der Union schon finden. Gedhmin war kein gewöhnlicher Reiter seiner Zeit. Ueber Dlgierd berichten die gleichzeitigen Ordensritter, daß der Großfürst auf den rechten Fuß lahm und daß er deshalb, wenn er gehe, sich auf einen Stock oder einen Knappen stütze, daß er aber zu Pferde vortreffliche Haltung habe. Auch war sein Pferd und seine Rechte den Tataren wie anderen Landesfeinden furchtbar.

Kiejstut, von dem die Ordensritter sogar sagten, daß er vor Allen Krieg und Wahrheit liebte, führte mit ihnen auf einem Pferde, das noch heute im Liebe fortlebt, unaufhörliche Kriege, reizte sie beständig und begegnete ihnen kräftig, mehrmals von ihnen gefangen, wußte er immer geschickt wieder zu entkommen. Einmal z. B. entfloh er aus der Gefangenschaft auf den Pferden des Hochmeisters selbst mit Alf, einem Litthauer, der ihm zum Dienst und zur Spionage gegeben war, aber von der Grenze schickte er dem Hochmeister die Pferde mit Dank zurück. Den Holocausten bei Grablegung solcher Herrn wurden ihre treuen Schlachtrosse immer beigefügt. Die Bestattung Kiejstuts fand unter außerordentlichen Feierlichkeiten Statt, es war das letzte Holocaust bei Bestattung der Leiche des heidnischen Großfürsten. Auf dem wilnaer Brandhügel swientoroch, auf dem Gipfel eines in der Mitte auf anderthalb Manneshöhe ausgehöhlten Grabhügels war ein großer Haufen trockenen Holzes

zusammengetragen. Dort wurde der mit seiner Rüstung, großfürstlichen Gewändern, Schwert und Köcher versehene Leib Kiejstutz auf das Holz gelegt, neben ihm sein treuester Diener, sein bestes Pferd in vollem Rüstzeug, ein Paar Wind- und Jagdhunde, die Klauen des Luchses und Bären, Alles zusammen mit dem Jagdhorn. Nachdem darauf gebetet und Opfer gebracht, auch die Heldenthaten besungen worden waren, wurde der Scheiterhaufen angezündet und so Alles verbrannt. Die der Bestattung anwohnenden Ordensritter sahen mit Schrecken wie der ganze Holzstoß nachdem die Flammen bis an die unteren Schichten gelangt waren, mit Geprassel zusammenbrach, in die ihnen unbekannte Vertiefung versank und von Neuem in Feuer und Rauch aufloderte und das versammelte Volk von heiliger Scheu erbehte.

Witold verlor keinen Augenblick fruchtlos für das Land. Fortwährend zu Pferde war er überall gegenwärtig, gab seine Befehle und Verordnungen, war zugleich Führer, Richter, Haupt der Kirche, Pferdezüchter und Händler. Das damals in Litthauen grassirende Räubertwesen, allgemein Kosakenthum genannt, nöthigte ihn, seine ganze Energie anzuwenden, um diesem eingewurzeltten Uebel Einhalt zu thun, welches indessen doch erst das Statut Casimirs des Jagiellonen gänzlich auszurotten im Stande war.

So ritt dann Witold durch die Straßen,  
Vor ihm trug man zween Schwerter,

um seinen Befehlen nachzukommen und die Bösewichter sofort zu strafen. Von der einen Seite gerecht aber unerbittlich streng, war er von der anderen wieder sanft wie ein Kind, von beispielloser Freigebigkeit und Bereitwilligkeit, Bedürftigen wirksame Hilfe zu bringen. Seine Freigebigkeit kam Allen zu Gute, seine Gunst und Gnade nur Würdigen und besonders Polen, für die er eine ungewöhnliche Vorliebe hatte, so daß er ihre Pferde zur Ueberwinterung auf seine Güter nahm. Die ihm anvertraute Herrschaft erhielt er in ihrer Ganzheit, und bestimmte ihre Grenzen zuweilen auf eigenthümliche Weise. So z. B. schwamm er einst auf seinem Pferd durch den halben Dniepr und dort seinen Säbel ziehend rief er: „bis hierher mein“ und die auf diese sonderbare Weise bezeichnete Grenze, hat lange Zeit hindurch Niemand gewagt zu verändern oder zu durchbrechen.

Die ursprünglich kleinen Pferdchen Litthauens, welche bei den Raubzügen des alten Litthauens vortrefflich zu brauchen waren, mit denen man Ströme durchschwamm, indem man sich mit der einen Hand an ihren

Schweif hielt, mit der andern ein Holzfloß nachzog, auf dem Waffen, Rüstung und Munition lag, wurden mit der Zeit nach Abschluß der Union beider Nationen so veredelt, daß die litthauische Reiterei auf ihnen verschiedenen Feinden, ja sogar den wohlgeübten und berittenen Schweden die Stirn zu bieten vermogte, und die geordneten Haufen Sapieha, Gasiowski's und Anderer haben manchen großen Strom, auf dem Nacken der Pferde schwimmend, durchfurcht. Beide zu einem herrlichen Reiche verbundene Nationen, entwickelten sich unter gegenseitigem Einflusse zu allgemeinem Wohlsin und Gedeihen, und versahen sich namentlich mit den trefflichsten Pferden. Kron Polen begann mehr und mehr sich an Stallzucht zu halten, während in Litthauen und Rußien eine zahllose Menge von Heerden entstand, die frei und halb wild gezüchtet wurden; in der weiten, öden, lautlosen Ukraina aber, im Lande der Zaporogischen Kosaken, schweiften Heerden von ganz wildgezüchteten Pferden herum. An dem südlichsten Rande Alt-Polens züchtete der karpatische Bergbewohner mit Geschick und Intelligenz sein kleines Pferdchen, während an den nördlichsten Marken Litthauens der Schamaiten (Zmudzinen) seinen zwerghaften Klepper sorgfältig vor jeder Kreuzung hütete.

#### § 142. Verschiedenheit der Namen des Pferdes je nach seinem Vaterlande.

Obwohl man sagte:

„Von Himmels Gnaden  
Bringt unser Land:  
Koggen zum Brodt  
Flachs zur Leinwand  
Schaafe zum Tuche  
Gestüte für Pferde  
Erz für die Waffen.“

Ober „niemals wird in Polen fehlen

Eisen zu Waffen  
Ritter für Pferde  
Koggen, Flachs und Weizen  
Und Keller voll Wein — “

so führte Polen ungeachtet der reichen Fülle eigener Pferde der verschiedensten Gattungen doch immer eine Menge von Pferden aus fremden Ländern ein. Die oben bereits citirte Stelle aus Rzeczynski spricht von einer unermesslichen Fülle von Pferden in Polen und dasselbe beweisen folgende Worte Krasinski's: „Polen hat außerordentlich zahlreiche Heerden schneller Pferde. . . Die Litthauer sind im Stande vierzigtausend Reiter



auf starken schnellen Pferden zu stellen . . . die reußischen (pobolischen und ukrainischen) Pferde lassen sich an Schnelligkeit und Schönheit fast den spanischen und türkischen vergleichen und sind dabei kräftiger als diese.“ Aber, wie gesagt, ungeachtet der Menge tüchtiger eigener Landespferde fanden sich in Polen doch sehr viele nicht polnischer Abkunft und Zucht. Offenbar war das Bedürfniß größer als die Production und oft stoßen wir bei Schriftstellern, die von Pferden handeln, auf Stellen wie folgende: „hier bei uns trifft man einheimische Pferde, wie samogitische, ukrainische und pobolische oder rusinische Steppenpferde oder zaporogische, carpathische und endlich als die besten von allen polnische, aber ebenso auch auswärtige: wie aus Thracien d. h. türkische, friesische aus Friesland, englische, spanische, arabische, abziamische, neapolitanische, asturische, albanische, dänische, tatarische, tscherkessische u. s. w.“ Marescotti sagt im Jahre 1668, daß in Polen holländische Pferde für Kutschen, ungarische für den täglichen Gebrauch, arabische wegen der Grazie ihres Baues, persische wegen ihrer Ansehnlichkeit, türkische wegen ihres Feuers und als Wettrenner begehrt waren. Bei alle dem waren die polnischen, ukrainischen und tatarischen am zahlreichsten vertreten, so daß diese mit den ungarischen zusammen unter den in Polen gebrauchten Pferden bei weitem die Mehrzahl bildeten. Einer der genialen Novellenschreiber unserer Epoche stellt mit seltenem Geschick und großer Wahrheit die Charactere dieser drei verschiedenen Typen der Pferde-Arten, welche in Polen am häufigsten zu Tage traten, in folgender Weise dar: „Schnell wie ein Pfeil stürzte das Steppenpferd mit dem Kosaken in Rehsägen auf das Gehößt . . . ihm nach flog der tatarische Murza und sein Bachmat schoß dahin, als ob er schwamm so niedrig flog er auf seinen elastischen Füßen . . . seiner Spur folgte unter dem Lachen ein sich mit der Hinterhand auf die Erde niederstemmendes Pferd und mit dem vorderen Theil in die Luft sich erhebend, sprang es grad auf das Gehößt . . .“

Das edelste Pferd arabischen Bluts, welches für Gestüt und Witt in Polen am meisten begehrt wurde, hieß Arabczyk und man sagte von ihm, daß es das beste und schönste aller Pferde sei.

Man nannte den Arabczyk auch Bedew und es scheint, daß dieser Ausdruck eine Umgestaltung und Corruption von Beduin ist, da wir ihn auch in anderen slavischen Dialecten finden. Adam Micinski, Stallmeister am Hofe Sigismunds II. August, belehrt uns in seinem Werke: „o swierzopach i ograch“ (über Stuten und Hengste) daß man in dem

sogenannten königlichen Gestüt nur Pferde rein arabischen Blutes züchtete, daß dagegen in den sogenannten fürstlichen Gestüten, die ebenfalls dem Könige gehörten, das Blut gemischt war.

Rumak nannte man das türkische oder turksische Pferd, den Nachkommen der alten thracischen, thessalischen und cappadocischen Triumphatoren im Circus, aus Rumelien oder Anatolien stammend, woher auch der Name zu kommen scheint, der eine Umgestaltung des früher gangbaren Rumelec oder Rumel ist. Die Endung ak gab diesem Ausdruck eine Gleichgestaltung mit den Ausdrücken stepak (Schrittgänger) khusak (Traber) rysak (Schnelltraber) szlapak (Paßgänger) u. s. w. Diese Pferde standen in hohem Preise und wurden mit Muster- und Scharlachdecken bedeckt.

Die gewöhnlichen Eigenschaftswörter, welche dem Bodow und Rumak beigelegt wurden sind lotno-nogi (geflügelten Fußes) prędko-nogi (schnellfüßig) wiatro-nogi (windfüßig) zartko-nogi, polotny, bystro-lotny, chyży, zwiny, ręczo-biegły, ręczo-skoki, rzutny, żywy u. s. w. alles Eigenschaftswörter, welche Schnelligkeit und Behendigkeit, Geschick und Feuer andeuten.

Bachmat hieß das tatarische Pferd, gewöhnlich auf niedrigen aber elastischen Füßen, klein, niedrig und erst im fünften Jahre reitbar. Sie waren sehr schnellläufig, so daß sie nicht selten große und ansehnliche rumaki im Wettlauf ausstachen. Passet, der verdächtigt war, an einer Militair-Emeute Antheil genommen zu haben, rechtfertigt sich folgendermaßen: „auf freier Reise sperrt man mir den Weg. Hätte ich mich schuldig gefühlt, so hätte ich sicher entweichen können, — mögen sie's selbst sagen, denn sie wissen es, ob sie mich hätten umzingeln können. Saß ich doch auf einem solchen Pferde, dem kalmukische und astrachanische Bachmats nicht hätten entfliehen, und welches nimmer solche, wär ich geflohen, hätten erjagen können, sicherlich also hätten deutsche Friesen mir nachblasen können, (die Dragoner, welche Passet arretirten, saßen auf Friesen).“ In Litthauen waren zahlreiche Herden tatarischer Bachmats, aus denen die leichte litthauische Reiterei remontirt wurde.

Łoszałki nannte man auf tatarisch große tatarische Wallache, welche im Laufe den Kopf in die Höhe hoben. Der hohe Wuchs dieser Pferde, das Tragen des Kopfes und daß sie nur als Wallache nach Polen kamen, hat in mir die Ueberzeugung erweckt, daß diese Pferde aus Persien stammten. Die persischen Pferde zeichnen sich nämlich sowohl durch Höhe des Wuchses und die Eigenthümlichkeit der Astronomen aus und nur

durch Wallachisirung läßt sich die angeborene Unbändigkeit und Wildheit der Hengste einschränken. Denselben Namen führten auch geringere Pferde, welche die Tataren selbst Loschaks und nicht Bachmats nannten. Diese waren unansehnlich aber stark und ausdauernd. Die Pferde mongolischer Racen, jene den samogitischen, Finken, Masanken und Wiatten verwandten Pferde, wurden in Polen meist Loszaki genannt.

Argamat, abziamisches Pferd oder Pers nannte man das edle aus Persien am häufigsten aus der Provinz stammende Pferd, welche man Turkestan nannte und die noch heute durch ihre turkomanischen Pferde berühmt ist. Pferde dieser Race bildeten zugleich mit Seidenstoffen einen bedeutenden Artikel für den östlichen Handel. Unter Wladyslaw IV. wurde an den persischen Schach der General der Artillerie, Schemberg, als Gesandter geschickt, der mit Persien ein Bündniß gegen die Türkei schloß, die Handelsverbindungen befestigte und eine große Anzahl russischer Gefangenen befreite. Auf seiner Rückkehr wurde er durch nomadisirende wilde Horden am Ufer des caspischen Meeres zugleich mit seinem Beichtvater, dem Carmeliter Dionysius, und seinem ganzen Gefolge ermordet. Die Geschenke des persischen Schachs, sehr kostbare Pferde und Geräthe, wurden ebenso wie die anderen durch Schemberg selbst angekauften Sachen von jenen Raubmördern erbeutet.

Dzianet (Genet) nannte man das gewöhnlich durch außerordentliche Grazie ausgezeichnete spanische Pferd. Boter sagt in seinen Berichten: „die spanischen Dzianets sind Pferde von außerordentlicher Schönheit.“ Sie waren besonders für das Manege-Reiten geeignet und machten besser als andere, zierliche Courbetten und graziöse Sprünge, vor dem Parade-wagen aber zeigten sie sich sehr stattlich. Diese für Liebkosungen empfindlichen, gegen Rohheiten bissigen Pferde schienen ihren eigenen Werth zu kennen und schändeten sich nie durch eselartige Widerspenstigkeit noch durch irgend welche fehlerhafte Gewohnheit.

Die Dzianets gehörten zu den hochgewachsenen Pferden und waren von Alters her so an den Luxus ihres Reitzeuges und an glänzende Paraden gewöhnt, daß sie sich in ihrer Pracht zu gefallen schienen und ihre ganze Haltung der sie umgebenden Herrlichkeit anpaßten. Je glänzender die Expedition war, zu der sie verwendet wurden, desto leidenschaftlicher gaben sie sich derselben hin und bewahrten auch im größten Tumult eine heldenartige Ruhe. Sie waren an Musik gewöhnt, denn diese wurde bei ihrer Dressur nach damaliger Sitte, sogar schon zu Zeiten der alten

Iberier, angewendet. Durch die Abenceragen wurden sie häufig mit Datteln gefüttert, darum zeigten sie auch noch bei uns Sinn für Musik und Geschmack für Lederereien. Der Dzianet stammte von arabischen Pferden, wurde in Polen auf gleicher Höhe mit den Bedews geschätzt und entweder direct aus Spanien oder von sonstigen europäischen Märkten gegen große Summen importirt. Man beneidete Jeden, der auf einem Genet, weißer als Schnee, courbettirte. Johann Zamoiscki schenkte dem Könige Stephan ein Pferd seines Gestüts, welches an Wuchs und Tugenden dem Genet gleich kam. Der Blitz erschlug dem Jagiello mit einem Schläge vier Wagenpferde, neun Pferde der Hofleute und das königliche Genet. Auf spanischen Genets ritten in Polen die vornehmsten Personen grade in den Zeiten, als auch die tüchtigsten Krieger und Reiter Europas dieselben zu ihren Diensten verwendeten.

Sekiel wurde das ungarische oder siebenbürgische Pferd genannt. Den Namen Sekiel leitet man allgemein von dem ungarischen ab, ebenso wie den Titel der Fürsten von Siebenbürgen *Siculorum comites*, der die Häuptlinge des an den Grenzen wohnenden Volkes bezeichnet. Der Handel mit Sekiels war in Polen sehr lebhaft, denn er lieferte den Schwadronen der nationalen Reiterei die Pferde, eine bedeutende Anzahl der gewöhnlichen Kriegspferde, und die Landesgesetze nehmen ihn in besonderen Schutz, wie wir das bald sehen werden. Ohne Sekiel war kein Stall im Lande und nicht selten waren sie künstlich gefärbt.

Zu den ungarischen Pferden in Polen gehörte auch das Karpathenpferd, das den verschiedenen auf oder an den Bergen wohnenden Völkern dienen diente. Unter den karpathischen Pferden aber sind die vorzüglichsten diejenigen, welche nach dem Namen des Volkes, welches sie züchtet, *Suzulen* gemeinlich genannt wurden. Es unterliegt fast keinem Zweifel, daß alle karpathischen Pferde desselben Stammes sind wie die ungarischen und Priester Kluk sagt, daß die Gebirgspferde den ungarischen und siebenbürgischen nahe kommen. Das Pferd spielt in den Sitten und Gewohnheiten der Karpathen-Bewohner eine so wichtige Rolle, ist so untrennbar mit dem Menschen verbunden, daß es fast kein Lied giebt, in welchem sich der Bergbewohner nicht an sein Pferd wendet. Eine ähnliche Stimmung verräth auch das benachbarte krakauer Volk in vielen Wendungen seiner Lieder, wo vom Pferdchen oft die Rede ist.

Das Gebirgsklima, die Art der Weide und der felsige Boden haben auf die Verringerung des Wuchses gewirkt und die wilde Natur der

Berge wie die unebnen, beschwerlichen Felsenpfade haben ihm eine unfehlbare Sicherheit des Gangs und eine eiserne Ausdauer der Füße vermittelt. Die Vorzüge dieser Pferde sind dieselben, welche allen Gebirgspferden eigen sind. Die außerordentliche Vertraulichkeit mit dem Menschen und die ungewöhnliche Anhänglichkeit an denselben sind eine Wirkung der Art und Weise wie diese karpathischen Völkerschaften mit ihnen umgehen. Der arme Bergbewohner, der natürlich keine zahlreiche Heerde produciren kann und mit allen seinen Hausthieren in enger Gemeinschaft lebt, zeichnet sich durch eine besondere Vorliebe und Sorgfalt für sein Pferdchen aus. Was eine Puppe für ein junges Mädchen, was ein Schooßhündchen für eine ältere Dame, das ist für eine Bergbewohner-Familie ihr kleines, liebes Pferd, das nicht viel größer ist als ein großer Hund mancher Gegenden. Es wohnt in derselben Stube mit seinem Herrn, speist von dem Tische der Familie und ist der mit verschwenderischen Liebkosungen verzogene Liebling aller Mitglieber derselben.

Das dafür empfängliche Thier vergilt die ihm erwiesenen Freundlichkeiten mit gleicher Münze, ganz zart legt es sein delicates und grazioses Köpfschen auf den Arm irgend eines der Mitglieber der Familie, um dadurch anzudeuten, daß es Zeit sei, es aus der Hütte zu lassen. An einen kleinen Wagen gespannt zieht es manchmal mit Hilfe des Wirths eine schwere Last Holz zu Markte, von wo es für die verkaufte Waare eine mehrtägige Provision für die ganze Familie seines Herrn und für sich heim bringt. Solche Reisen macht das Thier ohne Baum und Gebiß und sein Herr ohne Peitsche. Gewöhnlich geht das Thier allein, während sein Herr hinten nach schlendert, da der letztere unbedingtes Vertrauen zu ihm hat und weiß, daß da, wo die Richtung des Weges zweifelhaft sein könnte, das kluge Thier den Kopf zurück beugen und auf einen Wink mit der Hand warten werde: er weiß, daß sein Pferd an jeder gefährlichen Stelle von selbst halten und warten werde, bis er selbst herangekommen und ihm über die böse Stelle helfe. Wenn der Wirth sein Kommen verspätet, so wartet es Stunden ja Tage und Nächte bis ihm die Hilfe kommt. Es ereignete sich, daß ein solcher Wirth einmal beim Beerensuchen in einen Abgrund stürzte und daß er erst nach einigen Tagen leblos gefunden wurde, das Pferd aber, das an einer verzweifeltten Stelle vergebens auf die Hilfe seines Herrn gewartet hatte, fand man fast verschmachtet und verhungert. Geht schließlich ein solcher lieber Hausgenosse den Gang alles Fleisches, so lebt die Erinnerung an ihn

noch lange Jahre in der Familie fort. Ja selbst auf die zweite Generation gehen noch Reliquien von ihm über, sei es ein Stück noch behaarter Haut, die dem Vater als Mütze oder Kasten dient, oder sei es ein Stück Leber, womit der Vater seine Füße bekleidet, ja oft werden beim Anblick dieser Ueberreste in Erinnerung an den alten Hausfreund noch Thränen vergossen.

Das huzulische Pferd, das einem ziemlich wohlhabenden und industriellen Volke dient und ein im ganzen behagliches Leben führt, unterscheidet sich sofort schon durch seinen Wuchs wie durch seine Lebhaftigkeit von anderen tatarischen Pferden. Es ist nicht groß, hat einen schön geformten Kopf, eine lange Mähne und starke, sichere Füße. Seine Haarfärbung ist meist dunkelfuchs oder schwärzlich. Zum Zugpferd ist es nicht geeignet, aber für den Sattel ausgezeichnet, obwohl es nach einer alt-polnischen Erzählung für furchtsam, launenhaft und für daszureiten schwierig galt. Um in dem huzulischen Pferde die ihn charakterisirenden Eigenschaften hervorzubringen, dazu trug nicht wenig das frühere Räuberleben des huzulischen Volkes bei, von dem Wielowski sagt, daß man kaum einen Huzulen hätte finden können, der in seiner Jugend nicht das Räuberleben versucht hätte, und selbst ernste Väter, ja sogar solche, die zu den guten und wohlhabenden Wirthen gehörten, in ihren Söhnen die Lust zu Räubereien nicht nur nicht unterdrückt, vielmehr selbst noch bei guter Gelegenheit nicht geschwanzt hätten, an solchen Theil zu nehmen. Ich kann mich nicht enthalten hier eine Schilderung des huzulischen Pferdes durch Vinzens Pol zu citiren, der die genaueste Kenntniß dieser Gegenden besaß und durch seine meisterhafte Feder dem diesen Gegenstand behandelnden Abschnitte einen besonderen Reiz zu verleihen wußte. „Die Huzulen,“ sagt er, „sind ein Reitervolk, von Kindheit an sitzt Alles hier zu Pferde, denn die Wege sind felsig, die Berge steil, die Entfernungen groß; auf dem Pferde sitzt das Mädchen mit der Kanne um Wasser zu holen, zu Pferd nährt die Mutter ihr Kind, zu Pferd reitet das Weib zur Spinnstube mit dem Rocken und spinnt, ins Wirthshaus gehts zu Pferde, in das Städtchen zu Markt reiten ganze Dorfschaften und ein Pferd hinter dem anderen gehend klimmen sie die steilen Felsenpfade hinan, gleiten vorsichtig von ihnen hinunter und überschreiten die Fahrten rauschender Sturzbäche und Flüsse. Ohne Pferd rührt sich hier Niemand aus der Hütte, sei es zu Wald, Wiese, Feld oder zum Städtchen. Nach caucasischer Sitte findet hier die Melkerei Statt, wozu alle nöthigen Geräth-

schaften am Sattel hängen. Oft geht das Pferd ohne Gebiß oder wenigstens nicht aufgezäumt, aber immer trägt es eine Trense. Die Pferde sind sehr intelligent, kennen Menschen und Bergpfade bei Tag und bei Nacht, hüten sich selbst vor wilden Thieren und halten sich an den Menschen, schließen sich eng an die Hausgenossen und Kinder, aber behalten einen ihnen zugefügten bösen Scherz lange im Gedächtniß und sind so an Menschenhand gewöhnt, daß sie auf den Ruf dem Menschen folgen und, wenn sie auf Weide gegangen, auf den ihnen bekannten Zuruf zurückkehren. Auf meinen wissenschaftlichen Reisen ritt ich Pferde, die ich von Ort zu Ort miethete, denn einmal ist es angenehm immer frische Pferde zu reiten und dann kennt der Huzule seine Gegenden am besten. In der That muß man sich hier oft auf das Pferd, auf seine Intelligenz und seine Füße verlassen; darum ist es am besten auf gefährlichen Stellen dem Thier den Zügel zu lassen und sicher wird das Pferd glücklich Stellen überschreiten, die man zu Fuß oder auch auf allen Vieren nicht wagen würde zu passiren. Wer den Anblick steiler Abgründe nicht zu ertragen vermag, der thut am besten sich die Augen verbinden zu lassen und das Pferd wird ihn glücklich und sicher hinüber tragen. An die Spitze einer Caravane, welche die steilen und schwierigen Gebirgssteige hinanklimmt, giebt man die klügsten, aufmerksamsten und ältesten Pferde und Alles geht gut, so lange die Caravane nicht von einem Sturme überfallen wird. In einem solchen Falle aber legen sich die Pferde zu Boden, die Leute neben sie und zwischen Felsen und Wald lagert Alles in Angst bis der Sturm vorüber ist . . . und fürwahr solche Stürme sind kein Spaß. Gewöhnlich beginnen sie mit einem warmen Sturzregen, mit Donner und Blitz, worauf Hagel- oder Schneewehen folgen. Inmitten eines heißen Sommertages werden die schwarzen Berge auf Stunden, ja zuweilen auf Tagelang mit dichten Schneemassen bedeckt. Ist der Sturm vorüber, so erheben sich die Pferde von selbst, schütteln sich den Schnee ab und probiren die Wege, bildet sich dann der Schnee unter ihren Hufen zu Ballen, so kehren sie zu ihrem Lager zurück und versuchen es nicht wieder aufzubrechen, bis der Schnee dünner geworden oder geschmolzen ist. — Der Anführer der Grenzjäger-Bacht forderte mich eines Tages auf zuzusehen, wie ein Mädchen die Pferde herbei locken werde. Das Mädchen nahm eine große Schüssel aus Ebernholz, schüttete ein paar Meßen Hafer und einige Handvoll Salz hinein, mischte lachend diese Lockspeise und sprang auf das Dach des

Stalles. Wir standen auf dem Zaun. An der nördlichen Seite der Bergabdachung weidete eine Heerde von Pferden aber in einer solchen Entfernung, daß ich sie für Schaafe hielt. . . Cios! cio! . . . Cios! cio! . . . Cios! cio! . . . rief das Mädchen mit langgebehntem Tone vom Dache herab gegen die Bergwand und die weithinschallende Stimme glitt über den Thau zweimal hinüber zu den Felsen und zweimal trug sie der Widerhall zurück . . Cios! cio! . . . und mit einer Schindel schlug das Mädchen flach auf die Latten des Daches. Nach einigen Minuten hörte man von der Höhe drüben das vereinzelte Wiehern von Pferden. Das Mädchen wiederholte ihr Rufen und immer deutlicher hörte man die Antwort der Pferde in immer näherrückendem Wiehern. Noch vor wenigen Augenblicken schien es sehr fern, aber von Minute zu Minute wurde es lauter, die Anzahl nahm sichtlich zu und in Schüssen sprengte sie heran. Schon mußten sie das Mädchen bemerken, denn grade auf sie los nahmen sie mit Sturmeslauf ihre Richtung. . . Sie stieg vom Dach, sprang über den Zaun und die Schüssel hochhaltend eilte sie den heranstürmenden entgegen. Ich bebte vor Angst, denn es schien mir als würde sie von den Hufen zertreten werden; die Erde erdröhnte vom Fußschlag und die Luft vom Gewieher. Plötzlich machten sie vor dem Mädchen im schnellsten Laufe Halt und begannen auf den Hinterbeinen sich steil zu erheben. Sie tollten um das Mädchen herum, doch ohne es zu berühren; dieses hielt die Schüssel hoch und drohete mit der Schindel. Bald beruhigten sie sich, den Stuten folgten die Fohlen, ein weißer Hengst umkreiste die Heerde und schließlich herantretend senkte er seinen Kopf in die Schüssel . . . .“

Hestry hießen schwedische Pferde, welche aus jenen Provinzen über die Grenze kamen, welche so oft Veranlassung und Schauplatz von Kriegen zwischen Polen und Schweden waren. Denselben Namen gab man auch Pferden, welche Samogitien und Litthauen eigen waren. Czacki leitet den Namen aus dem Isländischen und zwar aus dem Grunde, weil die Geschichte der orcadischen Inseln, welche im isländischen Dialect geschrieben ist, die Pferde Hestry nennt. Samogitien, Curland, Liefland, Esthland und Finnland sind bis heute noch von jenen derben, kleinen und schnellen schwedischen Pferden überfüllt, die unter dem Namen Hestry in Litthauen seit lange bekannt waren und auf der Insel Desel die Reinheit ihrer Race bewahrt haben. Ich weiß nicht, woher Czacki die Nachricht geschöpft hat, „daß die schwedischen Hestry für die Gestüte verwendet waren,



aus welchen die schwere Reiterei ihre Pferde nahm“ da aller Wahrscheinlichkeit nach diese Pferde zu jener finnischen unter dem Einflusse des Klima verkümmerten Race gehörten, die durch ihre Ausdauer in der Arbeit, Mäßigkeit im Fressen und Schnelligkeit im Trabe ausgezeichnet, aber nicht geeignet war einen Schwergepanzerten zu tragen. Die samogitischen Pferde haben alle Merkmale der Verwandtschaft mit den finnischen und nur in diesem Sinne kann man von ihrer schwedischen Abstammung sprechen, die man von Alters her den samogitischen Pferden zuschrieb. Das samogitische Pferd war und ist ein nicht großer Parepa, ein tüchtiges, dberbes, gedrungenes Thier den heutigen finnischen Trabern, den baltischen Pferden und demjenigen Riebstuts ähnlich, dessen Bild in Volksliedern Litthauens noch heute fortlebt. Von Alters her hielt man die samogitischen Hestry oder Samogitier, wie man sie später nannte, für kleine Pferde, die schon ihres Wuchses wegen mehr für das Wagensteit als für den Sattel geeignet und für solche, welche besser im Stande wären, große Lasten zu ziehen als zu tragen. Ueber die Vorfahren des samogitischen Pferdes schreibt Olaus Magnus, Erzbischof von Upsala, daß auf der Insel Deland im gothischen Meere kleine Pferde existiren, welche zu allen Künsten, wie Tanzen u. s. w. großes Geschick haben. Diese Pferde sind wohl zur Freude und zum Troste der Menschheit von jenen Kobolden aufgezogen worden, von denen derselbe Autor sagt: daß sie, wenn nicht durch und durch Teufel, doch so verdorbener Natur wären, wie andere Höllegeistler; einfachen Leuten die Pferde striegeln und in Schweden, Norwegen und Finnland noch andere Dienste verrichten. Aus solcher überirdischer Zucht und Pflege kamen die finnischen in Samogitien unter die Obhut der Katajnica, der Gottheit der Gestüte, und unter den Schutz des mächtigen Charirari, des heidnischen Gottes, des Schutzpatrons der litthauischen und samogitischen Kriegsrösse, dem man ausgewachsene Hähne verschiedener Farben in der Absicht zum Opfer brachte, daß die Pferde sich mehren möchten. Wenn man diesen Gott um Frieden bitten wollte, da er nicht nur Gott der Pferde, sondern auch des Krieges war, so brachte man ihm Opfer und betete zu ihm, hinter dem Ofen auf einem Sattel sitzend. Die Traditionen von schwedischen und finnischen Teufeln wurden zugleich mit dem finnischen Pferde nach Samogitien importirt, wie darüber Pietro Duodo in seinem Bericht über seine Gesandtschaft in Polen 1592 vor dem venetianischen Senate erzählt: „Man sagte mir“, spricht er, „daß in einigen Gegenden

Samogitiens Teufel sind, die, um die Menschen desto schneller zu sich zu locken, häufig in ihren Häusern zu verkehren pflegen, mit ihnen die innigste Freundschaft schließen, ihre Pferde pflegen, ihnen beim Pflügen, Säen, Ernten u. s. w. helfen. Obwohl das unglaublich scheint, so haben mich doch sehr glaubwürdige Personen darüber versichert. Man glaubte in alten Zeiten, daß in diesen Gegenden sich die Hölle befunden habe und zwar in Folge der Menge von Teufeln, die sich hier ohne Unterlaß zeigten.“ Kzaczyński, der sehr erudit viele Autoren citirt, schreibt über das samogitische Pferd folgendermaßen: „In Samogitien oder Schameiten, sind die Pferde klein aber die ausdauerndsten in der Welt (generosissimi). Die Schameiten gewöhnen sie an eine allen Glauben übersteigende Arbeitsamkeit. Diese obwohl kleinen, unansehnlichen Pferde sind in der Arbeit und auf Reisen so hart, daß man sie für eisern halten könnte und daß man ihnen was Dauerhaftigkeit betrifft weder die dänischen noch die friesischen gleichstellen kann. Noch heute leistet dies kleine Thier für geringen Lohn bedeutende Dienste.“ Lasticus in seiner Abhandlung de diis Samogitarum sagt: „daß er in Wilna für zwei Gulden ein kleines, zmutzinißches Pferd gekauft habe, das so kräftig und ausdauernd gewesen, daß er mit ihm vor dem Schlitten in schnellem Laufe ohne den geringsten Unfall hundertundzwanzig Meilen nach Krakau gefahren sei.“ Der Name Hestry diente in Alt-Polen sowohl für Bezeichnung eines finnischen wie zmutzinißchen Pferdchens, weil man eben beide als von einer Familie abstammend ansah, wie denn auch heute noch viele Sachkener den Zmutzin für einen baltischen Klepper halten. Wie diese selbst, so kommen auch beide Ausdrücke Hestry und Klepper aus dem Schwedischen; der erste hat den Ausdruck häst, was in Schweden ein Pferd im Allgemeinen bezeichnet, zum Stammwort, der andere stammt von dem schwedischen klipare, womit man ein kleines Pferd benennt. Eben so wie die zmutzinißchen, baltischen und finnischen Pferde in alten Zeiten Hestry nach dem Schwedischen genannt wurden, so nennt man sie heute noch vielfach nicht ohne Grund Klepper, denn alle drei Pferde-Familien sind gemeinschaftlich finnischer oder vielmehr mongolischer Abkunft, die sie wiederum zu einem Stamme mit den mezenischen, obwinischen, wijattischen u. s. w. vereinigt (cf. das Pferd des russischen Reiches). Finnischer oder, wie man früher sagte, schwedischer Abkunft waren die Pferde zu Zeiten Alexanders des Jagiellonen in Litthauen und Samogitien, die unter dem Namen Hestry bekannt waren. Ein zmutzinißches

Pferd war auch wohl sicherlich jenes Pferdchen dessen Gaetani erwähnt, indem er sagt: „Im königlichen Stalle sind viele stattliche Pferde und unter ihnen ein Schweißfuchs so klein, daß, obwohl ich ihn mit eigenen Augen gesehen, ich dennoch meinen Augen kaum traute, so nicht nur wunderbar aber unglaublich erschien mir die Sache. Seine Höhe reichte mir nicht bis an den Gürtel und dabei waren die Verhältnisse so richtig und grazios, daß man nichts Schöneres sehen konnte. Man hatte ihn aus Litthauen gebracht und dressirte ihn für den Königssohn Bladyslaw.“ Johann Krasinski sagt in seiner Beschreibung Polens: „die zmutziniischen Pferde sind fast alle sehr klein, aber ausdauernd bei Hunger und Kälte.“ Aber diese Pferde wurden auch für Abgehärtetheit erzogen; den größten Theil des Jahres mußten sie sich mit spärlichen Halmen abgenagten und trockenen Grases behelfen, welches die Natur allein unter dem Schnee für sie erhielt. Mit hartem Hufe und nicht ohne Anstrengung mußten sie so zehn Monate des Jahres hindurch ihre bescheidene Kost suchen, und nur durch ein Uebermaß von Frost oder durch Anfälle von Raubthieren gedrängt, flüchteten sie unter das Dach der gastlichen litthauischen Numa, welche die Bequemlichkeiten eines hölzernen Nomadenzeltes bot. Eine Numa entsprach in ihrem sehr einfachen Bau durchaus der allgemeinen Armuth Litthauens, das sogar das heute dem Aermsten unentbehrliche Eisen als seltene Kostbarkeit ansah. Ohne Eisen behalf sich der litthauische Pflug, ohne dasselbe die quitzenden Wagen „plaustra stridentia“, ohne Eisen blieb Huf und Gebiß der Pferde, ja ohne Eisen behalf man sich sogar im Kriege zuweilen, indem man mit Reulen und Knitteln bewaffnet, nach einer nicht durchaus fabelhaften Sage, solche Festen wie Zawichost erstürmte. Wo es sich grade traf, schlug eine zmutziniische Familie ihr Nachtlager auf, und nächtigte bei einem großen Feuer zusammen mit dem zur Nacht herbeigelaufenen Inventar an Pferden und Vieh, mit einem Vorrath von Nahrungsmitteln unter dem schläfrigen Kopf. Der Raum, den sie einnahm betrug ungefähr zehn Klaftern, der mit vier Wänden ohne Fenster umgeben und mit einem Dach bedeckt war. Das Dach war aus Schilf und die Wände bestanden aus rohen Rundhölzern, ein solcher Bau hieß eine Numa, die zugleich Wohnung, Stall und Speicher war. Wenn die geringste Kriegsgefahr drohte, wurde auf Befehl des Fürsten Alles in Brand gesteckt und in die durch Moräste geschützten und unzugänglichen Büsten geflüchtet, so daß dem eindringenden Feinde nichts als die nackte

vom Brand noch glimmende Erde übrig blieb, worauf auch nicht ein Palm Gras gelassen war. Solchem Verfahren verdankte Litthauen die Rettung vor den wiederholten feindlichen Angriffen des Ordens und die Niederlagen, welche den letzteren nicht selten und namentlich während der glänzenden Expedition Conrad Wallenrods trafen, der mit seinen fast verhungerten Haufen schwachvoll seinen Rückzug antreten mußte. Unter dem bescheidenen Dache der litthauischen Kuma wurden tüchtige, abgehärtete Pferde gezüchtet; nicht selten lieferten diese Beweise außerordentlicher Thakraft und entsprachen würdig der Kühnheit der mannhaften Zmudzinen. Als z. B. während des Interregnums nach dem Tode Sigismunds II. August, Swan Wasiliewicz, Großfürst von Moskau, Weissenstein in Piesland stürmte, griff Achaz, der Führer der Zmudzinen, denselben auf seinen kleinen aber kräftigen Hestern so nachdrücklich an, daß er die Russen über den Haufen warf, ihnen eine Masse Leute tödtete und alle Beute entriß. Nicht nur Samogitien züchtete diese Hestry, sondern auch das ihm verwandte Volk der Letten, und die jenseit des Niemen wohnenden Preußen pflegten und züchteten diese Thiere als einzige Hülfswerkzeuge in ihrem verzweifelten Kampfe um ihre Unabhängigkeit gegen die Deutschen. Ihre Pferde waren so tüchtig, daß der die Preußen austrottende und spurlos vertilgende Orden, nach der Eroberung Preußens die Zucht dieser Pferde in Schutz nahm und solche zu verschiedenen Zwecken für seine Vorwerke unter dem zmudziniſchen Namen Sweitisse züchtete. Dergleichen Pferde wurden noch in den späteren Zeiten der Republik sehr begehrt. Kluk sagt: „die Gestüte des preußischen Samogitien liefern uns auf den Jahrmärkten zu Tilsit eine ansehnliche Menge nicht schlechter Reit- und Zugpferde. Außer diesen Sweitissen brachte man auch durch die Deutschen ausschließlich gezüchtete schwarze Friesen zu Markt.

Russen oder Pferde des Großfürstenthums Moskau kamen in großen Massen nach Polen; nicht nur der Krieg brachte sie, sondern auch die Verwandtschafts-Verhältnisse mancher litthauischen Adelsfamilien mit dem russischen Bojarenthum. Die „Beschreibung der polnischen Interessen in Moskau unter Dymitry“ sagt: „daß die Carin Maria, während sie in der Nähe von Moskau die Vollendung der Vorbereitungen zu ihrem feierlichen Einzug in die Thore der Hauptstadt abwartete, unter die sie umgebenden Polen und Diener achtzig Pferde vertheilt habe, die ihr aus dem carischen Gestüte zugeführt worden waren.“ Der Bojar Scheremetief, der 1697

in Gesandtschaft nach Krakau, Venedig, Rom und Malta geschickt wurde, schenkte dem Feldmarschall Litthauens, Boguslaw Służko, zwölf scheidige Wagenpferde, von denen jedes auf hundertfünfzig Rubel geschätzt wurde. Man verwendete die moskowitzischen Pferde für die Garde, auch hatten dergleichen einige Leibgarben litthauischer Magnaten, namentlich solcher, welche ihre Reiterei im Großfürstenthum Moskau warben und in russischer Tracht einführten. Passet tadelt diese Pferde, indem er sagt, daß sie außerordentlich schwer waren, und im hitzigen Gefecht häufig nicht zusammenhielten. Nichtsdestoweniger wurden sie wegen ihres geringen Preises in Fällen, wo es eben im Lande an Pferden fehlte, in Polen begehrt, um so mehr als nicht selten Momente eintraten, wo man schwere Pferde gebrauchte und dann war man nicht wählerisch. Die unaufhörlichen Kriege zwischen Polen und dem Garenthum, brachten eine große Menge russischer Pferde nach Polen. In den Gestüten Litthauens spielten sie eine wichtige Rolle und nicht selten erschienen dazwischen tatarische Bachmats und sogar ausgezeichnete persische Argamaten.

Niederdonauische Pferde nannte man in Polen solche, welche aus der Moldau und Walachei stammten und schätzte dieselben an Werth den Sekiels gleich. Dergleichen Pferde kamen vorzugsweise durch Kriege nach Polen, denn die Handelsverhältnisse zwischen diesen Provinzen und der Republik waren sehr unbedeutend, weil sie eben dem türkischen Reiche ziemlich ergeben waren und Polen soviel als möglich zu schaden suchten. Da sie es aber im offenen Felde natürlich mit der damals mächtigen Republik nicht aufnehmen konnten, so suchten sie hinterlistig dem polnischen Handel mit der Türkei zu schaden und hielten Pferde, die vom Orient zu uns gebracht werden sollten, an, wie wir darüber Beweise in dem Bescheid finden, welcher den Gesandten des Hospodars der Moldau 1545 ertheilt wurde: „Unser Herr S. Majestät der König läßt euch sagen: einige Kaufleute, Türken, Armenier und Juden kommen in das Reich S. königl. Majestät des Großfürsten von Litthauen aus dem türkischen Lande mit ihren Waaren, und sie sagen hier, daß sie gute türkische Pferde aus dem türkischen Reiche in das Land Sr. Majestät zum Verkaufe hätten bringen wollen, daß aber, als sie durch das Land eures Hospodars gegangen wären, euer Hospodar befohlen habe, ihnen diese Pferde abzunehmen und nicht zum Lande Sr. Majestät durchgehen zu lassen. Ihr sollt also von Seiten Sr. Majestät eurem Hospodaren sagen, daß er dies nicht thun, sondern freien Händlern, die solche Pferde zum

Verkauf durch sein Land in das Sr. Majestät treiben, dies nicht verbieten und ihnen nicht dieselben abzunehmen gebieten möge.“

Mährische Pferde galten in Polen für sehr gute und wurden in großen Partien eingeführt. Mährische Stuten rangirten nach Miscinski's Versicherung mit polnischen, türkischen und friesischen in den sogenannten fürstlichen Gestüten, wo Bedews und ausgewählte polnische Hengste zu Beschälern dienten. Nach diesem Vorbilde wurden im ganzen Lande ähnliche Kreuzungen vorgenommen.

Friesen oder Fresen nannte man schwere, colossale norddeutsche Pferde sogenannter armorikanischer Race, die aus Brandenburg, Sachsen, Mecklenburg, Hannover, Braunschweig und Holland eingeführt wurden. Friesland war das Vaterland des besten Stammes dieser Race und der polnische Name dieser Pferde kommt eben daher. Gebraucht wurden sie in Polen vor Wagen, für schwere Reiterei wie Kürassiere und Dragoner, sowie auch für die Troßknechte. König Sigismund I. erhielt einst nicht gewöhnlich schöne, schwarze Friesen aus Deutschland.

Die Deutschen pflegten diese Pferde nach vollendetem dritten Jahre im Trabe zu üben, zum Kampfe aber ritten sie dieselben erst im fünften Jahre, indem sie dieselben meistentheils mit einer Rüstung von Eisenblech oder Leder bedeckten. Die Beiwörter, welche von alten Autoren dem Friesen beigelegt zu werden pflegen, sind: groß, schwer, schwarz, rauhfüßig. Polen machte während der langjährigen Kriege mit dem deutschen Orden, seit Lokietek's bis auf Casimir des Jagiellonen Zeiten Bekanntschaft mit diesen Pferden. Immer trat der Orden im Kampfe sowohl wie bei Gesandtschaften auf hohen, stolzen Friesländern auf, und verbreitete diese Race in Pomerellen und Preußen.

Litthauen und die zuweilen mit ihm verbündeten Tataren spickten oft, wie die Chroniken sagen die deutschen Friesen mit Pfeilen, und Rießtat wie andere litthauische Fürsten, machten oft ganze Heerden solcher rauhfüßigen Bucephalen zur Beute. Zu Johannis III. Zeiten dienten bei dem Feldzuge nach Wien keine Friesen im polnischen Heere, wie das eine Stelle aus den Memoiren jener Zeit beweist: „die Polen brachen mit dem Könige leiblich glänzend, mit einer gewissen Pracht auf; sie hatten gut gebaute Sättel, schönes Baumzeug, gute, muthige Pferde, obwohl keine Friesen. Auf solche Pferde kann man im Kriege viel rechnen, da ein gutes Pferd ein lebendiges Schwert ist, das den Menschenkräften Schnelligkeit verleiht und sie besflügelt macht.“ Die Importirung und der

Unterhalt der Friesen gehörte zu den kostspieligen Dingen wie uns davon das Sprichwort überzeugt:

Gesetz, Bankette, Friesen, Gebäude, Medicinflaschen,  
Strafgelber verwülsten von Grundaus unsre Taschen.

Die dänischen Pferde, welche ebenfalls zur armorikanischen Race gehören, wurden in Polen selten Friesen genannt; vielleicht deshalb weil die schwarze Farbe bei ihnen nicht so allgemein wie bei den Friesen war, und diese Farbe grade gehörte nach polnischen Begriffen zu den unvermeidlichen Eigenthümlichkeiten des Friesen, außerdem war die Massivität der dänischen Pferde, wenn auch immer bedeutend, dennoch niemals so ansehnlich wie sie bei den Friesen zu sein pflegte. Dänische Pferde wurden in bedeutender Anzahl nach Polen importirt, namentlich in der Epoche als der Luxus in Wagenpferden um sich zu greifen begann, und als in Europa der Ruf des dänischen Pferdes sich mehr und mehr verbreitete, d. h. gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts. Viele sind bei uns der Ansicht, daß die getigerte oder gefleckte Haarfärbung, die in einigen Gegenden Polens so hoch geschätzt wurde, darin ihren Ursprung hatte. Tarant oder gefleckt, getigert nannte man in Polen ein Pferd, dessen Haarfärbung aus ziemlich regelmäßigen schwarzen, gelben oder rothen Flecken auf weißem Grunde bestand, man sagte von ihnen: daß sie gesprengelt waren wie die bunten Eidechsen, die man auch Taranteln nannte; besonders aber wurden solche Pferde geschätzt, deren Flecke regelmäßig rundlich waren und die Größe eines Hühnerreis nicht überschritten. Pferde solcher Färbung, wurden zuweilen verschiedenen hochstehenden Personen Europa's zum Geschenke geschickt, und immer dort als eine Merkwürdigkeit bewundert. Wilhelm Levasseur von Beauplan, Capitain der Artillerie im polnischen Heere unter Sigismund III. und Wladyslaw IV. scheint in seinem Werke unter dem Titel: *Descriptio Ucrainae*, wo er bemerkt, daß die polnischen Herrn gefleckte für den Anblick sehr schöne Pferde zu züchten pflegen, darin etwas zu finden, was ihm im Westen wahrscheinlich nicht vorkam. Binzens Pol leitet in seinen Anmerkungen zu seiner Dichtung „Mohort“ der Tradition folgend, diese Haarfärbung aus Persien und ist der Meinung, daß dieselbe durch die Tataren zu uns gekommen sei. Der Widerwille der Befenner des Islam gegen die Verschieden-Farbigkeit eines Pferdes, ist indessen in einigen Ländern so stark, daß Fohlen die durch Allah mit Geflecktheit gebranntmarkt sind, als unreinen Bluts verdächtig sofort erschlagen werden; ein Umstand, der viele daran zweifeln läßt, ob

die Perser Pferde einer Färbung, die vom Propheten gradezu verdammt worden, verbreitet und gezüchtet haben sollten. Die gewöhnliche Bartheit der Haut bei so gefärbten Pferden, die eine Ursache der schwachen Schweif- und Mähneentwicklung ist und von der ein Sprüchwort sagt: „kein Wunder, daß ein sommersprossiges Mädchen und eine getigerte Stute eine feine zarte Haut haben“, scheint dafür zu sprechen, daß solche Pferde in dem feuchten, nebelvollen Norden und nicht im sonnigen Orient ihren Ursprung genommen haben, denn dort ist die Bartheit des Hautgewebes als eine natürliche Wirkung des Klimas gewöhnlicher. Endlich spricht der hohe Wuchs der Zugpferde der Fürstin Lubomirska, der General-Felzeugmeister Kzewuska und des Generals Jastrzembski, deren Gedächtniß bis in unsere Zeiten reicht, dafür, daß in Polen solche Pferde nicht aus Persien, sondern aus Dänemark eingeführt wurden. Bei allem aber scheint die sehr interessante kleine Abhandlung eines polnischen Poeten, über die Haarfärbungen der Wahrheit näher zu kommen als die allerfeinreichsten Untersuchungen. Ich weiß zwar nicht, ob in Persien in der That sich vorzugsweise getigerte und gefleckte Pferde befinden, denn ungeachtet der sorgfältigsten Nachfragen und Forschungen in dieser Beziehung kann ich nur sagen, daß diejenigen Reisenden, deren Werke ich zu Rathe gezogen, oder welche ich persönlich in dieser Beziehung befragt habe, in Persien dergleichen Pferde nie gesehen haben. Dagegen unterliegt es keinem Zweifel, daß die mongolischen Stämme sehr großen Gefallen an Pferden solcher Färbung haben. Der Lamaismus, nicht der Islamismus, ist der Protector jeglicher Geflecktheit und es scheint, daß diese Färbung in Asien durch die Mongolen in jener Zeit verbreitet wurde, als ihr riesiges Reich sich fast über das ganze mittlere Asien ausdehnte, in welchem die scheckig, fleckig oder sommersprossig genannte Horde diesen Namen von der Farbe ihrer Pferde erhielt und nicht wenig dazu beitrug, diese Färbung in Mode zu bringen.

Lehrberg sagt in seinem Werke: Untersuchungen zur Erläuterung der älteren Geschichte Rußlands, St. Petersburg 1816: „die scheckige Horde hatte ihre Besitzungen in den Gegenden Naryms, am rechten Ufer des Ob bis zu den kalywanschen Bergketten. 1592 wurde sie auf kaiserlichen Befehl durch die Kosaken bekriegt und überwältigt. Es ist das dieselbe Horde, welche Chan Abulgari in seiner genealogischen Geschichte der Tataren in die Umgegend der Stadt Alakzyn (d. Sommersprossige) placirt, und zwar erhielt diese Stadt ihren Namen aus dem Grunde, weil die



Bewohner derselben nur gesprenkelte Pferde im Gebrauche hatten, deren Größe eine solche war, daß ihre dreijährigen Fohlen den Pferden anderer Horden gleich kamen. Zahlreiche Jurten in den diese Stadt umgebenden Sümpfen züchteten mächtige Heerden solcher Pferde und beuteten die Silberminen aus, die sich in ihrer Nachbarschaft befanden, welche ihnen soviel Silber lieferten, daß man bei dieser Horde keine anderen als silberne Geschirre sah. Vermittelst eines Geschenkes von Schecken und getigerten Pferden an Tamerlan, erkaufte sich einer seiner begrabirten Generale sein Leben. Für gewisse religiöse Feierlichkeiten und Ceremonieen des mongolischen Lamaismus, sind dergleichen Pferde unbedingt erforderlich. Nur mit solchen darf z. B. der Leichnam eines Verstorbenen an gewissen Tagen im Monate bestattet werden. In den astrologischen Vorschriften der Mongolen wird gesagt, daß diejenigen, welche in einem Jahre der rothen Farbe geboren werden, sich der Zucht bunter Pferde hingeben sollen, da nur solche ihnen gedeihen würden. Bei den Buriaten findet man in ihren sehr zahlreichen Heerden kein braunes oder schwarzes Pferd, alle sind vielmehr entweder weiß, helle Schecken oder getigert.“ Früher schon bei Besprechung der antiken Welt haben wir gesehen, daß Thracien, welches die Scythen oder Tataro-Mongolen am nächsten berührte, in Griechenland wegen seiner getigerten Pferde im Rufe stand. Wir haben gleicherweise gesehen, daß China nach Khotand, einem Lande, das in die mongolischen Steppen hineinreicht, Expeditionen wegen des Ankaufs solcher Pferde ausrüstete. Raphael stellt Attila auf einem getigerten Pferde dar, gleich als ob sich eine Tradition davon erhalten oder als ob das Genie des Künstlers in seiner Intuition sich den Führer der mongolischen Horden auf keinem anderen Pferde zu denken im Stande gewesen, als eben auf einem solchen, welches bis heute noch die wenig bekannten mongolischen Stämme charakterisirt. Nasarow, der 1413 russischer Gesandter in Khotand war, sagt, daß er bei der Ceremonie des officiellen Empfanges durch den Chan Amir Balimiani, (den Protector des mittleren Reiches) zwischen zwei Reihen berittener Leibgarde des Chans durchpassirt sei, welche auf lauter getigerten turkestanischen Argamaken geseßen. Die chinesische Legende in Betreff der Herkunft der khotandischen getigerten oder Blut schwitzenden himmlischen Pferde, hat folgende Tradition aufbewahrt. Auf einem sehr hohen Berge in Khotand sollen sich Pferde aufhalten, welche Niemand im Stande ist zu fangen, die Anwohner dieser Gegenden führen ihre Stuten verschiedener Färbung

an den Fuß dieses Berges, welche durch jene himmlischen Pferde befruchtet eine Blut schwitzende Progenitur zur Welt bringen. C. Ritter vermuthet, daß dies den Berg bewohnende Pferd der Kiang sei, den Moorcraft in den von Labath nordwärts gelegenen Bergen in Heerden von zwölf Stück getroffen hat. Der Abbé Remusat und Neumann berichten folgendermaßen über diese Pferde: In den Gegenden des oberen Orus ist ein Berg Poli (wahrscheinlich Bolor), an dessen Abdachung nach rechts sich eine Höhle befindet, welche der Aufenthaltsort eines wundervollen himmlischen Pferdes sein soll, zu dieser Höhle schicken die Umwohner ihre Stuten auf die Weide, und die dort befruchteten Mütter bringen Pferde zur Welt, Kiu genannt, welche Blut schwitzen. Es mag das mit irgend einem heidnischen Ceremonial in Zusammenhang stehen, aber die Gelehrten wollen in dem Ausdrucke Kiu oder Kü eine linguistische Verwandtschaft mit dem Ausdrucke Kiang finden, vergessen indessen dabei, daß Kiang nicht ein Pferd, sondern einen Esel bedeutet.

Die Tataren, die unter Jurten im westlichen Sibirien wohnen, haben eine große Menge scheckiger und noch mehr getigelter Pferde, denen sie eine ganz besondere Schnelligkeit, Kraft und Ausdauer zuschreiben. Nicht leicht werde ich die Sturmesseile einiger getigerten Postgespanne vergessen, die mich durch die wilden Einöden Sibiriens wie mit der Schnelligkeit des Blitzes hinweg schafften. In den mittleren Jahrhunderten sollen sich unter den Destriers der Ritterschaft ebenfalls dergleichen gefunden haben und diese mochten vorzugsweise wohl aus Dänemark stammen. Die Beherrscherin der Welt, die Mode, hatte immer einen nicht unbedeutenden Einfluß auf den Reiter und sein Roß und ihrer Allgewalt wird man mit mehr Wahrscheinlichkeit des Auftauchens und Verschwindens getigelter Pferde zuschreiben als sich Frovrieps Ansicht anschließen, der in seiner Tafel Schecken und Tiger für Pferde besonderer Gattung hält. Seine Anhänger wollen im tibetanischen Tangum die ursprüngliche Quelle dieser Race entdecken, während Andere den Tangum für ein verwildertes mongolisches Pferd halten. In den kirgisischen Steppen stieß ich oft auf getigerte Pferde und ebenso haben die Kalmyken viele dergleichen. Es scheint also, daß, da Polen mit Mongolen und Tataren in fortdauernder Berührung stand, mit Dänemark nur selten Berührungspunkte hatte, die polnischen getigerten Pferde aller Wahrscheinlichkeit nach von den mongolischen Bachmaten oder tatarischen Pferden dieser Färbung ihren Ursprung nahmen, daß sie also aus dem Osten und nicht aus dem Nord-Westen nach Polen kamen.

Englische Pferde begannen gegen das Ende des XVIII. Jahrhunderts sich häufig in Polen zu zeigen und im Allgemeinen in ziemlich hohem Preise zu stehen; mit ihnen fing auch die Mode, den Pferden die Schwänze zu stutzen, sich zu verbreiten an. Diese den Pferden zuweilen lebensgefährliche Operation wurde im ersten Viertel unseres Jahrhunderts so allgemein, daß auch die städtischen Zug-Paradepferde sich derselben unterwerfen mußten und ein elegantes Reitpferd durchaus nur anglisirt auftreten konnte. In der Armee des sogenannten Congress-Polens mußten Officiere im Dienst nur solche Pferde reiten. Diese Mode wich mit der Zeit derjenigen, die Schwänze zu kürzen und die wie Bouquette oder Federbüsche gestutzten Schwänze wurden durch solche ersetzt, welche eine künstliche Tragung hatten und deren Haar bis zur hinteren Kniehöhe verschnitten wurde.

Die im Verlaufe der Zeit in verschiedenen Städten Polens eingeführten regelrechten englischen Wettrennen begannen die Begriffe der Reitkunst und richtiger Pferdebezücht im Lande zu verbreiten. Seitdem wurde an vielen Orten Polens das englische Vollblut-Pferd in die Geseite eingeführt, was wesentlich zur Veredelung der Landesrace und zur Verbesserung der Züchtung beitrug.

Mantuanische, neapolitanische und andere italienische Pferde, die hauptsächlich wegen ihrer Dressur berühmt waren, wurden hochgeschätzt. Unter dem Ausdruck italienische Kräuter verstand man in Polen alle ausländischen Kräuter aber mit dem Ausdruck „italienisches Pferd“ bezeichnete man eben nur Pferde, welche in der That aus Italien stammten. Wie es scheint hat die Königin Bona den Reigen für Einföhrung von Pferden ihres Vaterlandes in Polen eröffnet. Sie brachte 1530 zuerst Hunde und Pferde aus Italien und seit dieser Zeit schickten reichere Verehrer und Liebhaber der Reitkunst unaufhörlich nach Italien, um Pferde dort anzukaufen. So benachrichtigt Nicolaus Christoph Fürst Radziwill auf Olyka durch einen am neunundzwanzigsten November 1547 aus Rieswierz datirten Briefe den Herzog von Mantua, daß er einen polnischen Edelmann abgeschickt habe, um Pferde dort zu kaufen. 1578 schickt König Stephan einen seiner Hofleute Mozetti nach Mantua und Italien, um Pferde zu kaufen und 1579 bedankt er sich beim Herzoge von Mantua für ein Geschenk von Pferden. 1580 schreibt der samogitische Starost Johann Nischka aus Warschau an den Fürsten Vinzenz Gonzaga und bittet um Uebersendung von Reitpferden für den Krieg

Am zwanzigsten December 1580 dankt Johann Zamojski im Auftrage des Königs Stephan dem Fürsten Gonzaga für die dem Könige geschenkten Pferde. 1599 schreibt der bereits erwähnte Fürst Radziwill an den Herzog von Mantua, indem er ihn ersucht, ihm Pferde zu schicken. 1600 schreibt derselbe an denselben und dankt ihm für die übersandten Pferde und geschenkten Stuten. 1614 erhält der Kanzler Borowski von demselben Herzoge ausgezeichnete italienische Pferde zum Geschenk. Vanozzi schildert die Pracht der Stallungen des Kanzlers Johann Zamojski und sagt: „Ich sah acht neapolitanische, zehn türkische und viele andere Manege- und Kriegspferde. In einem Stalle sah ich nur Reitpferde, in dem anderen nur Rutsch- und Wagenpferde.“ Thomas Zamojski, der Sohn des Kanzlers, ermittelt sich 1616 beim Vice-König von Neapel die Erlaubniß, aus dem Königreiche Neapel so viele Pferde ausführen zu dürfen als ihm beliebt, in Folge wovon er verschiedene ansehnliche Transporte nach Polen schaffte. — Adam Jarzemski, Capellmeister Sr. Majestät und Baumeister spricht in seiner Beschreibung Warschau's vom Jahre 1643 über die königlichen Pferde, die sich in den zum Palast gehörigen Ställen befanden folgendermaßen: „Bei dem Palast des Königs meines gnädigen Herrn befinden sich an den Seiten ungeheure, lange Ställe, welche den in der Tiefe stehenden Palast fast verbeden . . . in den Ställen stehen polnische, türkische und italienische Pferde . . . auswärtige Reiter dressiren dieselben, aber der Ober-Stallmeister ist ein Pole; es scheint mir, daß selbst der türkische Sultan nicht gleich schöne Pferde hat, wie unser König.“ Aber italienische Pferde wurden nicht nur als Reitpferde eingeführt, sondern viele polnische Gestüte wie z. B. diejenigen der Lubomirski und Radziwills verwendeten dieselben, sowohl Hengste als Stuten zur Züchtung.

#### § 143. Mittel und Wege, wie ausländische Pferde nach Polen kamen.

Handel und Krieg brachten häufig Pferde fremder Länder, Pferde sehr verschiedener Gattungen und Eigenschaften nach Polen. Da waren ungarische und siebenbürgische, deutsche, holländische, dänische, friesische, englische, spanische, endlich mährische und italienische Pferde, und alle diese aus westlich von Polen gelegenen Ländern in Polen sich vorfindenden Pferde wurden ausschließlich durch den Handel importirt, wogegen die östlichen, wie die Bedews, Bachmats, Loschabs, Argamats, Kuffen, Hesters und die Donaupferde vorzugsweise als Beute in den fast ununterbrochenen

Kriegen nach Polen gelangten. Um ein solches Pferd zu erwerben, mußte man im Kriege mit der Türkei, Schweden, Rußland u. s. w. das eigene Leben riskiren. Trotz aller Uebel, welche solche Kriege gewöhnlich im Gefolge hatten, brachten sie, was Pferdezuucht anbelangt, dem Lande doch immer gewisse Vortheile. Im Kriege überzeugte man sich von dem wirklichen Werthe der im Lande gezüchteten und zu fernerer Zucht zu verwendenden Pferde; im Kriege prüfte man, ob die im Lande angenommene Richtung der Zucht in Wahrheit dem Zwecke entspreche, im Kriege also entstand die durch Erfahrung bewährte Mode, diese oder jene Pferde zu züchten und endlich erwarb man im Kriege die vorzüglichsten Regeneratoren des Orients, um deren Echtheit man nicht besorgt zu sein brauchte, denn nie vertraute der Ruselmann sein Leben einem Pferde zweifelhafter Abkunft und Tüchtigkeit. Versammelten sich doch auf Befehl des Padischah unter der Fahne des Propheten was nur das weite Reich an edlen Pferden besaß, brach in hellen Haufen ins polnische Land und ließ als einzige Entschädigung für den Sturm der Verwüstung nicht selten viel Blut der edelsten orientalischen Racen zurück, welches den hippischen Boden des Landes befruchtete. Nach jedem Zusammenstoße mit den Türken brachte der heimkehrende Adel orientalische Hengste und Stuten hohen Werthes mit; und nach jedem solchen Kriege wurden türkische Kofse, tatarische Wachmats und arabische Bedews für einen Spottpreis im Lande verkauft. Nicht selten wurden Paschas gefangen, oder ihnen, nachdem sie gefallen, die Pferde genommen und häufig wiederholten sich Ereignisse ähnlich denjenigen, die an der Donau während der Wiener Expedition sich zutrugen. Dort wurde Ali Pascha durch Mikulicz, einen der Panzerreiter, und der Pascha von Silistria durch den Husaren Einski gefangen genommen. Die Pferde dieser beiden Hauptlinge haben nicht wenig zur Veredlung der polnischen Pferde race beigetragen. Die Stute des Pascha von Silistria, des Hauptanführers der zersprengten Abtheilung, von außerordentlich edlem Blute, weißer Farbe und seltener Tüchtigkeit, kam in den Besiß des Hetmans und hat lange Jahre hindurch eine ausgezeichnete Progenitur geliefert. Eine Stelle aus einem Briefe des Hetman Stanislaw Jablonowski an Johann III., datirt Warschau, den ersten April 1693, kann als Beispiel dienen, mit welchen Massen von Pferden man sich in den blutigen Zusammenstößen mit den orientalischen Horden bereicherte: „Gestern brachten mir aus Podziak die Walachen des Herrn Dubrowski zu Campolong einen

Raubschafter. Ihrer siebenzig Pferde folgten der Spur des Sultan. Sobald der Sultan in Bodzial eingerückt war, nahmen sie am dritten Tage einige hundert Pferde und einige Tataren gefangen. Die ganze Masse konnten sie nicht mit sich führen, aber doch haben sie zweihundert und neunzig Pferde mitgebracht.“ Zuweilen wurden auch absichtlich Händler nach dem Orient geschickt, um Pferde zu kaufen. Poblodowski, der königliche Unterstallmeister, wurde in solcher Absicht nach Arabien geschickt. Als er auf seiner Rückkehr die gekauften Bedews in Constantinopel vorführte, erweckte er den Neid und die Habgucht der Muselmänner in dem Grade, daß er in einem elenden Dorfe in der Nähe Stambulz gegen alles Völkerrecht im November 1583 ermordet und beraubt wurde.

Vom Westen und namentlich aus den Nachbarländern brachten Pferdehändler ihre Waare nach Polen, indessen wurden gegen dergleichen Gesetze erlassen, um Consumenten und Producenten ohne Unterhändler mit einander in Berührung treten zu lassen und dadurch billigere Preise zu erzielen. So wurden dann auch nach Erlaß dieser Gesetze Massen von Seliens aus Ungarn ohne irgend Jemandes Vermittelung direct auf die polnischen Jahrmärkte gebracht und sehr oft gelangten auf demselben Wege Türken und Bedews ins Gebiet des Landes. Die Jahrmärkte für orientalische Pferde zu Ottoki am Dniestr standen lange Zeit im Ruhe. Indessen unterlag dieser Handel doch zuweilen verschiedenen Hindernissen, namentlich von Seiten der der Krone Polen feindlich gesinnten Moldawiaten. Aus diesem Grunde konnte man sich beim Ankauf orientalischer Pferde nicht gut ohne die Vermittelung von Leuten behelfen, welche stätig damit beschäftigt waren, Pferde aus dem Oriente zu importiren. Diese Vermittler waren meist Armenier, Türken, Griechen und Juden. Die Stadt Kaschkow am Dniestr war von Walachen, Armeniern und Türken bewohnt, die sich mit Pferdehandel aus dem Osten, der Fabrikation guten Saffians beschäftigten und außerdem ihre eigenen bis zu einem hohen Grad veredelten Gestüte hielten. In Stanislawow in Roth-Neußen wohnten Armenier, welche in ihren Ställen viele orientalischen Pferde zum Verkaufe hielten. Durch ganz Podolien und Ukraina wohnte eine Menge von Türken, die sich mit Handel und Dressur orientalischer Pferde beschäftigten und die man nach dem Türkischen „Dzambassen“ nannte. Der Mangel eines türkischen Pferdes war für jeden Polen sehr empfindlich.

Der Priester Piekarski drückt diesen Gedanken folgendermaßen aus: „Andere Dinge suchen und begehren wir von unseren Nachbarn, wie Schar-

lach aus Venedig, Damast aus Florenz, Gewürze von jenseit des Meeres, Pferde und Teppiche von den Türken, aber männliche Herzen tapferer Leute werden hier im Lande geboren.“ Ostaszewski citirt den Manugiewicz, Obodynski, Wroblewski und Baranowski als solche, die noch in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts sich mit diesem Handel beschäftigten. Aus einer anderen Quelle habe ich die Nachricht geschöpft, daß vor siebzig Jahren in Podolien der alte Ustarbowski gleichsam als Decan solcher Händler existirte. Ich selbst noch habe das letzte Exemplar eines ähnlichen Märkers für orientalische Pferde in der Person eines gewissen Wielaj, eines krimmischen Tataren, gekannt, den ich aber seit 1860 aus dem Gesichtskreis verloren habe. Alle Frühjahr erschien er mit einem Transport, in früheren Jahren schon bestellter, Pferde und versah die Jugend der Ukraina, Wolhyniens und Podoliens, mit degenerirten tatarischen Bachmats. Noch vor Wielaj war ein anderer krimmischer Tatar, Ali, in ähnlicher Beziehung in diesen Gegenden bekannt. In den letzten Zeiten konnte man auf diesem Wege kein gutes orientalisches, namentlich arabisches Pferd mehr erhalten und wer da Pferde rein orientalischen Blutes importiren wollte, mußte eine eigene Expedition zu diesem Zwecke nach dem Orient ausrüsten. So konnten also nur wohlhabendere Leute daran denken, solche Pferde für ihre Gestüte zu erwerben, denn begreiflich war dies mit großen Kosten verbunden. Die Fürsten Sanguszko schickten zu verschiedenen Malen ihren bekannten Oberstallmeister Moszynski nach Arabien.

Graf Julius Dzieduszycki reiste selbst nach Arabien, Syrien und Aegypten, um sich die besten Pferde zu erhandeln. Graf Wacław Rzewuski widmete einige Jahre seines Lebens der Wanderschaft durch die unwirthlichen Gegenden des Orients, wurde Emir in Arabien, um von dort ins Vaterland dasjenige von Pferden mit zu bringen, was Arabien an Edelstem in dieser Beziehung besaß.

#### § 144. Proben der Tüchtigkeit des Pferdes.

Die Kriege, welche Polen unaufhörlich führte, übten ihren Einfluß nicht nur auf den hippischen Stand des Landes, die Vermehrung der Zahl der Pferde oder die Verbesserung der Race, sondern sie dienten auch als offenes, weites Feld für Prüfung und Beweis der Tüchtigkeit des polnischen Pferdes. Sie hatten für die Züchtung der Gestüte in jenen Zeiten dieselbe Bedeutung, welche in der heutigen, nur auf Frieden bedachten Epoche, den Wettrennen allein zugeschrieben wird. Schon da-

malß sagte man: „das Pferd erzeugt ein Pferd und kein Maulthier“ oder auch: „fortibus generantur fortes.“

Und wo sonst als im Kriege hätte man sich von dem Grade der Tüchtigkeit eines jeden Pferdes überzeugen können? So wählte man denn auch vor anderen diejenigen Hengste zu Beschälern, welche im Kriege den unwiderleglichsten Beweis ihrer Tüchtigkeit documentirt hatten; man suchte solche die in der Verfolgung des Feindes oder auf der Flucht sich durch Schnelligkeit und Ausdauer ausgezeichnet hatten. Zwar waren auch Wettrennen dem polnischen Volke nicht fremd, aber sie standen nicht auf der Höhe einer Institution, die den Werth und die Tüchtigkeit eines Pferdes hätte bestimmen können, immer war dafür der Krieg das höchste Tribunal und auf ein solches und sein Verdict hat man in Polen nie lange warten dürfen, denn Kriege waren keine Seltenheit. Wettrennen, in der modernen Bedeutung des Wortes, gab es nicht, sie waren vielmehr nur ein sehr beliebtes, oft mit Leidenschaft betriebenes Spiel der Jugend, denn man wußte, daß das Pferd zum Laufen, der Mensch zur Arbeit und der Vogel zum Fliegen geschaffen sei, und weil eben der Krieg als einziger Maßstab für Prüfung der Tüchtigkeit eines Pferdes galt, so legte man den Wettrennen eben keine andere Bedeutung als die eines Reiterspiels bei. Als die Frau Marschall de Guébriant auf ihrer Rückreise nach Paris vom salenskiſchen Schlosse nach demjenigen des Georg Radziejewski fuhr, begleiteten der Fürst Radziwiłł, der Markgraf Myszkowski und sein Stieffohn diese französische Dame zu Pferde beim Klang der vortrefflichen Capelle des Fürsten Radziwiłł. Herr de Laboureur, der diese Reise beschrieben hat, sagt: „der ganze Tag dieser Reise verging unter dem angenehmen Schauspiel von Pſerberennen unter diesen Herrn und unter Schießen mit dem Bogen.“ Nur solche improvisirte Wettrennen kannte Polen. Sie waren weder Volksspiele noch entschieden sie über die Tüchtigkeit der Pferde, wengleich keine Feierlichkeit, keine Zusammenkunft der Jugend ohne Wettrennen verlief, aber fast Niemand erfuhr etwas von ihren Resultaten, Niemand verkündete den Namen des Siegers, Niemand notirte genau Zeit und Entfernung u. s. w. wie das und vieles Andere bei den Wettrennen der heutigen Zeit mit Gewissenhaftigkeit geschieht. So hat sich denn auch kein Nachweis über die damalige Schnelligkeit des Pferdes, wie sie sich bei so vielen Festen, Hochzeiten u. s. w. gezeigt habe, bis auf unsere Zeiten erhalten.

Die ablige Jugend war natürlich für solche Belustigungen sehr einge-



nommen; gleiches Alter, gleiches Naturel und gleiche Glücksgüter begünstigten sie dabei. Wollten sie Wettrennen anstellen, so wählten sie einen Kampf-richter entweder aus ihrer Reihe oder einen Aelteren, dieser bestimmte dann den Raum, gab das Zeichen zum Abtritt, und nach dem Rennen dem Sieger den Preis. Solche Wettrennen fanden indessen auch nicht ohne eine gewisse Vorbereitung der Pferde, unserem heutigen Trainiren ähnlich, Statt.

Martin Siennik gab im Jahre 1564 das Werk eines ungenannten Hofarztes der Familie Bielecki heraus, welches im XV. Jahrhundert vor der Krönung des Königs Alexander verfaßt war. In demselben ist die Art und Weise der Vorbereitung der Pferde für das Rennen folgendermaßen beschrieben: „wenn du ein Pferd zum Rennen vorbereiten willst, gieb ihm zwei Wochen hindurch frisches Roggenstroh zu fressen und sei nicht geizig mit Hafer, gieb ihm soviel es fressen will, aber Alles gieb ihm rein und sauber. Des Morgens und des Abends reite es und laß es sich reiben; führe es dann in fließendes Wasser, bis es ihm auf die Hälfte der Seiten reicht und das thue des Morgens und des Abends. Bringst du es dann nach Hause, so wärme Bier oder Essig mit Butter und wasche ihm die Füße. Reibe es auch häufig während der Zeit ein, wenigstens jeden dritten Tag. Führe es an den Platz, wo es laufen soll und mag es sich da an dem Wege, auf dem es läuft, satt riechen. Wenn der vierte Tag vor dem Rennen kommt, so gieb ihm zerstoßenen und gebrühten Hafer, binde es während dieser Tage nicht an, sondern lasse es frei im Stalle umhergehen, gieb ihm nichts anderes zu trinken als Wasser, in welchem Weidenholz mehrere Tage hindurch gelegen und reibe ihm die Füße mit Mark aus Hirschfußknochen ein. Wenn aber der letzte Tag vor dem Rennen kommt, so gieb ihm rohen in gutem Weine getränkten Hafer. Ungefähr eine Stunde vor dem Rennen gieb ihm eine gute Hand voll in Malvasier oder anderem starken Weine getränkte Gerste. In dem Moment, wo du es zum Rennen führst, gieb ihm mit Wein besprengtes Heu und wasch ihm Füße und Lenden mit Branntwein. Während es das Heu frißt, röste Brot und zerreibe es zu Pulver in einem Gefäß mit gutem Weine oder mit Malvasier, gieb ihm das Ganze in den Schlund, bevor du es aus dem Stalle führst, dazu schneide Galanga (Marantha) und Eberwurz, binde dies zusammen in ein Tuch, hänge es ihm ans Gebiß und besprenge seine Müstern mit in Wein getränktem Ingwer. Wenn du schon am Platze bist, so laß es

nicht los, bevor du ihm nicht scharfen Essig zwischen die Hinterbeine gegossen hast. Laß den Knecht es halten bis zum Gähnen — dann schrei: Gott gebe Glück! und laß es los.“

Wenn man Renner für das Rennen vorbereitete, so achtete man sehr darauf, ob sie früher schon einmal gerannt hatten und sorgte dafür, einem bereits gewesenen Renner mehr Futter zu geben, als einem Neuling. Oft trabte und jagte man vorher mit ihm auf der Rennbahn. Der auf das Rennen Bedachte übte früh und Abends fleißig sein Pferd dort, wo es als Renner laufen sollte, damit es nicht stolpere oder sonst ins Schwanken gerathe. Auf dem Rennplatze selbst band man ihm nicht selten geweihtes Räucherwerk und Gold mit Weihwasser besprengt in die Mähne und zwar, um es gegen Beschneidung und Beherung zu sichern, zugleich auch, um ihm mit diesem Wundermittel zu Hülfe zu kommen, damit es den Sieg erringe. Oft hört man in den beliebten Discussionen des Abels über englische, arabische und polnische Pferde über das Trainiren verächtlich sprechen. Mancher ruft da aus: „Na! das ist mir ein tüchtiger Engländer, dem man erst durch Arzneien den Mangel an angeborener Kraft ersetzen muß“. — Mögen diese leichtfertigen Kritiker über Dinge, die sie nicht verstehen, erfahren, daß jede Nation, die den Wettrennen irgend welche Bedeutung beilegt, immer über Mittel nachgedacht hat, welche dem Renner bei seiner schwereren Probe hilfreich sein möchten, sie mögen wissen, daß, so wie die Engländer ihre Trainirung, auch die Araber ihren Tadmir und die Polen ihre Art Trainirung haben, daß aber die einfachste und rationalste jedenfalls die englische ist.

#### § 145. Die polnische Pferderace. Einfluß der Gesetzgebung auf dieselbe.

So lange das Haus der Jagiellonen blüdete, so lange dauerte auch in Polen der Sinn für Entfaltung einer tüchtigen und reichen Pferdezuucht nach gewissen, feststehenden Grundsätzen. Das königliche Gestüt liefert uns sogar den glänzendsten Beweis tiefer Sachkenntniß in hippischen Dingen um runde hundert Jahre früher in Anwendung derjenigen Principien, denen England heute seinen hippischen Wohlstand verdankt. Das königliche Gestüt war damals das einzige auf der ganzen Welt, das sich zur Aufgabe gestellt hatte, Pferde ganz reinen arabischen Blutes ohne jegliche Mischung zu produciren. In dieses Gestüt wurden die reinsten Bedews der Wüste gebracht und nach der Versicherung Micinskis hat Fürst Nicolaus Rad-

ziwill, der Schwager Sigismunds II. August, Pferde aus dem Archipelagus in das königliche Gestüt eingeführt, welche Czacki, gestützt auf die Autorität Dapers, mit Recht für reine nach Candia verpflanzte Araber hält. Hätte das königliche Gestüt nach denselben Grundsätzen, welche unter Sigismund August in Geltung waren, nämlich Reinheit des Bluts durch Auswahl der jedesmal besten Individuen, weiter gearbeitet, so würde Polen unbestreitbar die stätigste und tüchtigste Pferderace der Welt besitzen; hätte die ungemischte arabische Race des königlichen Gestüts dem Einflusse des Klimas, der Bedürfnisse und Gewohnheiten sich accomodirend auch nur ein Jahrhundert ausgebaut, so würden alle Unglücksfälle und Schicksalsschläge, welche Polen heimsuchten, sicherlich nicht im Stande gewesen sein, das polnische Pferd im polnischen Lande vollständig untergehen zu lassen, das Pferd würde Jahrhunderte lang inmitten der allgemeinen Verwüstung und Zertrümmerung ausgehalten haben. Heute nach den längst verschwundenen Triumphen der alten Abels-Freiheit ist nur noch eine gewisse traditionelle Aureole von einstigem Ruhm des polnischen Pferdes geblieben; das polnische Pferd selbst aber gehört in die Reihe mythischer Wesen, wovon nur der Ruf noch in der Welt geblieben, das Wesen selbst aber nicht mehr zu sehen ist. Schon vor hundert Jahren war das polnische Pferd fast eine ebenso große Seltenheit, wie zu unseren Zeiten. Die historisch-politischen Denkwürdigkeiten vom Jahre 1783 erzählen: „Pferde bringen viel Geld ins Land. Das polnische Pferd mäßig hohen Wuchses aber kräftig, schön proportionirt, schnell im Lauf, in der Arbeit unermülich, im Futter genügsam, darum zum Ertragen aller Kriegsbeschwerden geeignet, wurde den benachbarten Mächten ein absolutes Bedürfniß für die leichte Reiterei, die sie fortwährend vergrößerten. Ungeheure Capitalien kamen dadurch ins Land; aber durch den Abfall eines großen Theils der Ukraina im verfloffenen Jahrhundert und die neuere Zerstückelung unseres Landes, ist das Nest dieser trefflichen Thiere sehr klein geworden, ja fast sind sie durch die letzten Stürme, die unser Land verwüstet haben, gänzlich verschwunden. Heute werden nicht nur für die benachbarten Heere, sondern für unsere eigenen, größtentheils Pferde in der russischen Ukraina gekauft.“

Einige Herrn halten noch in der Ukraina und anderen Landestheilen Gestüte polnischer Pferde. Anerkennenswerth sind in dieser Beziehung besonders die Bemühungen des Grafen Chreptowitsch, der aus dem eigentlichen alten polnischen Neste schöne und tüchtige Pferde

züchtete und durch das Beispiel die Ueberzeugung belebte, daß das Land, sobald es nur seinen Fleiß darauf richten will, die Gattung seiner schönen Pferde sehr vermehren könne, ja daß es keinen Eintrag thun würde, wenn man durch Importiren und Kreuzen auswärtiger tüchtiger Pferde die Gestüte verbessern wollte. England hatte vor zwei Jahrhunderten nur sehr mittelmäßige Pferde, aber durch Importiren und Kreuzen afrikanischer Hengste mit arabischen Stuten und umgekehrt, hat es eine so treffliche Gattung gezüchtet, daß Europa ihm schweres Geld dafür zahlt.

Auf zwei charakteristische Punkte muß ich den Leser hier aufmerksam machen: erstens auf die Belobigung der Kreuzung der Racen mit einander, die in Polen sehr verbreitet war, aber der Erhaltung der Reinheit des Stammes durchaus zuwider ist; ferner auf den Mangel an Gewissenhaftigkeit in Angaben der Facten, ein Fehler der auch heute noch bei uns dem größeren Theile der Abhandlungen und Polemik über das Pferd eigen ist. Was nun den ersten Punkt anbetrifft, so war das Mischen und Kreuzen der Pferderacen in Polen so wenig allgemein verbreitet, daß für einen Mischling nur ein Thier galt, das mit seines Gleichen keine Progenitur erzeugte, Maulthier genannt, wenn eine Stute von einem Eselhengst und Maulesel, wenn eine Eselin von einem Pferdehengst belegt war; beide Gattungen von Mischlingen waren ebenso wie Esel und Eselin eine Seltenheit in Polen und kamen selbst in den südlichsten Provinzen nie so in Gebrauch, wie im südlichen und westlichen Europa. Was nun den zweiten Punkt anbetrifft, so müßte man aus den Worten des Autors schließen, daß Graf Chreptowitsch beabsichtigt habe, das im Lande bereits verschwindende, im Anfange des Titats so gerühmte Nest polnischer Pferde vor dem Untergange zu retten. Indessen erfahren wir aus einem einige Monate später geschriebenen Artikel derselben Denkwürdigkeiten, der mit der Wahrheit mehr im Einklange steht als der frühere, daß in dem Gestüt des Grafen Chreptowitsch keineswegs Pferde polnischen Stammes gezüchtet wurden, sondern daß man vielmehr dem allgemeinen Anstoß folgend, auch dort nur sich mit der Kreuzung der verschiedensten Racen beschäftigte. Durch Kreuzung also und nicht durch Pflege eines besonderen polnischen Typus, bemühte man sich polnische d. h. dem damaligen Geschmack und Bedürfnisse Polens entsprechende Pferde zu produciren. Ein polnisches Nest oder polnischer Stamm war da nicht. Wenn wir in der Unterhaltungssprache den Ausdruck „polnische Race“ gebrauchen, so muß man, da es in der That keine

besondere polnische Race gegeben hat, diesen Ausdruck einzig nur in der Bedeutung eines polnischen Typus und nicht in der eines besonderen Stammes nehmen. Wenn ein wirklicher stätiger Stamm von Pferden in Polen als besonderer existirt hätte, so würde er sich in irgend einem Theile des Landes erhalten haben; denn eine Jahrhunderte lang bestehende Race nimmt alle Merkmale besonderer Art an und kann nicht mit dem politischen Untergange des Landes gleichzeitig verschwinden. Existirt doch bis heute noch, wenn auch nur in den ziemlich unzugänglichen Pusten Lithauens, der Zabr (Auerochse); wie sollte nicht inmitten der Menge von Gefüthen, welche den Untergang Polens überdauert haben, der polnische Pferdestamm sich erhalten haben, wenn ein solcher wirklich existirt hätte? — Man hat viel von der Race polnischer Pferde gesprochen und geschrieben, aber die Beschreibungen ihrer äußeren Merkmale und die Schätzung ihres inneren Werthes weichen sehr von einander ab. Diese Verschiedenheit in der Beschreibung beruht meistentheils auf der nicht gleichzeitigen der Abfassung der letzteren; die Verschiedenheit der gleichzeitigen bildlichen Darstellungen kann davon herrühren, daß, wie es scheint, in Polen weder in den Prinzipien der Züchtung, noch in der Auswahl der Abkunft der Hengste und Stuten Gleichförmigkeit herrschte. So waren unzweifelhaft die Pferde des Obristen Randyba, die sich durch hohen Wuchs, Masse und Schwere auszeichneten, nicht derselben Race angehörig wie diejenigen der Buczaci's, die durch Schnelligkeit und äußere Grazie berühmt waren. Das weiße polnische Pferd, auf welchem Carl I. in Madrid einzog und jenes polnische Pferd, auf welchem Lurenne seine ersten Proben in der Reitkunst ablegte, waren sich wohl kaum ähnlich, und während das erstere ohne Zweifel alle Merkmale von Ruhe, Grazie und Ansehnlichkeit eines orientalischen Paradepferdes an sich trug, mochte das zweite an den Typus der tatarischen Steppenpferde erinnern, die zwar sehr dauerhaft, aber eben nicht leicht zu behandeln sind. Grattiani behauptet in seiner Beschreibung der Nunciatur Commendonis, daß es kein Land gäbe, welches so tüchtige Pferde producire als Polen, daß die Pferde, obgleich nicht groß, schneller seien als die türkischen und schöner als die deutschen. Julius Ruggieri sagt in seinem Bericht v. J. 1565: „die polnischen Pferde sind sehr tüchtig, hochgewachsen und schön, im Laufe weniger schnell als die türkischen, aber stärker und schöner, sind meistentheils Paßgänger und die litthauischen sind viel kleiner und schwächer, so daß man sagen kann, daß zehntausend polnische Reiter soviel bedeuten

wie zwanzigtausend litthauische.“ Weder Einheit der Gestalt kann man aus den Beschreibungen polnischer Pferde herauslesen, noch Einheit des Bluts aus anderen Documenten; nur das eine königliche Gestüt aus den Zeiten Sigismunds II. August hielt sich streng an die Einheit des Stammes, alle anderen Gestüte des ganzen Landes züchteten nach dem Muster der fürstlichen Gestüte, in welchen eine namenlose Mischung aller möglichen Racen der Welt herrschte. Obwohl der Adel Polens, Litthauens und Rußens sich für eine Familie ansah und wirklich eine solche war, so konnte er doch Einheit in die Familie seiner Pferde nicht bringen und dachte auch nicht daran. „Bruder Pferd,“ wie der Zaporogier sein Pferd zu nennen pflegte, erkannte keine Brüderschaft weder mit dem Pferde Litthauens an noch mit dem Podoliens, Preußens, Masoviens, Großpolens, Samogitiens und Klein-Polens. Ja sogar das Pferd jeder einzelnen Adelsfamilie kam selten in verwandtschaftliche Verhältnisse mit Pferden anderer Familien. Das samogitische und huzulische Pferd bilden, wie wir das schon oben erwähnten, besondere Zweige des alten polnischen Pferdes. Die ukrainischen und podolischen oder sogenannten reussischen Pferde, die wegen ihrer Genügsamkeit und Ausdauer geschätzt waren, waren einer anderen Gattung als die anderen Pferde Polens. Kluf sagt von ihnen, daß sie die mittleren Eigenschaften der walachischen, tatarischen und russischen Pferde besaßen. Solche Pferde wurden in Roth-Neußen, Wolhynien, Podolien und in der Ukraïna von Leuten mittlerer Wohlhabenheit gezüchtet. In diesen Gegenden beschäftigte man sich wenig mit Ackerbau, weil man die Einfälle der Tataren fortwährend zu befürchten hatte, die häufig auf drei Hauptstraßen einbrachen: der nördlichen oder schwarzen, die durch die Ukraïna und Wolhynien nach Rothneußen von Sokal bis Żółkiew führte; dem kuzmanischen, durch die Mitte Podoliens von Trembowla und Błozow, und dem dritten, der ebenfalls dort durch führte und der südliche oder walachische hieß: von Buzaz und Haliz ebenfalls nach Roth-Neußen zielte. Diese Landschaften, die von der Natur mit einem herrlichen Fruchtboden und mildem Klima ausgestattet sind, konnten sich nur der Pferde- und Bienenzucht hingeben, da sie oft durch Feuer und Schwert verwüstet wurden. — Die Weiden von Błozow, Pomerellen und Buzaz nährten eine ungeheure Menge von Pferden. Die pomerellischen Pferde unterschieden sich wenig von den friesischen, wie uns darüber Priester Kluf versichert, und mit dergleichen Pferden waren die preussischen Wojewodschaften und

Groß-Polen zum großen Theil überfüllt. Georg Gr. Dzieduszycki jagt: „in den Weichselniederungen sind die Pferde hoch gewachsen aber schwer und friessisch, beides in Folge der Menge feuchten Futters.“ Ueber die Pferde Masoviens sagt derselbe Autor: „die masovischen Pferde sind klein, da sie auf dem Sande nicht allzuviel Futter finden, dazu kommt, daß das Gras hitzig ist und eben deshalb die Pferde nicht hoch werden läßt.“ Die litthauischen Pferde standen immer niedriger als die polnischen, ein Unterschied der seit den ältesten Zeiten zwischen ihnen datirt. Schon 1327 trat derselbe deutlich hervor, als ein polnischer Edelmann, Namens Andreas, empört über die Grausamkeiten, welche die Litthauer in seinem Vaterlande verübt hatten, auf grausame Rache sann, sich unter die Litthauer mischte und mitten in ihren Reihen den Starosten von Grodno, David, einen Hauptanführer Litthauens und Schwiegersohn Gedymins, erschlug und dann entfloh. Das ganze berittene Heer jagte ihm nach, aber unter der ungeheuren Menge litthauischer Pferde fand sich keines, welches das polnische hätte erjagen können. In Waranow an der Weichsel wurde 1376 der Grundherr Grzymala, dem seine Frau eben einen Sohn geboren hatte, unerwartet von den Litthauern überfallen, er hatte kaum Zeit, Frau, Säugling und sich selbst aufs Pferd zu werfen, und in den, der Weichsel benachbarten, See zu stürzen. Als die Litthauer heransprengten, sahen sie ihn, wie er eben durch die wogende Weichsel schwamm; tausende von Pfeilen wurden ihm nachgeschandt, aber keiner traf die Flüchtigen und kein Litthauer wagte es schwimmend ihn zu verfolgen. Sogar die bäuerlichen Pferde bilden in Polen keine besondere Art, obwohl die Gleichmäßigkeit des Clends, in welchem sie gehalten werden, ihnen überall ein und denselben Typus aufprägt. Nach der Meinung Czackis wurden die bäuerlichen Arbeitspferde mit friesländischen da versehen, wo wir an Deutschland stießen, von türkischen mochten die Pferde der gegen Süden gelegenen Landschaften abstammen, diejenigen der östlichen, mit Rußland grenzenden, Lande Polens waren wohl russischer, tatarischer und anderer orientalischen Abstammung. Auch die Typen der polnischen Pferde, die ins Ausland gingen, waren nicht dieselben; die einen von ihnen waren tüchtige Kriegsgrosse, andere vortreffliche Renner, noch andere entsprachen den ausgesuchtesten Ansprüchen der Manege. Viele Schriftsteller spenden ihnen Lob, aber der Herzog von Newcastle tadelt sie furchtbar, obwohl des hochmüthigen Lords Ansichten nicht immer verdienen als unwiderlegliche Wahrsprüche angenommen zu

werden, wie wir das schon an einem anderen Orte nachzuweisen Gelegenheit hatten. Der Tadel dieses Herrn läßt uns darüber in Ungewißheit, ob die polnischen Pferde, welche ihm bekannt waren, sich jenem Original-Araber näherten, welchen Jacob I. angekauft hatte und der ihm, man weiß nicht warum, auch nicht gefiel, oder ob sie vielleicht zu jenen tollen Teufeln gehörten, welche dem edlen Lord nicht gehen wollten, wie es ihm beliebte, auch vor ihm das Knie nicht beugen mochten wie jene, welche der Stich darstellt, der an der Spitze seines Wertes sich befindet. Jedes Gestüt in Polen war eine besondere Pferdefamilie, durch verwandtschaftliche Bande wenig oder gar nicht mit einer anderen verbunden. In den Gestüten selbst herrschte eine große Verschiedenheit in Beziehung auf Schnelligkeit, Schönheit, Trägheit und Unansehnlichkeit. Einen besonderen Stamm, der alle kleinen Pferdefamilien zusammen dargestellt hätte, gab es in Polen nicht. Orientalisches Blut von sehr verschiedenem Grade der Reinheit war allerdings die Quelle der Verjüngung und Veredelung des Pferdes, aber auch dieses bildete keinen gesonderten Stamm. Die Polen wußten vortrefflich, daß das orientalische Pferd sowohl für den Gebrauch, als auch in Beziehung auf Uebertragung seiner Eigenschaften auf seine Progenitur alle anderen Pferde übertraf und darum bemühte sich der größere Theil der Gestüte stets um orientalische Beschäler. Der Ausdruck; „ein Pferd edler Abkunft“ „ein Pferd guten Gestüts“ „ein Racenpferd“ bezeichnete nicht ein Pferd einer besonderen polnischen Race, sondern nur ein Pferd, welches viel Blut d. h. orientalisches Blut hatte. Der Orient aber lieferte Polen die an Tugenden und Formen verschiedensten Exemplare sehr verschiedener Abstammung; angefangen von den mongolischen, kalmukischen und tatarischen bis hinauf zu den arabischen, türkischen und persischen. Wir können deshalb hier Ruks Worte wiederholen: „der polnischen Pferde sind verschiedene.“ Denn unter ihnen herrscht eine große Verschiedenheit der Typen, der Formen und Charactere, und es gab behende und dickleibige, dickköpfige und kleinköpfige, kühne und furchtsame u. s. w. Diese Verschiedenheit der Formen, Eigenschaften und des Bluts wurde noch durch Pferde aus Ungarn und dem Westen vergrößert; vereinzelte Bemühungen im Gestüt solche Eigenschaften hervorzubringen, welche durch die Mode und die Identität der Begriffe über den Nutzen des Pferdes als wesentlich anerkannt waren, verringerten diese Verschiedenheit, und so wurden in mehreren Gestüten Polens Pferde producirt, welche an Gestalt und Temperament den orientalischen ähnlich



waren, denn diese bildeten immer die Basis polnischer Gestüthe. Solche Pferde pflegten höher an Wuchs zu sein als ihre Vorfahren, weniger zart in den Formen, weniger feurig von Character, von nicht so feiner Haut, mit kleinen Ohren, kürzeren Fesseln, hochgestelltem Hals, gradem Kreuz in einer Linie mit dem Ansatz des Schweifs und schöner Tragung des letzteren. Solche durch Kreuzung bald arabischen Bluts mit dänischem, bald persischen mit ukrainischem entstandene Pferde nannte man polnische, denn auf polnischem Boden waren sie geboren, entsprachen dem polnischen Geschmack, den polnischen Bedürfnissen und harmonirten an Tugenden und Gestalt mit dem Ideal eines Pferdes, wie es im Kopfe jedes polnischen Edelmanns mehr oder weniger ausgebildet lebte.

Dorohostajski stellte sich im Jahre 1603 ein tüchtiges Pferd folgendermaßen vor: „drei Thiere zusammengenommen vergleiche ich dem Pferde d. h. den Löwen, den Hirsch und den Fuchs. Vom Löwen soll es die Aehnlichkeit der Augen, der Brust, der Ansehnlichkeit, der Kühnheit, der Langmuth, der gleichen Höhe vorn wie hinten, der Gewandtheit und Gefräßigkeit haben, denn ein Pferd das nicht frißt, wenn es ein anderes sieht, trocknet ein; vom Fuchs soll es den schönen, leichten und schnellen Gang, die Ohren, den Schweif haben und was ich vom Schweif sage, verstehe ich auch von der Mähne, ferner Wachsamkeit und Vorsicht; vom Hirsch endlich den Kopf, die Kinnladen, die Kehle, den Hals vom Kopfe ab dünn, nach der Brust zu breit, die Füße, den Lauf und die Brust mit glänzendem Haare.“

Nach anderen Naturalisten und Meistern in der Hippik soll das Pferd vom Löwen die Großmuth und Kühnheit haben, vom Hasen die Leichtigkeit und Ausdauer im Laufen, vom Widder den trocknen nicht großen Kopf, vom Hirsch die schöngeformten feinen Füße, vom Schwan den schön gebogenen aber nicht so langen Hals, dabei ein ebnes Kreuz, soll von oben fest auftreten, fest gedrungen wie ein Knäuel dabei durchaus in allen Theilen symmetrisch sein.

Naczynski sagt auf Autorität Oldenburger's in seinem thesaurus rerum publicarum und Schewers in seiner geographia politica, daß die polnischen Pferde mittlerer Höhe (mediocres) schnellläufig (agiles) und immer feuriger (animosiores) als die deutschen, nicht sowohl wegen ihrer Grazie als wegen ihrer Schnelligkeit und Ausdauer (constanti robore) gerühmt sind. „Nach Crescentius Ansicht war ein Pferd schön, wenn es einen ansehnlichen Wuchs hatte, wenn es groß und lang und so gebaut

war, daß jedes Glied in ihm das richtige Verhältniß zu den übrigen hatte, wenn der Kopf fein, wenn der Widerrist oder der Ort, wo Mähne und Nacken anfangen, scharfe Umrisse hatte, wenn es den Hals hoch trug, wenn es breite und fleischige Schenkel hatte und wenn die Rippen einen großen Raum umfaßten. Nach Potocki soll ein Pferd einen wie gegossenen Leib und deutlich hervortretende Rippen haben.“ Alle aber schätzten am Pferd einen erhobenen Nacken, einen großen Widerrist, kleine Ohren, hohe Fesseln, niedrige, nicht zottige Köthen und runde Kniee. Hr. Dzieduszycki findet, daß die polnischen Pferde in ihrem Bau oft gegen die richtigen Verhältnisse sündigen, daß Kopf und Nacken im vierten Jahre an Umfang zunehmen, daß die Vorhand niedrig und daß sie nicht selten schwerfällig und träge sind, allen diesen Fehlern aber rath er dadurch abzuheilen, daß man in den Ställen oder Gestüten ausgezeichnete fremdländische Hengste zur Ansicht hinstelle, damit die einheimischen Stuten sich daran versehen.

Gewisse gleichförmige Begriffe von Schönheit, Tüchtigkeit und Nutzung des Pferdes, die in der ganzen Nation verbreitet waren, mochten darauf Einfluß haben, in den Gestüten solche Typen zu produciren, welche dem geträumten Ideal möglichst nahe kamen, so wie, daß Pferde der verschiedensten Racen allmählig im Gestüte des polnischen Edelmanns diejenigen Formen und Eigenschaften annahmen, welche den Anforderungen und Bedürfnissen damaliger Zeit am entsprechendsten waren; allein auch die größte Menge solcher, wenngleich einander ganz ähnlicher Pferde ist nicht im Stande, uns von der Existenz einer besonderen Race polnischer Pferde in der engeren Bedeutung des Wortes zu überzeugen. Jedes im polnischen Lande geborene Pferd hatte das Recht ein polnisches genannt zu werden, indessen gab man gewöhnlich vor anderen demjenigen den Namen des polnischen Pferdes, welches von edleren Eltern, gleichviel welcher Nationalität abstammend, sorgfältiger gepflegt und gezüchtet diejenigen Formen und Eigenschaften besaß, welche die größte Ähnlichkeit mit denjenigen hatte, die man in Polen vorzugsweise schätzte und liebte. Es gab also polnische Pferde, die sich in jeder Beziehung sehr ähnlich waren und zwar in drei verschiedenen Epochen je nach dem Variiren des Geschmacks und der Art der Bedürfnisse verschieden, aber es giebt keine Spur davon, daß in Polen eine besondere Race specifisch polnischer Pferde existirt habe. Herr Spiridion Ostaszewski, der hinlänglich bekannte Gegner der heilsamen Rathschläge Eberhards in Beziehung auf Pferde-

zucht, sagt in seiner Schrift „*Miłosnik koni*“ (der Pferdeliebhaber): „die polnische Race hat im Verlaufe von Jahrhunderten zu verschiedenen Malen in ihren Formen dem Wandel unterlegen.“ Ich bin ganz damit einverstanden, daß sich die Formen der polnischen Pferde verändert haben und zwar nach Maßgabe des Wechsels der Begriffe von Art, Nutzen, Tüchtigkeit und Grazie des Pferdes, weil eben der Mensch im Stande ist, in jedem Hausthiere, die von ihm erwünschten Eigenschaften heraus zubilden und zwar um so leichter da, wo in dem Thiere kein Original-character existirt, der eine Eigenthümlichkeit seiner Race ist; aber womit ich mich nicht einverstanden erklären kann, ist die Annahme der Existenz einer besonderen Pferderace in Polen als polnischer, denn die Manie der Kreuzung der verschiedensten Racen, die Veränderung der Begriffe und dabei anzuwendender Principien, hat es nie zu einem einheitlichen Character als Racenunterschied kommen lassen. Der in diesen Dingen wohl erfahrene von mir bereits citirte Adam Micinski bestätigt meine Ansicht mit folgenden Worten: „der Wechsel der Hengste aus verschiedenen Ländern verändert nach Bedürfniß die Pferdeart. Nur in dem königlichen Gestüt wird sorgfältig und mit Umsicht eine einzige Art Pferde gezüchtet sonst übrigens giebt es in Polen keine eigene Race von Pferden.“ Es liegt außerhalb meines Verständnisses, in welchen Zeiten sich eine besondere polnische Race gebildet haben sollte, wenn sogar Micinski zu Zeiten des zweiten Sigismund eine solche nicht gekannt hat; jedenfalls nicht während der stürmisch wirren Zeiten der Wasas und sicherlich auch nicht später, wo alles dem Verfall entgegeneilte. Der Ruin der Glücksgüter, welchem Ostaszewski die Veränderung des Characters der polnischen Pferderace zuschreibt, hätte nur auf die Verkümmern derselben, nicht aber auf den Wandel des wesentlich characteristischen, Einfluß ausüben können, wenn wirklich ein einheitliches Blut und eine einheitliche Race vorhanden gewesen wäre. Die zeitweilige Verkümmern würde bei dem leisesten Anstoß zu besseren Verhältnissen des Landes gewichen und die alte polnische Race auf lange Jahre zu ihrem früheren Glanze zurückgekehrt sein. Die Theorie von dem Einfluß des Blutes der Voreltern war in Polen so wenig populär, daß sogar der darin gewiegte Fachmann Gr. Dzieduszycki das Feuer und die Schnelligkeit der englischen Pferde nicht ihren Vorfahren, sondern dem Klima zuschreibt und sagt: „daß die englischen, türkischen, berber, neapolitanischen und spanischen Pferde feurig und schnell sind, hat seine klimatischen Gründe ebenso, wie der Unterschied des mensch-

lichen Scharffsinns zwischen den Nationen.“ Man setzte mehr Vertrauen in das sich Versehen der Mutterstuten, als in das Recht der Erbschaft und der oben citirte Autor sagt weiter: „so mag man als unerschütterliche Maxime notiren, daß man zu einem ausgebrachten Gestüt einen proportionalen und immer auswärtigen Hengst zulassen soll, und zwar bis im Verlauf der Jahre das Gestüt in besonderer Proportion und dauernder Imagination der Proportionen Bestand erlangt.“ Bei einem solchen Stand der Dinge mußte der Uebergang der Eigenschaften, welche die Vorfahren zierten, auf die Nachkommenschaft, was die Dauer anbetrifft, sehr verschieden und ungewiß bei den polnischen Pferden gewesen sein, wovon sich gewiß mancher, eben so gut wie ich, überzeugt hat. Im Jahre 1850 zahlte ich für einen Hengst, der von Kuczynskis Pferden abstammte und in demselben Jahre in Warschau den Preis für Reinheit des polnischen Blutes erhalten hatte, eine übergroße Summe. Es war das ein sehr schönes feuriges und ausdauerndes Geschöpf, das aber seine trefflichen Eigenschaften nicht auf seine Nachkommen vererbte, obwohl ich ihm die besten Mutterstuten gab, welche mit Hengsten rein englischen Blutes die schönsten Exemplare geliefert hatten. Als Antithese dieses Beispiels kann ein Hengst des kurdwanowskischen Gestüts dienen, der bei mir ein sehr hohes Alter erreichte und fast bis zu seinem Tode Nachkommenschaft producirte, welche sich immer durch große physische, sowohl wie moralische Aehnlichkeit mit ihm auszeichnete. Einige polnische Gestüte, welche lange durch ein und dieselbe Familie gepflegt und nach einmal angenommenen und sorgfältig beobachteten Grundsätzen gezüchtet wurden, erreichten zuweilen einen verschiedenen, ja möglicherweise sogar hohen Grad von Beständigkeit im Vererben der das Gestüt characterisirenden Eigenschaften auf die Nachkommen; aber was konnte denjenigen, die sich darum bemühten, Bestand darin zu erhalten, Bürgschaft dafür leisten, daß sie sich in ihrer Wahl nicht irrten? Oeffentliche Documente über die Tüchtigkeit der Vorfahren und Abkunft kannte man nicht und man mußte sich eben mit der äußeren Anschauung und der Händler Versicherungen begnügen; wie trügerisch aber das ist, davon hat sich wohl Jeder persönlich überzeugt. Aus dem sehr alten kurdwanowskischen Gestüt brachte mir eine Stute meines Vaters, die bei mir bis ans Ende ihr Gnadenbrod genoß, vor Jahren zufällig ein Fohlen nach einem einfachen russischen Wituiuf, das sehr schön, gedrungen, aber sehr klein war. Die gewiegtesten Kenner sahen in ihm alle Merkmale der reinsten samogitischen Race. So pflegt es am häufigsten da

zu geschehen, wo nur äußere Merkmale über den Stamm eines Pferdes ohne Beihülfe anderer unfehlbarer Weise entscheiden sollen. Aber angenommen, daß eine gewisse Continuität Eigenschaft vieler polnischer Gestüte war, so ist doch selbst eine bedeutende Anzahl solcher Gestüte nicht im Stande, eine einheitliche besondere Pferderace nachzuweisen. Um eine selbstständige, so zu sagen, nationale oder locale permanente Race hervorzubringen und zu entwickeln, namentlich dann, wenn die Zucht des Pferdes nicht wild, sondern wie in Polen, halb stubenartig und halb wild betrieben wurde, hätten alle Kräfte der Nation sich vereinigen, die Gewohnheiten und Sitten auf dieses Ziel sich richten, Volk und Regierung nach einer Richtung, einem Gedanken hin wirken müssen; aber im Verlaufe der polnischen Geschichte gewahre ich kein Factum, welches nur von fern auf ein solches Streben hindeutete. Ja, die Landesgesetzgebung, die immer darauf bedacht war, daß es in Polen für kriegerische Bedürfnisse an Pferden nie fehle und daß die Preise derselben nicht zu hoch stiegen, richtete ihr Augenmerk weniger auf den Betrieb der hippischen Industrie im Lande, ja verbot sogar zum großen Nachtheil derselben, die Ausfuhr von Pferden aus Polen, erleichterte dagegen die Einfuhr, namentlich aus Ungarn, ohne zu gestatten, daß die Händler dabei etwas verdienen konnten. Erst im XVIII. Jahrhunderte konnten polnische Pferde nach Belieben über die Grenze wandern. Diese Nachsicht traf die Pferdezuucht in Polen tödtlich, sie kam zu spät, um die hippische Industrie in Polen zu organisiren. Aus den Zollregistern der letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts kann man sich indessen doch überzeugen, daß man durchschnittlich etwa zwanzigtausend Pferde jährlich aus Polen ausfuhrte. Ich bin mir wohl bewußt, daß ich, indem ich ehrlich und offenen Visirs meine tiefste Ueberzeugung davon laut niederlege, daß eine eigentliche dauernde Race polnischer Pferde nie bestanden habe, einen Sturm hervorrufen werde, aber ich weiche nur einer begründeteren Ueberzeugung. Ich weiß, daß ich den Schwarm jurantium in verba magistri, die da gewissen Fabulatoren nachbetend wie das Kind das „Vater unser“ der Mutter, gewisse triviale Gemeinplätze von einer polnischen Race immer wiederholen, aber ich werde mich für glücklich halten, wenn in polnischen hippischen Angelegenheiten Erfahrenere entweder mich widerlegen, oder meiner Art und Weise die Sache anzusehen, Gerechtigkeit widerfahren lassen und die Masse dem Irrthume entreißen. Fern sei es von mir, irgend Jemandem meine Ueberzeugung aufdrängen zu wollen, aber ich spreche sie unumwunden

ganz so, wie sie ist, aus, und zwar in der Absicht, diese Frage endlich einmal zum Abschluß und zur Klarheit zu bringen; freilich kann ich mich irren, aber strauchelt doch auch das Pferd zuweilen, trotz seiner vier Füße.

### § 146. Zucht des Pferdes in Polen.

Jahrhunderte bauernde Traditionen der mit dem Pferde immer verbrüdereten Nation und ihre Beziehungen zu anderen, ebenfalls sehr hippischen Völkern, entwickelten in Polen bereits früh gesunde Begriffe über die Natur des Pferdes und vervollkommneten seine Zucht zu einem hohen Grade.

Gott um Hilfe stehend, legte jeder selbst Hand ans Werk und suchte so, wie er es eben verstand, das Beste für Züchtung seiner Pferde zu thun, und Gott segnete die Müß' und Arbeit und Massen von Pferden gingen aus der Hand des Adels hervor. Der Edelmann pflegte daheim zu sitzen, wie ein Lieferant im Magazine, und der Eine kam zu ihm, um Getreide, der Andere, um Pferde einzuhandeln, und der Wohlstand des Landes wuchs dabei! „Wenn Pferde und Frauen gelingen“, sagt ein Sprüchwort, „dann geht es wohl“, und Jeder weiß: „wem Pferde nicht fehlen und eine gute Hausfrau, der braucht sein Brod nicht zu betteln“. Gesunde Begriffe über Pferdezucht konnte man in alten Zeiten natürlich nur durch eigene Erfahrung erwerben; denn die schwerfällige Lehrmethode vergangener Jahrhunderte, welche gern in dem engen Rahmen ihres Gesichtskreises die ganze Natur zusammengefaßt hätte, gerieth stets in ein undurchbringliches Labyrinth von Raisonnements, die auf leeren Phrasen beruhten, welche die unverbrüchlichen Gesetze des Universums der Herrschaft erträumter Mächte und übernatürlicher Kräfte unterwarfen. Es war also in jenen Zeiten jedenfalls besser, sich auf eigene Erfahrung zu stützen, als auf eine chaotische Lehre, und Praxis war damals zweifellos mehr werth, als alle Theorie. Weniger auf Bücher als eigene Erfahrungen vertrauend hatte man von den Gestüten immer viel Zuwachs. Die Naturlehre, mit aristotelischen Aphorismen gespickt, hemmte nicht selten sogar den Fortschritt gesunder Prinzipien über die Pferdezucht und entwickelte jenen Anlauf nach Außerordentlichkeiten, nach jenem Suchen fernher und unnatürlicher Ursachen, während sie unmittelbar neben ihren Wirkungen lagen. Ein Fohlen z. B., das sich dem Wolfszahn zu entreißen im Stande war, wurde nicht deshalb für tüchtig gehalten, weil

es eben durch die That selbst einen Beweis seiner Tüchtigkeit geliefert hatte, sondern deshalb, weil im Wolfszahn eine gewisse verborgene Eigenthümlichkeit liegen sollte, das Blut der wilden Bestie und gewisse außerordentliche Kräfte mitzutheilen; und warum sollte denn der Wolfszahn dem Pferde nicht eine gewisse Frische geben, wenn andere Thiere Gift im Rachen haben?

#### § 147. Gang zur Schwarzkünstlerei.

Ein solcher Zustand der Dinge förderte den Gang für Schwarzkünstlerei und vermehrte die Vorurtheile. So herrschte z. B. die allgemeine Ueberzeugung, daß Fohlen = Warzen den Hexen große Dienste leisteten. Plinius nennt sie hippomanes. Es sollten das gewisse Fleischtüchlein sein, die sich auf der Stirn des frisch geborenen Fohlens befanden, und welche die Mütter wegzulecken pflegten, sobald sie sich nur zeigten. Um solche Warzen nun bemühten sich die Hexen aufs eifrigste und bewirkten damit außerordentliche Zauberkünste. Wiehern der Pferde während der Nacht galt allgemein als Vorbedeutung eines Krieges; fand jemand zufällig ein Hufeisen auf dem Wege im Gleise, so schlug er dasselbe an den Riegel über der Hausthüre, in dem Glauben, daß ein solches Hufeisen keine ansteckende Krankheit ins Haus lasse. Man glaubte an Menschen, die einen bösen Blick hatten und damit aus Neid ein Pferd, das sie gern besitzen wollten, behexen und mit einer vermeintlichen Krankheit befallen konnten. Man sagte: „es giebt Zauber, die wie der Basilisk mit den Augen wirken, und es giebt Augen, die alle Schwäche fortnehmen.“ Die Wirkung solcher und ähnlicher Vorstellungen war die Gewohnheit, unter Wladyslaus Jagiello gegen das Gift Drachenzungen auf den königlichen Tisch zu stellen, die man dem Könige in einem Futterale immer nachfuhr. Man glaubte an die Kraft von Geflüster in die Ohren des Pferdes, um es vor Krankheit zu schützen oder, damit ihm kein Hufeisen abfalle, wenn es auf irgend ein ominöses Kraut getreten haben sollte. Man glaubte an Besprechungen, welche das Blut zum Stehen brachten, auch an solche, welche die Entwicklung der Geschwulst hemmten, die vom Biß oder Stich eines giftigen Insekts herrührte. Man glaubte an Zauberei und Hexerei und als der Glaube daran aufhörte, so bedauerte man, daß Zauberei nicht mehr existire, weil das, wie man sagte, ein ehrliches Mittel war, angenehme Träume zu erfinnen.

Gegen Ende des XVII. Jahrhunderts, sagt Saur, hörte man selten, daß Pferde durch Zauber erkrankten, „sicherlich deshalb, weil die Hexen nicht auf Pferden, sondern auf Ofengabeln ritten;“ indessen giebt er doch Merkmale der Behezung an und schreibt Mittel vor, den bösen Wirkungen derselben vorzubeugen. Als sicheres Zeichen der Behezung galt, wenn ein Pferd ganz in Schweiß gerieth und ihm die Zähne wackelten. In einem solchen Falle nahm man, um dem Zauber entgegen zu wirken Myrrhn, Räucherwerk und weiße Birkenrinde, mischte Alles zusammen und räucherte damit das Pferd, dann ging man mit ihm zu einem Wasser, ohne sich umzusehen und mit Jemandem zu sprechen, und wusch es mit Wasser ab. Strafte der Herr oder der Stallmeister die Stallknechte, wenn die ihrer Aufsicht anvertrauten Pferde bei Nacht schwitzten, so pflegte man, wie noch heute, die Schuld davon auf Zauberei und nächtliches Treibjagen unsichtbarer Hölleengeister zu schieben, obwohl die eigentliche Ursache davon im Dienstpersonale selbst lag; denn anstatt im Stalle zu bleiben, liefen sie zum Krug oder zum Schatz. Ein weniger aufmerksamer und leichtgläubiger Mensch hält jene Erklärung für die möglich richtige und beugt sich vor der unbekanntten Macht der Geister. Prätorius sagt in seiner Weltbeschreibung bei Besprechung der baltischen Slaven, daß ein in die Krippe geworfener Pferdebeschädel die Kraft der Geister über die Pferde breche, auf denen nächstens Mohr oder Lecton bis zum Ermatten jage, und daß Leute nicht deutscher Abkunft die Gewohnheit hätten, die Köpfe gefallener Pferde rings um den Stall an den Zaunpfählen aufzuhängen, um Krankheiten von ihrem Inventar abzuhalten, und daß diese Gewohnheit nirgends anderswo practicirt werde, als im Slaventhum.

Wenn noch heute der Glaube an übernatürlich wirkende Kräfte nicht gänzlich verschwunden ist, so war derselbe in älteren Zeiten begreiflich viel allgemeiner und intensiver. Um gegen den bösen Zauber zu wirken galt allgemein die Sitte, dem Pferde Stirn und Augen mit einem Zipfel des Rocks abzuwischen, sobald man von einem Ritt nach Hause kam — dann spuckte man aus, faßte die zwischen den Ohren wachsenden Haupthaare zusammen und zog sie, oder man nahm einen Besen, nur durfte es kein frischer sein, und besprengte vermittelst dieses das Pferd mit Spülicht. Alle diese Dinge fand man als unfehlbare Geheimnisse in alten Büchern gedruckt, und wer sein Pferd lieb hatte, that alles Mögliche, um es vor jedem Uebel zu schützen. Man liebte das Pferd als das



für das Leben unentbehrlichste Geschöpf über alle Maßen und schätzte es als einen Wahrsager guter oder böser Zukunft. Als ein übles Omen sah man vor der Schlacht an, wenn das Pferd sich lange weigerte, den König aufsitzen zu lassen. Vor dem butwiner Treffen ertrank der Schimmel des Königs in einem kleinen Bergstrom. Das böse Omen, welches man daraus deutete, erhielt noch größere Bestätigung, als ein Blitzstrahl einen Edelmann und zwölf Pferde im Zelte erschlug. Schlechte Omina begleiteten den *Katoczy* als er 1657 in den Krieg zog. Sein Reitpferd brach vor den Augen seiner Mutter unter ihm zusammen, als er aufsaß. Die dadurch in Besorgniß versetzte Mutter rieth ihm dringend vom Kriegszuge ab, aber *Katoczy* hörte nicht auf sie, er ließ sich ein anderes Pferd bringen, aber auch mit diesem brach er auf der Brücke zusammen. — *Passek* erzählt von den Truppen, die unter *Gzarncki* nach Dänemark zogen: „Als wir die Grenze überschritten, intonirte das ganze Heer nach polnischer Sitte: „O gloriosa domina!“ die Pferde aber begannen in allen Regimentern heftig zu prusten, so daß einem das Herz ordentlich wuchs — denn alle hielten das für ein bonum omen.“ Und noch heute gilt Wiehern und Prusten des Pferdes für eine gute Vorbedeutung: ist doch jeder Cavalier, der mit Herzklopfen dem Hause seiner Lieben naht, sicher, daß man ihn freundlich annehmen werde, und „so glücklich, als hätte man ihn auf ein türkisch Pferd gesetzt“ sobald sein Pferd bei der Annäherung zum Ziele der Reise wiehert.

#### § 148. Systeme der Züchtung.

Die Zucht des Pferdes stand in Polen, wenn sie auch von einiger Beimischung von Schwarzkünstlerei nicht ganz frei war, doch im Ganzen sehr hoch, ließ in vielen Beziehungen nichts zu wünschen übrig und konnte uns heute noch in manchen Punkten als musterhaft gelten. Am höchsten schätzte man die Gestüte, in welchen das orientalische Blut vorherrschte und man sagte: „ein türkisch Fohlen, ein deutscher Fühnerhund, und ein abliges Kind sind zur Zucht die besten.“

Mit Uebergang vieler Ausnahmen im Lande war das allgemein in Alt-Polen angenommene System der Pferdezücht nicht durchaus Stallzucht, sondern ein halbwildes, d. h. im Freien. In späteren Zeiten züchtete man in den westlichen Theilen des Landes, als den mehr bevölkerten zugleich auch in der Cultur und Landwirthschaft höher stehenden, wenig Gestüte und zwar fand sich hier vorzugsweise Stallzucht. In den

Testamenten vieler sehr begüterten Herrn dieser Landestheile finden wir selten Erwähnung von Gestüten. Weiter nach Osten traf man in Litthauen, Neußen und Ukraina, zahlreichere Gestüte und zwar in halb wilder Züchtung. Im Zaporogischen und in einigen Ortschaften Podoliens nomadisirten vollkommen wilde Heerden Sommer und Winter in der Steppe, die Hirten bargen sich bei sehr stürmischem, regnigem und kaltem Wetter unter tragbaren Zelten aus Filz, ähnlich den kirgisischen und kalmukischen Ribitten. In einem solchen Zelt war ein Heerd, auf welchem die Hirten ihre Speisen bereiteten, ihre Kleider trockneten und an dem sie sich wärmten. Aehnlicher Weise war die Pferdezücht in der menschenleeren Ukraina. In dem übrigen Polen hatten die im Sommer im Freiem gezüchteten Pferde während des Winters ein ordentliches Unterkommen, wo sie mit Stroh, Heu, Spreu und Körnern gefüttert wurden. In den wilden Heerden d. h. solchen, die jahraus, jahrein unter freiem Himmel blieben, vermehrten sie sich nach eigenem Belieben; in den halbwild gehaltenen beschälte der Hengst nach Gefallen eine gewisse Anzahl ausgewählter und mit ihm auf die Weide gelassener Stuten. Bei der Stallzucht fand die Vermehrung durch zeitweilige Zulassung des Hengstes aus der Hand zu den Stuten Statt. In den Heerden, welche Tag und Nacht, Sommer und Winter unter freiem Himmel zubrachten, fanden und kannten die Fohlen keinen anderen Schutz und keine andere Pflege, als die der Mutter und des Leithengstes. Der Antheil, den der Mensch dabei nahm, beschränkte sich darauf, die Heerde gegen Räuber und Raubthiere zu schützen. Die halbwild gezüchteten Heerden wurden nächstens und den Winter über unter Dach getrieben, wo sie reichliche und gute Nahrung fanden; Frühling, Sommer und den Herbst hindurch brachten sie die Tage auf den Weiden zu. Die großen Heerden wurden in kleinere Abtheilungen geschieden, was dem Menschen ermöglichte, jeder von ihnen die geeignetste Aufsicht angedeihen zu lassen. Bei der Stallzucht wurden die Pferde zur Arbeit verwendet, um ihnen dadurch die, für ihre Gesundheit durchaus nothwendige, Bewegung zu ersetzen. Die auf diese Weise gehaltenen Pferde erhielten reichliches Futter an Körnern, Häcksel und Heu, doch stets so, daß ihr Fleisch fest und hart blieb. Weil die halb wilde Zucht in Polen die allgemein üblichste war, pflegte die Belegung der Stuten meistens so Statt zu finden, daß man den Hengst auf freier Weide oder auch in Umfriedungen zu einer Heerde auserlesener Stuten ließ. Durch lautes, langes Wiehern theilte er den Stuten seine Ankunft

nnd sein Begehren mit. Wer darauf bedacht war, den Hengst lange bei Kräften zu erhalten, ließ ihn nur auf drei Stunden bei den Stuten und zwar des Morgens vor der Tränkung und Fütterung und drei Stunden Nachmittags. Andere, weniger Achtsame, ließen den Hengst zwölf Stunden bei den Stuten und zwar oft nüchtern, in der Meinung, daß das sperma dann wirksamer sei aber vergaßen dabei, daß „sine Cerere et Baccho friget Venus.“ Stallzucht war nur in den westlichen Provinzen im Brauch. Der Adel Litthauens und Neupens, sogar solche, welche die Stallzucht empfehlen, scheinen keine ganz klaren Begriffe über diese Art der Zucht gehabt zu haben. Dorohostajski empfiehlt, den Hengst am Rapzaum zu einigen zusammen getriebenen Stuten zu führen; sobald dann der Hengst geil wird, zu wiehern, unruhig zu werden beginnt und die Stuten ihn von selbst umgeben und beschnuppern, so soll man den Baum loser halten und den Sprung erleichtern, und, wenn er seine Schuldigkeit gut gethan hat, ihn zu sich ziehen und ihm mit einem in Wein oder Essig getauchten Schwamm Küstern und Stirn waschen, dann ihn nach kurzer Zeit zu andern führen und auf dieselbe Weise sechs oder siebenmal springen lassen, überhaupt aber ihn nur drei oder vier Stunden dort halten. Die Beschreibung dieser besonderen Art der Beschälung schließt Dorohostajski mit folgenden Worten: „aber wenn Jemand eine Stute bei Seite nehmen und vereinzelt beschälen lassen will, so tadle ich das nicht.“ Einige zeigten der Stute, die belegt werden sollte, von vorn irgend ein schönes Pferd und ließen von hinten wie zufällig ein Pferd geringerer Gattung springen in der Hoffnung, daß das Fohlen dem vorderen ähnlich werden würde, das die Mutter bei der Belegung brünstig vor Augen hatte. Vorsichtiger tabelten dergleichen Kunststücke; und obwohl Alle daran glaubten, daß zuweilen imaginatio facit casum, wußten sie doch gut, daß die Stute nicht durch das Auge, sondern durch den Samen empfängt, der in sie eindringt und sie dort befruchtet. Dorohostajski schreibt einem ähnlichen Verfahren der Stute einen Fall zu, den ihm der Fürst Chr. Nicol. Radziwill erzählt hat, daß nämlich ein Fohlen zur Welt gekommen, das an Kopf, Gestalt und Hauthaar einem Elenthier ganz ähnlich gewesen sei. Und obwohl bekannt war, daß „eine Hündin keinen Hasen gebärt“ so pflegte man doch gern in Discussionen der Art, jene Stute anzuführen, die im Alterthume berühmt war und im Heere des Xenophon einen Hasen geboren hatte.

Georg Gr. Dzieduszycki ist in seinen Bemerkungen und Beobachtungen über polnische Pferde und Gestüte so von dem Glauben an die außer-

ordentliche Kraft der Imagination durchdrungen, daß er darauf die ganze Theorie der Verbesserung der richtigen Verhältnisse der Formen bei polnischen Pferden basirt und sagt: „Warum haben spanische und englische Pferde Widderköpfe, dünnen Hals und Beine? warum die türkischen längliche, trockene und delicate Köpfe? Warum haben die Berber- und die arabischen Pferde trockene Köpfe und schlaffe Bäuche? sagen, daß dies climatisch sei, heißt sagen, daß kein Pole so schön sein könne als der Spanier und Türke, da *omnia generatione paria*. Aber ich schreibe es der Imagination zu, welche in natürlichen Angelegenheiten die erste Meisterin und Basis ist, deren Lebhaftigkeit oder Schläffheit in den Thieren sich so verhält, wie sich in den Menschen die verschiedenen Grade des Verstandes verhalten. Wie soll eine Stute, wenn auch nach einem schönen Hengste, ein Fohlen tüchtiger Art gebären, wenn sie den Hengst nur zwei oder dreimal während der Beschälung gesehen, ja ihn sogar in der eigenen Brunst nicht einmal gut gesehen hat? Um die Proportionen genau kennen zu lernen, dazu bedarf es einer langen und einer ruhigen Anschauung und Beobachtung. An was versteht sich nun also eine Stute? An Stuten und darum gebiert sie auch ähnliche Fohlen. In der Türkei stehen Hengste und Stuten zusammen im Stall, wo sie die ganze lange Zeit sich vor Augen haben. In Neapel läßt man den Hengst in die Heerde und bei anderen Nationen endlich können den Stuten selbst tanto *successu temporis* durch sich Versehen an tüchtigen Pferden, nichts Unansehnliches nach eigener Aehnlichkeit hervorbringen . . . Andere stellen für die Wirksamkeit der Imagination einen möglichst proportionirten gemalten Hengst auf, was ich nicht table . . . So ist's ja auch zwischen den Menschen, warum haben z. B. die Italiener, die sich auf die richtigen Verhältnisse des Gesichtes sehr gut verstehen und an den alten römischen Statuen sich versehen, die Augen gewöhnlich nach oben und Adlernasen? Und warum pflegen die Russen, die auf neugriechische Bilder blicken und mit den Kalmuken grenzen, kurze, platte Nasen und geschlitzte Augen zu haben?“

#### § 149. Zahl der Stuten für einen Hengst.

Was die Zahl der für einen Hengst bestimmten Stuten anbetrifft, so schwankte diese zwischen acht und fünfzehn. Diejenigen, welche ihrer vierzehn einem Hengste zutheilten, hatten ein Citat aus dem Herodot zu ihrer Rechtfertigung, wo er von einem babylonischen Satrapen spricht,

der achthundert Hengste für elftausend Stuten hielt; diejenigen, welche für einen Beschäler zwölf Stuten hielten, stützten sich auf die Autorität des Neapolitaners Grison; diejenigen, welche zehn Stuten auf einen Hengst rechneten, beriefen sich auf die gelehrten Griechen Absyrtus, Theomenes und Theokles; endlich folgten diejenigen, welche nur acht hielten, dem Rathe Dorohostajski's, der da meinte, daß es genug sei, wenn in unseren Breiten ein Hengst acht oder neun Stuten belege.

Das Vermiethen von Beschälern, um fremde Stuten zu belegen, wie das heute in allen Ländern gebräuchlich ist, war in Polen unbekannt. Ein solcher Handel würde das sehr empfindliche Ehrgefühl jedes Edelmannes verletzt haben und man zog es vor, umsonst dem darum Bittenden das Erforderliche zu gewähren, als daraus eine Geldspeculation zu machen. Indessen waren doch nicht zu allen Zeiten Alle und Jeder so fein fühlenden Gewissens, aber nur ausnahmsweise ereignete es sich, daß der Besitzer eines ausgezeichneten orientalischen Beschälers sich für den Sprung desselben zuweilen bezahlen ließ. Um die Brunst im Hengste sowohl wie den Begattungstrieb in der Stute zu fördern, bediente man sich verschiedener Medicamente und Zaubermittel, was die alten Poeten, ja sogar Naturalisten *fascinationes* nannten. Der Glaube an solche übernatürliche Mittel war eine Folge des Zeitgeistes und der Vorstellungen, von denen wir weiter oben gesprochen haben. Die damalige Bildung stand offenbar der heutigen Unwissenheit der Massen näher, da viele der durch die Wissenschaft beseitigten Gaukeleien sich in der Tradition des Volks erhalten haben, während sie fast kein einziges gesundes Princip jener Zeiten aufbewahrt hat.

### § 150. Größe der Eltern.

Die Größe der Pferde war kein Gegenstand, um den man sich bei der Pferdezüchtung in Polen besonders bemühte. Wenn Jemand hochgewachsene Stuten besaß, so suchte er eben für solche einen entsprechenden Hengst. Dorohostajski sagt: „Wenn die Stuten groß sind, so brauchen sie einen hohen Hengst d. h. einen am Körper nicht an Weinen hohen.“ Vor nichts hatte man in einem polnischen Gestüt mehr Abscheu als vor schwerfälligen Pferden, denn im Allgemeinen schätzte man bei Zuchtpferden mehr die richtigen Verhältnisse der Gliedmaßen als große Dimensionen derselben. Crescentius sagt: „Die Figur des Hengst- und Stutensohls, welche ins Gestüt aufgenommen werden, soll eine mittlere sein, weder

sehr groß noch sehr klein, aber stets breit von Leib und Lenden.“ Gr. Drieduszuß sagt: „will man ein Pferd ins Gestüt aufnehmen, so muß man darauf achten, daß es, wenngleich nicht groß, so doch so proportionirt als möglich sei . . . ferner notandum est, daß, wenngleich ein großer, auswärtiger Beschäler, der gut proportionirt ist, sehr beachtet zu werden pflegt und auch tüchtigere Fohlen producirt, so bringt doch ein weniger hoch gewachsener wegen der in einem kleineren Körper größeren Hitze und des Temperaments, bessergestaltete und gesündere, wenn auch nicht große, Nachkommenschaft hervor.“ Auch schätzte man im Ganzen äußere Schönheit geringer als inneren Werth denn von der Schönheit wird der Mensch nicht satt, die Tüchtigkeit eines Pferdes aber hat schon Manchen gerettet.

#### § 151. Eigenschaften des Vaters.

Die Eigenschaften der Progenitur galten als sicherste Empfehlung des Beschälers, und wenn man einen Beschäler für das Gestüt wählte, so suchte man vor allen Dingen vorher etwas Gewisses über die Eigenschaften seiner Nachkommenschaft zu erfahren; denn man glaubte nach dem Sprüchwort, daß: „der Beschäler sich am besten empfehle, wenn er schöne Fohlen zeugt.“ In Ermangelung bestimmter Daten darüber, achtete man bei jedem Beschäler vorzugsweise auf folgendes:

- a) Farbe und Abzeichen,
- b) Alter,
- c) Vaterland,
- d) individuelle äußere und innere Eigenschaften, d. h. Gestalt, Bau und Tugenden.

#### § 152. Farbe.

Auf Farbe und Abzeichen legte man großen Werth. Die Lehre von der Combination der Farben der Eltern war Gegenstand tiefer Studien der alten Hippologen. Mit nicht geringer Emphase damaliger Gelehrsamkeit und Aufgeblasenheit lehrte man, daß vier Elemente seien, aus welchen alle Dinge auf Erden geschaffen: Erde, Feuer, Wasser und Luft, daß diesen vier Elementen auch vier Wesentlichkeiten entsprechen: Kälte der Erde, Hitze dem Feuer, Feuchtigkeit dem Wasser und Trockenheit der Luft und wie es nun vier Elemente und vier Wesentlichkeiten giebt, so sind auch vier complexiones und vier Hauptfarben, von denen jede

ihrem besonderen Elemente unterliegt und ihre Wesentlichkeit und Färbung erhält.

Die braune Haarfärbung ist Theilnehmerin der Luft und unterliegt der sanguinischen Complexion, was die Lebhaftigkeit der Pferde dieser Haarfärbung beweist.

Tagusbraune, die wir heute Kastanienbraune, fuchsfarbige nennen, schon durch die Farbe selbst dem Feuer ähnlich, bergen, als feuriger Natur, am meisten Galle in sich, auch sind Pferde dieser Färbung leicht zum Born erregbar und pflegen zänkisch zu sein.

Schwarze Färbung nimmt ihre ganze Natur aus der Erde, also ist ihr eine melancholische Complexion angeboren.

Weisse oder graue Färbung ist dem Elemente des Wassers und dem Phlegma ähnlich und schöpft daraus seine Weißheit.

Wollte man also für jede Stute des Gestüts einen entsprechenden Hengst bestimmen, mußte man dies Alles wohl erwägen, worauf man dann eine unendliche Anzahl nüchterner Combinationen basirte, um das, was dem Einen fehlte, durch den Andern richtig zu ersetzen.

Einen schwarzen Beschäler ließ man zu einer mausfalschen oder falben Stute, einen Fuchs zu einer Braunen, einen Braunen oder Braunschimmel zu einer Fuchsstute, einen Schimmel zu einer Rappestute. Man glaubte, daß man auf diese Weise schöne Haarfärbung und energische Pferde erzielen könne, und daß die Reinheit der Pferderace in genauer Verbindung mit der Reinheit der Haarfärbung stehe. Wilde Färbung legte ein schlechtes Zeugniß für die Reinheit der Abstammung des Pferdes ab. Mannigfaltige und gemischte Haarfärbung traf man nur bei unansehnlicheren Pferden, und um Producirung solcher Färbung bemühte man sich keineswegs. Dorohostajski beschreibt einen wunderbar gefärbten Paßgänger, den er im Königreich Neapel im Gestüte des Fürsten Bisognano gesehen hatte. Die Wunderlichkeit der Färbung dieses Pferdes erinnert einigermaßen an die Beschreibung eines ebenfalls sehr seltsam gefärbten Pferdes des Fürsten Carl Radziwill, welche wir an einer anderen Stelle vollständig anführen werden. Das Pferd, von welchem hier die Rede ist, war „schier wunderlicher und verschiedener Färbung, denn von Natur selbst weiß wie Schnee, hatte es an den Seiten, den Kinnbacken und Füßen sehr sichtbar rothe, fuchsfige, braune und fast blaue Haare, und wenn man genau zuschaute, wo immer nur diese Farben an ihm sich fanden, war es nicht anders, als ob man den schönsten Regenbogen sah. Ich habe oft scharf

darauf geblickt, ob es nicht vielleicht künstliche Färbung wäre, allein man hat es vor meinem Auge gebürstet und gestriegelt, wobei die Färbung blieb, so daß sie also wirklich eine natürliche war.“

Die oben erwähnten vier Farben hielt man für die Hauptfarben, alle anderen aber, deren es eine große Menge gab, rechnete man zu einer dieser vier, so daß man die Ausdrücke, braunes, fuchsrothes, weißes und schwarzes Haar als collectiv zu verstehen hat, denn jeder bezeichnet eine Gruppe besonderer Färbung.

Von dem, den weißen Pferden eigenen Mangel alles Pigments in der Haut, bis zu der mit Pigment durchaus gesättigten der Rapen sind unendlich viele Schattirungen, welche sowohl in der Verbreitung eines einfarbigen Pigments ohne Unterbrechung über die ganze Haut, als auch bei Zertheiltheit derselben in den Wurzeln einer größeren oder geringeren Anzahl der Haare, oder endlich nur an gewissen Theilen der Haut mehr oder weniger sichtbar zu sein pflegen. Die erste Gattung umfaßt die ungemischten, einfarbigen, die beiden andern umfassen die gemischten, mehrfarbigen Pferde.

Die fuchs, braune und schwarze Färbung sind drei Stufen immer größerer Intensivität des Pigments in der ganzen Haut; die graue Färbung ist eine Wirkung der Zersetzung des Pigments in den Wurzeln der Haare, und das Hervortreten des Pigments nur an einzelnen Punkten und Theilen der Haut schafft Flecken, Tiger und Abzeichen verschiedener Größe.

Weil die Gradation in der Intensivität des Pigments sehr mannigfaltig ist, so ist es schwer, bestimmte Grenzen für jeden der drei allgemein angenommenen Grade in den ungemischten Färbungen zu bezeichnen. Der Uebergang aus der weißen in die Fuchsfarbe ist daher durch verschiedene Falchfarben gebildet, der Uebergang von der Fuchsfärbung zur braunen wurde in der alten polnischen Sprache durch verschiedene Schattirungen der Fuchsfarbe bezeichnet, und man zählte sie dann theils der braunen, theils der Fuchsfarbe zu, endlich bildete der Uebergang von der braunen zur schwarzen Farbe die schwarzbraune oder dunkelbraune.

Die Falchfärbung zeigte sich bei gewöhnlichen Pferden und sprach nie für ihre Güte; dagegen wurde die lichte Isabellenfarbe, die sich von der falchen in nichts unterschied und mit Pferden hohen Bluts zugleich mit spanischen Genets nach Polen kam, für ein Anzeichen höchster Tugend gehalten. Das Eigenschaftswort falch oder falbe diente zur Bezeichnung gemeinerer Pferde von Lichtisabellenfärbung, ebenso wie das



Beiwort dunkelischweißröthlich solchen gegeben wurde, welche dunkelisabellen gefärbt und nicht edler Abstammung waren. Die Benennung isabellenfarben kam im Anfange des XVII. Jahrhunderts aus dem Westen zu uns. Der Ausdruck selbst datirt in Europa überhaupt aus der Mitte des XVI. Jahrhunderts und verdankt seine Entstehung bekanntlich der durch zweimonatlichen ohne Wechsel getragenen und dadurch falsch gewordenen Wäsche der österreichischen Prinzessin Isabella, Tochter Philipp's II., die ein Gelübde abgelegt hatte, nicht eher die Wäsche zu wechseln, als bis Ostende genommen wäre. Später hat man, um dem Ausdrücke ein älteres Datum zu geben, diese Anekdote auf die Belagerung von Granada und die castilianische Isabella bezogen. Der Ausdruck war neu, aber die Sache, die er bezeichnete, schon sehr alt; denn isabellenfarbige Pferde datiren in Spanien schon aus den mauritanischen Zeiten und bewahren mit außerordentlicher Beständigkeit diese Färbung (cf. das spanische Pferd). Das isabellenfarbige Pferd oder der Gelbsalbe besaß an den Genets besondere Eigenthümlichkeiten, das dunkelisabellenfarbige dagegen war kein besonderes Pferd, obwohl bei beiden die Färbung ähnlich und nur durch den größeren oder geringeren Metallglanz verschieden war; beide hatten Mähne und Schweif weiß gefärbt, doch bestand auch hier ein Unterschied in Beziehung auf Weichheit und Dünne des Haares.

Hellisabellen war der berühmte Pallast, auf welchem Johann III. Sobieski vor Wien befehligte, doch bezeichnet ihn ein gleichzeitiger Schriftsteller dunkelisabellenfarbig.

Die lehmige Färbung zeigte sich häufig bei Pferden, welche unter ihren Antenaten tatarische Nachmats zählten. Der weißmähnige Lehmsalbe war ein bei der leichten Reiterei beliebtes Pferd, denn gewöhnlich war es ein schnelles, behendes und ausdauerndes Thier.

Die Gruppe der Färbung, welche allgemein mit dem Namen der taxusbraunen belegt wurde, umfaßte helltaxusfarbige, beinahe rothe und dunkeltaxusrothe. Das Beiwort taxusbraun kommt von dem Namen eines Baumes, der unter dem Namen *taxus baccata* bekannt ist, der einst in den polnischen Wäldern sehr verbreitet war und noch vor nicht langer Zeit in den jenseit des Niemen gelegenen Gegenden hin und wieder getroffen wurde, heute aber gänzlich aus den Wäldern verschwunden ist. Der Taxus wird als große Seltenheit in den Gärten der Provinz Posen, in der Tucheler Haide, in dem „Ciffen = Busch“ genannten Revier, durch die Regierung mit besonderer Sorgfalt gepflegt. Von der

Farbe, der aus dem Holze dieses Baumes gefertigten Möbel, welche polirt der Farbe des Nußbaumholzes ähnlich ist, entstand der Name der Tagusfärbung, die sich mehr oder weniger der rothen Farbe nähert. Diese Hautfarbe war die Wirkung eines intensiveren Pigments, welches eine tiefere Färbung von Mähne und Schweif nach sich zog, die entweder dieselbe mit den Hauthaaren, oder etwas dunkler war.

Tagusfarbige, fast rothe Pferde galten nur dann für gut, wenn ihr Haar wie Gold metallartig glänzte und funkelte, sonst hatte man die Ansicht, daß je rother die Farbe, desto boshafter und hitziger auch der Character des Pferdes sei.

Dunkeltagusbraune Pferde, namentlich wenn sie geapfelt waren und das Kreuz entlang einen dunkleren Streifen hatten, wurden an Güte schon fast den Braunen gleichgestellt.

Die Schweiß- und Dunkelfuchsfarbe bilden den Uebergang zur braunen und man rechnete Pferde dieser Färbung mit schwarzer Mähne und Schweif zu den braunen, alle anderen aber zu tagusfarbenen oder Füchsen.

Ein dunkelschweißröthliches Pferd erinnerte sowohl seinem Aeußeren, als seiner Tüchtigkeit nach, am häufigsten an tatarische Bachmats, deren er ebenso wie der Lehmsalbe viele unter seinen Antenaten zählte. Gewöhnlich war er stark und horizontal mit breitem Hintertheil. Von Character war er wachsam auf dem Posten, ausdauernd in Drangsalen und anfänglich matten, aber, nach Maßgabe des Bedürfnisses, immer zunehmenden Feuers. Man schätzte unter ihnen diejenigen am höchsten, die einen schwarzen Strich das Kreuz entlang, schwarze Füße, Rüstern und Ohrenspitzen hatten und auf den Schenkeln geapfelt waren. Es waren das Pferde, welche beim Adel, bei Züchtern, Panzerreitern und später bei Wachtmeistern sehr beliebt waren, welche letzteren sie Isabellen zu nennen pflegten und zwar mit so viel größeren Rechte, als die Dunkel-Isabellen in nichts von diesen verschieden waren, nur daß man den Namen von Isabellen gewöhnlich hochgewachsenen ausländischen Genets oder deren Nachkommen zu geben pflegte.

Die Fuchsfarbe zählt drei Hauptschattirungen: schmutzig-roth, dunkel-roth und braun-roth.

Die Schmutzigrothen, der Färbung nach, den Tagusbraunen am nächsten stehend, zeigten auch noch darin ihre Verwandtschaft mit ihnen, daß sie beim Zureiten außerordentliche Vorsicht erforderten, um sie vor schlechten Gewohnheiten zu hüten, auch wurden sie im Allgemeinen nicht

sehr gelobt und man sagte sprüchwörtlich: „hast Du's eilig, so bestieg keinen Falchen.“ Pferde dieser Färbung, ursprünglich unruhig und fighlich, wurden, wenn sie mit Verständniß und Ruhe zugeritten waren, ausgezeichnet, auf deren Ausdauer und Geist man kühn rechnen konnte.

Die Dunkelrothen hatten zuweilen diese Färbung nicht vollständig, insofern, daß, wenn sie zum Vortheil der Haut ein größeres Quantum von Pigment verbrauchten, Schweif und Mähne nicht davon berührt wurden, so daß sie zuweilen weiße Mähnen und Schweife hatten, ähnlich der Farbe des gekämmten Hanfes, weshalb man auch diese Pferde wohl hanffarbige nannte. Durch Schläge waren sie nicht zu bändigen, ja sie wurden dadurch nur unbändiger, wogegen eine milde, sanfte Behandlung sie zu tüchtigen, zuverlässigen Pferden machte und man sie aus dieser Gruppe für die besten hielt.

Die braunrothe Färbung rechnete man zu der braunen, da sie mit soviel Pigment geschwängert war, daß auch Mähne und Schweif ganz schwarz, das Hauthaar aber der Farbe der Speise-Kastanie ähnlich war. Solche Pferde hielt man für Arbeit sehr geeignet und darin dauerhaft.

Die Gruppe der braungefärbten Pferde umfaßte die hellbraunen, goldbraunen, kirschbraunen und geapfelten. Der Hauptcharacter dieser Gruppe bestand darin, daß Mähne und Schweif durchaus schwarz sein mußten.

Hellbraune Pferde, besonders solche, deren Nüstern, Weichen und Füße heller waren und sich von den Falchen wenig unterschieden, hielt man für Pferde geringeren Werthes, zumal diese Abzeichen sich bei Pferden hohen Blutes fast nie zeigten.

Das goldbraune Pferd wurde gewöhnlich für das fröhlichste gehalten und immer vermuthete man in ihm orientalisches Blut. Heute zeichnen sich die Gebirgspferde von Karabach und einige Pferde Arabiens durch diese Färbung aus; mithin war die Vermuthung nicht ohne Grund, daß Pferde dieser Färbung orientalischen Ursprung verrathen.

Das kirschbraune Pferd zeichnete sich durch Scharfsinn und Gedächtniß aus. Strenge und rauhe Behandlung duldete es nicht, dagegen war es, wie alle polnischen Pferde, die keinen Tropfen russischen oder tatarischen Blutes in sich hatten, für Liebkosungen und sanfte Behandlung sehr empfindlich.

Das braun geapfelte Pferd war von allen braunen wegen Fleiß, Höhe, Frohsinn und Muth am höchsten geschätzt.

Den Uebergang von der braunen zur schwarzen Färbung bildet die schwarzbraune. Das schwarzbraune Pferd, dessen ganzes Haar mit Ausnahme der Schenkelhöhlen und Nüstern, welche gelblich hell schimmerten, schwarz war, galt als ein verrätherisches Pferd; denn nie konnte der Reiter auf ihm sicher sein, daß ihm nicht irgend eine Tücke plötzlich komme, außerdem waren meistens nur Pferde, die sich leicht überfraßen, schnell abfielen und langsam wieder zu Fleisch kamen, so gefärbt.

Die schwarze Haarfärbung stand beim polnischen Adel nicht in hoher Achtung. Das Ritterthum sah in allen seinen Schattirungen stets Unglück verkündende Wahrzeichen. Noch zu den napoleonischen Zeiten wollten es alle Krieger nicht loben, daß Fürst Joseph Poniatowski den Rappen Schumla aus dem Gestüt Slawucki's erworben, indem sie prophezeiten, daß er auf diesem Pferde unfehlbar Unglück haben werde, eingedenk des oft wiederholten Sprüchworts: „auf schwarzem Pferd reite nicht in den Krieg!“ und auf diesem Pferde mußte es dem, der oft den Dniepr durchschwommen hatte, passiren, in einem unansehnlichen Flößchen bei Leipzig den Tod zu finden. Mit schwarzen Wagenpferden fuhren meist hohe geistliche Würdenträger, wie Provinzials, Ordensvisitatoren, Prälaten und zuweilen auch Bischöfe, welche diese mit ihrer Sutane harmonirende Farbe ihrem Stande angemessen fanden. Die schwarze Farbe war unter den großen, schweren Friesländern sehr gewöhnlich und so producirten auch die Gestüte, welche Friesen zuließen, am häufigsten Rappenfohlen. Die Produkte der Kreuzung schwarzer Friesen mit anderen Pferden verbreiteten im Lande die Ueberzeugung, daß alle schwarzen Pferde schwerfällig, mürrisch und kalt, daß unter Tausenden eines etwa tüchtig sei. Die schwarze Farbe umfaßte ebenfalls drei Gruppen: graue, mausfarbene und Rappen.

Die grauen Pferde, Sommerrappen, wurden für matt gehalten. Etwas höher schätzte man solche, welche von der Mähne zum Schweif einen schwarzen Streifen und auch die Füße schwarz hatten.

Die mausfarbenen Pferde hielt man zwar für kräftig, aber für träge und tückisch. Ohne Spornen bestieg man sie nicht, und ohne eine gute Peitsche spannte man sie nie vor den Wagen.

Der Rappe wurde dann nur geschätzt, wenn er ein glänzendes Kleid, einen weißen Stern auf der Stirn und alle vier Füße weißkötzig hatte, dagegen wurde ein weißgestiefelter Rappe weniger geschätzt. Auf

solche wandte man vorzugsweise das Sprüchwort an: „Bier weiße Füße und eine Blässe, wenn dabei das Pferd gut, so ist's eine große Seltenheit.“

Jede Farbengruppe zählt noch eine solche, in welcher farblose Haare mit größerer oder geringerer Intensivität sich über die ganze Haut verbreitet fanden, doch immer nur in dem Grade, daß die eigentliche Färbung überwiegend blieb. Hierhin gehörte die wolfsfarbene, fahlschimmelige Färbung, wenn farblose Haare inmitten gelber am ganzen Körper und zwischen schwarzen an Füßen, Ohren und Nefeln sich verbreiteten, Schwanz und Mähne aber weiß waren; ferner die rothschimmelige, die braun-schimmelige und endlich die bohlenfarbige. Alle diese Färbungen wurden allgemein zu den guten gerechnet.

Der Uebergang aus der gänzlichen Farblosigkeit zur vollständigen Sättigung der Haut mit Pigment durch Färbungen, welche durch Mischung farbloser Haare mit farbigen entstanden, bildeten alle grauen Farben, deren es eine zahllose Menge giebt, und deren Unbeständigkeit immer größer ist, als bei den ungemischten Farben. Mit dem Alter bleicht jedes graue Pferd mehr und mehr und das jedesmalige Haaren bringt immer eine größere oder geringere Veränderung in der Färbung des grauen Pferdes hervor. Ja es werden sogar manche Pferde ungemischter Färbung im Alter grau, und graue, die in der Kraft der Jahre weiß geworden sind, werden in späterem Alter gesprenkelt.

Gänzliche Farblosigkeit der Pferdehaut erscheint in der weißen Färbung. Pferde dieser Färbung mit weißer oder fleischfarbener Haut, mit weißem Huf und meist ganz unbehartem Maul, waren bei uns reinsten arabischen oder spanischen Bluts. Bedews und Genets, die weißer als Schnee waren, galten für königliche Pferde. Ihre weibliche Empfindlichkeit erforderte sehr sorgfältige Behandlung, denn ihre zarten Füßchen lahmten leicht und die dünne Haut bedurfte großer Wärme und setzte sie häufigen Krankheiten aus. Das Sprüchwort sagte von solchen Pferden: „ein ganz weißes Pferd ist entweder ganz vortrefflich und tüchtig oder taugt gar nichts.“

Ganz weiße Pferde wurden nur zu großen Paraden und feierlichen Einzügen der Monarchen gewählt und ausschließlich in großen Ställen der ersten polnischen Familien gehalten.

Weißer Pferde mit schwarzer Haut, schwarzem Huf und schwarzem Auge galten für die vorzüglichsten von allen, von solchen sagte man:

daß sie mit Pflagma ihr Leben beginnen, daß sie mit dem Alter an Tüchtigkeit zunehmen, daß sie im heißen Kampfe am feurigsten werden und daß sie bei Beginn des Kampfes weiß wie Milch, stahlblau daraus hervorgehen, weil durch den Schweiß hindurch die schwarze Hautfarbe schimmert, und man sagte: „wer auf keinem weißen Pferd gefessen, hat nie auf einem guten gefessen.“

Rosenfarbene nannte man solche, welche im ersten Jahre tarus-röthlich waren, in den späteren Jahren grau, im Alter weiß wurden und mit Punkten sich bedeckten. Sie galten unter den weißfarbigen für geringer.

Hell- oder schmutzig-graue rechnete man auch nicht zu den guten, und unter ihnen wurde die geperlte Art mit schwarzem Schweiß und solcher Mähne höher geachtet.

Staarshimmel wurden nur in der Jugend geschätzt, sie verloren an ihrer Tüchtigkeit in dem Grade, als sie weißer wurden; und man sagte von ihnen:

„Der Staarshimmel pflegt in der Jugend springlustiger zu sein.“

Diese Färbung war schön und angenehm für das Auge, aber von Pferden der Art hielt man doch nicht viel, was aus folgendem Sprichwort hervorgeht:

„Ueber den Schimmel geht nichts in der Welt,  
Der Staarshimmel greift hitzig aber hält nicht aus.“

Der Eisenschimmel galt in Beschwerden für sehr ausdauernd, wenn seine Färbung nicht einem zu schnellen Wechsel unterlag, oder wenn sie im reiferen Alter sich aus der schwarzen erst entwickelte.

Der Apfelschimmel wurde für sehr tüchtig angesehen, namentlich wenn die Äpfel eine bläuliche Schattirung hatten und wenn sie nicht zu verschwommen, sondern regelmäßig waren.

Alle gesprenkelten Pferde, sowohl schwarz wie rothgesprenkelte, galten für gute Pferde, denn man vermuthete in ihnen viel orientalisches Blut.

Ein stichelhaariges Pferd hatte eine Mischung farbloser, brauner, schwarzer zuweilen auch rother oder gelber Haare. Man hielt eine solche Färbung nicht für schön. Man glaubte solche Pferde träge und schwerfällig, aber was Ausdauer anbetrifft, so hielt man dafür, daß sie vielleicht nur dem Eisenschimmel nachstünden. Der Landmann hatte sie gern, ebenso der Officialist und der Bote für weite Fernen.

Das sogenannte Trappen-Pferd, am Nacken bunt wie eine Trappe, hatte auf rothem oder gelbem Grunde farblose Haare, unter denen sich in einzelnen nicht deutlich begrenzten Gruppen verschiedene gefärbte fanden, welche das Pferd gefleckt erscheinen ließen. Im Allgemeinen waren dergleichen Pferde nicht besonders geschätzt, denn man hielt sie für schwach, schreckhaft und unbändig.

Im Schwarzsimmel, wo die graue Farbe fast fleckweise mit der schwarzen gemischt war, sah man große Tugenden, besonders, wenn er ein Mohr war d. h. wenn sein Kopf, seine Ohren, Mähne und sein Schweif durchaus schwarz waren und wie Rabenfedern glänzten.

Pferde, auf deren Haut das Pigment sich nur stellenweise und zwar mit verschiedener Intensivität zeigte, wurden Scheden und Tiger genannt. Für beide gab es in Polen Zeiten, in welchen sie in hohem Ansehen standen und sehr in der Mode waren. Unter den Scheden wurden diejenigen am höchsten geschätzt, bei denen sich die entgegengesetztesten Farben fanden. Schwarzscheden, die man von ihrer Färbung auch Elsterscheden nannte, standen im höchsten Rufe, dann folgten die Mauscheden, Braunscheden, Rothscheden, Falscheden und Grauscheden, man bemühte sich aber besonders um solche Scheden, deren Haut unter dem weißen Haare schwarz, deren Schweifhaar in seiner ganzen Länge halb schwarz und halb weiß war, um solche, welche an Huf, Füßen und Kopf nichts Weißes, und auf den weißen Stellen des ganzen Körpers hin und wieder eirunde dunklere Flecken hatten, endlich um solche, welche mit dunkler Schabracke auf hellem Grund oder mit heller auf einem Grunde anderer Färbung geschmückt waren. Für den Ritt zog man Scheden mit dunkler, vor dem Wagen solche mit heller Schabracke vor.

Gut getigerte Pferde haben im Allgemeinen fleischfarben-rothiges Maul und Unterlippe und ihre weiße Haut bedeckt ein glänzendes weißes Haar. Sie haben eine leichte, weiche Mähne und einen schwachen nicht langen Schweif, oft mit gekräuseltem Haar, was ihnen den Namen „Blumpfack“ eingebracht hat. Auf dem am ganzen Körper weißen Grunde finden sich überall ovale Flecken, die am Widerrist etwas größer als Eier, an Hals, Kopf und an den Füßen sich so verjüngen, daß sie am Kopf und an den Enden der Füße wie starke Senfkörner erscheinen oder auch in eine einheitliche dunkle Farbe übergehen. Die Farbe der Flecken pflegt bei den einen dunkel-fuchsig, bei andern schwarz, braun, roth, rosenfarbig oder grau zu sein. Am höchsten stellte man solche Tiger, deren

Schweif und Mähne weiß, deren Flecken dunkel-fuchsig, Füße dunkel und Hufe schwarz waren. In allen aber schätzte man hohes Blut, starken Verband, glattes Fell, Schnelligkeit und Feuer ohne Capricen, und langes Leben.

Abzeichen kann man für beginnende aber nicht entwickelte Geschlechtlichkeit ansehen, die im Allgemeinen die Eigenthümlichkeit hat, daß sie mit jeder Generation zunimmt. Der Umfang der gefärbten Haut wird immer kleiner, wogegen derjenige der farblosen Haare zunimmt. Den Abzeichen selbst legten ältere Züchter größere Bedeutung bei als der Haarfärbung und hielten dieselben für unfehlbare Zeichen von den damit dem Pferde angeborenen Eigenschaften und seinem Glück.

So bezeichnete: ein Stern auf der Stirn und ein helles Maul ein sanftes, freundliches, aber allerlei Zufällen unterworfenen Pferd.

Ein Stern ohne anderes Abzeichen bedeutete Feiterteit und Laune.

Ein heller Stern silberleuchtenden Haars war ein Zeichen großen Herzens und großer Tugend.

Ein Pfeil, der mit der Spitze nach unten gerichtet war und mit den Federn die Stirn bedeckte, bezeichnete ein Ritterpferd.

Eine längliche Blässe, die schmal hinablief, war ein gutes Zeichen.

Eine breite Blässe, welche Augenbrauen und Augen umfaßte, bezeichnete ein stumpfes, aber lang lebendes Pferd.

Eine Laterne an Maul und schlaffen Müstern war das Zeichen eines dummen, weichen, leicht versagenden Pferdes.

Pferde jeglicher Färbung, welche meistens in Folge großer Entwicklung von Farblosigkeit am Kopfe Glas- Fisch- oder Wolfsaugen hatten, hielt man für unansehnlich und außerordentlich schreckhaft.

Abzeichen an den Füßen wurden für sehr wichtig angesehen. Eine Tradition hat die Kunde davon erhalten, daß der weiße rechte Vorderfuß ein ruhiges, gelehriges, aber häufig Zufällen ausgesetztes Pferd bezeichnete. Ein weißer linker Vorderfuß war bei Kennern von geringer Beachtung. Ein weißer rechter Hinterfuß deutete auf ein muthiges aber unglückliches Pferd, wogegen ein weißer linker Hinterfuß ein glückliches Pferd heiterer Phantasie vermuthen ließ. Waren beide Hinterfüße weiß, dazu ein Stern auf der Stirn, so war das ein gutes Zeichen, vorausgesetzt, daß die beiden Vorderfüße nicht weiß waren. Es war nicht das beste Zeichen, wenn zwei Füße über Kreuz weiß waren, indessen immer noch besser als wenn sie einseitig weiß waren. In allen Fällen aber durfte das Weiße die Fessel nicht überschreiten, auch den Huf nicht



beherrschen. Wenn ein längeres Haar als das allgemeine das Abzeichen bedeckte, so war das ein böses Zeichen, denn das Haar der Abzeichen soll im Gegentheil kürzer sein.

Weniger in der hippischen Terminologie und der Deutung aller dieser Hieroglyphen bewanderte Pferdeliebhaber sagten einfach: „ein Pferd ohne Abzeichen weggeben, mit einem für sich behalten, mit zweien dem Freunde, mit dreien dem Feinde geben und mit viereen es verkaufen.“

Außer Farbe und Abzeichen galten als wichtige in Beziehung auf Eigenschaften sowohl als auf Glück oder Unglück des Pferdes deutende Prognostiken: Widerhaarigkeit, Federchen oder Wirbel, deren Zahl in der fabelnden hippischen Tradition der Araber sich bis auf vierzig beläuft, ohne indessen doch mehr als etwa zwölfen deutungsvollen Werth beizulegen. In Polen galten Federchen auf der Stirn, an beiden Seiten des Halses entlang für ein Glück deutendes Zeichen, wenn sie lang und einander gleich dem Nacken und das Kreuz entlang sich fanden; im Allgemeinen aber als die besten, wenn sie in ungleicher Zahl und immer an solchen Stellen waren, wo das Pferd selbst sie nicht sehen konnte. Wirbel standen in geringerem Ansehen; immer aber legten sie für die Güte des Pferdes und seine Abstammung ein Zeugniß ab, vorausgesetzt, daß sie sich nicht nach der Gegend des Herzens drängten, sondern immer da, wo das Pferd sie zu sehen nicht im Stande war.

Nicht deshalb bin ich hier über die vormaligen Ansichten und Meinungen in Beziehung auf Farbe, Abzeichen und Zeichen so ins Einzelne gegangen, um ihnen eine größere Bedeutung beizulegen, als ihnen eben gebührt, noch auch um sie einer besonderen Beachtung zu empfehlen, sondern ich habe es gethan, um den Leser für einen Gegenstand zu interessieren, der unjere Vorfahren einst höchlichst beschäftigte und welcher heute, wenn auch keine hippische, so doch gewisse archäologische Bedeutung hat. Die Erfahrung unserer Zeiten auf Wissenschaft gestützt, weniger schnell in ihren durch die Kritik noch nicht geläuterten Schlüssen, legt diesen Dingen geringeren Werth bei als frühere Zeiten. Zur Befestigung des Glaubens, daß ein enger Zusammenhang zwischen Farbe und Tugend des Pferdes bestehe, trug gewiß nicht wenig bei, daß Gestüte, welche sich gewisser Tugenden rühmten, Vorliebe für eine bestimmte Farbe behielten und sie lieber als jede andere pfl egten, daß, wenn also solche Pferde im Lande sich verbreiteten, dies im Publicum die Ueberzeugung befestigte, daß

gewisse Tugenden mit gewissen Färbungen unzertrennlich verbunden seien. Von allen Dingen, welche das Pferd characterisiren, gehört die Färbung zu den unbeständigsten und veränderlichsten, denn nichts unterliegt so sehr dem Wechsel des Klimas und der Lebensart. Lange noch haften im Blute des Pferdes Tugenden wie Fehler der Vorfahren, während seine Färbung bereits verschiedene Wandelungen erlebt hat und der Färbung jener durchaus unähnlich geworden ist. In den ersten Blättern dieses Werthens habe ich gesagt, daß die Färbung der ersten Pferde-Gattung, welche den Segen der Domesticität erfuhr, sicherlich eine gestreifte war, und ich frage, ob man heute irgendwo dergleichen leicht antrifft? Es trifft sich häufiger, das Junge eines Maulthiers mit der ursprünglichen Färbung zu sehen, als ein Pferd. Von außerordentlicher Seltenheit, ja fast verschwunden sind jene einst so hoch geschätzten Pferde, deren Andenken die Tradition aufbewahrt hat, jene Pferde, mit weißer, punktirter Färbung, die sparsam mit Flecken von der Größe einer Bohne gesprenkelt waren, und an denen sich dunkle Querstreifen fanden gleichwie vom Tieger an den Fesseln und an den Knien und ebenso lange Schrammen wie von Streichen über den Körper, die ein sehr treues Abbild von der Färbung jener Gattung vorstellten, durch welche sich das ursprüngliche Pferd auszeichnete, so wie es von Darwin reconstruirt, in seinem Werke dargestellt und heute außerordentlich selten angetroffen wird. Das Gesetz, welches den Königstiger und das vorsündfluthliche Pferd mit Streifen färbte, welches dem Löwen nur in der Kindheit ein gestreiftes Kleid zu tragen gestattet, während es ihm für den Rest des Lebens wie dem Jaguar eine fahle Färbung bestimmte, das Gesetz, welches den Luchs in die Farben eines Trappen-Pferdes kleidete, welches den Panther und den Tigerschimmel mit Flecken versah, welches den Kuguar mit schwarzem Fell bezog, welches der Hauskaze die Schattirungen aller Farben gestattete, dies Gesetz kennen wir nicht. Schließen wir aber nach dem, was wir bis jezt wissen, so können wir als Grundsatz positiv annehmen, daß die Verschiedenheit der Färbung des Hauthaares eine Folge äußerer Einflüsse auf das organische Leben und ein Product der Wirksamkeit dieser, nicht aber ein Spiegel der Tugenden und Eigenschaften der Seele des Thieres sei. Der Schluß von der Färbung auf Tugenden und Eigenschaften gleicht dem Gewebe einer Spinne an Unzuverlässigkeit, vielmehr muß man in der Färbung eines Pferdes den Beweis der Art und des Grades der bei der Züchtung des Pferdes verwendeten Sorgfalt, den Beweis einer

größeren oder geringeren Aufmerksamkeit in Betreff der Wahl der ihm gereichten Nahrung, endlich den Beweis für den Character des Klimas, Orts u. s. w. seines Aufenthalts, nicht aber Beweise für sein inneres Wesen, seine Tugenden und seine Tüchtigkeit suchen. Character, Intelligenz, Kraft, Feuer, Temperament stecken tief im Blut des Pferdes und diejenigen, welche sich bei Schätzung eines Pferdes nur auf seine Färbung verlassen wollen, werden ihren Irrthum zu ihrem Schaden bald gewahr werden.

In wie weit äußere Einflüsse und Nahrung auf das Kleid des Pferdes nicht ohne Einfluß sind, dafür können wir eine Beobachtung des Herrn Geoffroy Saint-Hilaire anführen, welcher versichert, daß Pferde, welche nur einige Jahre in der Tiefe der belgischen Kohlenbergwerke arbeiteten, sich mit kurzem, dichtem Haar bedeckten, gleichsam ein Sammetkleid erhielten ganz wie das Fell eines Maulwurfs. In Ostpreußen hat man drei Fälle zur allgemeinen Kenntniß gebracht, in welchen weiße und weiß gefleckte Pferde nach dem Genuß von Widen die von Honig und Mehlthau berührt waren, heftige Schmerzen empfanden, indem jeder Fleck der Haut, welcher mit weißen Haaren bedeckt war, in eine brandartige Entzündung gerieth. Dieses Factum wurde auch anderweitig vielfach bestätigt, wobei zu bemerken, daß Pferde anderer Färbung durchaus von jener Krankheit unberührt blieben. Die *Aethusa cynapium*, (Garten-Gleife) welche bei Pferden im Allgemeinen gewöhnlich Durchfall verursacht, bewirkt bei Pferden mit dem Abzeichen der Laterne Geschwüre und Anschwellungen auf ihren weißen Lippen und Nüstern; Pferde mit Delfrüchten gefüttert, sollen ein außerordentlich glänzendes Kleid erhalten, Erbsenfutter soll die Pferde geäpfelt machen u. s. w.

### § 153. Alter.

Was das Alter des Pferdes anbetrifft, so war die Zeit zwischen dem sechsten und sechzehnten, höchstens achtzehnten Jahre in Polen als die für einen Beschäler geeignete angesehen. Obwohl Crescentius sagt, daß ein Pferd für den Sprung fünfjährig sein solle, so haben andere eine bedeutend spätere Zeit dafür bestimmt, indem sie sagen: „et in senescentia venae, quamvis rarae, tamen bene,“ und zugleich, zur Unterstützung ihrer Ansicht, den Hengst Opuntius anführen, von dem Aristoteles sagt, daß er bis zu seinem vierzigsten Jahre Stuten belegt und befruchtet habe. Andere wieder tabelten ein zu hohes Alter des Beschälers, indem sie zu sagen pflegten: „vana sine viribus ira.“ Man behauptete, daß

ein Fohlen nach einem alten Hengst, und mehr noch nach einer alten Stute mit Vertiefungen über den Augen geboren werde, matt, einfältig, und häufigen Krankheiten unterworfen sei und zwar in Folge der kalten Konstitution des Samens, dem es seine Entstehung verdanke. In einem Briefe des von Krankheit befallenen Thomas Jamojski an den Hetman Koniecpolski ist folgende Stelle bezeichnend für ähnliche Ansichten: „Ich möchte lieber zu Pferd zu Euch kommen als beplastert im Bette liegen; aber ich bin einmal so, wie ein Fohlen nach einem alten Vater, er wird wohl für mich und für sich dem Lande gedient haben.“

Ueber die Langlebigkeit des Pferdes haben sich verschiedene Traditionen erhalten. Nach Aristoteles leben die Pferde vierzig Jahre, nach Plinius bis auf siebzig. Albertus Magnus hat bei einem Soldaten ein Pferd gesehen, welches siebzig Jahre zählte und bei Gelegenheit seinem Herrn noch gut diente. Buffon citirt ein Pferd, welches fünfzig Jahre gelebt hat, also doppelt so lang als nach physioogischem Gesetze dem Pferd bestimmt ist. Dieses Gesetz nämlich bestimmt als normale Lebenslänge jeglichen Thieres eine fünfmal längere Zeit als diejenige, welche es bis zu seinem Ausgewachsensein verwendet; demnach würde die normale Lebensdauer des Pferdes fünfundsanzig Jahre umfassen. In Polen sah man siebenundsanzig Jahre als die mittlere Lebensdauer des Pferdes an.

Przebowski, Kron-Groß-Schahmeister, ritt nach Groß-Polen, als er das Gouvernement desselben übernahm, kurz vor seinem Tode auf demselben Pferde, auf welchem August II. seinen Krönungseinzug in Krakau gehalten hatte. Stellt man die Daten dieser zwei Begebenheiten zusammen, so kommt man zu dem Schluß, daß das Pferd wenigstens vierzig Jahre alt sein mußte. Naczynski erzählt von einem Kriegspferde eines Reußen, welches dreiundsiebzig Jahre alt war; siebenundsiebzig Jahre hatte dasselbe im Kriege gedient und verlebte den Rest seines Lebens in Frieden unter der Sorgfalt seines Herrn als Pensionair. Man könnte viele Beispiele von der Langlebigkeit des polnischen Pferdes anführen, auch wurde es durch ein vorgerücktes Alter nicht verhindert, im Falle der Noth, seine Schuldbigkeit zu thun.

#### § 154. Herkunft.

Zu wiederholten Malen habe ich erwähnt, daß die Länder, aus welchen Polen vorzugsweise und am liebsten seine Beschäler holte, die

östlichen waren. Arabien, Persien, die Türkei und die Steppen der tatarischen Horden waren in dieser Beziehung am höchsten geschätzt. Es gab in Polen kein Gestüt, in welchem sich nicht Abkömmlinge des Orients befunden hätten, und es fehlt nicht an Sprüchwörtern in Versen und Prosa, welche dafür Zeugniß ablegen; indessen verachtete man auch Pferde aus anderen Gegenden nicht. Italienische Pferde, spanische Genets und englische Renner wurden nicht selten eben so hoch geschätzt, wie Bedews, Argamaks und Bachmats.

### § 155. Bau und Eigenschaften.

Da man glaubte, daß Bau und Eigenschaften des Vaters auf die Progenitur übergehen, so bemühte man sich beim Beschäler besonders um folgende Eigenschaften. Zunächst sollte er sich durch Kraft und Gelehrigkeit auszeichnen, dann wählte man einen Hengst von gedrungenem, kräftigem Bau mit sehnigem, festem Fleisch, das nicht leicht in Fett überging, aber auch nicht leicht abfiel, mit trockenem Kopf, hellem, schwarzem, hervorstehendem, nicht verschleiertem Auge, mit einem nicht runden, sondern platten, gegen den Kopf dicknackigen, langen und schöngebogenen Hals, den man Schwanenhals nannte, mit, wie beim Kind, rundgedehnten Rippen, mit flachen und dicken Knochen, breitem, kräftigem Hintertheil, mit hartem, nicht zu hohem Hufe, mit festem, nicht hängendem Geschröte und deutlichen Testikeln, mit weichem Haar, loser Haut, mit langer, glatter, höchstens bis zum Widerrist reichender Mähne.

Vor anderen schätzte man Beschäler, welche in Gefechten, Schlachten und Turnieren gewesen waren, Wunden davongetragen, Noth und Entbehrung erduldet und sich Kühnheit angeeignet hatten, welche beim Klang der Trompete wild aufwieherten. Ein Schlachtenpferd wurde vor anderen als Beschäler genommen und pflegte bis an sein Ende im Hause des polnischen Ritters in besonderem Ansehen zu stehen, und selbst wenn es schon aufgehört hatte, für das Gestüt brauchbar zu sein, so entzog man ihm das Gnadenbrod nicht, so daß es in seinem Alter gewöhnlich bessere Tage hatte, als im Laufe seines ganzen Lebens. Soviel als möglich hütete man sich vor inneren und äußeren Fehlern des Beschälers, damit auf das Fohlen nicht übergehe, was der Vater an solchen hatte. Man verlangte von ihm, daß er allzeit zum Sprung bereit und schnell sei. Dieser Forschende gewahrten in der Beschaffenheit des Samens selbst die besseren oder schlechteren Eigenschaften des Hengstes und man war besonders auf

reines Sperma bedacht, das da weiß, mitteldicht, aufgelöster Stärke ähnlich, sehr klebrig war und im Wasser unterfant. Allerlei schlechte Eigenschaften sah man in einem Hengste, der keinen schwarzen Gaumen hatte, in einem solchen, dessen Wurzel am Ende zu breit war und in einem solchen, der zu mager oder zu fett war. Man schätzte im Pferde einen großen Bauch, damit das Pferd seine Nahrung lange bei sich behalten könne, einen solchen hielt man für ein Zeichen guter Gesundheit, nur durfte er natürlich wiederum nicht so groß sein, daß er über die Gurten herausstand.

### § 156. Eigenschaften der Mutter.

Weil man glaubte: „wie die Mutter, so die Kinder,“ so verlangte man von einer Zuchtstute, außer den unvermeidlichen Bedingungen der Farbe, Abzeichen und Formen, noch folgende Eigenschaften: daß die einzelnen Theile im richtigen Verhältnisse zu einander ständen, breite Brusthöhle, weite, längliche Flanken und überall einen fleischigen, nicht dünnen Körper. Am begehrtesten waren die Mütter, welche männliche Fohlen zur Welt brachten. Das Alter vom vollendeten dritten bis zum sechzehnten Jahre hielt man als das geeignetste für eine Zuchtstute.

Allgemein hielt man dafür, daß eine Mutter, welche zwölf Fohlen in zwölf aufeinander folgenden Jahren geboren, sich wohlverdient gemacht hatte und schätzte eine solche sehr hoch. Wenn eine Stute später noch Fohlen hatte, so hielt man solche für Wagenpferde geeigneter als zu Reitpferden. Eine zu belegende polnische Stute durfte nicht im großen Fleisch stehen, ja mußte eher mager als fett sein und zwar wegen der in den polnischen Stuten in Folge der Beschaffenheit des Futters selbst, natürlichen Feuchtigkeit, welche dann nur noch zunehmen und der sich bildende Fötus eben nur Feuchtigkeit in sich aufnehmen würde. Dies sagt Hr. Dziedużycki, und obwohl Alle darüber einverstanden sind, daß weder die zu belegenden Stuten, noch auch bereits belegte, zu stark gefüttert werden sollen, so haben doch nicht Alle so wie Hr. Dziedużycki die Ursache dieser Nothwendigkeit gedeutet, sondern aus einfacher Erfahrung gewußt, daß eine üppig gepflegte Mutter oft unfruchtbar bleibt und daß, wenn sie auch einmal empfangen hat, gewöhnlich, wegen ihrer eigenen Fettigkeit, ihrer Frucht den für ihre Entwicklung nöthigen Platz beengt und meist ein elendes, miserables Fohlen in die Welt setzt. Sobald man merken konnte, daß die Stute tragend war, so wurde sie gut genährt und mit reichlichen Körnern gegen zu großes Magerwerden geschützt.

Besonders bei der Zucht in Ställen sorgte man dafür, daß tragende Stuten mit fester Nahrung gut bedacht würden, um ihnen die nöthige Kraft sowohl zur Arbeit als auch für Entwicklung der Leibesfrucht zu geben, ohne die Därme zu sehr auszudehnen. Die Höhe der Zuchtstuten in Polen war gewöhnlich eine mittlere. Gr. Dzieduszycki drückt sich in dieser Beziehung folgendermaßen aus: „Kleinere sind besser als übergroße, denn sie sind ärmer an Feuchtigkeit, da in einem kleinen Körper wegen der schnelleren Circulation des Bluts mehr Feuer ist. Es ist gut mehr auf das richtige Verhältniß im Bau zu achten, als auf die Größe.“ Junge Stuten ließ man das erste Mal nur von den ausgesuchtesten Hengsten belegen, weil man der Ueberzeugung war, daß solche Stuten bis an ihr Ende nur schöne Fohlen zur Welt bringen würden. Eine solche Ansicht mag dem in hippische Angelegenheiten weniger Eingeweihten wunderbarlich, ja als Vorurtheil erscheinen, aber ich erlaube mir hier als Vertheidiger der Angemessenheit derselben und der richtigen Beobachtungsgabe unserer Vorfahren aufzutreten und, ohne mich in die Analyse der bisher noch geheimen Gesetze der Vererbung und der durch Darwin kaum skizzirten Generation einzulassen, erwähne ich nur das authentisch bestätigte Ereigniß, welches sich beim Lord Morton zugetragen hat und in den *philosophical transactions* 1821. p. 20. beschrieben ist. — Die arabische dunkelfuchs Stute dieses Herrn wurde zum ersten Mal von einem gestreiften Hengst der Gattung Quagga belegt und brachte einen gestreiften Mischling. Dieselbe Stute hatte nachher im Besitz des Sir G. Onseley noch zwei Fohlen nach einem schwarzen arabischen Hengste. Die Färbung beider Fohlen war braunschimmelig (*du*) und noch deutlicher an den Füßen gestreift als der erste Mischling, ja als die Quagga selbst, und das eine derselben hatte außerdem noch deutliche Streifen am Halse, den Schulterblättern und an anderen Theilen des Körpers. Darwin, der diesen Fall zwischen anderen citirt, zweifelt nicht, daß der Character des ersten Vaters einen gewissen Einfluß auf die Nachkommenschaft der Mutter von anderen Hengsten habe. Indem wir also in dieser Beziehung die Erfahrung unserer Vorfahren und die Beobachtungen Darwins für uns haben, so kann die oben ausgesprochene Ansicht auch von uns wenigstens so weit wie bisher als richtig angenommen werden.

In den polnischen Gestüten wurden solche Stuten hoch geschätzt, welche von berühmten Vorfahren abstammend, Fohlen in die Welt setzten, die ihren Ahnen ähnlich waren. Selben, d. h. solche Stuten, welche

unfruchtbar waren, wurden aus dem Gestüte austrangirt und nur zur Arbeit verwendet. Alle waren darüber einverstanden, daß eine Stute zum Beschälen nicht gezwungen werden dürfe, daß sie vielmehr von selbst dazu angetrieben sein müsse, wenn die Beschälung nicht ohne Erfolg sein sollte. Gr. Dzieduszycki räth den Stuten vor dem Beschälen eine Purgang zu geben, wie die Türken das thun, um gesündere und feinere Fohlen zu haben. Crescentius hält das Frühjahrs-Aequinoctium für die geeignetste Zeit, die Stuten belegen zu lassen.

**§ 157. Wessen Einfluß auf die Nachkommenschaft ist größer? Derjenige des Vaters oder der der Mutter?**

In dieser Beziehung giebt es keine festbegründete Ueberzeugung. Viele sind der Ansicht, daß das Alter des Geschlechts die wichtigste Rolle dabei spielt, daß sich diese Seite der Eltern in der Nachkommenschaft am deutlichsten ausprägt, deren Geschlecht das ältere, und daß man dem Alter der orientalischen Pferdeart es zuschreiben müsse, daß in ihnen eine wunderbare Kraft herrsche, sich in der Nachkommenschaft auch durch irgend welche Stute zu regeneriren.

**§ 158. Behandlung der Beschäler.**

Auf die Behandlung der Beschäler sowohl während der Beschälung selbst, als auch im Verlauf des ganzen Jahres, wurde in Polen die größte Sorgfalt verwendet. Man gab ihnen reichlich Hafer, Gerste, Heu und Stroh, hielt sie an einem trockenen Ort, in einem hellen, heiteren, von Zugwinden freien und im Winter warmen Stalle. Auf Reinlichkeit wurde vor Allem geachtet, da Sauberkeit mit Venus eng befreundet ist und man sagte: „Pferd, Jungfrau und Wein bedürfen großer Reinlichkeit.“ — Alle drei Tage gab man ihnen leichte Arbeit, denn „otia dant vitia“ und mäßige Arbeit mehrt das gute Blut. Einen dürren Hengst begann man sechs Wochen vor der Sprungzeit besser zu nähren, gab ihm gute Gerste, etwas Weizen mit Puffbohnen, Erbsen oder Linsen gemischt. Einem zu fetten Hengste ließ man zwei Monate vor dem Beschälen zur Aber und beschäftigte ihn häufiger bis zum Schwitzen mit Arbeit, gab ihm Hafer und etwas gutes Heu oder Gerste mit gehäckeltem Weizenstroh. Nach dem Sprunge bereitete man ihm ein Bad aus aromatischen Kräutern, worauf man ihn mit Laken und Mänteln bedeckte. Häufig wusch man ihn vom Hals bis zum Hufe, ohne das Geschröte dabei zu



vergeffen. In vielen Gestüten hütete man sich, ihm Grünfutter zu geben, damit ihm dieses nicht, wie man zu sagen pflegte, in die Füße gehe und das Pferd schließlich auf den Hund läme.

### § 159. Sprungzeit.

Die Zeit, welche man für die Zulassung der Hengste zu den Stuten für die geeignetste hielt, war ab *aequinoctio verno ad solstitium aestivum*, und zwar mit Rücksicht darauf, daß, wenn der Monat des Gebärens eintrete, reichlich Futter für die Stute vorhanden sei, sowohl zur eigenen Nahrung, als auch zur Milchbereitung.

Bladislaw Fürst Sanguisio sagt in seinem Werkchen: Von der Kunst der Pferdezucht und Behandlung des Gestüts: „die beste Zeit für den Sprung ist vom fünfzehnten Februar bis zum fünfzehnten April. Maifohlen sind kleiner und weniger gut, als frühere, ebenso wie auch zu frühe. Man kann auch in der zweiten Hälfte des Octobers springen lassen, damit die Fohlen gegen Michaelis zur Welt kommen, und nach jenen zwei oben erwähnten Monaten ist dies die vortheilhafteste Jahreszeit, indessen kommen Septemberfohlen den März- oder Aprilfohlen niemals gleich, außer etwa in seltenen Ausnahmen. Deshalb kann ich zur Herbst-Beschälung nicht rathen und nur ausnahmsweise, d. h. in Berücksichtigung dessen, daß die Stute nicht lange brach stehe. Die Engländer lassen das ganze Jahr hindurch beschälen, denn fast zu jeder Jahreszeit werden da Fohlen geboren; da sie so verfahren, muß es in ihrem Lande wohl vortheilhaft sein, und es läßt sich diese Gewohnheit theilweise wohl dadurch erklären, daß in England die Winter nicht so kalt und die Sommer nicht so heiß sind. In Folge dieses letzteren Umstandes d. h. einer geringeren Operation der Sonne im Sommer giebt es dort viel weniger Fliegen und Bremsen. Bei uns haben aber angestellte Proben dieser Sitte schlechte Resultate geliefert.“

In früheren Zeiten glaubte man blindlings, daß, wenn eine Stute drei Tage vor dem Vollmond belegt werde, sie ein männliches, wenn drei Tage nach dem Vollmond, sie ein weibliches Fohlen gebäre. Andere wieder behaupten, daß, während des Neumonds belegte Stuten ein männliches Fohlen geben, ein weibliches aber, wenn sie beim Vollmond besprungen worden. Diejenigen, welche nach irgend einer Stute einen jungen Hengst zu haben wünschten, umbanden dem Beschäler während des Actes selbst den linken Testikel und dasselbe that man mit dem rechten,

wenn es eine Stute werden sollte. Bei der Beschälung beobachtete man auch die himmlischen Constellationen und glaubte, daß Monate im Zeichen des Widbers, Stiers, der Zwillinge und des Krebses die vorzüglichste Zeit für Beschälung seien, daß dagegen Monate im Zeichen des Schützen, Steinbocks, Wassermanns und der Fische feindlich sterilisatam bereiteten.

### § 160. Behandlung der Mütter nach der Beschälung.

Nach vollzogener Beschälung schied man die von verschiedenen Hengsten befruchteten Stuten in eine besondere kleine Heerde, welche man vor Vermischung mit jungen Pferden, vor erkältender Nahrung und vor Futter, mit gifthaltigen Kräutern vermengt, sorgfältig hütete. Unter den Pferdezüchtern gab es indessen auch solche, welche den ganzen Sommer hindurch die Hengste bei der Heerde belegter Mütter ließen, theils um die nicht befruchteten nachträglich zu befruchten, theils um sie gegen Diebe und Wölfe zu schützen.

Graf Dzieduszycki, der seine Theorie für glückliche Pferdezüchtung auf das Sichverfehen der Mütter oder ihre Einbildungskraft bafirt, spricht sich darüber folgendermaßen aus: „Ich meine also, daß man nach dem Beschälen der Stuten der Heerde häufig, ja täglich, den Sommer hindurch den schönsten Hengst, den man hat, am Zügel früh vorführen; bei einer im Stall eingeschlossenen Heerde aber sich damit nicht begnügen, sondern einen schönen und gewöhnlich alten fremdländischen Hengst den ganzen Sommer hindurch mit den Stuten zusammenlassen solle, damit sie auf ihn in conceptione et formatione corporis ruhig ganz nach ihrem Belieben, und zwar nicht nur auf kurze Zeit, blicken können; während der Nacht aber ihn in seinen besonderen Stall führen und gut füttern möge. Andere rathen einen schönen Wallach, aber das ist unnatürlich, denn der Kastrat ist dem weiblichen Geschlechte zuwider und es fühlt sich durch Sympathie mehr zum Hengst gezogen. . . . Ich möchte aber rathen, den Hengst am ersten Juli zuzulassen und ihn ad medium Septembris zu belassen. Auf diese Weise kann er aus dem Nutzen, den das Anschauen den Stuten gewährt, in spatio temporis vor St. Johannis die nicht befruchteten befruchten, so daß sicher alle tragend sein werden. . . . Stuten, von türkischen Hengsten belegt, verbessert ein zugelassener spanischer Hengst die Form des Kopfes und den Hals, woraus trockene und gebogene Köpfe hervorgehen können; trockene vom Beschälen, gebogene vom Anschauen.“ Andere wiederum wollten von Alle dem nichts wissen und zogen es vor,

daß einige Stuten lieber unbefruchtet blieben, als daß sie durch blinde Weilheit eines Hengstes der Gefahr ausgesetzt werden sollten; denn ein Beschäler, der unbefruchtete Stuten, welche es verlangen, befriedigt, wird auch solche noch beschälen, die es nicht mehr brauchen. Das Anschauen ist Einbildung, Wölfe und Diebe aber werden durch gute Hunde abgehalten und jeder weiß, daß, „wo große Heerden sich befinden, auch viele Hunde nöthig sind.“

### § 161. Die Fohlen bei den Müttern.

Umsichtige Wirthen erachteten es der Ordnung gemäß, daß die Fohlen nur ein Jahr mit der Mutter zusammenlebten und säugten, das heißt, so lange, bis die Stute eine neue Frucht befördert. Dieser Ansicht ist auch Dorohostajski. Indessen gab es auch solche, welche die Fohlen nur neun Monate bei den Müttern ließen und der Verfasser der „Reiter-Wirthschaft“ räth, ohne auf die Zeit der Geburt des Fohlens zu achten, wie folgt zu verfahren: „Diesjährige Fohlen sollen bis St. Martin bei den Müttern bleiben, und nachher mögen sie in einen Stall getrieben werden, in welchem sie lose und frei umher laufen.“ Bei dem Fohlenstalle soll sich ein geräumiger, gut umzäunter und reichlich mit Stroh ausgeschütteter Hof befinden, zu welchem die Thüren aus dem Stall meist offen stehen, damit die Fohlen nach Belieben im Stall oder Hof herumlaufen können. In einem solchen Stalle nun soll, nach dem Rathe desselben Autors, Heu und Hafer zur Genüge sein, auf je viere zwei Scheffel, gemischt mit einem Scheffel Häcksel, dazu täglich zweimal Wasser im Eimer oder durch eine Rinne. Gr. Dzieduszycki räth, jungen Fohlen anstatt Hafer Gerste zu geben, „denn Hafer einem jungen Fohlen gegeben, treibt, vermöge seiner Feuchtigkeit, langes und dickes Haar, während Gerste wegen ihrer Hitze, entgegengesetzt, ein weiches, zartes und kurzes Hauthaar setzt . . . . und Fohlen, die nicht den Ansaß zu hohem Wuchse haben, dabei aber schön gebaut sind, vervollkommen sich bei Gerstenfutter besser, versteht sich, immer mit Häcksel gemischt.“

### § 162. Theilung der Heerde.

Sorgsame Besitzer einer größeren Heerde, theilten sie in kleinere, von denen jede besonders weidete und sich an einem besonderen Orte aufhielt. So wurden beschälte Stuten besonders gehalten, besonders Mütter mit den Fohlen, besonders die von den Müttern getrennten Fohlen,

besonders zwei- und dreijährige Fohlen und besonders junge Hengste; für jede dieser kleinen Heerde aber habe man einen geeigneten Weideplatz und einen entsprechenden Winteraufenthalt.

Für trüchtige Stuten wählte man üppige, an den nahrhaftesten Gräsern reiche Wiesen mit den besten Kräutern und Bäumen, sowohl der Nahrung als des Schattens und der Kühlung wegen. Dabei achtete man auf eine ebene Lage, ohne Berge, Felsen und Steine, womöglich von einem starken Bach durchrieselt, wo die Mütter sich tränken und baden könnten, woran sie ein ganz besonderes Gefallen finden. Mit Sorgfalt achtete man darauf, daß auf solchen Weiden nicht Kräuter, wie Nieswurz helleborus oder vorakrum, Alantwurz hellonium, Mohn papaver rhoeas, Schachtelhalm equisetum, Binzen juncus und andere, wuchsen, welche zu Fehlgeburten Veranlassung geben könnten.

Ferner war man sehr darauf bedacht, daß auf solchen Plätzen sich keine Wölfe zeigten; denn des Plinius Autorität folgend, glaubte man, daß, wenn trüchtige Stuten in die Fußtapfen eines Wolfes treten, sie die Frucht verwerfen.

Gr. Dzieduszycki räth, einen zahmen Hirsch einer solchen Heerde beizugesellen, damit die Stuten an den Proportionen seines Kopfes sich versehen könnten, den Stuten selbst aber die Haare um die Füße zu scheeren, um in Folge dieses Anblicks Fohlen mit glatten Füßen zu gebären. „Diese Einbildungskraft hat sich durch Proben bewährt, da ein Frieser zu einer solchen Heerde gelassen, dieselbe für immer mit seiner Langhaarigkeit frisirt.“ Im Winter, wenn die Stuten schon hochtragend sind, werden sie nicht zu fett und nicht zu mager gehalten.

Nach dem Abfohlen wurden die Stuten sofort stark gefüttert, man gab ihnen reichlich Gerste und ließ sie solange wenigstens nicht auf die Weide, bis der Durchfall, den die erste Muttermilch verursacht, beim Fohlen nicht ganz vorüber war, dann aber ließ man beide auf Grünfutter, denn man hielt Gras und Kräuter für geeignet, die Milch der Mutter zu vermehren und man trieb sie an dieselben Orte, wo die tragenden Stuten waren, aber nur während der ersten zwei Monate, dann brachte man sie auf höher gelegene Orte, die fest und trocken waren und zwar deshalb, damit das Fohlen bergauf und bergab laufend und kletternd in Nacken und Kreuz an Kraft zunehme. Häufig wählte man auch für Stuten mit Fohlen solche Weiden, wo die Kreuzblume (polygala) reichlich vertreten war, denn man hielt diese Pflanze für sehr geeignet, die Mutter

mit reichlicher Milch zu versehen. Decocte von Polygala haben nicht selten auch Frauen, die ihre Kinder selbst nährten, und Ammen gebraucht, weil sie eben den Milchvorrath vergrößerten. In den Wald trieb man keine der Heerden, einmal, weil dort Mangel an Futter, dann wegen des sich dort immer findenden, den Stuten schädlichen Haidekrauts, endlich wegen der im Walde stets sich aufhaltenden Menge von Fliegen und Bremsen, welche das Thier so peinigen, daß Pferde jeden Alters dadurch herunterkommen, wie uns davon das allerdings übertriebene Sprüchwort belehrt: „neun Bremsen tödten das Pferd.“ Die Heerden der Fohlen im zweiten und dritten Jahre wurden stets auf unebenem, hartem, bergigem, felsigem und steinigem Boden gehütet, und zwar um ihnen ihre Ernährung zu erschweren und das Auge zu üben, schnell unter Schwierigkeiten und Hindernissen sichere Wege zu wählen, auch pflegte das Fohlen in solchen Localitäten gern sich zu wälzen, sich zu schütteln, auszuschlagen und für zweie Gras zu mähen. Man wählte dergleichen Orte meist ziemlich entfernt vom Wasser, damit sie, um zu trinken, eine gehörige Strecke zu laufen genöthigt waren, häufig wechselte man auch mit den Weideplätzen, indem man ihnen bald gute, bald wieder dürftige und schlechte gab, damit sie Wohlleben wie Entbehrung zu ertragen erlernten.

Während der Sommergluthen schwemmte man die Fohlen und zwang sie, Flüsse zu durchschwimmen; auch schoß man aus Flinten, trompetete und trommelte zwischen ihnen, um sie an Alles zu gewöhnen, was im späteren Lebensberuf ihnen häufig begegnen möchte, und man pflegte zu sagen: „daß ein Pferd durch den Klang der Trompete Lust zum Kampfe bekomme.“ Viele Züchter hatten die Gewohnheit, wenn sie ihre Heerden besuchten, sie mit Brod und Salz zu tractiren, und diese geringe Gabe machte sie so zahm, daß, sobald der Eigenthümer sich nur zeigte, die ganze Heerde ihm entgegenlief, ihn umringte und heroch. Uebrigens waren alle Heerden des Landes wenigstens in so weit gezähmt, daß sie die menschliche Stimme kannten und auf einen ihnen bekannten Ruf sofort sich zu dem Rufenden wendeten. Ausnahmsweise achtete dieser und jener darauf, daß vor vollendetem dritten Jahre das Fohlen weder gereinigt noch mit den Händen berührt würde, denn sie behaupteten, daß solche Fohlen schwächer und von kleinerem Wuchs zu werden pflegten. Man meinte, daß, je wilder und schwieriger ein Fohlen von vornherein sei, es desto schneller nachher den Reiter trage. Dennoch sagt Gr. Dzieduszycki mit Recht: „Wenn alle Nationen mit Streicheln und Liebkosungen die Pferde zureiten, so

meine ich, daß dies bei den polnischen um so mehr nöthig sei, als sie eine größere Kraft besitzen, um Widerstand zu leisten.“ Und so hielt man sich auch in ganz Polen, mit geringen Ausnahmen, daran, daß leichtes Streicheln und Aufklatschen mit der flachen Hand und allerlei Vertraulichkeiten der Art bedeutend dazu beitragen, den ursprünglich von Natur scheuen Character in den Pferden zu bändigen und Zutrauen und Anhänglichkeit für den Menschen zu vermitteln, und man sagte allgemein: „ein edles Pferd bringst du durch Liebkosungen leichter dazu, seine Pflicht zu erfüllen, als durch die Peitsche.“ Sehr verbreitet war die Ueberzeugung, daß manches Pferd unfehlbar schreckhaft und widerspenstig geworden wäre, wenn man es nicht frühzeitig durch Schmeichelei und Liebkosungen gesänftigt hätte. Man war der Ansicht, daß Pferde, die hinten auszuschielen pflegten, in ihrer Jugend wenig oder gar nicht durch die menschliche Hand berührt worden waren. Schon zu Kochanowski's Zeiten pflegten die Stallmeister die Pferde auf die schöne Brust zu klopfen und ein altes Sprüchwort sagte, daß ein von der Hand des Hirten nicht gestreicheltes Fohlen wild wird, ausschlägt und den Menschen flieht.

Alle diese Heerden wurden im Herbst davor gehütet, gestrorenes Gras zu fressen und man ließ sie deshalb in dieser Jahreszeit nicht eher in die freie Luft, als bis die Sonne allen Reif verzehrt hatte. Die gewöhnliche Zeit für den Gebrauch freier Weide war von St. Adalbert bis St. Simon, später ließ man die Heerde nicht mehr hinaus, sondern brachte sie in die Winterquartiere, weil um diese Zeit gewöhnlich in Polen alle Vegetation aufhört und Simon und Juda häufig Frost brachten. Früheres Hinaustrreiben auf die Weide und längeres Verweilen der Heerden auf derselben fand nur ausnahmsweise bei irgend welcher großen Noth Statt. Ogier, Legationssecretär des französischen Gesandten de Mesmes der nach Polen gekommen war, um den Frieden zwischen Polen und Schweden zu vermitteln, wundert sich in seiner Beschreibung der Verwüstung Preußens, welches das Theater des Krieges gewesen war, darüber, daß noch so zahlreiche Heerden von Pferden und Vieh erhalten waren, die man bereits auf die Weide schickte, als der Weißdorn kaum Blüthen zeigte. Er schließt mit der Bemerkung: „Wenn Gott den Krieg nicht abwendet, so wird das eine prächtige Beute für die Marodeurs.“

Die durch die langen Winterarbeiten ermüdeten und heruntergekommenen Arbeitspferde pflegten aus Gesundheits-Rücksichten, sobald der Schnee verschwunden war, auf die, wie man sagte, schwarze Wurzel

getrieben zu werden; man meinte nämlich, daß die Pferde ihrem angeborenen Instincte nach, sich diejenigen Pflanzenwurzeln, welche zu Wiederherstellung ihrer Gesundheit und Kräfte dienlich sein könnten, selbst ausgraben und abnagen würden. Manche verstanden unter schwarzer Wurzel eben nur ein Stoppelfeld.

Während des Winters war gutes Heu mit Weizen- oder Gerstestroh oder von anderer Sommerfrucht das gewöhnliche Futter. Man pflegte zu sagen: „Heu und Gras schwellen dem Pferde den Bauch an und weiten seinen Leib.“ Gr. Dzieduszycki sagt in dieser Beziehung: „Tragende Stuten muß man während des Winters, um ihnen bei Ausbildung des Fohlens feineres und wärmeres Blut zu schaffen, mit Gersten- und Weizenstroh füttern, dasselbe muß auch nach dem Abfohlen geschehen, um ihren Milchvorrath zu vergrößern. Man muß sie in ruhigen und warmen, hellen und sauber gehaltenen Ställen überwintern. . . . Stuten nie in dunkle, düstere Stallungen bringen, damit nicht melancholische Fohlen zur Welt kommen. Man kann zuweilen, um wärmeres und substanzreicheres Blut zu erzeugen, jeden dritten Tag je auf eine Stute eine Garbe Weizen geben“. . . . Die Fütterung der Fohlen mit Hafer, welche durch den Autor der „Reiter-Wirthschaft“ empfohlen war, wurde nicht von Allen befolgt. Dorohostajski erwähnt davon nichts in seiner Hippik und es gab nicht Wenige solcher, welche dies für zu theuer hielten und sich damit begnügten, die jungen Heerden vorzugsweise mit Heu zu füttern, freilich aber bemühte man sich, gutes Heu zu geben. Niemals gab man Pferden Heu vom zweiten oder dritten Schnitt, denn man hielt dies für ein sehr ungesundes Futter. Strümpfiges Heu mußte im Nothfall gegeben werden, doch diente es in solchem Zustande nur als Nebenkost neben Kornfutter. Gr. Dzieduszycki tabelt die Anekdote einiger Züchter und schreibt die dicken Nacken und Köpfe der polnischen Pferde dem Umstande zu, daß man sie in der Jugend dadurch, daß man ihnen nur Heu gegeben, habe hungern lassen und er sagt in dieser Beziehung: „ich wäre also der Ansicht, daß man, um dem neugeborenen Fohlen feineres und wärmeres Blut zu geben, es ein Jahr hindurch mit Gerste und Häcksel von Weizenstroh füttere. Dies entfernt viel Feuchtigkeit aus dem Pferde durch schnelles Beseitigen der Drüsen. Im zweiten Jahre kann man schon mit Hafer und Gerste wechseln und wie man im ersten Jahre mehr Stroh als Heu gegeben, so kann man jetzt beides zu gleichen Theilen verabreichen; . . . im dritten Jahre soll das Pferd durch Hafer und Häcksel

auslegen, man schafft der feuchten Natur gleichsam Raum und Ausdehnung für sein Wachsthum . . .“ Man pflegte die Fohlen in der Zeit, wenn sie die Haare wechselten, am sorgfältigsten und besten zu füttern; denn in Polen galt allgemein der Grundsatz: daß man jedes Thier dann am besten halten müsse, wenn es haart oder mausert. Waren die Tage schön, hell und nicht stürmisch, so ließ man auch im Winter die Heerde auf einige Stunden hinaus ins Freie, was der Bewegung und des Wechsels der Luft wegen durchaus nöthig war; des Nachts aber wurde jede Heerden-Abtheilung wieder in ihre besonderen Stallungen eingeschlossen, wo sie gegen Frost und Wind sorgfältig geschützt war; denn man wußte sehr gut, daß, wenn ein junges Pferd ein- oder zweimal durch Frost stark gelitten hatte, man von ihm nicht erwarten konnte, daß es zu seinem vollen Wuchs gelange, ja, daß es sogar zuweilen schon in der Jugend schwinde.

So wurden die Pferde in dem größten Theile Polens gezüchtet nur mit dem Unterschiede, daß in den mehr bevölkerten und in höherer Cultur stehenden Landestheilen die Heerden im Sommer nicht auf die Weide gelassen, sondern im Stalle gehalten, die Mutterstuten zur Arbeit verwendet und jahraus jahrein mit Hafer reichlich gefüttert wurden. Nur die Fohlen weideten im Sommer in Gehegen und wurden während des Winters in Stallungen reichlich mit Hafer gefüttert. Tragende Stuten, besonders solche, welche dem Abfohlen nahe waren, wurden für zu beschwerliche Arbeiten und zu Botendiensten nicht verwendet und nur zu leichtem Dienst gebraucht, damit sie in Gesundheit ihre Frucht rechtzeitig austragen könnten: denn von einem nicht ausgetragenen Fohlen ist nicht viel zu erwarten. In den Gegenden, wo man Pferde ganz wild züchtete, wurde die Heerde nicht in kleinere getheilt auch kein Schutz und Schirm für sie aufgestellt. Pferde jeden Alters, Geschlechts und jeder Gattung weideten zusammen unter Aufsicht berittener Hirten und waren jahraus jahrein, Sommer und Winter unter freiem Himmel.

### § 163. Behandlung dreijähriger Fohlen.

Gewöhnlich nach vollendetem dritten Jahre, oder nicht viel früher, wurden die Fohlen eingefangen. Man trieb die ganze junge Heerde in ein Gehege, ließ sie dort sich beruhigen und griff dann mit der Schlinge die dreijährigen heraus. Als die geeignetste Zeit dazu erachtete man die drei Tage vor dem Frühlings-Vollmonde oder in demselben Monde die



Zeit vom ersten Viertel bis zum Vollmonde und zwar immer gegen Abend, damit das Fohlen mit gefülltem Magen längere Zeit ohne Nahrung aushalten und des Nachts ruhiger sich verhalten könnte: immer auch wählte man einen kühlen, bewölkten Tag dazu, weil sie an einem heißen Tage leicht hätten wild werden und durch das ungewohnte Gefangenwerden in Furcht gerathen können.

Nachdem das Fohlen eingefangen, in eine geräumige Schranke gestellt und an einen feststehenden Schrankenpfahl angehalstert war, schritt man zur Markirung mit glühendem Eisen, was nach italienischer Sitte, gewöhnlich am Hinterschenkel geschah. Manche markirten auf den Schulterblättern, am Halse oder auf den Ganaschen, selten geschah die Markirung am Kopf. Am häufigsten markirte man in Polen den Hinterschenkel und zwar vorzugsweise den rechten, damit das Pferd von der linken Seite das Auffitzen leichter zuließe, da es von dieser Seite durch das Brennen nicht verletzt war.

Je später Jemand das Fohlen zur Arbeit zu gebrauchen anfing, um so größeren Ruf erwarb er sich als guter Wirth, und so gab es solche, welche Pferde vor dem siebenten Jahre zu nichts gebrauchten, indem sie meinten, daß dies einem kalten Klima durchaus angemessen sei, daß man ein Pferd nicht eher zur Arbeit verwende, als bis es vollständig ausgewachsen und zu sich gekommen sei — und „die Reiter-Wirthschaft“ sagt: „jedes Pferd braucht sieben Jahr, um ganz zu sein; die zweiten sieben Jahre kann es in voller Kraft ausbauern namentlich hier bei uns; nachher geht es schon bergab mit ihm und wenn es auch noch sieben Jahr und länger lebte.“ Man sagte sprüchwörtlich: „ein junges Pferd füllt den Beutel, ein altes leert ihn.“ Viele wollten das Pferd nicht vor dem vollendeten fünften Jahre zur Arbeit anwenden, da sie es so lange für ein Fohlen hielten, als ihm die Zähne nicht weitläufiger wurden, denn „wenn das Fohlen zum Pferd heranwächst, so pflegen seine Zähne weitläufiger zu werden,“ so lange es die Fohlenzähne noch nicht abgeworfen und solange man ihm die Hackenzähne (dentes columelares) noch nicht ausgebrochen. Im fünften Jahre verliert das Pferd die kurzen, weißen, glatten, inwendig hohlen Fohlen- oder Milchzähne, wogegen ihm alle langen, breiten, schmutzigen Pferdezähne wachsen, welche anfänglich eine Vertiefung „Böhne“ genannt haben und welche dem Fohlen den Namen Pferd verleihen und es für die Arbeit reif anzusehen gestatten. Gr. Dziedużycki sagt in dieser Beziehung: „ich halte das fünfte Jahr

für das geeignetste für das Zureiten des Pferdes, da es dann bereits in der Blüthe seiner Kraft steht, nicht aber das vierte, wie das in Polen gebräuchlich ist.“

Indessen vermogte keine Weisheit der Weisen die alte landesübliche Sitte zu verändern, man nahm ganz allgemein nach drei Wintern das Fohlen in den Stall und begann es im vierten Jahre zu reiten, wobei man jedoch streng darauf bedacht war, die jungen Kräfte zu schonen. Das vierte Jahr hielt man für das geeignetste, den Eigenwillen des Pferdes zu brechen, da man durch Erfahrung belehrt war, daß später zugerittene Pferde ihr ganzes Leben hindurch etwas von ihrer angeborenen Wildheit behielten und deshalb unzuverlässig wären. Es früher mit dem Zureiten zu quälen hielt man für gefährlich, weil man es durch zu frühe Anstrengung leicht für die Zukunft unbrauchbar machen konnte.

Sehr viele Pferdezüchter in Polen, welche das, was die Erfahrung als nothwendig erkannt hatte, mit dem in Einklang zu bringen strebten, was die Theorie als heilsam rieth, verlegten die wirkliche Dressur des Pferdes in sein fünftes Lebensjahr, verwendeten aber sein ganzes viertes Jahr darauf, es an der Leine laufen zu lassen. Gr. Dziedużycki lobt solche und sagt: „das Laufen an der Leine im vierten Jahre halte ich für nothwendig, um das Pferd in Wendungen und im Kreislauf zu üben und ihm Eifer und Ehrgeiz zu geben, damit es später beim Zureiten nicht einfältig und ungeschickt sei. Das Laufen an der Leine dehnt ihm die Brust und hebt seine Vorhand, gewöhnt es dadurch, daß es im Laufen sich streckt, an die weiten Ebenen unseres Landes, verkürzt ihm das lange und ruhige Stehen im Stalle propter frigidum clima und benimmt den jungen Pferden das ihnen in Polen so natürliche Phlegma; zugleich bildet es Hals und Kopf, indem man beide gradatim vermittelt des Kappzaums so stellt, wie man sie eben haben will.“

#### § 164. Zähmung des Pferdes.

Hat man also das dreijährige Fohlen eingefangen, ihm eine Garn- oder Hanf-Halfter aufgelegt wenn es mild und folgsam, eine lederne wenn es störrig und wild war, hat man es in eine Schranke des Stalles gestellt und ihm den Stempel aufgebrannt, so schreitet man langsam zu seiner Zähmung. Anfänglich leise und mit Vorsicht, wenn nöthig, mit erlaubten Risten und Kunststücken: „denn Wahnsinn wäre es das ausschlagende Pferd mit den Hacken wieder zu schlagen, oder den beißen-

Hund mit Bissen von sich zu halten.“ Allmählig schreitet man immer nachdrücklicher und dreister vorwärts, damit das Pferd ohne zur Selbst-erkenntniß seiner Kraft zu gelangen, den dem Menschen gebührenden Respect erlerne:

denn wüßte das Pferd von seiner Kraft,  
So gäbe es wohl keine Ritterschaft.

Bald darauf machte man sich daran, es zu striegeln, anfänglich mit einer stumpfen Striegel, rieb ihm mit einem in kaltes Wasser getauchten Leinwandlappen den Kopf und wusch ihm mit warmem Wasser oder leicht abgekochtem Hopfendecoct Schwanz und Mähne; denn man meinte, daß nach warmem Wasser das Haar dicker werde und wachse, nach kaltem aber sich feiner gestalte. Dem frisch in den Stall genommenen Fohlen wurde die erforderliche Quantität Hafer so lange nicht gegeben, bis man mit ihm zu arbeiten begann, denn dann erst geht die Feuchtigkeit, welche in ihm reichlich vorhanden und durch den Hafer nur vermehrt wird, theils durch Schweiß ab, theils absorbirt sie die Arbeit selbst. Sr. Dziedużycki sagt: „beim Zureiten est notandum, daß man das Pferd gut mit Gerste, als heißem Futter, nähren müsse, damit es dabei ausdauernder und lebhafter und ihm die Arbeit nicht so schnell überdrüssig werde, vielmehr sein Wohlbefinden selbst ihm Freude mache, namentlich wenn es sich schon in den ersten Monaten formirt: denn sofort darf es nicht zur ganzen Kraft gelangen, damit es dem Reiter folgsam bleibe. Also erst nach der Zähmung darf man das Fohlen gut füttern.“

Zur vollständigen Zähmung des Pferdes gehörte auch es zu lehren, den Fuß zu geben und ohne Schwierigkeit beschlagen zu lassen. Der Unterricht in der dazu erforderlichen Geduld durch das Klopfen des Fußes mit einem Stückchen Holz, wurde gewöhnlich vor der Abfütterung ertheilt, um ihm durch die Hoffnung auf das nahe Futter jede Operation um seinen Huf erwünscht werden zu lassen.

Auch war es üblich, das Zeichen zur Fütterung durch einen Schuß zu geben, damit das Pferd sich an den Knall der Feuerwaffe gewöhne. Nach dem Morgenfutter lehrte man das Pferd Lasten tragen, indem man ihm einen Sack mit zwei Scheffeln Hafer auflegte. Allmählig gewöhnte man es an Trense und Sattel und begann das an Alles dieses gewöhnte Pferd zu reiten. Junge an die Striegel, den Zaum und den Sattel gewöhnte Pferde standen gewöhnlich den ganzen Morgen unter dem Sattel vom ersten Futter bis zum Mittag, dann wurden sie vor

dem Mittagshafcr aufgezümt und kurz vor Verabreichung des Futters wieder abgezäumt.

### § 165. Die Zäumung.

Man sagte: „dem Pferde, das du zureiten willst, lege vorerst Gebiß an.“ Die Auswahl eines für das Maß und die Natur jedes Pferdes passenden Gebisses bildete einen der wichtigen Punkte in der Vorbereitungslehre, dem Dorohostajski und mit Recht einen ganzen Abschnitt seiner Hippik gewidmet hat.

Einem jungen Pferde legte man nicht sofort bei Beginn der Dressur ein Mundstück auf, vielmehr mußte der Bereiter alles mit der einfachen Trense auf dem Pferde machen. Die einfachste Zäumung war ein Riemenzeug ohne jegliches Eisen, welches um Kopf und Maul gelegt wurde. Eine vollständigere bestand aus einem Riemenzeug mit einem Gebiß oder eisernem Theile und hieß Trense oder Mundstück. Ein Mundstück bestand aus Riemenzeug, Bügel, Gebiß, Kinnkette und Stange, die Trense hatte weder Kinnkette noch Stange. Die Stangen am Mundstück waren entweder grade oder nach vorn oder nach hinten gebogen. Das Ohr in den Stangen hieß jener Theil an welchen das Kopfzeug befestigt war, und durfte weder zu hoch noch zu niedrig sein.

Die Kinnkette war mit Hülfe von Haken am Mundstück befestigt. Das Gebiß, dieser eigentlich eiserne Theil der Zäumung, den das Pferd im Maule hatte, pflegte entweder aus einem Stück oder gebrochen zu sein und zwar war das letztere wieder in dreifacher Gestalt, bald Gänsehals, bald Raßenspfote, bald Hühnerfuß benannt. Das Gebiß war entweder einfach oder mit Erhöhungen und Stacheln versehen.

Das Riemenzeug der Trense oder des Mundstücks bestand aus dem Kopfzeug, dem Mundriemen, Stirnband und Kehriemen, das Kopfzeug hielt das Gebiß, das andere Riemenzeug das Kopfzeug auf seiner gehörigen Stelle. Für das beste Maß des Kopfzeugs hielt man, wenn es das Gebiß um einen Zoll über dem Hackenzahn auf jeder Seite gleichmäßig hielt. Canthare nannte man ein einfaches Mundstück, womit man die Wagenpferde aufzäumte. Ueber das Mundstück sagt die Hippik Dorohostajski: „das Mundstück ist ein eigentlicher Hemmschuh, ein Ding aus Eisen gemacht, welches das Maul des Pferdes, wie es sich gehört, richtet und das Pferd für jede Bewegung und Wendung im Lauf, so wie zum Halt willig und folgsam macht.“ Eine solche Definition paßt ganz un-

verändert auch auf die Trense und doch war der Unterschied zwischen diesen beiden Arten von Bäumung sehr groß. Das Mundstück war un- vergleichlich empfindlicher für das Pferd, der geringste Ruck der Hand potenzirte sich durch die Wirkung der Stangen, welche ihren Einfluß nicht nur auf das Maul, sondern auch auf das Kinn des Pferdes ausübten. Eine Hand, welche das Pferd durch das Mundstück lenkte, mußte sehr leicht und außerordentlich maßvoll in ihren Bewegungen sein. Wollte sich ein Pferd das Zaumzeug nicht auflegen lassen, so ließ man es drei Tage und drei Nächte nicht schlafen, dadurch ermüdet, gab es jeglichen Widerstand auf. Einem Pferde, welches sich alle Lehren gut aneignete, ja sogar das italienische „in alto Reiten“, gab man den Namen des goldgezäumten (briglia d'ore) und erkannte und deutete dadurch gleichsam an, daß es einen goldenen Zaum verdiene.

### § 166. Das Satteln.

Vom Sattel des Pferdes verlangte man, daß er weder zu weit noch zu eng, dabei überall gleichmäßig gepolstert wäre, damit er das Pferd nirgends drückte, daß an den Steigriemen keine Schnalle empfindlich anlage, und daß er die richtige Mitte halte d. h. weder zu weit nach vorn, noch zu weit nach hinten liege. Lag der Sattel zu hoch d. h. zu weit nach vorne, so hemmte er die freie Bewegung der Schulterblätter. „Der Reiter soll, wenn er über Gräben und Hecken springt, sich hüten, die Vorhand des Pferdes zu sehr zu belasten, auch wird auf der Reise dem Pferde der Sattel auf den Schulterblättern lästig und einem jungen Pferde verlegt er die Knorpel.“ Dorohostajski rät jedoch, daß, wenn man einen gewöhnlichen Sattel auflegt, man ihn lieber etwas hoch als ganz in die Mitte lege. Bei einem Husarensattel soll der Sattelbogen weder zu hoch, noch zu niedrig sein, so daß das Pferd im Sprunge nicht aus dem Sattel werfe noch auch die Brust stoße.

Der Kosakensattel hatte hohe für den Fall des Herabstürzens weniger sichere Sattelbögen. „Aus dem Husarensattel bezahlt man den Fall mit Hand oder Fuß, aus dem Kosakensattel mit dem Hals.“ Unter den Sattel pflegte man einen Filz oder eine Decke zu legen, welche so zusammengelegt sein mußte, daß man unter dem Sattel wenig von ihr sah. Eine wichtige Rolle beim Satteln des Pferdes spielte noch der Brustriemen, der Schwanz- und Steigriemen, welche alle aus gutem, festem oder roh gedrehtem Leder sein mußten.

Brust- und Schwanzriemen sollten außer der Festigkeit auch die gehörige Weite und Breite haben, und auf das Pferd so passen, daß sie weder Schwanz noch Brust genirten oder rieben. Der Brustriemen mußte oberhalb der Blätter liegen, damit er das Pferd in der Bewegung der Beine nicht hinderte. Diese Riemen, der vordere sowohl, wie der hintere, so wie der Sattel selbst pflegten im Paradezustand mit Buckeln, Quasten, Gold, Silber und Edelsteinen geschmückt zu sein.

An Gurten gab man zwei gute Kreuzgurten, indem man den einen an der einen, den anderen an der anderen Seite des Sattels anschnallte: denn ein Gurt hielt beim plötzlichen, kräftigen Halt oder beim Lanzenstoßen zum Spiel schwer den Stoß aus und man sagte:

„Wer gut schnallt, der gut reitet.“

Zum guten Anschnallen aber gehörte, daß die Gurte weder zu fest, noch zu lose geschnallt waren, denn im ersten Falle hatte das Pferd nicht ganz freien Athem, im zweiten aber schwankte der Sattel. Das Sattelholzwerk, der Sattelbaum, ist aus Weiden, Weiß- oder Schwarzpappel, als dem leichtesten Holze, am besten.

### § 167. Zureiten des Pferdes und Ausbildung der Gangart.

Ein bereits gezähmtes, gezäumtes und gesatteltes Pferd lehrte man alle Morgen „an der Hand“ gehen, indem man es von der linken Seite am Bügel hielt, während die rechte mit dem Kappzaum am Sattelknopf gehalten wurde, und zwar führte man es neben einem bereits zugerittenen ruhigen Pferde her, auf welchem derjenige saß, welcher das junge Pferd zureiten sollte. Man führte es aber deshalb so, damit das junge Thier nach dem Beispiele des älteren sich bildete, „denn das Beispiel ist ein großer Redner.“ Später führte man es ebenso, aber bereits unter dem Reiter und schließlich begann man auf ihm auch ohne des älteren Gesellschaft zu reiten.

Das erste Auffitzen fand entweder im Stalle oder auf dem Hofe von einem Klotz oder einer Bank aus Statt. Immer stieg man von der linken Seite auf, denn man war der Meinung, daß auf dieser Seite die Kraft und Stärke des Pferdes liege, daß nach dieser das Pferd durchgehe und daß man also, wenn man von dieser Seite auffitze und im Bügel sich wiege, man das Pferd sofort in seiner Gewalt habe. Man pflegte auch, um ein junges Pferd beim Auffitzen ans Stillstehen zu gewöhnen, häufig auf und abzufitzen: „denn Gewohnheit vermag mehr

als Vorschrift.“ Türkische Pferde und solche, welche durch Weißen am Aufsitzen hinderten, zog man an einem starken Kappzaum an einer Zugleine an einen Pfahl und nach einigen solchen Sectionen nahm das Pferd den Reiter ganz geduldig auf.

Der Kappzaum war für erwachsene Pferde eine Halfter aus Riemenzeug, für Fohlen aus Garn mit Kettchen über die Nase des Pferdes, um das Tragen des Kopfes zu reguliren und ein mögliches Aufbrausen des Pferdes in Schranken zu halten. Um das Pferd vom Schreien und Weißen anderer Pferde abzuhalten, legte man ihm einen Maulkorb an und wenn das Fohlen nach dem Fuße des Aufsitzenen schnappte, so begrüßte ein Streitkolben, dessen Kolben mit Igelhaut überzogen war, das Maul des Pferdes, ein Mittel welches ihm sehr bald die Unsitte, nach dem Reiter zu schnappen, abgewöhnte. Bevor man aufsaß wurde erst untersucht, ob Gurte und Zaumzeug in gutem Stande, ob der Sattel gehörig aufgelegt, ob nicht zu fest oder zu lose angeschnallt, ob die Steigriemen stark genug und ob das Gebiß für das Maul des Pferdes passend wäre und nachdem man so Alles genau durchmustert und das möglicherweise nicht ganz in der Ordnung Gefundene geordnet hatte, saß man das Pferd an der Mähne oder am Kopf und saß auf. Der Aufsitzenende trat dicht ans Pferd heran und setzte den linken Fuß in den Steigbügel; wer von fern aufsaß, der schob anstatt dem Fuße eine feste, grade Stütze zu geben, mit dem Steigbügel unter den Bauch des Pferdes und kam nicht zum Aufsitzen.

Man pflegte zu sagen: „zum Pferd und zum Weibe muß man kühn herantreten.“ Der Reiter also trat nicht ängstlich ans Pferd heran, aber sorgfältig achtete er auf das Verhalten, den Blick, die Stellung, Zuckungen der Ohren und den Character des Pferdes, und nach dieser kurzen Prüfung mit geübtem Auge trat er hart ans Pferd heran und bestieg grade wie eine Kerze mit Einziehung des rechten Fußes unter sich auf, ohne die Brust gegen den Sattelknopf zu neigen und saß ohne nach links oder rechts zu schwanken grade im Sattel, mit den Knien hielt er sich im Laufe grade und blickte vorwärts zwischen den Ohren des Pferdes hindurch, denn sonst verloren Roß und Reiter die erforderliche Grazie. War der Reiter aufgefressen, so mußte er eine Weile zu Pferde halten, und saß er ab, nicht sofort das Pferd andern Händen übergeben.

Die Aufmerksamkeit des Reiters mußte immer auf das Verhalten des Pferdes gerichtet sein. Man konnte auf ihm durch die weiten Steppen

fliegen, aber man durfte auf ihm nicht durch das Land der Träume wandern, noch an die Musik der Sphären denken.

Das Zureiten des Pferdes für den Ritterdienst erforderte in Polen nicht großer Umstände. Der größere Theil des Abels ritt sich seine Pferde selbst zu und war nur darauf bedacht, seinem Pferde einen sicheren, stätigen Gang zu geben und es zu lehren, den Gedanken des Reiters zu errathen und diesem folgsam zu sein, denn:

Ein muthwillig Pferd }  
Ein stumpfes Schwert } sind zum Kampfe nichts werth.

in ihm Unerfrodenheit zu entwickeln, und endlich ihm ein fügsames Maul zu geben, denn der Mund soll:

Beim Pferde fügsam }  
Beim Menschen wahrhaft } sein.  
Beim Hunde halthaft }

Pferde harten Mauls hatte man nicht gern, denn ein solches machte die Hand müde.

Die regelrechten Bewegungen des Pferdes, welche man sich bemühte durch fortwährende Uebung hervorzubringen, kann man in drei Arten scheiden:

- I. Kreuzgängige Bewegungen in welchen das Pferd die Füße über Kreuz stellt, das heißt: die in der Diagonale liegenden Füße abwechselnd gebraucht. Hierhin gehören zwei Ordnungen der Gangart:
  1. Der Schritt, eine langsame und sichere Bewegung, welche in einer Stunde eine halbe Meile zurücklegt. Er wird vorzugsweise angewendet um dem Pferde auf Reisen oder Märschen augenblickliche Erholung und Verschmaufen zu gewähren. Ein phlegmatisches, schwerfälliges Pferd schleppt träge seine Füße einen nach dem andern vorwärts. Der Schritt eines guten Pferdes geht selten in einen unruhigen Gang über.
  2. Kreuzgängige Bewegungen zweiter Ordnung. Diese Bewegungen bedürfen einer größeren Anstrengung des Pferdes, und sind schneller als der Schritt. Man unterscheidet:
    - 1) den kurzen, schüttelnden Trab, nicht schnell und ermüdend.
    - 2) Den Mittel-Trab, die dauernde Reise- und Marschbewegung, mit welcher man in der Stunde eine Meile zurücklegt. Diese Bewegung gehört auch zu den unbequemen, dem Pferde beschwerlichen Gangarten.



- 3) Den schnellsten Trab, in welchem man die Meile in zwanzig Minuten macht.

II. Bewegungen im Sprung. Es sind dies Bewegungen, in welchen die neben einander gelegenen Füße den Boden paarweise verlassen oder berühren. Hierhin gehören: der Sprung, der kurze, der mittel- und der starke Galop. Der Ausdruck „Galop“ ist italienischen Ursprungs und wurde zunächst zur Bezeichnung derjenigen Art von Sprung-Bewegungen angewendet, welche ohne Berücksichtigung des Zeitmaßes und der Schnelligkeit nur auf Schönheit und Pracht der dabei entwickelten Formen Rücksicht nahm. Mithin setzt sich in Sprung, wer irgend fern ein eiliges Geschäft hat, er galopirt aber, wenn er sich und sein Pferd vor dem Publicum zeigen will. Im Sprunge jagt man zur Geliebten, vor ihren Fenstern aber galopirt man. Im Sprunge chargirt die Schwadron, und im Galop paradiert sie nach dem Siege. Im Sprunge eilt man nach einem bestimmten Ziele und ohne Ziel galopirt man auf einem flüchtigen Begasus. Der Ausdruck Sprung bedeutete anfänglich dasselbe was Halblauf d. h. soviel wie das heutige canter der Engländer oder train de chasse der Franzosen. Aber, mit der allgemeineren Verbreitung des Ausdrucks Galop begann der Sprung dem Galop seine ursprüngliche Bedeutung abzutreten, so daß wir heute unter Sprung eben nur einen einmaligen Sprung verstehen. Das Pferd springt über Hecken und Gräben aber es galopirt auf ebener Straße.

III. Einläufige Bewegungen. Gleichzeitiger paarweiser Gebrauch der einander gegenüber liegenden Füße bewirkt:

- 1) den Paß mit wechselndem Schritt des rechten und linken Fußpaares.
- 2) Den Trab in dieser Gangart.
- 3) Die Carriere.

Den Paßtraber wählt gewöhnlich ein alter, schon kurzathmiger Mensch, der ohne große Anstrengung schnell verschiedene Angelegenheiten besorgen will, sei es, daß er eilig zum Städtchen und wieder zurück oder auch im Gehölz den Jagdhunden zu folgen beabsichtigt. Die Paßgang-Bewegungen kann das Pferd entweder von Natur haben oder sie können ihm künstlich angelehrt werden. Man lehrte ein Pferd diese Gangart, indem man die beiden linken Füße sowohl als auch die beiden rechten oberhalb der Kniee durch eine leichte mit Schleifen befestigte Leine fesselte;

damit aber das Pferd nicht darüber treten konnte, wurden sie durch an dem Sattel angebrachte Riemen in die Höhe gehalten. In einer solchen Fesselung reitet man das Pferd alle Morgen eine Stunde, bis es den Paß vollständig gelernt hat; einmal daran gewöhnt, behält es das ganze Leben hindurch diese Gangart bei. Bei einer solchen Dressur pflegen die Zügel an den Gurt geschnallt zu werden, damit das Pferd häufig auf seine Vorderfüße sehe, denn wenn der Paßgänger nicht vorsichtig geht, pflegt er nicht sehr sicher auf den Füßen zu sein, doch hielt man einen solchen, der diese Gangart künstlich gelernt hatte, für sicherer, als den, der sie von Geburt an hatte.

Bei dieser Gangart soll das Pferd sich von der einen Seite zur anderen wiegend wie beim Schwimmen tragen, aber man hielt sie für die schnellste und einen Paßgänger achtete man für ein königliches Geschenk, wie wir uns davon weiterhin überzeugen werden. Im litthauischen Rechte war vorgeschrieben, daß ein, in Ausführung der Statuten nachlässiger Wojewode, als Strafe dem Großfürsten soviel Mal einen Paßgänger geben solle, soviel Mal er auf Nachlässigkeit ertappt worden sei.

Um auszudrücken, daß man zur Kirche eilen, aber noch eiliger nach Hause zurückkehren müsse, sagte man: „Zur Kirche muß man im Trabe, nach Hause aber im Paß.“

Künstliche Gangarten der hohen Manege-Schule hatten in der polnischen Reiter Sprache ihre eigenen Namen, die mehr oder weniger Sprünge, Laugaben und d. gl. bedeuteten.

Ehe man den Unterricht darin begann, mußte das Pferd erst an Trense und Sattel des Reiters hinlänglich gewöhnt sein. Der erste Sattel, den man unter den Reiter aufs Pferd legte war die Bardola, aus Stroh geflochten mit grober Leinwand, rohem Leder oder weichem sämischen Leder benäht, welche das Pferd niemals drückte; das erste Mundstück aber war das calabresische von sehr dickem, hohlgetriebenem Eisen, das man auf das delicateste anwendete, ohne dem Pferde den Zügel zu sehr zu kürzen, noch auch ihm denselben zu viel zu lassen.

Der Ausdruck „dem Pferd den Zügel schießen lassen“ bedeutete in der Reiter Sprache soviel, wie plötzlich aufbrechen, und das erlaubte man sich nur mit einem bereits vollständig zugerittenen Pferde. Als eine unumstößliche Regel beim Zureiten von Pferden galt, daß der Reiter, der ein Pferd zu dressiren begann, seine Erziehung bis ans Ende selbst durchführte, ohne zu gestatten, daß irgend Jemand ihn dabei vertrate.

Es war das eine mühsame und lang dauernde Arbeit und die dabei dirigirende Hand mußte eine durch Wissenschaft und Erfahrung erprobte sein, damit das Pferd durch ihre Ungeschicklichkeit nicht böse Gewohnheiten sich aneignete. Hatte man das Pferd täglich geübt, so konnte man nach einem halben Jahre kaum sagen, daß es husarenmäßig zugeritten, und ein Pferd das tagaus tagein geritten war, hatte seine polnische Erziehung kaum in einem Jahre zu Ende gebracht. Wer ihm nun noch die italienische Schule beibringen wollte, der brauchte noch zweimal soviel Zeit. Uebereilung in der Dressur wurde nicht gelobt und man wiederholte die Warnung: „Eile mit Weile, langsam kommt man weiter.“ Vier Wochen gingen gewöhnlich damit hin, den langsamen und schnellen Trab zu üben, und, mitten im Trabe, gewöhnte man das Pferd zum plötzlichen Stillstand und drei Schritte rückwärts zu schreiten. Wenn der Bereiter mit dem Pferde zu traben begann, so hielt er die Zügel kurz, damit das Pferd den Hals krümmte und mit dem Kopf nicht schwankte, sondern ihn ruhig in ein und derselben Lage hielt. Es herrschte in Polen die allgemeine Sitte, die Pferde häufig auf Sturz-Acker zu üben, man ritt im Schritt die Beete entlang und im Trabe quer über dieselben in verschiedenen Wendungen, in der Absicht, daß das Pferd die Füße in verschiedenem Maße zu heben lerne. Man hütete sich anfänglich vor zu steilen Senkungen in den Feldern und zu ungleichen Erhebungen, um das Pferd mit nichts anderem als dem regelrechten Gang zu beschäftigen. Nach diesen vier Wochen wurde es zwei Wochen hindurch im Galop geübt. Jede Lection begann in dieser Periode der Uebung immer im Schritt, ging in den langsamen und schnellen Trab über und schloß mit Galop, worauf man das Pferd wieder in Trab versetzte und im Schritt nach Hause zurückkehrte. Alles dies geschah aber in den ersten sechs Wochen in geraden Linien. Nach Verlauf dieser Zeit begann man das Pferd im Kreislauf zu üben, und zwar in Kreisen verschiedenen Durchmesser von vier, drei und zwei Ruthen. Die ersten beiden Gattungen ritt man mit jungen Pferden und erst auf einem bereits zugerittenen trabte und galopirte man auf dem dritten Kreise. Spornen wurden nicht eher angeschnallt als bis die Zeit herankam, wo es galt das Pferd im Kreislauf zu üben, und es ist bekannt, daß man das Fohlen zuerst im Trabe, als der von Natur schwierigsten Gangart, zu üben pfliegte. Mit Spornen ging man außerordentlich vorsichtig um und stachelte das Pferd damit nur in der äußersten Nothwendigkeit, nachdem man es vor-

her damit gekipelt und bekannt gemacht hatte. Beide Spornen gebrauchte man nur dann, wenn es darauf ankam, ein bereits vollständig zugerittenes Pferd zu der größt möglichen Anstrengung, sei es zum Angriff oder zur Flucht anzufeuern. Hatte man das Pferd gewöhnt die größeren Kreise zu durchtraben, so übte man es, dieselben Kreise im Galop zu machen. Eine solche Art die Pferde a terra zuzureiten hatte für sich, daß, indem man das Pferd zur Willigkeit übte, man seine natürlichen Anlagen im Laufen und Springen entwickelte, welche bei der Dressur in alto gewöhnlich unterdrückt wurden. Hr. Dzieduszycki drückt sich in dieser Beziehung wie folgt aus: „Die oben angeführte Uebung halte ich für ein zum Krieg oder zur Arbeit bestimmtes Pferd, das im Maule süßlich, im Gange gewandt und vom Platze schnell ist, vollständig genügend, und mir gefällt das ruhige, glatte Abschreiten vom Platz mit einer gewissen ernstern Lebhaftigkeit besser, als die gegen seine Natur ersonnene Affectation in gelehrten Sprüngen.“ In Kreisen ritt man gewöhnlich dreimal nach einer und dann eben so vielmal nach der anderen Richtung und wiederholte das zu verschiedenen Malen.

Man hielt ein Pferd für vollständig zugeritten, wenn es geschickt und schnell die kleinsten Kreise beschrieb. Für Pferdeübungen wählte man die geeignetste Zeit und einen dazu passenden Ort. Für die geeignetste Zeit hielt man den frühen Morgen, denn früh ist das Pferd am leichtesten und hat ein besseres Gedächtniß und den Reiter ermüdet das Reiten, wenn er noch nüchtern ist, weniger. Für den passendsten Ort zu dergleichen Uebungen erachtete man ein freies, trockenes, gewöhnlich sandiges Feld, auf dem man mit Schnur und Hacke zwei Kreise von vier Ruthen im Durchmesser formirte, beide waren ein halbes Gewände von einander entfernt und durch einen graden Weg mit einander verbunden. In jedem dieser Kreise bezeichnete man noch zwei concentrische Kreise, immer um eine Ruthen kleiner. Hatte man den einen Kreis in seinem größten Umfange dreimal umritten, so begab man sich auf dem graden Verbindungswege in den zweiten Kreis, den man in entgegengesetzter Richtung wieder dreimal umritt. In derselben Weise ritt man den Schneckenlauf, der darin bestand, daß man vom größten Kreise anfangend in immer kleineren Kreisen dem kleinsten sich näherte und, wenn man ihn erreicht hatte, wieder zum größten auf derselben Bahn zurückkehrte, dann zu dem anderen Kreise ritt und denselben Gang in entgegengesetzter Richtung machte.

Die Kunst, den Scharfsinn des Pferdes zu wecken und zu entwickeln, förderte man zuweilen in Polen bis zu dem Grade, daß es Pferde gab, welche darin geübt waren, nicht nur Rüchternen, aber auch Trunkenen ihre Dienste zu leisten. Aus dem Bericht Rzaczynski's ist jene Stute bekannt, welche dazu eingeschult war, Briefe und andere Sachen drei Meilen weit nach Lublin zu tragen, sich unterwegs von Niemandem greifen zu lassen und schnell wieder nach Hause zurückzukehren. Die Stadt Mosty wieklie in der Wojewodschaft Belz war dadurch berühmt, daß ihre Bürger ihre Pferde so zu dressiren verstanden, daß sie beim Fahren mit Wagen keiner Zügel noch Leine, noch irgend welches Zaumzeugs bedurften. Man lehrte das Pferd sich zu strecken, oder auch sich auf die Erde zu legen, wenn man aufsitzen wollte, man lehrte es niederzuknieen und mit dem Maul die Erde, als Zeichen der Huldbigung des Reiters vor einer Person, zu berühren. Die academischen Reiter in Paris waren über die Dressur eines der Pferde der nach Maria Ludwika geschickten polnischen Gesandten entzückt, welches ein gewisser Chojinski ritt, der sein Pferd zu so oftmaligem Niederknieen nöthigte, so oft es ihm schien, daß der König sich näherte. Man pflegte auch gern Pferde daran zu gewöhnen, daß sie bei weiten Sprüngen in der Luft nach hinten ausschlugen; ferner übte man sie, ohne sich zu rühren, den Reiter geduldig zu erwarten und zu diesem Zwecke band man einen Zügel an die Gurte oder an den Schwanzriemen, daß das Pferd, wenn es sich rührte, sich im Kreise drehen mußte und wenn es das einige Mal probirt hatte, so hörte es auf, sich zu rühren und stand wie angenagelt. Man lehrte es bergan und bergab zu laufen, steile Abhänge hinaanzuklimmen, Treppen hinauf und hinab zu gehen und andere Stückchen der Art. Ein Spaßmacher lehrte sein Pferd tanzen, sich hinzusetzen und im Maul ein Handbecken zum Waschen zu halten. Durch eine lange Reihe zahlreicher Generationen, die immer umsichtig geführt, im Umgang mit dem Menschen ihre Intelligenz entwickelten, erwarben sich die polnischen Pferde einen bedeutenden Grad von Klugheit und Verständniß, wodurch sie sich zu ihrem Vortheile von anderen der Welt unterschieden. Wer auf einem polnischen Pferde saß und unsicher war, welchen Weg er bei Kreuzung mehrerer einschlagen sollte, hat es nie zu bereuen gehabt, wenn er dem Pferde den Zügel ließ und sich ganz seiner Leitung in Auswahl des Weges hingab. Es war in Polen keine Seltenheit, solche Pferde zu finden, wie das, von welchem Rzaczynski erzählt. „Es gab“, sagt er, in der Gegend von Jaroslaw

ein noch ungezähmtes, aber so kluges Pferd, daß es die Leitung der Herde führend, diese immer auf die beste Weide zu bringen, die zerstreuten zu sammeln und die etwa verirrtten auf die richtige Stelle zu treiben wußte, und wenn sich nächstens ein Wolf in die Herde schlich, so weckte es die Hirten mit dem Huf aus dem Schlaf und rief sie zu Hilfe.“ Die Ritterschaft Polens, welche bei ihren Pferden vorzugsweise auf gesunde Füße, Fühlung im Maul und kräftige Lungen bedacht war, machte sich wenig aus den Kunststücken der Manege, und wenn auf der einen Seite ein ungerittenes Pferd im niedrigen Preise stand, weil es wegen Ungeübtheit und natürlicher Scheu zu nichts zu brauchen war, so achtete man auf der anderen Seite wenig auf allerlei angelernte Künste, welche, wie man meinte, dem Pferde sein natürliches Feuer und seine Tüchtigkeit raubten und ihm üble Gewohnheiten beibrachten. Indessen erachtet „die Reiterwirthschaft“ diejenigen Pferde, welche polnisch a terra oder nach Husarenart dressirt sind, nur für halb zugeritten, während sie diejenigen, welche in alto d. h. italienisch dressirt sind, für complett ausgebildete Pferde hält; und wer ein Pferd hochschätzt, soll in ihm beide Uebungen zeigen, denn ein Pferd, das nur auf der Erde Bescheid weiß, ist wie ein Schüler, der eben nur lesen kann, während das Pferd, welches auch in den Lüften arbeitet wie ein Meister ist, der Latein versteht.

Die polnische Art Pferde zuzureiten und sie dann vorzuführen, welche vorzugsweise im Auge hatte, daß das Pferd den Schneckelauf hin und zurück in möglichst kurzer Zeit machte, nennt Ruggieri ein sich im Kreise Drehen und allerlei Kunststücke zeigen. Bei einer solchen Kreisbewegung pflegte der Reiter den Fuß, welcher gegen die Mitte zu lag, dicht an die Flanke des Pferdes zu halten, während der andere mehr frei schwebte, damit das Pferd bei Aenderung des Druck und Zügels schnell begriffe, nach welcher Seite der Reiter es wenden wolle. „Es ist zu bewundern,“ sagt Dorohostajski, „wie in einem Augenblick eine so complicirte und nicht kleine Maschine, wie der Körper des Pferdes ist, auf diese oder jene Seite geneigt werden kann“ und doch machte das ein guter Reiter auf einem zugerittenen Pferde mit Leichtigkeit. In allen diesen Uebungen bemühte man sich mit aller Anstrengung, die Geduld nicht zu verlieren, niemals mit Ungeduld und im Aerger des Pferdes Leib mit Gewalt zu zwingen noch es mit Sporn oder Ruthe zu reizen, und man sagte sprüchwörtlich:

Das Pferd nicht schlage  
den Knecht nicht schelte  
die Frau nicht reize } wenn du gut fahren willst.

Es kam wohl vor, daß Einer, der auf den Straßen mit Spornen klirrte und dann zu Pferd dieselben brauchte, bald am Boden lag. Ritt man ein zugerittenes Pferd, so pflegte man nicht gern kleine Kreise zu machen und zwar deshalb, damit das Pferd sich nicht daran gewöhnte, im graden Lauf bald hierher bald dorthin abzuweichen, wozu es eben enge Kreise sehr leicht gewöhnen könnten. Auf dem auch am besten zugerittenen Pferde pflegte man nur solange zu rennen, als eben das Pferd aus eigenem Antrieb mit allen Kräften Lust dazu zeigte; man hörte also auf, das Pferd, sobald es selbst nachließ, anzutreiben. Trat der Schweiß sichtbar hervor, so ließ man es, wenn auch nur auf Augenblicke, langsamer gehen. Ein vom Lauf erhitztes, in Schweiß gesehtes Pferd wurde langsam auf und abgeführt. Ein sehr hitziges und reizbares Pferd wurde stets nur auf polnisch dressirt, man ließ es eben anfänglich nichts thun, denn in engen Räumen ist ein solches in alto schwer zu moderiren.

### § 168. Das Pferd im Stalle.

Um verschiedenen üblen Gewohnheiten, welche ein junges noch wenig arbeitendes und nicht vollständig zugerittenes Pferd im Stalle zuweilen annimmt, vorzubeugen, drehte man es, wenn es sein Futter gefressen hatte, nach dem Gang um und band es an Ringe, welche zu beiden Seiten in die Ständer der Stallbäume geschlagen waren, damit es weder den Kopf noch den Hals drehen könnte, sondern grade in der Mitte seiner Schranke stand, mit dem Gebiß spielte, seinem Raden Haltung gäbe, frühe schon Unterwürfigkeit und Frömmigkeit lernte, und Krippen und Leine nicht zernagte und verbärbe. Außerdem gewährte eine solche Stellung des Pferdes für das Auge der den Stall besuchenden Gäste wie für dasjenige des Herrn einen schönen Anblick — und das Auge des Herrn spielte in der Pferdebeziehung eine sehr wichtige Rolle; denn nicht leicht verließ man sich in Beaufsichtigung der Pferde auf irgend Jemanden und in Niemandes Sorgfalt und Umsicht setzte man mehr Vertrauen als in das Auge des Herrn; darauf beruhete die Hoffnung eines glücklichen Gedeihens des Gestüts, und obwohl man zu sagen pflegte: „die Hoffnung nährt zwar, aber sie macht nicht fett“ so war man dennoch des Glaubens, daß: „des Herrn Auge das Pferd mäste.“ Als

man einst einen litthauischen Landedelmann fragte, wie er es mache, seine Pferde immer in so gutem Stande zu erhalten, sagte er, daß er in seinem Stalle einen mästenden Stein habe, und nachdem er seinen Gast in den Stall geführt hatte, zeigte er ihm in der Mitte desselben einen Stein, auf dem er zu sitzen pflegte, wenn man den Pferden das Futter einschüttete und so lange blieb, bis sie ausgefressen hatten. Man sparte nichts, um die Pferde im guten Stande zu erhalten, weder Geld noch Futter und hielt sie gern, wenn auch nicht in fettem, so doch rundem Leibe. Bamfi, durch König Stephan gefragt, was er in Bromnik beim Grafen Teczynski Merkwürdiges gesehen habe? sagte, wie Sarnicki berichtet: „*vidi equos magnos, pulchros et bene saginatos, sed propter nimiam pinguitudinem ad negotium bellicum minus aptos;*“ worauf man ihm mit einem polnischen Sprüchwort antwortete: „Bevor ein fettes Pferd abfällt, magert ein mittleres und krepirt ein mageres.“ Im Allgemeinen pflegte in Polen das Pferd stets in so lebhafter Bewegung und Arbeit gehalten zu werden, daß man ein schwerfälliges, überfüttertes Pferd nie sah. Es ist bekannt, daß die deutschen Hofleute bei der Zusammenkunft der Monarchen in Wien 1515 die Polen wegen ihrer magern Pferde verspotteten und daß die Polen, trotz ihrer wiederholten Siege im Wettrennen, die Deutschen nicht zum Schweigen bringen konnten, bis sie endlich jenen Sticheleien mit einem Scherz ein Ende machten, indem sie sagten, daß Fettigkeit bei einem Pferde eigentlich dann nur nützlich und angemessen sein könnte, wenn man sein Fleisch als Nahrung verwendete. Sie kauften also für hundert Ducaten einen ungeheuren, mächtigen fetten Friesen, ließen ihn heimlich erstechen und verschiedene, ausgesucht feine Speisen bereiten. Man lud die deutschen Hofleute, namentlich diejenigen, welche am lautesten den Mangel an Fett bei polnischen Pferden getadelt hatten, zum Festmale, bewirthete sie glänzend ohne daß sie eine Ahnung von dem hatten, was sie eigentlich speisten. Zum Schlusse aber, um den moralischen Sinn des Scherzes zu erläutern, wurde in einer großen, großen Schüssel Kopf und Füße mit den den Friesen kennzeichnenden gewaltigen Hufen aufgetragen. Fette Pferde begannen in Polen erst Mode zu werden, als das in Europa so hochgeschätzte Manege-Reiten Eingang fand und als französische Sprache, Sitte und Anschauungsweise allgemeiner verbreitet wurde und in Gebrauch kam, erst da pflegte wohl zuweilen ein cheval gras anderen vorgezogen zu werden. Schon Doro-hostajski, der den Grundsätzen der Manege huldigte, hielt ein solches



Pferd, dessen Rückgrad sich gleichsam in zwei Theile spaltete, für das geeignetste zum Reitpferd. Die polnischen Gewohnheiten verlangten vom Pferde zu viel Mühen und Arbeiten, als daß sich, trotz des ihnen reichlich und gut verabreichten Futters, unter ihnen andere, als eben abgearbeitete befunden haben sollten. Der Ausdruck „ein schweres Pferd“ begann erst in den letzten Zeiten dasselbe zu bedeuten, was man mit dem Ausdruck ein fettes Pferd bezeichnete, während er in früheren Zeiten nur für ein schwer tragendes angewendet wurde, das bei schnellerer Gangart stieß, doch zog man immer noch ein solches einem fetten vor, denn man wußte, daß je fetter ein Pferd sei, es desto eher ermüde und daß ein fettes im Stalle faulenzendes Pferd, unvorsichtig springe, stolz einherstreite, aber bald auf den Hund komme.

Auf alle Weise hütete man daher das Pferd vor Fettansatz, da nur ein Pferd harten Körpers stark sei. Für solche Pferde, welche wenig arbeiteten, war Heu die Hauptnahrung, arbeitende aber, und deren waren die meisten, erhielten Körner. Hafer war in Polen das allgemeinste Kornfutter. Die orientalische Sitte, die Pferde mit Gerste oder Weizen zu füttern und die occidentale, ihnen Pferdebohnen, Erbsen und Wicken zu geben, pflegte nur ausnahmsweise und aus durchaus nothwendig erscheinenden Gesundheits-Rücksichten nachgeahmt zu werden. Der Hafer, als das in Polen allgemein gebräuchlichste Futter, pflegte am Tage des heiligen Stephan, d. h. am zweiten Weihnachtsfeiertage, in den Kirchen ganz Polens geweiht zu werden, um Allen ins Gedächtniß zu rufen, in was für einem Palast der Heiland zur Welt gekommen. Mit geweihtem Hafer pflegte an diesem Tage der vom Altar zurücktretende Priester reichlich beworfen zu werden und zwar zur Erinnerung an die Steinigung St. Stephans, und der darauf zusammengesetzte Hafer wurde in die Propstei gebracht, als Futter für des Priesters Pferdchen. Viel gebrauchte Reitpferde erhielten wenig Heu aber viel Korn; Wagenpferde dagegen wurden mit Heu gestopft, damit sie Körper bekämen, was man ihrem Berufe für angemessen erachtete, Hafer wurde ihnen meist vermischt mit Häcksel aus Weizenstroh gegeben, doch nahm man auch Roggen- Gersten- und schließlich auch Haferstroh dazu. Im Spätherbste wurden die Pferde am stärksten gefüttert. Eine approximative Berechnung der Positionen, welche uns die Ausgabe-Register am Hofe Wladyslavs Jagiello liefern, läßt schließen, daß die königlichen Pferde auf Reisen nur je vier Quart Hafer täglich erhielten. Der unbekanntte Verfasser der mehr erwähnten

„Reiter-Wirthschaft“ ist der Ansicht, daß ein Pferd auf der Reise bei schwerer Arbeit einen warschauer Scheffel Hafer und Heu nach Belieben auf vierundzwanzig Stunden bedürfe; denn es gehöre zur Natur des Pferdes, viel zu arbeiten und viel zu essen, und wer auf dem Pferde arbeite, verlange selbst viel, möge er also dem Pferde soviel geben als es will.

Von einem guten und starken Pferde verlangte man viel, aber dafür wurde es auch gut gefüttert und man sagte: „einem guten Pferde schütte zu, einem schlechten ziehe ab“ und im Allgemeinen sagte man „einem hitzigen schnellen Pferde wächst eine Brause am Bauch, einem faulen auf dem Rücken.“ Das Pferd wurde gut genährt, gewaschen und mit Decken versehen, aber es mußte auch springen, wenn man es verlangte.

Während der Sommergluth wurde das Pferd mit leinenen Decken belegt, im Winter gab man ihm wollene verschiedener Gattung; die ersteren sollten das Pferd gegen Fliegen, die letzteren gegen die Kälte schützen; gewöhnlichere Decken waren auf beiden Seiten zottige langhaarige Kopen; außerdem gab es noch allerlei feineres Deckwerk. Zur Nacht und vor dem jedesmaligen Reinigen des Pferdes wurden die Decken abgenommen. Das Bedecken der durch Arbeit in Schweiß gerathenen Pferde hielt man für nothwendig, damit die Pferde nicht zu viel dampften.

### § 169. Einige Ansichten über Gesundheitslehre und Thierarzneikunde.

Da das Sprüchwort sagte: „Laß um Gottes Willen das Pferd nicht curiren, denn auf einem curirten ist schlecht reiten,“ so waren die gewöhnlichsten hygienischen und ärztlichen Mittel, deren man sich in Heerden und Stall bediente, mehr präservativer Natur, als eigentlich Arzneien und erinnerten etwas an den muthmaßlich aus China stammenden Grundsatz, daß die Pflicht des Arztes nicht darin bestehe, in der Krankheit Linderung und Genesung zu schaffen, als vielmehr den gesunden Organismus so zu leiten, daß keine Krankheit Zutritt zu ihm habe. Und so erachtete man es als wichtiges Präservativ gegen verschiedene, namentlich ansteckende Krankheiten den Aufenthalt von Ziegenböcken oder Stähren im Stalle, man war nämlich der Ansicht, daß der Schweiß dieser Thiere Desinfectionskraft besitze.

Alljährlich brachte man dem Stallpferde regelmäßig dadurch ein Purgativ bei, daß man es wenigstens zwei Wochen hindurch auf die Weide schickte und außerdem zwei künstliche Purgirmittel gab, womit auch die

Heerden-Pferde nicht verschont blieben. Zweimal jährlich, zehn Tage im Frühling und acht Tage im Herbst, gab man eine Purganz verschiedener Salze oder Aloe-Billen, wobei auch Blut gelassen wurde und zwar traf dies Heerden- wie Stallpferde. Bevor man die Stallpferde auf die Weide ließ, pflegte man sie einer ganzen Reihe, theils unnöthiger, theils sogar schädlicher Operationen zu unterwerfen. So riß man ihnen einen über die Zähne hervorstehenden Auswuchs ab. Einige begnügten sich dergleichen Ueberwüchse mit Salz und Essig kräftig einzureiben; ferner wurden schwärzliche Pusteln oder Auswüchse unter der Zunge weggeschnitten; sogenannte „Mäuse“ zwischen Hals und Kinnbacken wurden durchstoßen, der Wolfszahn ausgebrochen. Crescentius nennt in seinen „Büchern von der Wirthschaft“ die Wolfszähne Hackenzähne und räth sie zu entfernen indem er sagt: „Zwei Zähne muß man dem Pferde aus der unteren Kinnlade herausnehmen, da sie dem Gebiß hinderlich sind, man nennt sie Wolfs- oder Hackenzähne.“ Auch Dorohostajski räth den Pferden die Hackenzähne auszureißen, damit sie nicht durchgehen — indessen war das, was man Wolfszahn nannte, keineswegs der Hackenzahn, sondern vielmehr ein Backenzahn. Wolfszahn nannte man einen noch nicht vollständig gefegten Zahn, einen der Milchbackenzähne, der schon durch die hervorstehenden Backenzähne des Pferdes unterfaßt war, oder auch den rudimentalen vierten Vormahlzahn. Ein Werk über Pferdeheilkunde sagt: „der Wolfszahn pflegt dem Pferde neben den Backenzähnen herauszuwachsen, er verlegt die Zunge und ist sehr schädlich.“ Dorohostajski nennt solche Zähne Hundszähne und sagt davon in seiner Hippik: „Hundszähne beim Pferde sind, wenn einige Backenzähne auf dieser oder jener Seite höher als die anderen hervorstehen, sich zuschärfen oder gleichsam an ihrer Spitze einen zweiten Zahn hervorschießen lassen und damit die Zunge verletzen.“ Eben solche Zähne wurden ihnen bei der Vorbereitung für die Weide herausgenommen.

Die Kehle wurde ihnen mit einer runden auf Fischbein gesteckten Bürste gereinigt, um die sogenannten Pferdewürmer zu entfernen. Ferner wurde am Halse zur Ader gelassen, die Hufeisen abgerissen, und zwar geschah Alles dies nicht bei zunehmendem, sondern bei abnehmendem Monde. Eine solche Behandlung des Pferdes, wenn auch nicht in dem ganzen Umfange, wurde mehrmals im Jahre wiederholt. In vielen Theilen Polens fand außer der Sommer-Reinigung eine zweite im Winter am St. Stephanstage Statt, doch beschränkte man sich dabei auf Aderlaß

und Reinigung der Zähne, worauf man den Pferden in Bier aufgeweichte Gerste gab. Einige Tage vor jeglicher Reise pflegten die Pferde immer ein Purgativ zu nehmen. Wurde das Pferd von der Weide wieder zur Arbeit genommen, so wurde es wieder beschlagen und zwar erachtete man es für rathsam, alle vier Wochen die Beschläge regelmäßig zu erneuern. Das Eisen schützte im Winter auch den Reiter vor möglichen Zufällen.

Damit im Winter der Schnee sich nicht an die Hufen ballte, goß man geschmolzenen Talg an den Huf, gab auch gewöhnlich stählerne Stollen und sagte:

„Wer sein Pferd mit Stahlstollen läßt beschlagen  
Darf auch auf blankem Eise wie im Walde jagen.“

Ein Pferd, welches an der Ferse irgend welchen Fehler hatte, pflegte mit Hufeisen besonderer Art beschlagen zu werden, die man „Mündchen“ nannte, auf flache Hufe gab man sogenannte blinde Eisen, auch Pantoffeln genannt. Jeder Beschlag mußte natürlich dem Hufe genau angepaßt sein und in dieser Beziehung sparte man keine Kosten und Mühen. Sehr viele Züchter wetteiferten darum, eine solche Härte des Hufes zu produciren, daß sie das Beschlagen ersetzen könnte, man meinte nämlich, daß das Beschlagen Ursache vieler erblichen Fehler bei den Pferden sei, eine Ansicht, der auch die heutige Erfahrung nicht zu widersprechen scheint; denn viele Rossärzte sind darüber einverstanden, daß mit Spat und Knochenüberwüchsen behaftete Pferde diese Krankheiten durch Beschlag und Gehen auf harten Wegen in sich hervorgerufen und entwickelt haben. In Nord-Carolina waren dergleichen Defecte so lange unbekannt, bis der Hufbeschlag sich allgemein verbreitete. Es gelang nicht immer dem Beschädigten des Hufes beim Beschlage vorzubeugen und fand bei flüchtigem, ungeschicktem Beschlagen Vernagelung Statt, was nothwendig Lahmung zur Folge hatte, und für sehr schädlich angesehen wurde, weil zuweilen Ausdorren des ganzen Fußes die Folge davon war. Einem vernagelten Pferde nahm man die Hufnägel heraus und öffnete den Huf fast bis zum lebendigen Fleische. Die Lahmheit entdeckte man, wenn ein Pferd aus dem Stalle gelassen mit gesenktem Halse hinter dem Knecht herlief und zwar sofort vom Stalle aus. Indessen konnte man sich dergleichen Proben ersparen, wenn die Lahmheit sichtbar war und wenn das Pferd nur mit der Spitze des Fußes die Erde berührte oder mit einem der Füße anstieß.

Wenn ein Pferd sich auf dem Wege verbellte, so wurde das nicht für Lahmheit angesehen, selbst wenn es baarfuß gehend hintte. Ein

solches Pferd, was verbellt war oder sich den Huf beschädigt oder von schwerer Arbeit Anschwellungen hatte, erhielt im Stalle reichliche Streu, blieb ein paar Wochen im Stalle und man umschlug ihm den Fuß mit einer Mischung von Lehm und Hefen, indem man die Umschläge häufig wechselte.

Auf eine Linie mit einem lahmen Pferde stellte man ein solches, welches ohne zu lahmen, Bittern in den Füßen unter den Knieen hatte. Diesem Fehler unterlagen gewöhnlich Pferde, welche bei schwerer Arbeit abgetrieben waren, welche aus Ueberarbeitung sogar nicht fressen mochten und man half diesem Uebel mit Reiben eines Aufgusses von Spiritus auf aromatische Kräuter ab. Für eben so defect galt ein Pferd, welches eine der Hüften-Vorstände oberhalb der Schenkelhöhle verletzt hatte. Die Lahmheit konnte angeboren sein, denn zuweilen wurden Pferde mit krummen Knieen geboren und zwar so schiefbeinig, daß sie im Gehen die Füße an einander schlugen. Von einem Pferd, das im Laufe die Vorderhufe mit den hinteren berührte, sagte man, daß es sich jage, von einem solchen aber, das sich die hinteren Füße mit dem Beschlag blutig verletzte, daß es streiche. Ursache von Lahmheit pflegten auch Ueberbeine zu sein, welche, wie man sagte aus Feuchtigkeit und dicker Materie entstehen, die sich an irgend einem Theile der Fußknochen sammelt, zu Kalk verhärtet und in Form einer harten Verkücherung und Anschwellung auftritt. Für das schlimmste aller Ueberbeine wurde dasjenige erachtet, welches sich zuweilen an den Kronknochen zeigt.

Alle Ueberbeine wurden mit glühendem Eisen oder Vesicantien geheilt. Lahmheit konnte ferner noch vom Versten des zu trocken gehaltenen Hufes herrühren. Die Verletzung des Horns oder des die letzte Falange des Pferdefußfingers umgebenden harten Theils verursachte natürlich Schmerz und Lahmheit, ja führte zuweilen zum gänzlichen Abstehen des Hufes. Der Lahmheit, welche durch Verwundung entstanden war, suchte man durch das schleunigste und sorgfältigste Ausdrücken der Wunde abzuheilen um jeder Verschörfung des Hufes vorzubeugen. Half diese momentane Operation nicht, so umschlug man die wunde Stelle mit einer Salbe von Raute oder machte eine Apertur in der Fessel. Der gewöhnliche Ort der Verwundung befand sich nur auf einem der letzten Gelenke des Pferde-fingers d. h. entweder am oberen Ende des Hufes oder in der Krone. Man hat dieser Falange den Namen Fessel gegeben, weil man dort gewöhnlich die Pferde zu fesseln pflegte, obwohl man bei der Armee und

sorgfältigeren Wirthen die Gewohnheit hatte, die Pferde oberhalb der Fessel zwischen Fessel und dem, vulgo Kniee genannten Gelenk zu fesseln. Auf der Weide fesselte man die Pferde durch lange Riemen auch an drei Füßen, d. h. an beiden vorderen und einem hinteren und ein solches Pferd hatte freiere Bewegung als bei der zweifüßigen Fesselung.

Rehe nannte man beim Pferde Schwanken in den Gelenken, wenn das Pferd auf einem oder mehreren Füßen lahmend, wie gefesselt, ging und sich nicht drehen konnte. Man theilte diese Krankheit in drei Arten: 1) Wind-Rehe, wenn das Pferd durch angestregten Lauf gegen den Wind sich verfangen hatte; 2) Wasser-Rehe, wenn man ein erhitztes Pferd sofort getränkt oder im kalten Wasser gebadet oder endlich nur durchs Wasser geführt hatte; 3) Futter-Rehe, wenn man ein Pferd nach reichlicher Fütterung zu stark angestregt oder, wenn man nach einer solchen Anstrengung das Pferd zu stark gefüttert hatte. Ein auf diese Weise erkranktes Pferd erhielt während vierundzwanzig Stunden weder zu fressen noch zu trinken, auch ließ man nicht ein Hälmchen Stroh in seiner Nähe. Wenn man nach einer solchen Behandlung keine Besserung gewahrte, so ließ man ihm aus einigen Adern unter dem Kniee oder der Röthe aber nicht in der unmittelbaren Nähe des Fußes stark Blut und hielt es einige Wochen hindurch in einem warmen Raume unter Decken. Zuweilen ging die Rehe in die Pfeifel über, welche das Pferd in vierundzwanzig Stunden tödten konnte. Das Einreiben der Füße stark gerittener, ja überrittener Pferde mit Haferstroh, hielt man für heilsam und wenn es vor übergroßer Anstrengung und Ermüdung lahmt und nicht fressen mochte, so öffnete man ihm die Adern. Zuweilen kann das Lahmen des Pferdes auch von einer Lähmung in den Gelenken der Schenkel herrühren, ein Krankheitszustand, den man beim Menschen Podagra nennt und ein dieser Krankheit unterworfenen Pferd lahmt, wenn es gestanden hat, auf den Hinterfüßen bis es vom Laufen warm wird. Ein solches Pferd hintt also mit den Hinterfüßen oder schleppt sie. Auf Vorderfüßen dagegen hintt ein Pferd, welches im Vorderblatt eine Verrenkung hat und dagegen war ein Haarseil das Schulterblatt entlang das einzige Mittel und man nahm dasselbe nicht heraus, sondern es mußte eben verfaulen und die Wunde sich reinigen. Ein solches Pferd pflegt ein Blatt trockener zu haben als das andere, gewöhnlich tritt eine solche Verrenkung ein, wenn das Pferd in Folge einer überraschenden Wendung einen Fehltritt gethan hat. An der feuchten Haut, welche das Pferde-

Augenlid gleichsam ausfüllt und an ihren Falten im Augenwinkel gegen die Nase zu, ist beim Pferde ein Anorpelchen, welches gleichsam ein drittes Augenlid bildet: *membrana nictitans*. Die Form desselben richtet sich ganz nach der Oberfläche des Augapfels. Dieses Organ, welches bei einem Pferde im normalen Zustande der Gesundheit nur zum Theil sichtbar ist, wird roth, schwillt an und tritt sichtbar hervor, sobald die Augen des Pferdes in Folge von Krankheit mit Blut unterlaufen. Eine solche Erscheinung eines gewöhnlich nicht sichtbaren Körpertheiles beim Ausfalle irgend einer Krankheit erschien den alten Rosärzten als der eigentliche Sitz der Krankheit als örtlich hervortretender Ueberwuchs, dessen Beseitigung das Pferd von den Folgen der Krankheit retten sollte. Indessen brachte die Entfernung dieses beweglichen Organs, das zum Schutze des Auges eine wichtige Rolle spielt, in der Wirklichkeit dem Pferde keine Linderung der Schmerzen, ja setzte das Auge des Patienten nur einer größeren Reizbarkeit und Empfindlichkeit aus und vermehrte die Wahrscheinlichkeit des Erblindens.

Wenn ein Pferd auf der Reise oder im Stalle mit dem Kopf zu schütteln, die Augen aufzureißen, mit den Füßen zu stampfen und am ganzen Körper zu zittern begann, so daß es zu Boden fiel, es alle Biere von sich streckte und zuweilen vor Rüstern und Maul ihm Schaum hervortrat, so behandelte man es mit einem auf der Haut zwischen den Ohren entlang gezogenen glühenden Eisen. Innere Entzündung, welche meist von Erkältung herrührt, erkannte man: wenn das Pferd im Stande der Ruhe mit den Flanken schlug und dieselben tief einzog, wenn es eine trockene Zunge hatte und aus der Nase rokte. Dabei wußte man aber, daß junge Pferde auch im gesunden Zustande leicht mit den Flanken schlagen, daß dies aber nur von heftigerer Bewegung der Lungen herrühre. Einem verkälteten Pferde sollte der Rauch eines verbrannten leinenen Dochts helfen. Hatte ein Pferd den Durchfall, so tränkte man es nur mit erwärmtem Wasser und gab ihm statt Heu Mehlfutter in geringer Dosis.

Die dem Pferde sehr gefährlichen Obstructionen behandelte man durch Begräumung des Roth's mit der Hand aus dem Mastdarm wie auch durch öhlige und salzige Klystiere oder auch durch Wilsentkraut (*Hyoscyamus*).

Einem Pferde, das nicht harnen konnte, gab man Wasser zu trinken, in welchem Steinklee (*melilotus*) oder Hauhechel (*ononis*) abgebrüht

war. Garnte ein Pferd Blut, so ließ man es einige Zeit im Stalle stehen und wechselte das Heufutter.

Ein engbrüstiges Pferd, das nach der geringsten Bewegung schnell und kurz athmete und mit den Flanken schlug, behandelte man mit coronilla (Weilkraut) das man in solchen Fällen für das einzige Heilmittel hielt.

Drüsen nannte man Anschwellungen und Verhärtungen zwischen den Kinnbacken und nach dem allgemeinen Verständniß alle Verhärtungen, welche sich irgend wo am Körper des Pferdes zeigten. Crescentius sagt, daß einige die Drüsen Würmer nennen, daß diese Krankheit bei den Pferden an der Brust oder auch an den inneren Seiten der Schenkel dem Hodensack gegenüber zu sein pflegt und zwar in Folge zu heißer Feuchtigkeiten, die sich in runde Knöpfe (glanduli) sammeln und an der Stelle Schmerz verursachen; dieselben treten dann in die Füße, bewirken Anschwellungen in den Knien und zuweilen eiternde Aufbrechungen.

Auch am Kopfe zeigen sich Drüsen, Anschwellungen und Deffnungen und zuweilen tritt diese Feuchtigkeit in die Nüstern und erscheint als klebriges Wasser, und diese Krankheit nennt man fließende Drüsen. Beugte man dem Verlauf der Drüsen nicht schnell vor, so wurde das Pferd in Folge davon rosig. Den Rog, wenn das Pferd mit gesenktem Kopfe da stand und ihm Rog aus den Nüstern floß, hielt man für eine unheilbare Krankheit, namentlich bei Arbeitspferden. Diese Krankheit kam zuweilen durch Ansteckung aber gewöhnlich entstand sie aus vernachlässigten oder nicht glücklich behandelten Drüsen.

Ein Pferd, welches den Appetit zum Fressen verlor, erhielt einen warmen Aufguß von einem Quart Essig, einem Löffel geriebenen Meerrettigs und einem Löffel Pfeffers.

Ein Pferd, das nicht wieherte noch irgend einen Ton von sich gab, hielt man für taub.

Wenn ein Pferd sein Winterhaar nur träge abwarf oder überhaupt nicht haaren konnte, so ritt man es oft bis zum Schwitzen und striegelte dann dasselbe, wenn es trocken geworden war, tüchtig.

Pferde, die an Mähne und Schweif mit Weichselzopf behaftet waren, hatten keinen Preis, denn man hielt sie für krank, und bei manchen hingen die Weichselzöpfe der Mähne bis zur Erde.

Ein durchgerittenes Pferd mit vielen weißen Flecken auf dem Rücken und mit vielen vom Sattel und Reiter gedrückten vernarbten Wunden,



wurde für einen guten Läufer gehalten, und wenn sein Alter nicht zu vorgerückt und sein Fußwerk nicht struppirt war, so kaufte man ein solches sehr gern. Mit Wasser angefeuchteter Rasen mit der Grassseite aufs Pferd gelegt war gegen Durchritt das gewöhnliche Mittel, womit man die nicht zugeheilten Durchreibungen vorsichtig belegte.

Vernachlässigte und nicht rein gehaltene Pferde waren häufig mit Thierläusen besetzt. Eine Abreibung mit einem Aufguß auf Tabak befreite sie von diesen Miteffern.

Für ein Pferd, dessen Augen eingefallen, schorfig und thränenflüssig waren, hatte man wenig Hoffnung und Crescentius sagt, daß ein solches Pferd nicht am Leben bleibe.

Für die verschiedenen Schwächen, Krankheiten und Gebrechen des geliebtesten unter allen Hausthieren, suchte man bei den Hauspflanzen am häufigsten Hilfs- und Heilmittel, in dem Vertrauen, daß wenn Gott die Krankheit zugelassen, er auch gewiß die Heilmittel dagegen in die Nähe gesetzt haben müsse. Man glaubte daher an die unfehlbare Wirksamkeit vieler solcher Pflanzen, deren Indifferenz sich mit der Zeit zeigte, ja von denen manche sogar als entschieden schädlich erachtet werden müssen.

### § 170. Die polnische Art zu reiten.

Die Art und Weise, wie die Polen ritten und zu Pferde saßen, war einst in der Welt berühmt und obwohl die lateinische Reiterei in einer gewissen Epoche der polnischen Geschichte nur zu sehr in der Mode war, so ritt doch selten Jemand in Polen lateinisch. Die Reitkunst verlangte in Polen vom Reiter: Kraft im Schluß, Gewandtheit in der Bewegung und Ungezwungenheit und Natürlichkeit in der Haltung. Im Schluß mußte man beim Anprall feststehen, Gewandtheit im Turniere zeigen und durch Haltung vor dem Publikum glänzen. Vom Pferde verlangte man große Energie und augenblicklichen Gehorsam, den man dem Pferde außerordentlich künstlich anzuerziehen verstand. „Das scheue Fohlen läßt sich nicht gern in die unbekanntnen Fesseln schlagen, bis es muß“, und man war seiner Kunst, das Pferd zu händigen und zu zähmen, so sicher, daß das Sprüchwort sagte:

Wenn der Mensch nur will, so kann es Niemand wehren,  
Daß er am Kappzaum führe selbst den wilden Bären.

Lukas Gornicki sagt: „Es ist das ein häßlicher Anblick, wenn Jemand zu Pferde sitzend die Beine gegen die Brust des Pferdes ausstreckt

und dabei sich selbst so graderecht, als habe er keine Gelenke in sich; wie schön aber ist es dagegen, auf Einen zu sehen, der die Reine weder zu weit ausstreckt, noch sie über das Maß verkürzt, der gleichsam vergessend, daß er zu Pferde sitzt, sich so hält, als ginge er selbst zu Fuß.“ In diesen wenigen Worten ist ein treues Bild des polnischen Reiters von den ältesten Zeiten her geschildert. Hieraus kann man sich, trotz der durch einige Schriftsteller verbreiteten Nachrichten, überzeugen, daß schon im XVI. Jahrhunderte der Pole nicht nach orientalischer Weise mit kurzen Bügeln und verkürzten Füßen ritt. Auf dem linken Ufer des Dniepr hörten die orientalischen Sitten und Begriffe, mit ihnen die fehlerhaften Gewohnheiten und Vorstellungen des Orients im Reiten auf. Polen hatte in dieser Beziehung nichts Orientalisches. Anders verhält sich die Sache mit Moskau. Swagnin sagt, daß die Moskowiter in leichten Sätteln, wie die Tataren gekrümmt sitzen, um sich darin hierhin und dorthin wendend der polnischen Lanze ausweichen zu können. Das polnische Reiten erforderte Fühlung der Flanken des Pferdes mit der ganzen Länge des Fußes mit einer gewissen Bogentrümmung desselben. Das Maß für den Steigriemen, wie es „die Reiter-Wirthschaft“ angiebt, war der Länge des Armes des Reiters von der Fingerspitze bis zur Achselhöhle gleich, denn nur dann wird er immer zur Länge des Fußes passen. Wenn man so saß belästigte man die Seiten des Pferdes nicht, sondern nur die Mitte selbst hielt sich im Gleichgewicht und stand fest in den Bügeln. Diese letzteren sollten eine solche Länge haben, daß, wenn der Reiter darin stand, man zwischen ihm und dem Sattel eben nur eine flache Hand durchstecken konnte. Die Haltung eines Polen auf dem Pferde war also eine natürliche, graciöse, nicht gezwungene und freie, nicht eine so steife, wie die deutsche, noch auch so gekrümmte, wie die orientalische, noch auch so nach vorn gebogene, wie die deshalb orientalischen Kosaken, von dem ein fanatisch ukrainischer Dichter folgendes Bild entwirft: „und dort vom Mittag her rast im Galop ein weißes Pferd die Steppe entlang, auf ihm liegt ein Kosak lang gestreckt, so vornüber gebeugt, daß sein rother Kolpak mit der schneeweißen Mähne im Winde spielt, und das Pferd rennt so gestreckten Laufes, daß sein Bauch, die Bügel und Sohlen des Reiters den Boden berühren und der Säbel klirrend von der Erde abspringt.“

Der Husar hielt seinen Fuß zur Hälfte im Bügel, die Spitzen nach vorn, die Hacken nach unten und nach dem Pferde zu. Der Reiter

auf einem zugerittenen Pferde hatte keine Reitpeitsche in der Hand, denn das gezieme nur einem Geistlichen oder einem Vereiter, so lange er das Pferd dressirte. Dorohostajski, der sich über das, was dem Reiter in dieser Beziehung gezieme, verbreitet, führt aus der „Reiter-Wirthschaft“ eine längere Stelle an, die mit folgenden Worten schließt: „Die Reitpeitsche ist in der Hand nothwendig, so lange man ein Pferd zureitet, denn will man es ermuntern, soll man sie vorn, will man es züchtigen, dann hinten anwenden, von der entgegengesetzten Seite im Laufen vor dem Auge ihm drohen, ihm die Peitsche unter die Kniee halten, wenn man will, daß es scharre, und über das Schienbein, wenn es sich nicht hoch erheben soll.“

Die cavalcatorische Reiterei, welche aus Italien nach Polen kam, machte im Lande langsame Fortschritte, obwohl die Könige und reichere Herrn italische Vereiter zu haben pfl egten, und ungeachtet dessen, daß viele junge Polen, welche im Auslande ihre Bildung suchten, von dort allerlei fremde Reiter sitten mitbrachten. Florian Zamoj ski, der nach Deutschland, Holland, Frankreich und Italien geschickt wurde, der vier Professoren, der Rhetorik, Philosophie, der Rechte und Mathematik um sich hatte, die Teczynskis, Aufsczynskis, Bbaraskis, welche in Padua Mathematik unter Galilei studirten, brachten bei ihrer Rückkehr nach Polen verschiedene Reitergewohnheiten und Begriffe über die Vervollkommnung der Reitkunst des Westens mit. Christoph Sapieha, der in den Niederlanden und in Ingolstadt Rhetorik, Geschichte und Philosophie studirte, der in Loewen Politik beim berühmten Puteau hörte und der den philosophischen Doctorgrad in der Disputation sich erwarb, diente ritterlich unter dem berühmten Gonsalvo von Cordova. Jaroslaw v. Gniewkowo, diente im XV. Jahrhunderte im spanischen Heere. Georg Ossolinski lernte in Frankreich von einem französischen Tanzmeister tanzen und von einem Cavalcator in Italien die Reitkunst. Thomas Zamoj ski diente in den Niederlanden unter dem berühmten Moriz von Nassau, war auch in der spanischen Armee unter Ambrosius Spinola, nahm in Rom Unterricht in der Fortificationskunst, worüber er eigenhändig ein großes Werk geschrieben hat; am Hofe Ludwigs XIII. zu Paris machte er Ringrennen mit, lernte die Fechtkunst und die Laute spielen und in Neapel erhielt er vom Vize-König Ossun zwei polnische, aus der türkischen Gefangenschaft befreite, in Sammet gekleidete Edelleute. Christoph Dorohostajski, der beim Sturme von Smolensk der erste auf der Mauer war, und dort die

königliche Fahne aufpflanzte, hatte in Italien die Reitkunst erlernt und gab im Anfange des XVII. Jahrhunderts sein Werk unter dem Titel *Hippit* heraus, d. i. ein Buch über Pferde, aus welchem seine große Erfahrung und Wissenschaft über diesen Gegenstand zu Tage tritt. Ungeachtet vieler Beispiele, aus denen hervorgeht, daß man die hohe Schule kannte und gern übte, so eignete sich die Masse, welche Neuerungen immer abgeneigt ist, dieselbe doch nur spärlich an und zog immer die heimische Reitweise in Jagd, Rennen und Krieg dem gezwungenen Reiten nach Maß und Zeit, wie es so viele aus Italien nach Polen gebracht hatten, vor; ja der polnische Edelmann zog es vor, lieber ohne Sattel zu reiten, oder auf einem unbändigen Pferde sich zu tummeln und Beweise seiner Geschicklichkeit in Führung des Pferdes zu liefern, als sich den Regeln der gemessenen italienischen Reitkunst zu fügen, und mancher tolle Junker setzte sich ohne Sattel und Zaum aufs Pferd, eine Ruthe in der Hand, und jagte darauf herum, als gälte es dem Feinde zu entfliehen: „denn wer flieht, der hats am eiligsten“. Sie jagten so lange der Athem noch in den Lungen der Pferde und in den eigenen hielt, so daß zuweilen Roß und Reiter nicht ohne Schaden davon kamen.

Indessen war das Reiten ohne Sattel, oder auch das, auf einem gefattelten Pferde wahnsinnige Jagden nicht cavaliermäßig. Das Gesetz, welches über die öffentliche und allgemeine Sicherheit wachte, bemühte sich nach Möglichkeit, solch wahnsinnigem Reiten auf ungebändigten oder scheuen wilden Pferden, auf denen man Alles, was in den Weg kam, überritt und zertrat, vorzubeugen. Das litthauische Statut, Abschnitt XIV., Art. 14. § 2 verordnet, daß jeder auf solchen Pferden Reitende, dieselben mit einer Schelle oder Glocke zu versehen habe, bei Verlust des Pferdes zu Gunsten dessen, der etwa dadurch beschädigt sein sollte. Ruggieri, der wahrscheinlich kein anderes Reiten als das academische kannte, sagt: „Weder die Polen, noch die Litthauer üben sich im Reiten und es giebt keinen unter ihnen, der ein guter Reitmeister wäre und die Jugend lehrte; indessen giebt es doch viele unter dem polnischen Adel, welche in Italien oder anderswo reiten gelernt haben, aber in ganz Polen giebt es kaum drei oder vier italienische Stallmeister und zwar nur im Dienste des Königs, oder sonst großer Herrn. Daraus sowohl, wie aus der Sitte, sich zu betrinken — was bei ihnen nicht für anstößig gehalten wird, — und dann im trunkenen Zustande sich aufs Pferd zu setzen und mit ihm die wunderlichsten Wendungen und Sprünge zu machen und allerlei Kunst-

stücke zu zeigen, daraus folgt, sage ich, daß es bei ihnen wenig Pferde giebt, die nicht Marotten oder irgend welche Fehler hätten.“ Diese Ueberkritik Ruggieris enthält nur so viel Wahres, daß es in Polen in der That keine Schule für Manege-Reiten gab, daß selten einer sich dieselbe anzueignen Lust und Trieb hatte, und daß diejenigen noch seltener waren, welche sie regelrecht hätten lehren können. Ein französischer Priester, der zu Zeiten Johannes III. Sobieski, sich in Polen aufhielt, sagt: „Die Polen haben keine Akademie für den Tanz, keine für das Reiten und keine für die Kriegskunst, jeder lernt das Alles von sich selbst.“ Die Einseitigkeit einer gekünstelten akademischen Schule sagte dem Geschmade der polnischen Jugend nicht zu, die an weites, freies Reiten nach Verlieben gewöhnt war. Dem polnischen Reiter handelte es sich stets darum, in der möglichst kürzesten Zeit den möglichst größten Raum zurückzulegen, mithin paßte zu seinen Begriffen eine Schule nicht, welche lehrte, das Pferd so zu gebrauchen, daß es in der schnellsten Bewegung, d. i. Galop in einer gegebenen Zeit nur soviel Raum zurücklege, als es im Schritt zurückzulegen im Stande war. Dorohostajski, der in seiner Hippik seinen Landsleuten Alles bietet, was er in Italien gelernt hatte, und der sehr gut wußte, wie unpopulär die italienische Schule in Polen war, übergeht absichtlich die Lehre von den Uebungen im Sprunge, zeigt eine gewisse Besorgniß, da er nur vom polnischen Reiten sprechen sollte, daß seine Erfahrungen in der italienischen Reitkunst nicht besonders günstig aufgenommen werden möchten. „Obwohl ich,“ sagt er, „der Meinung bin, daß ich Manchem nicht gefallen werde, da die Einen darüber spotten werden, daß sie nach und aus einem Buche reiten lernen sollen, die Andern mich auslachen werden, da sie meine Lehre in Beschreibung dieser Uebungen für unzulänglich halten, so bin ich eben darauf vorbereitet und halte dafür weniger auf Boilus und Romus zu achten, als vielmehr das, was mir in die Feder fließt — nicht Alles, was ich weiß — niederzuschreiben. Wer sich aber in dieser ritterlichen Kunst besser unterrichten und vervollkommen will, der möge sich nach den besten Meistern in jenem daran überreichen Lande umsehen, Kosten, Mühe und Arbeit nicht sparen, und es wird ihm leichter werden einen hohen Grad von Kenntnissen zu erreichen.“ Starowolski nimmt diese Rathschläge mit Ungunst auf und will es nicht loben, daß der Sohn eines polnischen Edelmanns bei irgend einem Stallmeister in Italien das lernen solle, was ihm geziemt zu Hause zu lernen. Die italienische Schule war den Polen nicht un-

bekannt, aber sie fanden dieselbe lächerlich. Die Reiterei, „worüber die Polen unnöthigerweise spotten“, wie Dorohostajski sagt, sagte der Nation nicht zu, welche in dieser Beziehung ihre gewissen Grundsätze und Traditionen hatte und welche in Widerlegung der Ruggierischen Vorurtheile es in ihrer Reitweise verstand, den Feinden auf den Rücken zu reiten.

Blasius de Bigendre, Secretair des Herzogs von Nivernois 1573 sagt: „Obwohl die Polen ringsum von wilden oder kriegstüchtigen Nationen, wie Türken, Tataren, Walachen, Russen, Ungarn und Böhmen umgeben sind, so verstehen sie es doch, nicht nur jene abzuwehren, sondern drohend gegen sie aufzutreten. Ein Beispiel aus der Geschichte will ich anführen, um zu zeigen, was die Polen im Dienste des Mars zu leisten im Stande sind. Boleslaw Krzymousty begab sich mit nur hundert Pferden einst auf die Jagd, ganz unerwartet fiel er in einen Hinterhalt von dreihundert versteckten Pommern. Boleslaw stürzte, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, mit den Seinigen auf den Feind, richtete unter ihm ein furchtbares Blutbad an und kehrte unverletzt zurück. Es ist in der That ehrenvoll, ein solches Reitervolk in den Kampf zu führen. Gewiß, wenn die Polen nicht wären, so hätten Türken und Tataren die christlichen Reiche des Westens längst überschwemmt . . . die Polen waren immer die einzige Vormauer, der einzige Schild, der Europa gegen die Ueberfluthung dieser barbarischen Horden deckte.“ Die also von Europa anerkannten und geschätzten Polen erfüllten die Pflicht ihrer geschichtlichen Mission stets zu Pferde, wobei sie, ohne die Kunststücke der italienischen Manege zu besitzen, nach ihrer Weise ganz gut fertig wurden, ja hier drängt sich die große Frage auf: ob es den Polen hätte gelingen können, in der Geschichte eine so glänzende Rolle zu spielen, wenn sie bereits früher ihre Reitertradition und Gewohnheiten mit der italienischen Reitschule vertauscht hätten; hat sich doch die vollendetste italienische Reitkunst der Deutschen in manchen Kriegen sehr wenig bewährt.

Nicht alle in Polen zeitweilig sich aufhaltende Ausländer haben von der polnischen Reiterei solche Vorstellungen wie Ruggieri, viele von ihnen sind sogar nicht sparsam im Lobe, das dem polnischen Pferde und Reiter mit Recht gebührt; gleichsam zum Hohn tritt gegen den prahlenden Italiener der Engländer O. Connor auf, der als Leibarzt König Johanns III. Sobieski fungirte und erstaunt über die Gesundheit und Rüstigkeit der Polen schließlich sagt: „Jagd auf großes Wild härtet die Polen nicht

wenig ab. Ich habe das polnische Heer nicht selten auf dem Felde, ganz mit Schnee bedeckt, lagern sehen. Ganze Tage hindurch jagen sie zu Pferd auf den Auerochsen, den Bären und den Eber. Selten sitzen sie ab und sind ungemein geübt mit dem Pferde zu manövriren.“ In diesem Widerspruch der Zeugnisse von Leuten, welche zwei verschiedenen Nationen angehören, liegt gewissermaßen schon der Keim zur Eifersucht zweier über die Reitkunst verschiedener Begriffe, deren Kampf in seinem schließlichen Austrage mit der Zeit England in hippischer Bedeutung hoch erhob und Italien herabsetzte. Das freie natürliche polnische Reiten mochte dem Italiener, der an das Manege-Reiten gewöhnt war, als Ignoranz erscheinen, während es den Engländer, der darin ein Vorgefühl von dem Ziel hatte, wohin seine Nation zu streben begann, entzückte. Das was der an seine Akademie gewöhnte Italiener für Rohheit hielt, das schien dem von par force Jagden träumenden Engländer als vollendete Geübtheit.

Seit dem Erscheinen der Hippik Dorohostajskis bis auf unsere Tage ist viel Zeit verfloßen. Nicht schnell wechseln Reitergewohnheiten, Eigenschaften der Pferde und Sitten der Nation. Es ist schwer mit einem Male einer guten alten Gewohnheit zu entsagen, um eine neue sehr zweifelhafte, obgleich von den Novatoren gepriesene Vortrefflichkeit anzunehmen.

Die Lehre, welche im Anfang nicht viel Anhänger zählte, wurde erst in den letzten Zeiten des Bestehens eines unabhängigen Polens allgemein angenommen. Die Reform des Heeres und der öffentlichen Erziehung trug viel zur Verbreitung einer Lehre bei, über die man anfänglich witzelte. Im Heere, im Cadettencorps, im Convict der adligen Jugend begann man, nach den Grundsätzen der Manege reiten zu lehren. Der Untertruchseß Krasicki, der letzte Repräsentant alt-polnischer Sitten und Vorstellungen, klagt noch in einigen wohlgefügten Phrasen gegen die Manege, rühmt sich und ist stolz, daß seine Söhne nicht in der Manege gewesen und doch gut und fest zu Pferde sitzen, allein die Umbildung der Vorstellungen von der Reitkunst war einmal im Gange und beherrschte schließlich das ganze Land. Im Jahre 1780 zählte man in Galizien zweitausend zweihundert und zweiundzwanzig Stallmeister und Stallknechte, deren größter Theil in die Geheimnisse der hohen Schule eingeweiht war.

Ein Pferd, das im Stande war, wie man zu sagen pflegte, auf dem Raum eines Tellers die Bolte zu machen, vertrat den geliebten vor-maligen Kenner, und wurde das Ideal eines Pferdes. In die hippische Sprache, in welcher sich ursprünglich sehr wenige, die Bewegungen des

Pferdes bezeichnende Ausdrücke fanden, drängten sich eine Menge fremdländischer: Passaden, Balotaden, Redopen, Schultrabe, Capriolen, Pirouetten, Courbetten u. s. w. alle erhielten das Indigenat in der Reiter Sprache Polens und sonst alt beliebte Ausdrücke, die viel bezeichnender waren, wurden verdrängt. Später als die neue Organisation des Landes und die Reform in den Sitten und Gebräuchen zugleich mit der Formation einer großen Armee bis zu achtzigtausend Mann ins Leben trat, als in Polen Alles so war wie es Baden's Dialog charakterisirt: „Was ist das für ein Land?“ das Großherzogthum Warschau — wer regiert hier? — der König von Sachsen — was für eine Armee? — eine polnische — was für Rechte? — französische — was für Geld? — preussisches! Ei! das ist ja ein babylonischer Thurm!“ — Damals legte man sich mit Leidenschaft auf das Manege-Reiten der Italiener und Deutschen, und noch später waren an der Universität Wilna und dem Liceum zu Krzemieniez Lehrer für das Manege-Reiten. Fast in allen adligen Häusern, bei jedem Gestüt waren eine Menge Bereiter. Außer der weiblichen und männlichen Jugend übten sich viele vom Stalldienst in dieser Kunst, so daß man endlich im polnischen Adel keine andere Art des Reitens mehr kannte als jenes Schulreiten, gegen das man sich anfänglich so widerspenstig gezeigt hatte.

Der polnische Reiter nimmt aber auch in dieser Epoche keinen untergeordneten Rang in Europa ein und Sommosierra, Arcis-sur-Aube und andere Schlachten zeugen von seinem Ruhm. Doch die Zeit steht nicht still und während man sich in Polen auf die Manege-Schule warf, während traurige Jahre hereinbrachen, in denen man an Reiten kaum dachte, in welchen man inmitten allgemeiner Erstarrung begann, sich an den Erinnerungen vergangener Zeiten und des Ruhmes polnischer Rosse und Reiter zu begnügen, da stürzte das englische Pferd die alten Helden der Manege von dem Gipfel ihres Ansehens durch die auf allen Rennbahnen Europas erworbenen Triumphe. Mit dem englischen Pferde kehrten wieder die alten Begriffe des ungezwungenen Reitens zurück, dessen hartnäckigste Vertheidiger durch den ganzen Verlauf des XVI. und XVII. Jahrhunderts die Polen gewesen waren.

### § 171. Der Handel mit Pferden im Großen und Kleinen.

Der heutige Zustand der Pferdezucht in dem alten Polen ist zum größten Theil so beschränkt, daß er kaum den bescheidenen Anforderungen



der Jahrmärkte der eigenen Städte und Städtchen entspricht und kann hinreichend, um die zahlreiche Classe von Pferdehändlern zu beschäftigen. Auffallend ist, daß die Production von Pferden gewaltig abgenommen hat, aber der Pferdehandel oder Schacher wie in alten Zeiten blüht. Es giebt kein Städtchen in den Grenzen des alten Polens, wo nicht alljährlich Pferdemarkte Statt fänden und wo dieser Industriezweig sich nicht wenigstens auf Augenblicke belebte. Eine geriebene Sorte von Menschen waren von jeher die Pferdehändler und man suchte sich vor ihnen zu hüten, wie man konnte; indessen gelang dies doch nur selten, denn wenn ein Pferd auch mit einem kleineren Auge, Ohr und Fuß und einem anderen größeren dergleichen geboren war, so verstand ein geschickter Kofstamm dennoch, dies vor dem Käufer zu verbergen, obwohl ein Jeder weiß, daß solchen angeborenen Fehlern Niemand in der Welt abzuhelpen im Stande sei.

Jeder Markttag war immer eine Ernte für solche Leute und mancher einfache, ehrliche, nur zu leichtgläubige Mensch mußte hier schweres Lehrgeld bezahlen. Immer wartete bei einem solchen Händler ein rothiger Schimmel oder eine blinde Kappenstute auf dem Markt und im Lärmen des Marktes hörte man fortwährend die heiligsten Versicherungen dieser Schelme, wie fehlerfrei dieses oder jenes Pferd sei, wie klar und schön sein muthig Auge, wie frei und ungezwungen sein Gang, wie stolz es den Schweif trage u. s. w. und doch zeigte sich das alles nach dem Kaufe ganz anders; aber was halfs, den Händler fand man nicht wieder, denn der war mit seinem Gelde längst von dannen.

Die Erfahrung und Lehre, welche man auf Märkten sammelte, war sehr verschieden; Mancher lernte freilich ein Fohlen nicht für ein Pferd und die Raße nicht im Sack zu kaufen; ja die Märkte lehrten kaufen und verkaufen, aber sie waren auch Veranlassung zu Böllerei und auch der sonst Nüchternste kehrte oft betrunken vom Markte heim.

Ein altes Sprüchwort warnt: „am Markttag hüte jeder das Seine“ und das mag als Beweis dienen, daß die Märkte nicht nur ein Feld für Betrug sondern auch für Diebereien aller Art waren, was man „Kauf nach Zigeuner Art“ nannte. Einen solchen Kauf malt uns folgende Schilderung aus einem Drama Korzeniowski's:

Zwei Tag' und Nächte saßen wir im Städtchen,  
 Vergebens lauend auf 'nen guten Fang,  
 Der Hunger quälte und die Sonne brannte;  
 Wir schritten fürbaß, nach dem nächsten Dorf.  
 Und wie im nahen Teich des Hofes Knechte

Die Pferde schwammen, sahen wir von Weitem.  
 Wir setzten uns und fingen an zu plaudern  
 Mißherz'ge Sträucher bargen uns, daß Niemand  
 Uns sehen konnte. Horch' da sprengt von ferne  
 Ein mutzig Roß heran, daß von dem Hufschlag  
 Die Erde dröhnte. Aufgezäumt, gesattelt  
 Fliegt es daher die Mäh'n' und Schweif im Winde.  
 „Ich sag dir“ sprach ich, „das hat seinen Reiter,  
 Der's nicht verstand, gemüthlich abgesetzt.“  
 Und Rango drauf: „fürwahr, da sieh nur, sieh,  
 Ein Dube leucht da hinter ihm einher“  
 Und Rango wieh'rt, und stille horcht das Pferd  
 Und spitzt die Ohren, hebt den Kopf und Mäh'nern  
 Und wiehert auch. Auch Rango wieh'rt, und ich  
 Lach still für mich, daß in Gebüsches Dickicht  
 Das dumme Thier verborgen glaubt 'ne Stute.  
 Es stürzt auf uns; doch wir, wir liegen ruhig,  
 Bis nah genug zum Griff es eben recht,  
 Und da saß' ich von hier, Rango von dort,  
 So daß es stehen muß' auch wider Willen.  
 Und Rango streichelt's, schwingt sich in den Sattel  
 „Du geh zu Wald, wir treffen uns wohl wieder!“  
 Und flugs enteilt er, daß der Boden bebte.  
 Ich schleiche fort und Abends treffen beide  
 Wir uns im Wald und überlegen reiflich,  
 Wie wir das Pferd auf gute Art veräußern:  
 „Wir müssen weiter, aber stets im Walde,“  
 Sprach ich und Rango nickte zu, und wieder  
 Mit nächstem Frühroth geht die Reise weiter.  
 Am dritten Tag schon schritten wir im Wege  
 Da holt' ein Jud auf lahmem Gaul uns ein:  
 „Nicht zu verkaufen? he?“ so fragt er leise  
 Und leise sag ich: „Jud! das ist gestohlen!“  
 „Thut nichts, ich tausch mit euch, kommt mit zum Krüge  
 Da stehn mir Pferde.“ — Und wir folgen ihm.  
 Dort standen Pferde, alle wohl gestohlen, —  
 Denn dafür kamten wir den saubern Jud —  
 Doch für uns bessere als das stolze Roß.  
 Der Jud bot an und, um nicht lang zu handeln,  
 Gab er zwei gute Pferde, einen Wagen,  
 Zwei Scheffel Hafer, Graupen auch und Mehl noch;  
 Doch rieth er sorgsam, nächstens nur zu reisen  
 Weil sonst die Pferd' leicht Jemand fordern könnt!  
 Und seinem Rathe folgend hielten wir  
 Bei Tag im Walde, fütterten die Pferde,  
 Und wenn die Stern' am Abendhimmel glänzten  
 Tragen wir auf und fuhren langsam weiter.  
 So lebt' sichs Tag für Tag . . . . .

Früher waren die Vermittler des Pferdehandels im Inlande die rostrucharze, welche die Pferde, welche sie zum Verkaufe stellten, sehr üppig hielten, um sie so hoch als möglich verkaufen zu können. Heute verrichten dieselben Funktionen Händler, welche in Litthauen und Rußen baryszniki genannt werden, indessen giebt es auch ohne diese eine Menge von Laugenichtsen, die sich mit diesem Schacher beschäftigen und zwar zwischen dem kleinen Adel, Bürgern, Bauern und Juden.

Das Abgaben-Universale vom Jahre 1578 belegte die Pferdehändler mit einer Abgabe: „Kostkäufer, die mit Pferden handeln, bezahlen pro Individuum je zwei Gulden.“ Dies Gesetz stellte diesen Industriezweig in den Rang der Handwerke der Städte und Städtchen. Im Jahre 1620 vor der Chocimer Expedition belegte man dies Gewerbe mit acht Gulden und im Jahre 1626 mit vier Gulden.

### § 172. Verhalten der Parteien beim Kauf und Verkauf.

Es läßt sich heute schwer detailliren, welche Schliche und Kunststücke man früher beim Pferdehandel angewendet, indessen scheinen sie im Allgemeinen dieselben gewesen zu sein, welche heute noch producirt werden, und, um nicht weitläufig zu werden, will ich nur einige allgemein angenommenen Gebräuche und Regeln angeben, von denen man beim Kauf und Verkauf von Pferden selten abzuweichen pflegte.

Der Verkäufer pflegte sein Pferd nie selbst vorzuführen, sondern überließ das einem Knecht, der mit dem Pferde vertraut war. Das Vorführen selbst bestand darin, daß man es in verschiedenen Gangarten im Kreise und in grader Linie gehen ließ.

Gewöhnlich pflegte man ein solches Pferd mit leichtem Beschlag auf den Vorderfüßen zu versehen, denn Leichtigkeit der Eisen macht das Pferd geneigt, den Fuß zu heben.

Ein Pferd, welches im Lauf nicht besonders groß war, führte man in einem engen Hofe oder einer Straße, wo man nicht weit sehen konnte, vor, einen tüchtigen Käufer dagegen im freien Felde, immer aber von den Zuschauern abgewendet und wenn man anhielt, so zeigte man nicht die Front, „denn nicht jedes Pferd versteht beim Halt ein schönes Maul zu zeigen.“

Ein dressirtes, gangbares Pferd führte man auf dem Steinpflaster vor, aber nur kurze Zeit.

Jedes Pferd zeigte man einzeln, denn in der Gesellschaft anderer Pferde ist es nicht leicht eins zu empfehlen.

Das zum Verkauf gestellte Pferd pflegte stets gut bei Leibe zu sein, denn Fettansatz deckt mancherlei Fehler besser als die schönsten Decken. Hatte ein Pferd einen sogenannten Karpfenrücken, so bemühte man sich diesen durch Schabracken und kostbare Decken aufs sorgsamste zu verhüllen.

Selten und zwar nur vor einer Menge von Zuschauern zeigte man ein gutes Pferd, dessen Ruf man begründen und von dessen guten Eigenschaften man reden machen wollte, indem man den guten Rath befolgte: „willst du einem Pferd guten Ruf bereiten, so zeige es nicht oft.“

Auf Credit gab kein Roßtäuscher jemals ein Pferd und auch Leute anderen Berufs thaten es nicht gern und nur etwa ausnahmsweise, denn ein Sprüchwort sagte:

Den Handwerker bezahl nie vor der Zeit,  
Ein Pferd verkaufe nie auf Borg  
Und nimm dir keine Frau ohne Mitgift ins Haus.

Im Pferdehandel herrschte die allgemeine Regel, für ein Pferd nicht niedrig zu fordern:

„Ein Pferd schätze nie zu niedrig  
Einen König bitte nie um Wenig.“

Daher kaufte Niemand ein Pferd ohne langen Handel und, wenn es erlaubt war, für irgend welche andere Sache den geforderten Preis ohne Weiteres zu zahlen, so mußte das Pferd, als ein für den Polen so außerordentlich wichtiger Gegenstand, einen lang dauernden Handel durchmachen. Es war anstößig, wenn ein reicher Edelmann beim Kauf irgend welchen Artikels handelte und that er es, so pflegte man zu sagen: „der handelt als ging es um ein Pferd.“

Wer ein Pferd kaufte nahm gewöhnlich das Baumzeug mit und bezahlte dafür demjenigen der Stallknechte, der bisher das Pferd unter seiner Pflege gehabt hatte.

Die Unverschämtheit der Roßhändler ging zuweilen so weit, daß sie indem sie die Tugenden des verkauften Pferdes lobten, dem Käufer nur darüber ihren Schmerz ausdrückten, daß Gott den Pferden die Zunge oder die Gabe der Rede versagt habe: „Oh! wenn das Pferd eine Zunge hätte, um alle seine Tugenden aufzuzählen, es würde selbst sagen, wie viel es werth ist; das ist das Einzige was ihm fehlt.“ Zu spät merkte dann nach dem Zuschlag der Käufer, daß dem gekauften Thiere wirklich die Zunge fehlte. Dieser Fehler zeigt sich ziemlich häufig bei Pferden,

welche auf Weizen- oder Gerstenspreu gehalten und nicht fleißig revidirt werden. Die scharfen, grasartigen Haare dieser Getreidearten verletzen die Zunge, auf der dann Geschwüre entstehen, welche bei Mangel an Aufsicht die Zunge so zerfressen, daß schließlich nur die Hälfte davon oder auch nichts bleibt.

Bei Prüfung des Pferdes beobachtete der Käufer auch gewisse Förmlichkeiten und Vorsicht, um nicht blindlings der Geriebenheit der Händler zum Opfer zu fallen. Zuerst wurden die Zähne revidirt, um das Alter des Pferdes zu bestimmen. Obwohl man seit den ältesten Zeiten den Zweck der verschiedenen Gestalten und verschiedenen Architectur der Pferde Zähne kannte, obwohl man wußte, daß das Fohlen ohne Vorderzähne und nur mit zwölf Backzähnen geboren wird, obwohl man wußte, daß diese Zähne, welche ihm während der ersten zwei Jahre wachsen und welche Fohlen- oder Milchzähne genannt wurden und nach drittehalb Jahren zu schichten beginnen, obwohl oft wiederholt wurde, daß die Pferde mit den Vorder- oder Schneidezähnen das Futter nehmen und mit den Backzähnen zermahlen, obwohl endlich die Kunst das Alter des Pferdes nach dem Register oder an den deutlichen Spuren des stufenweisen Abreibens der Zähne zu taxiren seit uralter Zeit in Polen so bekannt war, daß die Roßhändler die Milchzangen oder die zwei ersten Paare Schneidezähne, welche das Pferd im dritten Jahre schichtet technisch das erste Gras, das zweite Paar das zweite Gras und das äußerste Paar das dritte Gras nannten, obwohl diese Kunst allgemein verbreitet war, daß man nur vielleicht „einem geschenkten Gaul nicht ins Maul sah“, so wurde dieser Gegenstand doch in den darüber handelnden Büchern nicht immer klar und eingehend dargestellt. Man muß diesen Vorwurf auch der Hippik Dorohostajskis machen und Haur zieht es in seinem thesaurus der Geheimnisse der Landwirthschaft vor, andere Merkmale für das Alter des Pferdes anzugeben als sie an den Zähnen zu suchen; es ist sehr möglich, daß Haur auf das Zeugniß der Zähne deshalb nicht viel Werth legt, weil die Kunst, das Register zu fälschen schon bei den alten Roßhändlern im hohen Grade ausgebildet war. Die durch Ausbrennen künstlich hergestellte Bohne in den Schneidezähnen ist auch heute noch ein wichtiger Kunstgriff beim Pferdehandel. Haur rath daher die Haut des Pferdes auf seiner Wange zusammen zu drücken und zu beobachten, ob dieselbe schnell oder langsam in die frühere Lage zurückkehrt, im ersten Falle habe man es für ein junges, im zweiten für ein altes Pferd zu halten.

Diejenigen, welche sich auf Pferde verstanden, erkannten schon im Fohlen, was für ein Pferd aus ihm werden würde. Man erforschte die zukünftige Höhe des noch nicht ausgewachsenen Fohlens, indem man den Raum von der Kötze zum Kniee und vom Kniee bis zur Höhe des Widerristes maß und erwartete, daß es noch soviel wachsen werde, als das zweite Maß das erstere an Länge übertreffe.

Kraft, Muth, Tüchtigkeit und Feuer erkannte man, wenn das Pferd mit den Hufen die Erde stampfte, wenn man bei Nacht mit ihm über ein brennendes Bund Stroh springen konnte oder wenn es auf eine ihm entgegen gehaltene blanke Waffe unverzagt einbrang.

Für kein gutes Pferd hielt man ein solches, welches bei der Wendung oder im Lauf die hinteren Füße nicht frei und mit Lust vorschob, sondern sie wie ein Hase krümmte, denn ein solches lief selbst bei starker Anwendung der Spornen doch nur im Trabe hinten nach oder legte sich nieder und zog es vor auszuruhen. Ein gutes Pferd that alles ohne Spornen und Reitpeitsche.

Ein Pferd, das während des Laufs mit dem Schweif wedelte, hielt man für kein schnelles Pferd, denn nur das träge will mit dem Schweife das ersetzen, was es mit den vier Füßen thun soll.

Einem jungen Pferde, welches bei der Dressur diesen Fehler merken ließ, band man den Schweif an beiden Seiten mit Riemen an die Gurte und zwar so lange, bis es sich den Fehler endlich abgewöhnt hatte. Zuweilen dreht auch ein gutes Pferd den Schweif, wenn man es unnöthigerweise spornet.

Die Merkmale eines feurigen, guten, schnellen Pferdes, auf dessen Füße man hoffen kann, waren nach Haur: ein kleiner Kopf, denn großköpfige gehören immer zu den schweren Pferden; ein hoher Nacken, stehende wie beim Hasen gehaltene Ohren, breite Brust und breites Kreuz, trockene Füße und zum Athmen weite Rüstern. Wenn es dabei nicht duldete, es an die Ohren zu greifen, wenn es an den Hinterfüßen eine feine Ader hatte und wenn der Zwischenraum zwischen der letzten Rippe und der Hüfte größer war, so konnte man es mit Sicherheit für ein vortreffliches Pferd halten.

Beim Untersuchen der Eigenschaften des Pferdes achtete der Käufer besonders auf die Kraft des Pferdes oder seinen Gehalt, und in dieser Beziehung verlangte man Proben und dem Auge allein nicht trauend, forderte man das im Handel stehende Pferd thatächlich zu prüfen.

Zu einem unbekanntem Pferde, das geprüft werden sollte, trat man mit Vorsicht heran.

In diesem Mißtrauen aber und der daraus hervorgehenden Vorsicht lag kein Mangel an Muth; denn Muth, ja Kühnheit rechnete man immer unter eine der ersten Tugenden des Reiters und man bestieg ein unbekanntes Pferd wie ein noch nicht zugerittenes, ohne sich lange zu besinnen.

Die beste Prüfung eines Pferdes bestand darin, daß man auf ihm den ganzen Tag mit Hunden jagte und halb langsam, halb im Trabe, halb im Galop ritt. Wenn das Pferd bis zum Abend in ungechwächter Kraft aushielt und nach Hause zurückkehrend so ging und sprang, als wäre man eben erst aufgefessen, so hielt man ein solches Pferd für ein gutes, war es dabei noch gut geschult, so zahlte man gern hoch dafür.

### § 173. Verschiedene üble Angewohnheiten der Pferde.

Nicht immer fand man in einem gelaufenen Pferde die Eigenschaften, welche man erwartet hatte und bei näherer Bekanntschaft entdeckte man oft bei ihm üble Gewohnheiten, die mit Geduld, Kenntniß und Nähe beseitigt werden mußten.

Bei dieser zweiten Erziehung eines verдорbenen Pferdes bedurfte es eines sehr richtigen Tactes und großer Geduld.

Man vermied wo möglich namentlich für ein unsicheres Pferd die Nachtarbeit, denn man war der Ansicht, daß eine solche Nacht mehr schade als drei heiße Tage und daß ein ruhiger Nachtschlaf die schwerste Tagesarbeit bei Unwetter heile.

Ein verzogenes Pferd suchte man auf verschiedene Weise mit verschiedenem Erfolge von seinen Unarten und Ungezogenheiten zu curiren.

Zu dergleichen Pferden gehörten z. B. solche, welche vorn und hinten ausschlugen; und es war eine ziemlich allgemeine Ueberzeugung, daß Pferde tatarischer oder vielmehr mongolischer Abkunft so wie Kosaken-Steppenpferde mehr ihren Zähnen und Vorderfüßen trauten als ihren Hinterhufen, während Pferde, die aus südöstlichen Gegenden kamen mehr Zutrauen in die Vertheidigung mit ihren Hinterfüßen setzten. Es kann sein, daß die Breite des Kopfes und Hervortreten des Auges, was allen arabischen, türkischen und persischen Pferden eigen ist, und ihnen gestattet das, was hinter ihnen geschieht, eben so gut zu sehen, wie das, was vor ihnen geschieht, der angeborene Anlaß zu einer solchen Vertheidigung geworden ist. Schmale Köpfe und tiefliegende Augen, Merkmale von

Pferden mongolischer Abstammung waren wohl die Ursache, daß sie sowohl wie ihre Nachkommen mehr der Vertheidigung von vorn als der von hinten trauten.

Mit einem auf dem Markte gekauften Pferde ging man so vorsichtig um wie mit einem Fohlen, indem man sich vor Allem sorgfältig hütete, was zu einem schädlichen Fehler oder irgend einer Widerspenstigkeit Veranlassung werden könnte. Ganz besonders aber gebrauchte ein Cavalier ein frisch gekauftes Pferd nie eher zum Gefecht, als bis er sich hinlänglich überzeugt hatte, daß das Pferd sicher und tüchtig; auf einem solchen trogte er aber auch allen Wechselln des Kriegsglücks und zog es, mochte es noch so ärmlich aussehen, einem stattlichen Pferde vor, das sich bäumte, ausschlug oder mit dem Schweif drehte.

Zu capriciösen Pferden rechnete man solche, welche den Reiter gern abwarfen. Solche Pferde pflegten, wenn sie auch sonst keine üblen Gewohnheiten hatten, sobald sie schlecht behandelt wurden, so lange auszuschlagen und allerlei Bocksprünge zu machen, bis der Reiter am Boden lag. Wenngleich man nun ein solches Pferd keineswegs für ein gutes hielt und es nicht hoch tarirte, so gab es doch fast keinen Stall im alten Polen, wo nicht ein solcher Abseher gehalten worden wäre und zwar absichtlich zum Amusement der Jugend, welche daran ein großes Vergnügen hatte, auf solchen Pferden ihre Kraft und Geschicklichkeit in der Führung zu zeigen.

Wenn ein Pferd stätisch war und weder unter dem Reiter noch vor dem Wagen von der Stelle wollte, so wurde ihm ein Strick um den Hals gelegt, ein anderes Pferd vorgelegt, und es so zum Anreiten oder Anziehen gezwungen und zuweilen gelang es, auf diese Weise die üble Gewohnheit zu beseitigen.

Hatte ein Pferd den Fehler, rückwärts zu gehen, so suchte man ihm dies durch wiederholte Pistolenschüsse zwischen seine Vorderfüße hindurch abzugewöhnen, oder man ließ einen Knecht mit der Peitsche es jedesmal tüchtig streichen, wenn es zurückwich während der Reiter ihm mit den Spornen zusetzte.

Mit einem an den Schuß nicht gewöhnten Pferde pflegte man den Feldübungen der Truppen im Feuer beizuwohnen; doch pflegten auch die muthigsten vor einem heftigen Donner und Blitz zusammenzubrechen und sich vor Kamelen zu scheuen, wenn sie nicht von Jugend auf daran gewöhnt waren.



Bäumte sich ein Pferd, so ließ man einen guten Knecht aufsitzen, während ein anderer es am Rappzaum führte und so oft mit einem Stod über die Schienbeine schlug, als es zum Bäumen ansetzte. Half das nichts und bäumte sich das Pferd fortwährend und stürzte es mit dem Reiter hinten über, so sprang der Reiter geschickt aus dem Sattel nach rechts, denn man wußte aus Erfahrung, daß das Pferd meist auf die linke Seite fällt.

Man hatte ein Pferd nicht gern, das sich ohne Noth erhitzte. Wenn ein Pferd mit dem Reiter durchging, oder der Zaum riß, so pflegte der Reiter ihm mit den Händen die Augen zuzuhalten und ein plötzlich so mit Blindheit geschlagenes Pferd pflegte still zu stehen; half das nichts so machte man, daß man vom Pferde herunter kam und zwar suchte man immer links hin abzusetzen, weil das Pferd meist rechts ausschlägt. Solche und ausschlagende Pferde pflegte man gewöhnlich mit Futterabzug zu strafen, denn man meinte, daß der Hafer sie steche.

Für unzuverlässig hielt man ein Pferd, das stolperte, da man seinen Füßen nicht trauen konnte. Oft aber war der Reiter daran Schuld, indem er die Zügel nicht, wie es sich gebührt, führte.

Kam dergleichen vor, wenn es zugeritten wurde, so mußte man ihm den Rappzaum fühlbar machen oder mit der Reitpeitsche knallen.

Ein scheues oder böshaftes Pferd hütete man sich, irgend wie zu reizen, damit es nicht jähzornig werde.

Hatte ein Pferd die Gewohnheit sich nur nach einer Seite zu wenden, so bekam es im Stall stehend die Trense und wurde mit einem Riemen an den Gurt der widerspenstigen Seite gefesselt, so daß es sich eben nur dahin wenden konnte, bei Nacht indessen und während des Mittags war es frei, und dies wurde so lange fortgesetzt, bis es seine Gewohnheit abgelegt hatte.

#### § 174. Bormaliger gesetzlicher Schutz des Eigenthümers und heutiger Pferde-Diebstahl.

Da die Sitte des polnischen Volks das Pferd höher, als alle übrigen Hausthiere schätzte, so nahm die Landesgesetzgebung dasselbe auch in besonderen Schutz.

Im Wislitzkischen Statut ist der Termin für Verjährung des Rechts, gerichtlich ein gestohlenen oder mit Gewalt abgenommenes Pferd zu erstreiten, noch einmal so weit ausgedehnt als für andere Thiere, denn für

das Pferd dauert er zwei Jahre, für die übrigen Thiere nur ein Jahr. Waren die Anklagen mit Zeugnissen nicht, wie sich gehörte, begründet, so wurden die Termine nicht beachtet. Hatte ein Dieb ein Pferd gestohlen, so mußte er sich natürlich so schnell als möglich davon machen, um der Verfolgung zu entgehen; denn in demselben Statut ist geboten: „die Nachbarn sind verpflichtet das gestohlene Pferd zu erstatten, wenn sie den Dieb nicht verfolgt und dadurch sein Entkommen möglich gemacht haben.“ Auch den Bauern lag ob, den Dieb zu verfolgen.

Ein Pferd, das sich verlaufen hatte oder das der verfolgte Dieb hatte verlassen müssen, verbietet das litthauische Gesetz länger als drei mal vierundzwanzig Stunden zu halten, und gebietet, es aufs Amt gegen Entschädigung von zwei Groschen abzustellen. Das Statut von Wisliza, welches dem, durch Abweiden von Wiesen und Saat durch fremdes Vieh, Beschädigten gestattet, das in Hebe stehende Vieh einzufangen und für jedes Haupt je ein Viertel Denar zu verlangen, macht im Artikel einhundertvierunddreißig eine ausdrückliche Ausnahme für Pferde und sagt: „alle welche jumenta indomita besitzen, sollen solche von St. Abalbert bis St. Michael unter Aufsicht auf der Weide lassen und wer anders handelt, wird für den Schaden aufkommen müssen, welchen diese Stuten verursacht haben und zwar in dem Werthe, welchen die Beschädigten beschwören werden, und außerdem werden sie dem Gericht eine Mark zahlen. Der Beschädigte aber hat nicht das Recht, solche Stuten in seinen Stall zu treiben.“ Derselbe gesetzgeberische Gedanke tritt auch im litthauischen Statut Art. zwei Cap. XIII. hervor. Das Einfangen von Arbeitspferden, erlaubt bei Beschädigung der Saat oder Wiesen, ist bei Waldbeschädigung dem Beschädigten nur mit Vorsicht gestattet. Der Art. einunddreißig des Statuts von Petrikau sagt: „Wer da nur immer mit seinem Nachbar grenzt und in dessen Wald die Grenzen überschreitet, Holz oder sonst nutzbares Material abschneidet, dem kann der Eigenthümer des Waldes das erste Mal Art und Mantel, das zweite Mal Art, Mantel und Rock und das dritte Mal ein Pferd nehmen; hat er ihm aber zwei Pferde genommen, so kann er nur eins halten und das andere soll er gegen fremde Bürgschaft losgeben, nachdem er vorher ein Zeichen in den Baum gemacht, wo er das Pferd gepfändet hat.“ Einem gepfändeten Pferde ging es damals nicht besser als heute, es mußte sich eben mit Spreu begnügen.

Artikel einhundertzweiunddreißig des Statuts von Wisliza bestimmt folgendes Wehrgeld für ein getödtetes oder ein beschädigtes Pferd: Wer

eine tragende oder nicht tragende Stute todtschlägt, zahlt drei Mark; wer sie verwundet oder so schlägt, daß sie abortirt, zahlt ein und eine halbe Mark, wer ein zweijähriges Fohlen tödtet, zahlt fünf Mark, war aber das Fohlen älter, so zahlt er dem Eigenthümer den beschworenen Werth.

Die Verordnungen des Hetman Larnowski bestimmen folgende Preise für todtgeschlagene oder beschädigte Pferde: „Wer Einem ein Pferd todtschlägt, soll vier Mark dafür zahlen, für das Fohlen drei; und wer Einem ein zweijährig Fohlen beschädigt, soll fünf Mark zahlen.“

Die Sigismundischen Statute bestimmen für den Raub eines Fohlen acht Schock (ungefähr neunundzwanzig Thaler), für den einer Stute vier Schock, und für den eines bäuerlichen Pferdes zwei Schock.

Das litthauische Statut, das Art. fünf Cap. XIII. den Werth eines Arbeitspferdes angiebt, bestimmt für eine Stute und ein dreijähriges Fohlen zwei Schock Groschen, für ein vorjähriges Fohlen ein Schock Groschen und für ein diesjähriges vierzig Groschen. „Si vero emptum fuerit jumentum, tunc solvetur precium, quod datum fuerit et pro pullo quantum fuerit oblatum in mercatu, hoc solvi debet juxta probationem.“

Unter dem Titel: de equo in accomodatione laeso sagen die volumina legum: „Ein zur Reise geliehenes, gesundes Pferd, muß man gesund wieder zurückstellen, oder, wenn es erlahmt sein sollte, sich darüber vertragen.“ Von jeder Verantwortlichkeit frei war derjenige, der im Verlauf von zwei Wochen wegen eines geliehenen und beschädigten Pferdes nicht vor Gericht geladen wurde. Es scheint übrigens, daß das Recht, betreffend ein zur Reise geliehenes Pferd, in Polen selten in Ausübung kam, denn sehr selten entlehnte Jemand ein fremdes Pferd und noch seltener waren solche, welche bereit gewesen wären, ein Pferd zu leihen.

Wer da ein Pferd entleihen wollte, der konnte leicht zur Antwort erhalten: „wer kein Pferd hat, mag zu Fuß reisen“, was man später macaronisirend wiedergab: quis non habet stutam fustwander are debet.

Das Statut von Wisliza bestimmt Art. einhunderteinunddreißig: „wer dreimal eines Pferde-Diebstahls überführt ist, soll, auch wenn er die gestohlenen Sachen zurückstellt, auf ewige Zeiten aller Ehren beraubt sein, kein Amt bekleiden und keine Gaben vom Könige empfangen dürfen.“

Das litthauische Statut Cap. XVI. Art. fünfzehn und ff. bestimmt, daß Pferdebediebstahl gleichwie Diebstahl an Gold, Silber oder anderen kostbaren Sachen, mit dem Tode bestraft werden solle, wenn ein gemeiner Mensch dreimal und ein Edelmann zum viertenmale überführt worden.

Die Strenge der polnischen Gesetze ließ nicht zu, daß das Land von einem solchen Unglück heimgesucht werde, wie es heute in einigen Theilen des alten Polen ungestraft grassirt.

Litthauen und Rußen namentlich leiden heute empfindlich durch Pferdebiebstähle, so daß die Regierung gegen die Manipulationen der organisirten Pferdebiebsbanden auf der Wacht sein muß. Vor Jahren hatte der Galgen sie im Baum gehalten, aber die Zeiten hat man heute längst schon vergessen und die Frechheit nimmt in dem Grade zu, als die Beamten weniger streng sind.

### § 175. Die namhaftesten polnischen Gestüte.

Unter dem Schutze der Gesetze Alt-Polens und bei der maßlosen Liebe zum Pferde hielt Jeder Pferde und Manchen haben die Pferde zum armen Mann gemacht, Manchem aber auch Wohlstand gebracht. Mißlingen in der Pferdezucht schreckte Niemanden ab und obwohl das Sprüchwort: „wer das Pferd nicht besteigt, fällt auch nicht von ihm herab,“ zu einiger Vorsicht mahnte, so überwog doch die Liebe zum Pferde jeden Rath und jede Warnung und Jeder zog es vor, lieber vom Pferde zu fallen, vorausgesetzt von einem guten. Angefangen vom Könige züchtete alles bis zum kleinsten Edelmann. Maruszewicz erwähnt der Gestüte Boleslaws Krzywousty 1133, ebenso derjenigen, welche Casimir der Große in Großpolen angelegt hatte. Von Privat-Gestüten aus der Piasten Zeit war dasjenige des Erzbischofs von Gnesen berühmt, welches von Räubern vernichtet wurde. Aus derselben Epoche ist jenes Gestüt der Bürger von Lelno, welches während der Unruhen im Lande vor der Thronbesteigung Hedwigs durch Wojtek, den Castellan Cujaviens und Grzymala aus Olesniza, von der Weide weggetrieben wurde. Als die Bürger die Räuber verfolgten, fielen sie in einen Hinterhalt, mußten sich auf den Rückzug begeben und wurden so ihrerseits von den Räubern verfolgt, und ihre Stadt ging in Flammen auf. Die Pferde Przezlaws Jakuschowicz aus Goluchow waren eine Hauptlockspeise für Räubereien, deren sich namentlich Dobieslaw von Golantsch und dessen Bruder schuldig machten. In Litthauen war ein kostbares groß-fürstliches Gestüt. Es geschieht dessen Erwähnung, bei Aufzählung der Schätze und Geräthe, welche Kiejstut dem Jagiello zurückerstattete, nachdem er vom groß-fürstlichen Throne 1381 gestürzt worden war. Die Witolbschen Gestüte lieferten für sein Heer zehntausend Reitpferde.

In den Ordens-Aufzeichnungen ist die Rede vom Gestüt des Großfürsten unter dem Jahre 1367 und Wigant sagt, daß das samogitische Gestüt dieser Großfürsten im Jahre 1379 viertausend Haupt zählte. Ungeachtet nicht gewöhnlicher Genauigkeit, durch welche sich der Orden in seiner geharnischten Wirthschaft auszeichnete, ungeachtet der Nothwendigkeit, häufige Geschenke an Pferde verschiedenen durch den Orden gewonnenen Bundesgenossen zu machen, ungeachtet endlich der minutiösen Gewissenhaftigkeit, womit die Ausgaben so speciell aufgezeichnet wurden, daß selbst die wenigen Groschen nicht fehlten, welche der Hochmeister den beim Stall dienenden Mädchen gab, um sich vom Osternsprengen loszukaufen; ungeachtet dessen, daß alle historischen Quellen, welche den Orden betreffen, am vollständigsten auf uns gekommen sind, wird doch erst unter dem Jahre 1376 eines Ordens-Gestüts erwähnt namentlich eines Gestüts, welches aus fünfzig Stuten (Kobollen vel Stutt-sprinzo) zwei Beschälern (Ross, Mara vel March, da der Ausdruck Hengst in jenen Zeiten nur einen Wallach bezeichnete) bestand. Riejstut, der nach Ragnit ritt, um sich mit dem Ordens-Marschall Schindelkopf zu verständigen, überfiel Insterburg, führte das Gestüt und fünfzig gefangene Leute des Ordens mit fort. Als sie nachher mit dem Orden zusammenkamen, ritten die Litthauer auf Ordens-Pferden. Der Comthur von Insterburg der dabei war, erkannte unter Riejstut sein eigenes Ross: „Niemals habe ich erwartet, sagte der Comthur, den König auf einem so herrlichen Pferd zu sehen.“ (Die Nachkommen Gedymins wurden vom Orden immer Könige genannt). Riejstut erwiderte lächelnd: „Ja, ja, so sind jetzt die Zeiten.“

Im Anfange des XV. Jahrhunderts lebte in Litthauen eine Fürstin Maryna Trabska, welche ihrem Enkel Albrecht Martinowitsch Gastold, Wojewoden von Trok, die Güter Traby und andere zugleich mit den Kleinodien und einem großen Gestüte 1490 verschrieb. In diesem Jahrhunderte hielt der Orden schon auf seinen Gütern viele Gestüte, welche er in zwei Gattungen theilte: Gestüte hoher Pferde, gewiß Friesländer, deren Blut noch heute die Hauptbasis der pommerschen und preussischen Pferde ist, die da von den Streitrossen des Ordens abstammen, und Gestüte kleiner samogitischen Pferde, allgemein Sweikisse genannt, die zu allerlei Diensten verwendet wurden. Selten und ausnahmsweise nur sah man einen Ritter auf einem Sweikis. Sie dienten vor dem Pfluge, zu Briessendungen, zu Transporten der Waaren, mit denen der Orden handelte, zu Vorwerktsdiensten, zum Fischfang, zu Strand- und Wald-

wacht. Es waren dies ausdauernde kleine Pferde, jenen Hestern verwandt, durch welche Samogitien und Litthauen in den Jagiellonischen Zeiten berühmt waren. Ihr Name ist rein litthauisch, bezeichnet ein kräftiges gesundes Pferd (swejkis litth. gesund), und ist durchaus nicht deutscher Ableitung, wie Dr. Löppen dies zu beweisen sucht, indem er in seiner Abhandlung über die Pferdezuucht in Preußen den Ausdruck sweikis von einem alt-deutschen Ausdrucke swajga (Vieh) ableitet. Die Menge der Pferde, welche der Orden hielt, war fast dreimal so groß als die Zahl der Ritter; auf jeden Ordensritter wurden drei, auf den Comthur fünf Pferde gerechnet. Die Zahl der Swejkisse war, namentlich in Cur-Preußen viel größer.

Die Pferde Casimirs des Jagielloniden mußten wohl sehr ausgezeichnet sein, wenn Contarini, aus Persien zurückkehrend, nicht Worte genug zu ihrem Lobe finden kann, nachdem er doch gewiß die schönsten Pferde im Orient gesehen hatte.

König Sigismund August hatte in Rnyschyn ein ausgezeichnetes und zahlreiches Gestüt. Ruggieri schreibt den häufigen Aufenthalt des Königs an diesem Ort der Liebe zu diesem Gestüt zu. Der König soll seine Pferde so geliebt haben, daß selten nur Jemand das Glück hatte, von diesem Monarchen ein Pferd zum Geschenk aus seinem Gestüt zu erhalten, obwohl es im Jahre 1560, zweitausend und 1565, dreitausend Haupt zählte. Heinrich von Valois zog Nutzen aus der Wirthschaftlichkeit seines Vorgängers, indem er auf einer schwarzen Stute des königlichen Gestüts der eifrigen Verfolgung seiner treuen Unterthanen entfloh. In einer Instruction vom Jahre 1558, betreffend die Vermehrung der Gestüte in den Wirthschaftsgütern, finden wir die Bemerkung, daß man sich deshalb die Einrichtung immer zahlreicherer Gestüte angelegen sein lassen müsse, damit die übertriebenen Pferdepreise herunter gedrückt würden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieses Mittel gesunden Grundsätzen der Landesökonomie bei weitem mehr angemessen war, als das Verbot inländische Pferde zu exportiren, da dadurch jede Hoffnung auf eine glückliche Entwicklung der Pferdeindustrie im Lande niedergeschlagen würde. Bei Lebzeiten Sigismunds des Alten hielt Sigismund August, der in Litthauen wohnte, nach dem Zeugnisse des Krakauer Canonicus Stanislaus Gorski eine solche Zahl von Pferden, daß täglich achthundert Scheffel Hafer verbraucht wurden; danach kann man schließen, daß sich wenigstens dreitausendfünfhundert Pferde in den Ställen befanden. Nach dem Tode dieses Monarchen

verblieben im Ganzen zum Gebrauche zugleich mit der für die Dressur geeigneten jungen Zucht eintausend zweihundert achtundzwanzig Pferde und ein Maulthier.

Von Privat-Gestüten in der Jagiellonischen Epoche und später erwähnt Carnizki des Butschakzischen, dessen Pferde Leichtigkeit, Gewandtheit, Kraft und Grazie besitzen sollten. Diese Gestüte waren wegen der um Butschatsch üppigen und reichlichen Weiden sehr zahlreich und von so hohem Rufe, daß man sprüchwörtlich sagte, um ein tüchtiges und schönes Pferd zu bezeichnen: equus Buczaciorem gregis.

Gleichzeitig mit diesem ist das Gestüt der Fürsten von Ostrog, welches nach dem Tode des Fürsten Janusch, des Castellans von Krakau, im Jahre 1620 siebenhundert Reitpferde und viertausend Mutterstuten zählte.

Berühmt waren die Gestüte der Chreptowitsche. Der Hetman Chreptowitsch hielt in den Lachowiezischen Gütern in Schwarz-Neußen ein zahlreiches Gestüt vortrefflicher Pferde. Es existirt eine Correspondenz zwischen dem Hetman und dem Revisor seiner Güter, Kamienski, in welcher wir sehr häufig Beläge dafür finden, daß jener Feldherr, wiewohl in fernem Gegenden mit dem Krieg beschäftigt, doch sein Gestüt nicht aus den Augen verlor. Fast in jedem Briefe findet man eine Erwähnung, eine Anweisung oder Anfrage das Gestüt betreffend, worüber der Herr Revisor bis nach Mosaisk Bericht zu erstatten hatte.

Manches Gestüt, das den Ruf einer Familie begründet hat, und in andere Familien überging, verbreitete im Lande eine lange Reihe von Namen solcher, die sich fortwährend des Rufs einer sorgfältigen Pferdezucht erfreuten; verschiedenen auf einander folgenden Eigenthümern eines und desselben Gestüts wurde der Ruhm zu Theil, vorzügliche Producte zu liefern und geliefert zu haben. Daß der Besitz nicht selten in andere Familien überging lag darin, daß die Gestüte zur rechtlichen Ausstattung der Wittwen gehörten. Das litthauer Statut schreibt vor: „das Gestüt und Hofvieh verbleibt den Wittwen.“ Auf diese Weise ging das Gestüt der Ostrogskis auf die Lubomirskis und von diesen auf die Sanguszkos über.

Das Gestüt der Sobieskis in Zolkiew, dessen Ruf in Polen weit verbreitet war, kam von den Danilowitschen auf die Sobieskis und jene hatten es von den Zolkiewskis. Der Kron-Hetman Stanislaus Zolkiewski hielt das Gestüt besonders hoch und empfiehlt in seinem Testament *de dato* 12. Januar 1606 seiner Frau, sorgfältig darüber zu wachen: „Ich bitte Dich, dein besonderes Augenmerk auf das Gestüt zu richten, denn das ist

ein sehr nothwendiges Ding.“ — König Johann III. hatte noch ein sehr schönes Gestüt zu Jaworow in Roth-Neußen, wo er selbst häufig sehr gern weilte. Dies Gestüt der Sobieskis kam später an die Carlos, Morstis, Radziwills und andere. Man sagt, daß der Kron-Groß-Stallmeister Ricki noch vor siebzig Jahren Pferde dieses Gestüts in Dobrzany im Kreise Przemysl hatte. Den bedeutendsten Theil der Nachkommen dieser Gestüte führte Platoro jenseit des Dniepr und heute dienen seine Nachkommen schon nicht mehr königlichen und hetmanischen Nachkommen, sondern denen der Atamane.

Das nicht große Gestüt der Pablewskis, das erst in jüngster Zeit aufgelöst wurde, galt in der Ukraina als Filia des Sobieskischen. Die Tradition leitet den Ursprung jenes Gestüts von vierundzwanzig Stuten ab, welche der Kronprinz Jacob Sobieski dem hochverdienten Pablewski zum Geschenk gemacht hatte. Man sagt, daß das slawuzkische Gestüt, das heute vor allen anderen im Ruf steht, in einem der kritischen Momente seiner Existenz sich an die Pablewskis um Hülfe wegen Hengsten gewendet habe, und Slawuta vergaß auch nicht, wie man sagt, des geleisteten Dienstes und beeilte sich dem Pablewskischen Gestüte nach 1830 zu Hilfe zu kommen zu einer Zeit, als der Lauf trauriger Ereignisse dieses mit dem äußersten Ruin bedrohte.

Die Gestüte der Radziwills erfreuten sich in Litthauen und Neußen eines hohen dauernden Rufes. Diese sorgfältig gehaltenen Gestüte producirten Pferde sehr edlen Bluts, die besonders für das Manegereiten sehr geeignet waren. Ein Theil der Gestüte dieses Hauses ging in weiblicher Linie an das Haus Brandenburg zugleich mit umfangreichen Gütern in Polen über. So war z. B. Lauroggen in Samogitien, welches durch die Verheirathung einer Prinzessin Radziwill einem gleichen Schicksal erlag, durch ein großes Gestüt berühmt, welches später an die Krone Preußen kam.

Dieses Gestüt war die Wiege des heute in Preußen vortrefflichsten Gestüts in Trakehnen. Vor ungefähr vierzig Jahren sah man häufig in Wien vortreffliche Radziwillsche Pferde, welche aus Podluzany in Wolhynien dahin zum Verkauf gebracht wurden. Die Tradition, welche den Fürsten Carl Radziwill mit einem Character seltsamer Phantasterei beliehen hat, hat nicht unterlassen, seine Originalität auch auf das Reitpferd dieses Fürsten auszudehnen. Die Memoiren zweifelhafter Authenticität über den Fürsten Carl Radziwill, welche 1864 in Lemberg erschienen sind, sagen: „ein zobel-schwarzer Hengst mit den sonderbarsten



Abzeichen war des Fürsten eigener Zucht, die Hälfte des Kopfes der Länge nach hatte dieselbe Färbung wie das ganze Pferd, die andere Hälfte war orangefarbig und das Ohr auch dieser Farbe. Auf der Brust hatte er vier ebenfalls orangefarbige Flecken in der Form von Ahornblättern mit rosenfarbener Einfassung und eben solche Flecken auf dem Kreuze, alle vier Füße waren weiß bis ans Knie mit großen orangefarbenen Punkten, die Hufe waren schwarz; dabei war er schön gebaut und hielt das fünfzehnte Maß, er war trefflich zugeritten, so daß er augenblicklich auf den geringsten Druck des Zügels sich nach der markirten Seite wendete — und so leicht war er im Sprunge, daß er beim Andrücken des Fußes über sechs in gleicher Entfernung von einanderstehende Wagen vom Platze aus sprang. Dies Pferd frapirte den Kaiser Joseph auf den ersten Blick, indessen meinte er doch, daß die Abzeichen künstlich fabricirt seien, doch erfuhr er vom Hoffstallmeister des Fürsten, daß dieselben natürlich, und da er nebenbei von den seltenen Eigenschaften des Pferdes hörte und die Gewandtheit desselben sah, so lobte er Kofs und Reiter und als er vom Spazierritt heimkehrte, so sprach der ganze kaiserliche Hof an diesem Tage von nichts Anderem als von diesem Pferde, seinen Eigenschaften und Abzeichen.“

Gegen Ende des XVII. und zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts zeichnete sich in der zhdaszewskischen Starostei in Podolien das Gestüt des Grafen Georg Dzieduszyci, des Kron-Groß-Stallmeisters, aus; dasselbe war so zahlreich, daß der einjährige Schaden, den es durch den Mangel eines guten Schmieds erlitt, sich auf die Höhe von zwanzigtausend Gulden belief. Die Pferde dieses Gestüts waren so ausgezeichnet, daß man für eines von ihnen tausend Thaler gab.

In den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts war das Gestüt der Grafen Chreptowitsch in Litthauen berühmt. Der historisch-politische Moniteur schreibt davon im Jahre 1783: „Dieses Gestüt ist, wie wir gesagt haben, ansehnlich, man hat arabische, türkische und englische Hengste mit großen Kosten und Mühen gebracht und das Gestüt mit den besten moldauischen und ukraïnischen Stuten versehen. Weide und Wasser sind daselbst vortrefflich, weshalb man mit Sicherheit darauf rechnen kann, daß das Gestüt in einigen Jahren Vorzügliches leisten werde. Es ist schwer zu beschreiben, mit welcher Sorgfalt die Register geführt werden, um die Herkunft jedes Pferdes genau zu wissen. Mit den jungen Fohlen verfährt man folgendermaßen. Da sie meistens im Frühjahr zur Welt

kommen, bleiben sie bei den Stuten auf der Weide bis zum Herbst, darauf werden sie von den Müttern getrennt und erhalten täglich vier Quart geschroteter Gerste und des besten Heu's soviel sie wollen; zum Trinkwasser mischt man häufig Gerstenmehl, was ihr Wachsthum befördert. Im anderen Jahre werden sie auf gute Weide getrieben, aber den folgenden Winter bekommen sie kein anderes Futter, als reichlich Heu, Gerstenstroh und reines Wasser zum Trinken. Im dritten Sommer kommen sie wieder auf die Weide und überwintern dann, wie im verfloffenen Winter, und erst nach drei Jahren werden sie in den Stall genommen und wie andere Pferde gehalten."

Die Gestüte der Lubomirskis in Szarogrod und Pawolotsch wurden in Polen hoch geschätzt. In dem letzteren fanden sich neapolitanische Beschäler. Später wurden beide verkauft und verschwanden in kleineren Gestüten, deren Bestimmung zu sein scheint, als die letzten Repräsentanten des einstigen hippischen Wohlstandes Alt-Polens zu dienen. Der Mangel an einer fachlichen Bildung der Eigenthümer solcher Gestüte, ihre Habgucht und Begierde, die möglichst größten Vortheile, ohne die geringste Einlage, zu erzielen, endlich die Knauferei in Betreff des erforderlichen Unterhalts bewirkt, daß, wenn irgend ein kleiner Theil eines guten, rechten Gestüts in die Hände eines kleinen Gestütsbesizers gelangt, Alles nach einigen Jahren des Gedeihens verkümmert und schließlich gänzlich verschwindet.

Die Gestüte der Tarnowskis in Rahorlik, Hermanowka und Wasilowka, von denen die Tradition sagt, daß sie sehr dauerhafte Pferde lieferten, die erst im siebenten Jahre vollständig ausgewachsen waren, kamen zum Theil in fremde Hände, nachdem die Staroste von Rahorlik der Familie derer von Tarnow entzogen war; zum Theil gelangten sie in den Besiz der Proskurs und erfreuten sich in Rosalowka eines großen Rufes. Ein Theil des proskurowskischen Gestüts kam in die Hände der Paleskis nach Pustowarna, wo man noch vor nicht langer Zeit Individuen sehen konnte, welche an die Typen der in Alt-Polen beliebten Pferde erinnerten.

Die Abkunft des Kurdwanowskischen Gestüts ist mir unbekannt. Noch 1820 erfreute es sich eines vortrefflichen Zustandes in Piezowolka. Ich kenne die Pferde daraus sehr gut, denn die besten Stuten, welche ich selbst besaß, waren Abkömmlinge von fünfzehn Müttern und einem Hengste, welche mein Vater sich aus diesem Gestüt erworben hatte. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erhielt dieses Gestüt den Anstoß zu schöner Entwicklung durch den Unterkämmerer von Busk, Marary Kurdwanowski.

Das Gestüt der Fürsten Sanguszko, das sich in verschiedenen Gütern dieses Hauses, namentlich aber in Zaslav befindet, ist dasselbe, dessen Wiege in sehr entlegene Zeiten reichend, gepanzerten Männern, welche durch zahlreiche Mitglieder dieser Familie zur Vertheidigung des Vaterlandes gestellt wurden, immer ausgezeichnete Pferde lieferte. In der Matrikel Wolhyniens, welche 1528 alle wolhynischen Edelleute registriert, stellte Andreas Alexandrowicz Sanguszko zwei und vierzig Reiter aus seinen wolhynischen Gütern, Basilius, Fürst von Rowel, das Haupt des zweiten Zweiges dieses Hauses, acht und dreißig und Andreas, Fürst von Koszyr, das Haupt des dritten Zweiges, sechs und vierzig. Es wurden also von einem einzigen Hause für den Bedarf des Landes 126 Pferde gestellt. Genommen wurden sie aus einem Gestüt, dessen letzte Nachkömmlinge das zaslawskische oder, wie man es allgemeiner nennt, das slawuckische Gestüt bilden. Nicht wenig trug zum Gedeihen und Reichthum dieses Gestüts die Einverleibung des Ostrogskischen bei, welches zugleich mit dem Majorat und anderen umfangreichen Gütern bei Lebzeiten Paul Franz Sanguszkos an das Haus der Sanguszkos kam. Paul Franz Sanguszko ehelichte secundo voto die Fürstin Lubomirska, Tochter des Kron-Groß-Marschalls Joseph Lubomirski, und der Theophila letzten Fürstin von Zaslav. Das in der tscherkassischen Starostei durch die Fürsten Ostrogski einst gezüchtete berühmte Gestüt ist damals wahrscheinlich auch im slawuckischen aufgegangen. Von allen Gestüten Alt-Polens ist dieses bis auf den heutigen Tag das am regelrechtesten, liebevollsten und sorgfältigsten unterhaltene. Die fortwährende Regenerirung desselben durch die vorzüglichsten Bedews verleiht ihm heute Charaktere fast rein arabischen Bluts.

Die Ställe in Slawuta, welche sich durch Geräumigkeit, helles Licht und alle Bequemlichkeiten auszeichnen, nehmen alljährlich den reifen Nachwuchs des zaslawskischen Gestüts auf, der dort zugeritten und zum Verkauf vorbereitet wird. Aus aller Welt kamen angesehene Käufer, um Pferde aus diesem Gestüt zu erhalten. Vor nicht langen Jahren kaufte man in Slawuta einige ausgezeichnete Reitpferde für den Stall Sr. Kaiserl. Hoheit des Großfürsten Constantin. Der slawuckische Stall wurde häufig von Stallmeistern des Königs von Württemberg besucht, um dort Ankäufe zu machen, und zwischen den schönsten Exemplaren der Gestüte dieses Monarchen sieht man in Stuttgart nicht selten auch Nachkommen von slawuckischen Pferden. Die Beschäler in Slawuta und ein großer Theil

der Mütter sind auserlesene Kinder Arabiens aus Damaskus, Halep und anderen Orten mit Kosten und Gefahren importirt.

Den nächsten Platz neben den Gestüten der Sanguszkoz, nimmt das Gestüt der Branickis in der Ukraina in Bialocerkiew ein, wo man seit nicht langer Zeit angefangen hat, vorzügliches, fast rein orientalisches mit rein englischem Blut zu mischen. Eine ordentliche, ganz nach dem neuen System betriebene Züchtung läßt dieses Gestüt sehr günstige Resultate erzielen und die angestrengten Uebungen, welchen die jungen Pferde unterworfen werden, geben Allem, was von hier kommt, Eigenschaften ungewöhnlicher Ausdauer, Kraft und Tüchtigkeit.

Bialocerkiew war vor nicht langen Zeiten in der Ukraina der Focus für hippische Reformen in der Art und Sitte zu reiten, und von hier aus verbreiteten sich über die ganze Ukraina weniger vorurtheilsvolle Begriffe in Betreff des englischen Pferdes, auch hatte die Jugend der Ukraina begonnen, alljährlich im Herbst, Wölfe und andere wilde Thiere in den Steppen zu jagen.

Kleinere Pferde des alten, orientalisches markirten bialocerkiewskischen Gestüts finden sich heute noch in Rohaczew in Wolhynien bei Herrn Sawicki und erfreuen sich eines gewissen Rufes im Lande.

In Betreff des humanstischen Gestüts des Felix Potocki sagen die Denkwürdigkeiten Chrzyszczowskis: „Stanislaus Felix Potocki hat aus seinen ukraïnischen Gestüten so schöne Pferde erzielt, daß, als er dem Kaunitz einen Zug von Fuchsen seiner Zucht schenkte, der österreichische Minister so entzückt darüber war, daß er dem Stallmeister Obodhaski, der die Pferde nach Wien gebracht hatte, tausend Ducaten Baumgeld zahlte.“

Das Gestüt Grocholskis in Czerwona, welches aus dem sehr geschätzten Gestüt des Fürsten Poniatowski in Kulczyny hervorgegangen und bei seinem neuen Besitzer viel an Werth verloren hatte, wurde vor einigen Jahren, nach Grocholskis Tode, ausverkauft.

Die Gestüte der Poniatowskis producirten durch ihre Tüchtigkeit berühmte Pferde. Stanislaw Poniatowski, der Vater des Königs, hielt ein großes und schönes, von den Lubomirskis erworbenes Gestüt in Jaslowiez in Podolien. Casimir Poniatowski, der ältere Bruder des Königs, Kron-Unterkämmerer, Starost von Sokal, unterhielt Gestüte vortrefflicher Pferde in Stojanewo, Potórzycze und Sokal. Stanislaw Poniatowski, der Neffe des Königs, hielt ein bedeutendes Gestüt, das ihm von dem liefländischen Wojewoden Kaspar Rogalinski, abgetreten war, in der forsunstischen Starostei.

### § 176. Pferde-Preise.

Der Preis für Pferde war wie überall so auch in Polen in verschiedenen Zeiten verschieden. Es gab eine Zeit, wo man wie im Orient gern sein ganzes Vermögen für Pferde gab und so bildete in Polen das Pferd nicht selten einen wichtigen Theil dessen, was man für ein Vermögen hielt. Peter Wlodek, der 1409 das Dorf Siechow für fünfzig Schock Groschen von Johann Rusin und seiner Frau Dżanna erwarb, verkaufte 1411 dieses Siechow dem Johann Bierow, Herrn von Zubrzy für ein schnelles Pferd und sechzig Schock Groschen. Das Dominicanerkloster zu Lemberg trat 1473 dem Castellan von Przemyśl, fünf Gehöfte für dreißig Stuten und siebenzig Mark ab.

Im XIV. Jahrhunderte galt ein Schlachtroß drei bis vier Mark, wie das aus einer Verordnung des Statthalters von Neußen Johann Tarnowski hervorgeht, der 1392 den Nicolaus Nitel zum Erbschulzen in Sokolniki ernennt, ihm die Pflicht auferlegt, Civil- und Criminalgerichtsbarkeit über seine Untergebenen auszuüben und zugleich zu jedem Kriegszuge einen berittenen Bogenschützen auf einem Pferde von vier Mark Werth zu stellen.

In dem letzten Jahre desselben Jahrhunderts legt die Inventur des Dorfes Salowas im Sandomirschen, das einst zum lubaskischen Bisthum gehörte, dem Schulzen die Pflicht auf, den Kriegsdienst auf einem drei Mark werthen Pferde zu leisten.

Zu Zeiten Wladislaw Jagiello war der Preis für ein Paar Pferde in Krakau vierhundert heutige Gulden ( $66\frac{2}{3}$  R.=G.) zu derselben Zeit, als man für das Paar Ochsen hundert fl., ein fettes Kalb sechs fl., vier Quart Butter fünf fl., einen Kapaun und ein Paar Hühner einen fl., ein Paar Eier einen Gr. (2 Pf.), zwei Scheffel Weizen sieben fl., Roggen fünf fl., Gerste vier fl., Hafer zwei fl. zahlte. (Ein Flor. = fünf Silber Groschen).

Im Zeitalter der Jagiellonischen Sigismunde kaufte man in Alparz, einer Vorstadt Krakaus, ein Pferd für vierzehn fl. poln. und in derselben Zeit zahlte man für ein gutes und schönes Pferd zuweilen fünfshundert fl. p. Es giebt nicht zwei Pferde ganz gleichen Werthes in der Welt. Martin giebt in den „Reiter-Angelegenheiten“ den gewöhnlichen Preis eines Pferdes auf sieben bis dreißig damaliger Gulden an. Das Statut Sigismunds des Alten bestimmt im zweiten Abschnitt: „von den Kriegs-Angelegen-

heiten" den Preis von vier Schock Groschen für ein Pferd, wie es der Reiter im Kriege unter sich haben solle, eine Summe, welche im Jahre 1529 den Werth von heutigen hundertundsechs Gulb. poln. und zwanzig Groschen, im Jahre 1564 aber den Werth von hundertvierundachtzig Gulb. poln. und achtzehn Groschen hatte. Dieser Preis scheint dem gelehrten Czacki im Verhältniß zur Billigkeit des Getreides und dem Mangel an Geld zu hoch und er findet die Ursache dieser Theuerung in dem Mangel an Geflüten und in dem großen Bedarf von Reiterei in einem Lande, das an niedrigen Ebenen reich ist. Dazu verlangte ein schwerer geharnischter Reiter ein stärkeres, mithin theureres Pferd, dem man auch einen blechernen Mantel gab. Zuweilen saß auch der Infanterist hinter dem Reiter auf, um schnell auf dem erforderlichen Punkte sein zu können. Auf diese Weise erfocht Roman Fürst Sanguscho 1564 am 18. Sept. bei Winniza den Sieg über die Tataren, indem Fußvolf und Reiterei gleichzeitig das Lager des Feindes überfiel. Die Gattung des Pferdes und seine Dressur spielte beim Preise ebenfalls eine wichtige Rolle, und für türkische Pferde zahlte man, nach Martin Wielki, am höchsten. Das Statut von Litthauen, welches den Preis für einheimische Arbeitspferde festsetzt, bestimmt für ein Pferd oder eine Stute zwei Schock Groschen, eben soviel für ein männliches, dreijähriges Fohlen einer Arbeitsstute, und eben soviel für ein dreijähriges Stutenfohlen. Den niedrigsten Preis, den Bigenere für ein Pferd mit vollständigem Sattel- und Baumzeug, so, wie jeder Edelmann es hatte, der an der Wahl Heinrichs v. Valois Theil nahm, angiebt, betrug ungefähr zehntausend Gulden poln. nach unserem Gelde.

Zu den Zeiten Wladyslavs IV. kostete ein gutes Pferd vierzig Mark bis zweihundert Dukaten. Beauplan, der unter Sigismund III. und Wladyslaw IV. in der polnischen Armee diente, und also dergleichen gut wissen konnte, sagt, daß die Husaren fast nur aus dem wohlhabenderen Adel bestehend, vortreffliche, meist türkische oder anatolische Pferde hatten, deren jedes wenigstens zweihundert Dukaten kostete. Der Preis, den Frau Akatow 1648 für die ihr entnommenen Pferde stellte, ist folgender: für ein türkisches Reitpferd tausend zweihundert damaliger Flor., für ein polnisches Reitpferd dreihundert, für ein Zugpferd hundertsiebzig, für jedes Stück aus der Herde, Stück für Stück siebzig Flor. Die Fürstin Kurbska schätzt ein Zugpferd vierzig bis fünfzig damaliger Flor., ein inländisches Wagenpferd zehn bis zwölf Schock litthauischer Groschen. Heute ist der Preis für ein gutes aber gewöhnliches Reitpferd etwa hundert Dukaten,

für einen guten Beschäler aber giebt es keinen bestimmten Preis. Ich kannte beim Baron von Rejdel einen ausgezeichneten Zuchthengst reinen Blutes, für den man in England tausend Dukaten bezahlt hatte. In einigen Jahren hat sich dies Pferd durch seine Nachkommenschaft, welche in Berlin für bedeutende Summen verkauft wurde, bezahlt gemacht. Man sagt, daß Fürst Sanguszko in Arabien für seine Zuchthengste siebentausend und mehr Dukaten bezahlt habe.

### § 177. Höfe und Ställe.

Die Höfe des reichen Adels waren schon seit sehr alten Zeiten der Mittelpunkt für ein zahlreiches Gefolge theils Verwandter, theils auch Fremder. Sobald das Klein-Polnische Element unter der Regierung König Ludwigs über die uralten Anschauungsweisen und Tendenzen Groß-Polens die Oberhand erhielt, entwickelte sich sofort das Magnatenwesen und beherrschte schließlich ganz Polen. Die altpolnische Adelsgleichheit unterlag großen, tiefgreifenden Reformen und der Staat entfaltete sich mächtig. Dadurch gelangten die Höfe zu immer detaillirterer Gestaltung. Dugosz sagt, daß der mächtige Herr Zegota im XIII. Jahrhunderte zu Konrad von Masowien mit seinem ganzen Hof und Geschlecht „cum societate et genealogia“ übergesiedelt sei. Eine solche Mannschaft führten die Herrn unter eigener Fahne in den Kampf, mit ihr ornamentirten sie ihre Höfe, indem sie gewöhnlich noch, um das Ansehen und die Bedeutung zu erhöhen, eine große Schar gemietheter Höflinge hielten, welche stets zu Pferde auftraten. Die polnische Nation, voll häuslicher und geselliger Tugenden, achtete solche Männer sehr hoch, welche für ihre Mitbrüder immer offen und zugänglich, ja hingebend waren und die eigene Habsucht und andere, egoistische Leidenschaften zu zügeln wußten, und es herrschte die allgemeine Ansicht, daß: „derjenige, wer sich selbst zu beherrschen nicht im Stande sei, nicht verdiene, „Herr“ genannt zu werden.“ Aber außer diesen allgemeinen, jedem ehrbaren Menschen durchaus nothwendigen Eigenschaften, verlangte man von einem Herrn, daß er leutselig, für jeden zugänglich, freigebig, hochherzig und um das allgemeine Beste besorgt sei.

In Sittlichkeit und Wissenschaft sollte der Herr der Leitstern sein und man sagte sprüchwörtlich: „große Herren müssen viel lernen.“ Aber man verlangte von ihnen nicht spezielle Kenntniß irgend welcher Kunst oder eines Gewerbes, was dem Bedürftigen nothwendig war, damit er bis ans

Lebens-Ende sein Brod habe — und das drückte man wieder mit dem grade entgegengesetzten Sprüchworte aus: „große Herrn bedürfen keiner Lehre.“ — Die Ausdrücke „Herr von Herren“, „Familiant“ und andere bezeichneten einen Menschen, der erblich mit den Eigenschaften und Pflichten eines Herrn verwachsen war. In dem Organismus des Herrenthums in Polen gab es nicht nur weltliche, sondern auch geistliche Herrn, welche zahlreiche und glänzende Höfe hielten. Vom krakauer Bischof Stanislaw sagte man, daß sein Hof ein zahlreiches Gefolge von Hofleuten und Dienern gehabt habe, der Hof des Bischofs Zawisza glänzte in fast königlicher Pracht und zählte eine große Menge von Hofleuten. Die erste Zier einer glänzenden Hofhaltung bildete ein zahlreicher und gewählter Stall. Im Stalle des Bischofs Zawisza standen über siebenzig Reitpferde, von denen jedes sein besonderes, verschiedenfarbiges und je, nach Sitte der Zeit, reiches Baum- und Sattelzeug hatte, das von Gold oder Silber glänzte. Jede Reise des Bischofs setzte Massen von Pferden und Wagen, übermäßigen Gefinde, Pagen und Freunden in Bewegung. Für das Volk, welches die Verpflichtung hatte, den bischöflichen Hof aufzunehmen, war dies natürlich eine große Last, auch war es über die zur Schau getragene Pracht empört. Und häufig reiste der Bischof von Ort zu Ort, bald mit der Königin Elisabeth nach Ungarn, bald in seine Familien- oder bischöflichen Güter. „Begraben wurde er,“ sagt ein, ihm nicht freundlicher Geschichtsschreiber Groß-Polens, „nicht wie ein Bischof, nicht wie ein Fürst, König oder Kaiser, sondern mit einer alle Begriffe übersteigenden Pracht.“

Prächtiger war der Hof des Kron-Schatzmeisters Firclej 1590, ebenso der des Fürsten Janusz Wiszniowicki. An seinem Hofe lebten drei Tausend Mann und von seinen Einkünften theilte er zwölf Millionen Flor. unter seine Diener, wobei er jedoch von seinem Gesamteinkommen den größeren Theil nicht sowohl für sich, als vielmehr zum Besten des Landes verwendete. Es gab eine sehr große Zahl glänzender Höfe polnischer Herrn. Bei der Krönung Heinrichs v. Valois zählte man ihrer in Krakau anwesend fünf Hundert, wie uns eine Brochure: Discours de l'entrée et couronnement de Henri, à présent Roy de Pologne in folgenden Worten belehrt: „die Herrn reiten hier in der Stadt auf Pferden, die mit goldgewirkten, mit Gold und Edelsteinen besetzten Decken, bekleidet sind. Den Herrn vorauf reiten Scharen von zwei bis dreihundert ganz gleich, ebenfalls in Silber- und Goldstoff gekleideter Edelleute. Gegenwärtig sind



an fünfhundert Herren hier anwesend, von denen der ärmste wenigstens zweitausend so gekleideter Hofleute hat.“ Kromer sagt in dem Werke *de statu Poloniae et gente polona 1574*, welches dem Könige Heinrich v. Valois durch den Bischof Karnkowski überreicht wurde, damit er die Sitte des polnischen Volkes kennen lerne: „Frauen machen ihre Reisen in bedeckten Wagen, Männer meistentheils zu Pferde, Reichere umgeben von einer Schar Edelleute, welche Kleider gleichen Schnitts und gleicher Farbe tragen. Die Edelleute dienten meist nicht aus Bedürfniß, vielmehr der Bildung und der Protection wegen bei Hofe und Gericht, bei großen und im Lande angesehenen Herrn, sowohl weltlichen wie geistlichen Senatoren. Ein solcher Dienst schändete nicht, brachte vielmehr Ehre; es gab solche, welche die Fahne derjenigen, welchen sie selbst dienten, in Dienst nahmen. Die meisten und die reichsten vom Adel brachten ihre Zeit an den Höfen beschäftigt zu.

Der Hof des Kanzlers Zamojski gehörte zu den glänzendsten in der Welt. Die Zahl des Adels, welcher ihn bildete, war sehr groß und außerdem zählte man noch eine Menge adeliger Bagen und eine weit und breit berühmte Capelle der vorzüglichsten Musiker und Sänger. Nicht zufrieden mit dem feinen Ton, den der glänzende Hof dieses Herrn dem an seinem Hofe lebenden Adel mittheilte, war dieser große Mann auch auf das Wohl des Landes bedacht und legte auf eigene Kosten eine Akademie zu Zamosc an, welche als Filiale der kracauer angesehen wurde. Um die Jugend im Kriegsdienste zu üben, unterhielt dieser, so oft siegreiche Feldherr, eine zwiefache Nationalgarde.

Fast gleichzeitig mit dem glänzenden Hofe Zamojskis in Klein-Polen hielt der Fürst Ostrogski, Wojewode von Kijow, einen außerordentlich zahlreichen und gleichfalls glänzenden Hof in Neußen und der Fürst Radziwill, Wojewode von Wilna, einen ebenso ausgezeichneten in Litthauen. Diese beiden letzten Herrn gehörten nicht dem römischen Bekenntnisse an, und nicht ohne eine gewisse Bekümmerniß und Bitterkeit erwähnt ihrer deshalb der Secretair des Cardinals Gaetani, Paolo Mucante, und sagt: „Heute Abend kamen diese beiden vornehmen Senatoren mit viel Lärm und mehr als tausend Pferden nach Warschau, der erste von ihnen ist ein versteinertes Schismatiker und der andere ein verbissener Calvinist.“

Der Truchseß von Zytomierz Czarncki beschreibt die Pracht des Hofes des 1649 verstorbenen Stanislaw Lubomirski folgendermaßen: „Der Hof dieses Herrn hatte zwei Marschälle, zwei Capellane vom Orden der

bernhardiner, vier Schreiber, sechzig besoldete Kammerdiener. Diese saßen in großen, mit Buchten beschlagenen, sechsspännigen Kutschen mit teppichbedeckten Lehnen. Den Kutschen folgten die Pferde derselben mit weißen Mähnen und roth gefärbten Schweifen. Zu jedem Pferde gehörte ein getigelter Hund. Alle diese Diener fuhren dem Herrn voraus und bedienten ihn, wo Halt gemacht wurde. Bekleidet waren sie mit kurzer Jacke und Ueberwurf. Born in der Kutsche saßen vier Gesindeleute zur Bedienung der Diener. Wortschneider waren vier. Da waren silberne Hosaken, sogenannt von ihrer silbergewirkten Kleidung, ferner Miethskleute, Edel, Ungarn und Tataren. Sie ritten auf Reisen vor der Karette und in dem Halteplatz übten sie die ihnen vorgeschriebenen Pflichten. Der Kammerling war ein zahlreiches Gefolge. Es waren junge Adelsköhne, welche nicht registriert waren. Einige von diesen hatten wieder ihren eigenen Hof. Ihre Pflicht war es, mit Briefen zum Könige und zu den Senatoren zu reiten, und wenn sie mit dem Herrn auf Reisen waren, so ritten sie vor der Karette, während ihr Gesinde der Karette folgte. Am Hofe verweilten auch Freunde zur Unterhaltung des Herrn, Senatoren, Kreisbeamte, Würdenträger aller Art, ja sogar Fürsten, denen man alle Vierteljahre einige Tausende gab, um sie für die Ausgaben aus eigenen Mitteln, während ihres Aufenthaltes am Hofe, schadlos zu halten, dann waren Kammerlinge adeliger Jugend, welche sich im Kriegshandwerk übten. Alle Vierteljahre wurden ihre seidenen Gewänder erneuert, den Einen gab man fertige Pelze, Anderen ungenähetes Pelzwerk.“

Stanislaw Lubomirski unterhielt Truppen, bestehend aus zweihundert deutschen Dragonern mit deutschen Officieren und zwei Anführern, und aus vierhundert Mann ungarischen Fußvolks mit Hauptleuten. Diese Truppen marschirten immer dem Herrn voraus, bevor er selbst die Reise antrat, um am Ort der Bestimmung sich mit ihm zu vereinigen und den erforderlichen Dienst zu leisten. Im Stalle dieses Herrn standen sechzig Rennpferde, von denen jedes seinen Reitknecht hatte, ganz gegen die Gewohnheit, da beim Könige sogar immer je ein Knecht zwei Pferde versah.

Auch der Hof des Wojewoden von Posen, Christoph Opalinski war sehr glänzend und ansehnlich, vierundzwanzig Kammerlinge, größtentheils Köhne vornehmer Adelsfamilien, standen ihm zu Diensten, alle würdig bei einem öffentlichen Auftreten des Sieratower Hofes genannt zu werden. Die Aufsicht über sie hatte ein gewisser Trzeciezki, der, wenn er sich zuweilen zu einem öffentlichen Act feierlich kleidete, von Seide, Zobel und

Kleinodien glänzte, auch brauchte er in seiner Kleidung nicht die Farben seines Herrn, gelb und roth, zu tragen, welche bei der Bekleidung der Kämmerlinge immer hervortrat. Gleich hochgeachtete Officialisten waren die zwei Stallmeister die Herrn Choinski und Bylinski, von denen der erstere zuweilen eine der Schwadronen der Leibgarde als Rittmeister führte. Außer ihm rittmeisterten in den Truppen des Wojewoden bei außerordentlichen Gelegenheiten zwei andere ausgezeichnete Officiere, die Herrn Chlapowski und Szczydrowski. In anderen Hofämtern dienten deutsche Barone wie z. B. Baron von Wollzogen, der in Sieralowo (Birke) mit dem Amte eines Secretairs und Raths bei privat-diplomatischen Angelegenheiten beehrt war. Ebenso war der Hofarzt Freudenhammer ein Deutscher. Das wichtige Amt des Marschalls über den ganzen Hof hatte Stanislaw Proski, der nebenbei auch im Staate als Posener Kämmerer fungirte. Die Sorge um die geistlichen Angelegenheiten des Herrn selbst, wie auch des ganzen Hofes, hatte der Pater Wapowski, ein Verwandter und Beichtvater der Frau Wojewodin.

Ich begnüge mich mit der Schilderung dieser wenigen Höfe, als mittelbar zur Geschichte des Pferdes gehörig, aber solcher Höfe hatte Polen sehr viele. Die Chodkiewicz, Dopolinski, Leszczyński, Sapieha, Sobieski und viele andere standen jenen geschilderten Höfen in nichts nach. Die Pracht der Höfe des polnischen Adels war der Art, daß die Satiren aus dem Jahre 1650 sich so darüber ausdrücken: „Niemand haben wir genug, aber immer zu viel, zu viel Diener, zu viel Speisen, zu viel Pferde, zu viel Hunde.“

Das System der Hofhaltung entwickelte sich in Polen dermaßen, daß schon zu den Zeiten der Sachsenherrschaft kein noch so kleiner Edelmann war, der nicht irgend einen Hofbeamten gehalten hätte. Der Ausdruck „dworski“ d. h. zum Hofe gehörig, bezeichnete in der weitesten Bedeutung jeden Diener, in der engeren aber nur Diener ablichen Standes, welche allgemein Hofleute genannt wurden. Wie der Soldat seine Ausrüstung, so lernte der zum Hofe Gehörige den Dienst, damit er seinem Herrn durch Ungeschick in Manieren, Unsauberkeit in seiner Persönlichkeit und eiteles Schwätzen keine Schande mache, sich keine Strafe von Seiten der Vorgesetzten und keinen Spott seiner Kameraden zuziehe. Der Hofdienst war damals eine wahre Schule für anständige Sitten, für Treue, Höflichkeit und schöne Formen, in denen Jeder den Andern zu übertreffen suchte. Den höchsten Rang in dieser höfischen Hierarchie

nahmen die „Officialisten“ ein, unter welchen der Hofmarschall die Oberleitung des ganzen Hofhalts übernahm; der Secretair expedirte die Briefe, der Stallmeister beaufsichtigte Stall und Gestüt, der Schatzmeister hatte die Casse unter sich, der Truchseß besorgte mit Hülfe der Kellermeister den Weinkeller und der Garderobier hatte die herrschaftliche Garderobe und das Hausgeräth unter seiner Aufsicht.

Später als das Franzosenthum in Polen sich mehr und mehr einbürgerte, trat an die Stelle des Garderobiers der französische Kammerdiener oder auf französisch gekleidete Landsleute, die mit dem Namen Kammerdiener beehrt, aber vom Tische der Hofleute zu dem der Küchenmeister versetzt wurden. Die Gehälter der Hofofficialisten regulirten sich nach dem Werthe ihrer Dienstleistung und dem Vermögen des Herrn. Hofleute, welche keine ausdrückliche Funktion hatten, erhielten, außer Gehalt und Tisch, Futter für zwei oder drei Pferde und Unterhalt für einen Diener, der da Reitknecht hieß, wenn er Livré trug, wenn nicht, soieß er Stallknecht, doch war ein solcher gewöhnlich auch ein Edelmann und trug den Säbel. Wer außer einem solchen noch einen Diener für seine Zimmer, einen Ungarn oder Kosaken halten wollte, unterhielt ihn gewöhnlich auf eigene Kosten.

Die sogenannten Gesellschafts-Hofleute hatten dieselben Rechte, erhielten aber kein Gehalt, denn sie gehörten gewöhnlich reicheren Familien an und zielten sich nur an den Höfen auf, um feine Sitten zu lernen und sich die Protection des Herrn für ihre künftige Laufbahn zu erwerben. Alle Hofleute mußten eigene Pferde, ein reiches oder wenigstens ordentliches Reitzeug, einen schönen Sattel haben und mußten immer geschmückt und nobel aufzutreten. Einen zwiefachen Hofmann nannte man den, der zwei Pferde, ziemlich reiches Reitzeug und einen Knecht hatte. Der einfache Hofmann bei einem weniger reichen Edelmann oder Beamten pflegte ein gutes Pferd, einen ledernen Sattel, zuweilen tscherkessisches Reitzeug und einen schwarzen Säbel in eiserner oder auch in silberner Scheide zu haben. Man pflegte zu sagen: „den Herrn macht sich der Diener, wie er ihn haben will“, und in der That, der Hofmann konnte den Herrn immer zünftig für sich stimmen, sobald er nur die richtigen höfischen Talente besaß d. h. Umsicht und feine Sitte, und wenn er den Säbel und das Pferd gut zu führen verstand.

Zur Pflicht eines Höfischen gehörte es, der Herrin hülfreich zu sein, oder sie an der Hand zu führen, wozu gewöhnlich Einer bestimmt war,

der den Namen „Handgeber“ führte. Sie wurden auch als Supercargos nach Danzig und Königsberg gebraucht, um Getreide dahin abzuführen, ferner als Begleitung von Pferden, Ochsen, Schaaßen und anderen Producten, welche die Herrn aus ihren Gütern zum Verkauf schickten, und zwar wurde ein solcher Auftrag immer als eine besondere Gnade des Herrn und als Prüfung für besondere Gewandtheit angesehen. — Hatte Einer seine Sache gut gemacht, so erhielt er, außer dem vom Kaufenden bedungenen Maklerlohn, vom Herrn einen neuen Auftrag und ein Geschenk wie ein blankes Pferd oder ein Pferd mit Reitzzeug und Sattel, eine in Silber gefaßte Carabelle aus der Schatzkammer, einen goldgewirkten Paß, ein Paar Pistolen, eine Flinte oder sonst eine Kleinigkeit. Außer solchen zufälligen Geschenken pflegten auch allgemeine für alle gegeben zu werden z. B. am Namenstage des Herrn oder der Frau des Hauses, bei welcher Gelegenheit auch dem Becher gut zugesprochen und getanzt wurde. Waren große Gesellschaften, konnten die Höfischen, die unbezahlten sowohl wie die bezahlten, nach Belieben tanzen, und ihre eigenen Herrn hielten es nicht für unter ihrer Würde, im zweiten oder weiteren Paare hinter ihnen zu folgen. Den mittleren Rang zwischen den Höfischen und den Pagen nahmen die Kämmerlinge ein, die sich von den Höfischen nur durch eine geringere Besoldung und anderen Tisch unterschieden; ihr Dienst bestand darin, sich in den herrschaftlichen Zimmern von Morgen bis zum Abend zu zeigen, mit Ausnahme des Mittags- und Abendbrots, vor der Kutse zu Pferde, oder, wenn der Herr ging, zu Fuße zu sein, und zwar ganz vorn an der Spitze der Höflinge, ferner Einladungsbriefe zu Festen an die Eingeladenen zu bringen, Geschenke des Herrn, gewöhnlich Pferde, in gutem Stande zu überliefern, endlich im Namen des Herrn zum Zweikampf herauszufordern, wenn es dem Herrn gefiel, sich auf diese Weise Genugthuung zu verschaffen.

Den niedrigsten Rang der höfischen Jugend nahmen die Pagen ein, welche in den Farben des Herrn gingen, keinen Lohn erhielten, bei öffentlicher Parade dem Herrn nicht assistirten, außer etwa nur unterwegs diejenigen, welche dazu bestimmt waren, sie dienten bei Tisch mit Tellern und Brett zur Flasche zugleich mit den Lakaien und standen unter der Jurisdiction des Hofmarschalls, und pflegten von ihm, auf Befehl des Herrn auf dem Teppich mit Schlägen gestraft zu werden, sei es für ein unzeitig gesprochenes Wort oder eine nicht überlegte Antwort, sei es für nicht rechtzeitiges Schweigen, für einen Fleck auf dem Anzug, nicht

gekämmtes Haar, nicht abgesechnittene Nägel, zu spätes Aufstehen, Einschlafen am Abend, Karten- oder Würfelspiel, Raschen der Speisen oder des Weines, für Lüge im Bericht, kurz für den geringsten Fehler in Sitten und Manieren. Um dergleichen Verirrungen für immer vorzubeugen, führte der Marschall auf Befehl des Herrn eine gute Fuchtel.

Nach drei Jahren Dienstes als Page oder nach Absolvirung dieses harten Noviciats, sprach ihn der Herr öffentlich frei, gewöhnlich bei Gelegenheit eines Galatages in Gegenwart vieler Gäste, indem er mit der Hand seine Wange berührte und ihm einen Säbel umgürtete, auch dann einen Kelch Wein ihm zutrank und ihn mit zwei Pferden beschenkte, von denen das eine unter seinem Sattel, das andere unter dem Stallmeister war, der den neuen Herrn auf dem Hofraum erwartete, ehe noch die Ceremonie der Freisprechung vorüber war. Der Page wurde durch die Ceremonie des Freisprechens zum Kämmerling; der Kämmerling wurde zum Höfliche ohne Ceremonie, nur daß er ins Register der Höflichen eingetragen wurde, indem man sein Gehalt erhöhte und ihm einen besseren Tisch gab. Pajuken hießen die Thürsteher, die man damals nicht wie Schweizer, sondern türkisch kleidete und denen man einen Turban gab.

Noch zu Stanislaw Augusts Zeiten war es in Polen Sitte, daß junge Edelleute, selbst solche, deren Eltern mehrere Dörfer besaßen, als Kämmerlinge an den Höfen des höheren Adels in Dienste gingen, um, wie man damals sagte, höhere Politur und Weltkenntniß zu erwerben. In aller Demuth und Unterwürfigkeit unterzogen sie sich diesem Dienst, aßen am Tische des Marschalls, assistirten ihrem Herrn in der Kirche, standen hinter seiner Bank, reichten der Dame die Hand, wenn sie in den Wagen stieg und ritten auf Reisen, und wenns noch so weit ging, immer neben den Wagenthüren. Sie pflegten mit wichtigeren Angelegenheiten betraut zu werden, begleiteten den Herrn auf Landtage und Zusammentünfte, immer bereit, jeden seiner Befehle auszuführen und sich für seine Ehre oder sein Interesse zu schlagen. Diese Sitte begann erst mit dem Jahre 1780 aufzuhören.

Die heutigen Zeiten sind jenen alten so unähnlich, daß es schon schwer wird, sich eine Vorstellung von den damaligen Verhältnissen zu machen. Heut sind wir sehr geneigt, die damalige Jugend wegen ihrer Bereitwilligkeit, sich zu erniedrigen und wegen Mangels des Gefühls persönlicher Würde zu verdächtigen, in den Aelteren aber sehen wir nur Uebermuth und Stolz gegen Untergebene, Tyrannei gegen die Unterthanen

und Grobheit im Umgang mit seines Gleichen. Heute unter einer stiefmütterlichen Aufsicht und feindlichem Elemente erzogen, haben wir das Gefühl der verwandtschaftlichen Bindemittel verloren, welche alle Stände der alten Republik in eine Totalität voller Harmonie und Glanz verband; wir haben die Vergangenheit vergessen. Die alte Adelsbrüderschaft erscheint uns als poetische Erinnerung, und als inhaltsloses Wort erscheint uns der Ausdruck einer Wirths-Familie, wo der Herr selbst den Namen eines Vaters des Gesindes trug, in welcher die Herrin des Hauses die Gesinde-Mutter und der Sohn bei den Eltern der Gesindejohn hieß. Obwohl „Herrngunst auf buntem Pferde reitet“, so drängte sich doch viel edle Jugend unter ihre Flügel. Die Herren-Höfe galten und dienten für dicht im Lande verbreitete Bildungsstätten für das practische Leben, wo die Jugend sich für das ritterliche Handwerk und in der Reitkunst übte. Das Leben der polnischen Herrn war nicht frei von Aufopferung und großen Lasten. Man mußte Muth haben, um den im Lande unaufhörlich entstehenden Stürmen die Stirn zu bieten, man mußte viel Herz haben, um den Herrlichen Verpflichtungen immer würdig nachzukommen. Der Gedanke, daß ererbter Reichthum zu nichts Anderem, als zur Förderung und Ausbildung des ärmeren Adels verwendet werden dürfe und solle, war in Polen so allgemein verbreitet und anerkannt, daß keiner der reichen Herrn sich der daraus entwickelten Sitte entziehen konnte, zahlreiche und glänzende Höfe zu halten: ja sogar solche, denen aus natürlicher Stimmung das laute, geräuschvolle, glänzende Hofleben zuwider war, konnten nicht umhin, Höfe zu halten, so ungern sie selbst darin lebten.

Die Stallbedienung an den Höfen der Herrn und des reicheren Adels hatte an ihrer Spitze einen Stallmeister, unter dem eine Stufe im Range niedriger ein Unter-Stallmeister stand; er beaufsichtigte den Stall, den Marfstall, die Wagenremise, den Speicher und das Gestüt. Unter ihm standen die Parade-Kutscher, Läufer, Stangenreiter, Fuhrleute, Borreiter, Stallknechte, Bereiter, Maulthiertreiber, Veterinäre, Futterer, Heerdenknechte, Schmiede, Schösser, Riemer, Stellmacher u. s. w. Die Stangenreiter mußten es verstehen, ebenso gut vom Sattel, wie vom Bock zu lenken, Fuhrleute wurden nur für den Transport des Silberzeugs, der Vorräthe und Dienerschaft verwendet. Der Rossarzt curirte, beschlug und verkaufte sogar zuweilen Pferde, namentlich diejenigen, welche seine Kunst vor Gebrechen aller Art nicht zu schützen oder nicht zu heilen vermogte.

Der Stall pflegte in Polen immer der Gegenstand besonderer Sorgfalt zu sein, immer erbaute man ihn dem Auge des Herrn so nah als möglich, ganz in der Nähe des Hauses oder Palastes und die festen Schlösser hatten ihn in ihrem inneren Raum, wie man das heute noch in Podhorce und Oleśnica sehen kann.

Die Hofgebäude des polnischen Adels waren so veranlagt, daß das Haus, die Küche, der Stall und Speicher einen Halbkreis oder ein Viertel bildeten; nicht weit also vom Wohnhause befanden sich die Pferde, denn Manchem war es angenehm, vor seinen Gästen, Nachbarn und Freunden sich mit seinen Pferden zu zeigen, seinen Zuwachs vorzuführen und in den Stall einzuladen. Die Ställe waren die größten aller Wirthschaftsgebäude in Polen. In Knyssyn waren ungeheure königliche Ställe, eben so in Rudniki in Litthauen, wo der alte Sigismund und sein Sohn Sigismund August oft zur Jagd zu kommen pflegten. Das Marienburger Schloß, das aus drei Schlössern bestand, dem unteren, mittleren, und oberen, hatte im unteren Stallungen für hundert Pferde. In Brody in Roth-Neußen, einer Besizung, welche dem Kronprinzen Jacob Sobieski von Stanislaw Koniecpolski, Castellan von Krakau, geschenkt worden war, befanden sich umfangreiche gewölbte Ställe. In Medyka war ein prächtiger Stall für vierzig Pferde. In Stanislawow hatten die Armenier herrliche, gemauerte Ställe. In Willanow hatte König Johann III. Sobieski ausgezeichnet schöne Ställe gebaut, welche ihm der denkwürdige, unerhörte Sturm am 29. April 1680 umstürzte, bei welcher Gelegenheit einige sehr kostbare Pferde getödtet und andere verwundet wurden. Derselbe Sturm, der kaum eine Viertelstunde dauerte, warf dem Könige einen Theil der königlichen Ställe zugleich mit einem ungeheuren Gebäude um, das eine Länge von mehr als zweihundert Schritt hatte. In Sokal waren die durch Casimir Poniatowski aufgeführten ungeheuren Mauern für Stallungen, Manege und dergleichen bestimmt. Fürst C. Poniatowski erbaute prächtige Ställe und Manege in Warschau in der Nähe des neu erbauten Palastes mit seinen schönen Gärten (heute Frascati). Die Wände des Stalls und der Manege waren mit herrlich gemalten Waldlandschaften bedeckt und zwar so täuschend und perspectivisch, daß es den darin Reitenden schien, als ob sie im Grün des Waldes ritten. Man kann sagen, daß es kein Haus gab, in dessen Umgebung nicht vorzügliche Stallungen gewesen wären, so das man Alt-Polen mit Frankreich im Zeitalter Ludwigs XIII. vergleichen kann, da nach dem Zeugniß



der Geschichtsschreiber dieser Epoche, jeder Hof mit gewaltigen Ställen umgeben war.

Der Pferdestall sollte kein Viehstall, sondern vielmehr ein zimmerartiges Gemach sein, wo das Pferd bei guter Gesundheit, Heiterkeit und im guten Fleischstande gehalten werden konnte, da das Alles nicht blos vom Essen und Trinken, sondern auch von einem ruhigen, reinen, gesunden und heiteren Aufenthaltsorte abhängt. Dies war die allgemein verbreitete Ansicht in Polen; und so baute man denn die Ställe immer äußerst sorgfältig und massiv mit guter Zimmer- und Tischlerarbeit, um das Pferd gegen Winde und Kälte zu schützen, auf einem trockenen Grund und Boden, in reiner Luft, womöglich in der Nähe eines fließenden Wassers. Im Inneren des Stalles war der Stand jedes einzelnen Pferdes gewöhnlich nicht durch Bretter von dem nächsten geschieden, sondern durch Bäume begrenzt, welche an Ketten hingen. Die Ketten, welche diese Stallbäume hielten, hingen an Pfählen, welche tief und fest eingerammt waren. Das Maß jedes solchen Standes von Pfahl zu Pfahl war gewöhnlich drei Schritt und von der Krippe bis zum Pfahl fünf Schritt. Man lobte die ungarische Art die Pferde im Stalle wie wilde Bären zu fesseln keineswegs, da das Pferd dadurch verhindert wird, sich schnell niederzulegen und umzuwenden, auch Geschwülste und Lähmungen daraus entstehen. Die Wachsamkeit des Stallmeisters hielt man für ausreichend, um dem vorzubeugen, daß die Pferde sich unter einander nicht schlügen. Der Fußboden pflegte entweder mit ganz kleinen Steinen gepflastert oder mit vortrefflichen altmodischen Backsteinen auf den Sturz ausgelegt zu werden, oder man gab auch starke Kiefern- oder Eichenbohlen in die Quere, damit das Pferd nicht ausgleite, nach vorn zu etwas höher und nach hinten gesenkt, denn eine solche Stellung ist dem Pferde angenehmer und nützlicher, auch läuft die Feuchtigkeit schneller in die Kinnstöcke. Zuweilen gab man unter die Vorderfüße nur festgestampfte Erde, welche den Huf in der gehörigen Geschmeidigkeit erhielt, unter die Hinterfüße aber Dielen, welche das Wasser abführten. Man hielt sowohl eine zu große Trockenheit, wie eine zu große Feuchtigkeit den Hufen für nachtheilig, denn im ersten Falle vertrockneten und platzten die Hufe oder brückten den Fuß, im anderen Falle aber erweichten sie und wurden flach.

Das Horn der Hufe, sagt die Hippik Dorohostajskis, sind vergallerte Theile im Pferde, dadurch verhärtet, daß wegen der geringen Feuchtigkeit

sich erdige Theilchen mit ihnen eng verbunden haben, weshalb der Huf durch zu große Trockenheit mürbe, durch zu große Feuchtigkeit so weich wird, daß er den Fuß nicht gehörig schützen kann. Gewöhnlich stellte man die Pferde im Stalle in zwei Reihen, an jeder Seite eine, in der Mitte ging durch das ganze Gebäude ein Corridor, gewöhnlich acht Schritt breit, theils um einen freien Blick auf die Pferde zu haben, theils um mit ihnen nicht in Collision zu gerathen. Die Krippen waren von Holz, für jedes Pferd eine besondere, je nach seinem Wuchs, hoch oder niedrig angebracht, damit die Pferde sich gewöhnten, den Kopf zu halten, wie es sich gehörte. Ueber den Krippen, nicht zu hoch, war eine Krause, doch zuweilen fehlte auch eine solche. In den Pfählen, die bei der Krippe standen, waren in der Höhe einer Elle über der Krippe Ringe, an welche die Pferde durch lange Riemen oder Leinen, so befestigt waren, daß sie sich gegenseitig nicht erreichen konnten.

Man achtete darauf, daß die Pferde sich die Halsfarn nicht abstreiften, weil sonst leicht ein Unglück geschehen kann. An beiden Enden des Corridors waren Thüren, indessen gab man in größeren Ställen, welche gewöhnlich auf vierzig Pferde berechnet waren, vier Thore, um die Pferde schneller und leichter herausführen zu können. Die Fenster waren oberhalb der Krippen und zwar groß und hell. Wohnungen pflegten oberhalb des Stalles nicht zu sein, vielmehr nur ein Boden für Stroh und Heu. An beiden Enden des Stalles pflegte man große Kammern anzubauen, um daselbst Sättel, Baumzeug und Alles, was zur Reinhaltung des Stalles nöthig war, zu asserviren, damit im Stall eben nichts Anderes als Pferde wären. Einer der Räume wurde als Häkfelraum benutzt und dort arbeiteten die Stallknechte täglich an der Maschine. Innerhalb des Stalles an den Enden, befanden sich gewöhnlich Kamine, theils um Wasser warm zu machen, theils um sich bei Winterszeiten zu erwärmen. Besondere Wohnungen für das Stallgesinde hatte man nicht gern, ja, man verlangte vom Stallmeister sogar, daß er im Stalle schlief.

Nicht weit vom Stalle befand sich gewöhnlich die Tränke, wo man die Pferde zweimal täglich tränkte, einmal bald nach Sonnenaufgang, das anderemal kurz vor ihrem Untergange. Man wählte dazu womöglich einen flach, aber schnellfließenden Bach, und etwas weiter war dann ein tieferes Bassin, um die Pferde zu schwimmen und zu waschen. In Winterzeit zog man es vor, die Pferde am Brunnen zu tränken, weil dieses Wasser gewöhnlich nicht so kalt wie Flußwasser war. Man pflegte auch

während des Winters Wasser in Gefäßen im Stalle zu halten, um die Pferde nicht mit eiskaltem, sondern abgestandenem Wasser zu tränken.

Außer schönen Ställen hatten Liebhaber des Manegereitens nicht selten große und prächtige Reitschulen, in welchen unter Begleitung der Hofcapelle die Jugend ihre Künste zeigte, während die Zuschauer auf den oben ringsumlaufenden Logen eifrigst zuschauten. Bei solchen, welche sich aus dieser Art von Reiten weniger machten, oder deren Mittel nicht so weit reichten, diente ein einfaches Dach auf Pfählen als Reitplatz bei schlechtem Wetter; dort wurden die Pferde auch gewöhnlich gestriegelt und beschlagen.

Eine ordentliche Schmiede pflegte immer in der Nähe des Stalles zu sein, und bei derselben sah man nicht selten eine Art großen Käfigs, welcher dazu diente, widerpenstige Pferde zu beschlagen und an den Hufschlag zu gewöhnen. Es war das ein Gestell von starken Stangen, die mit einander fest verbunden und mit Gurten versehen waren, um ein Pferd in die Luft zu heben. Dorohostajski sagt: „diejenigen verfahren nicht schlecht, welche die Fohlen im Käfige martiren, weil sie sich eben da nicht niederwerfen können.“ In den Städten waren dergleichen verboten. Von vielen wurden sie für überflüssig gehalten, einmal wegen des im Ganzen sanften Charakters der polnischen gut gezüchteten Pferde, dann weil die Schmiede es vorzogen, das Pferd lieber zu bremsen oder ihm mit langen Zangen die Ohren zu kneifen, als es so aufzuhängen. Der Hufbeschlag war für den polnischen Reiter eine sehr wichtige Angelegenheit, weil die scharfen, fast ein halbes Jahr dauernden Winter, in diesem Lande ein Pferd ohne Beschlag fast nutzlos machten. Mit dem Schmiedehandwerk war in Polen die Kunst eines Roßarztes gewöhnlich verbunden und darum verstand es der Schmied auch, in so vielen plötzlich eintretenden Fällen zu rathen und zu helfen.

In allen zum Stall gehörigen Gebäuden, besonders aber im Stalle selbst, herrschte die größte Sauberkeit, besonders hielt man Vögel fern, deren Losung sowohl wie Federn man sehr schädlich hielt. Der Mist wurde alle Tage, oft nach der jedesmaligen Mistung fortgebracht.

Reiche Häuser pflegten noch, nicht fern vom Stalle, gemauerte und fest verschlossene Räume zu haben, wo die sehr kostbaren Geschirre aufbewahrt wurden. In jenen Räumen bewahrte man jene rothen Geschirre mit echt goldenen Brust- und Schwanzriemen, welche mit Edelsteinen reich besetzt waren, wofür man oft soviel zahlte, wie für ein schnellfüßiges

Pferd; jene verschieden-gestaltigen Teppiche und Decken, jene kostbaren Schabracken, jene Scharlach-Decken mit Gold und Mustern durchwebt, aus kostbaren Stoffen, ferner gewöhnliche Pferdedecken mit verschiedenen Namen, theils inländische billige, theils theurere türkische; jene türkischen, polnischen, tatarischen und anderen Sättel, reich mit Steinen besetzt, jene goldenen und silbernen Steigbügel kunstreicher Arbeit, jene Wagenpferd-Geschirre mit Pelzwerk und Rosetten verziert und viele andere Kostbarkeiten, an denen Herrenhäuser, ja sogar der kleinere Adel sehr reich war.

Bernhard Bongiovani sagt in seiner Relation vom Jahre 1560: „der König Sigismund hat dreißig Sättel und Geschirre und zwar so reiche, daß es unmöglich ist, irgendwo auf der Welt reichere zu sehen. Einige sind von lauterem Gold oder Silber; man darf sich darüber nicht wundern, wenn man weiß, daß sie einem solchen Könige gehören, aber daß sie zugleich solche Kunstwerke sind, würde Niemand glauben, der sie nicht mit eigenen Augen sieht.“ Dieser Fürst besaß außerdem eine Menge italienischer, abgiamptischer oder persischer und sammtener Husarensättel, Decken mit Gold und Silber gestickt; kosakische Quasten und kostbare Schabracken, dann Pferdedecken aus rothem italienischen Tuch, worauf aus weißem Atlas ein Adler angebracht war und welche eine grüne Atlasfärbung einfaßte.

Hieronymus Lippomani, venetianischer Gesandte 1575, sagt: „die Polen kleiden ihre Pferde in Gold, Silber, Perlen und Edelsteine, ihre Steigbügel pflegen lauterer Gold zu sein“. Zu einer stattlichen Bekleidung des Pferdes gehörten verschiedene Quasten, die aus reinem Gold nach Art der Roßschweife vor der Brust hingen, ferner Büsche von Straußenfedern auf dem Kopf. Vigenère, der über die Pracht und Außerleseneit der Pferde des zur Wahl nach dem Tode Sigismund Augusts versammelten Adels 1573 entzückt ist, sagt: „die Pferde der Polen sind mit Perlen und Edelsteinen bedeckt“. Krasinski sagt in seiner dem Könige Heinrich in Bologna 1574 dedicirten Polonia: „Bösen Ruf fürchten die Polen wie Gift. Die Brust- und Halsriemen ihrer Pferde sind mit Gold und Silberplatten geschmückt, die Ränder der Sattel- und Sprungriemen mit Perlen und Edelsteinen besetzt. Einige geben ihren Pferden eine andere Färbung. Die Ration ist fröhlich von Natur und liebt Festgelage. Die ganze Republik, deren Bürger auf weiten Feldern zerstreut leben, bildet gleichsam eine Stadt und eine Familie.“

Das fromme Pferd St. Georg Sigismunds III. trug an den Pistolenholstern Heiligenbilder in Perlen und Edelsteinen.

Ogier beschreibt die Zusammenkunft des polnischen und schwedischen Feldherrn in Preußen 1635, im Zelte des französischen Gesandten, um über den Frieden zu verhandeln, folgendermaßen: „Zuerst betrat der schwedische Feldherr das Zelt, nach ihm der polnische Hetman Koniecpolski, mit einem weit größeren Gefolge und größerem Pomp, denn die polnische Kleidung ist wunderbar prächtig; ihm folgten arabische und türkische Pferde in reichsten Geschirren und Sätteln, es waren mehr als dreißig Pferde, voll Gold und Silber und Edelsteinen auf dem Reitzzeug, worüber Alle entzückt waren.“ Bei solchen zum Stall der polnischen Herrn gehörigen Reichthümern war es natürlich, daß sie zur sicheren Aufbewahrung derselben besondere Räume brauchten, deren Beaufsichtigung sie den Stallmeistern anvertrauten.

### § 178. Stallmeister, Bereiter und Stallknechte.

Für das Amt eines Stallmeisters wählte man einen Mann gesunden Geistes und Körpers, der da nüchtern, treu, fleißig, des Schreibens kundig, witzig, leutfelig, gegebenen Falles, streng war, gut oder wenigstens nicht schlecht zu Pferde saß, die Pferde liebte und in gewöhnlichen Krankheiten und Gebrechen ihnen zu helfen wußte. Er führte die Register der Gestüte, der Fohlen, Hengste und Stuten, schrieb die Journale und Geburtsscheine, worin er sorgfältig die betreffende Stute und den Hengst notirte und den Tag der Geburt jedes Fohlens genau vermerkte. Ihm war das Verzeichniß von Allem, was zum Stall, zur Remise und zum Gestüt gehörte, übergeben und er führte dasselbe genau weiter. Wenigstens jeden dritten Tag mußte er vor dem Herrn erscheinen und über Alles, was zu seiner Funktion gehörte, Bericht erstatten und rechtzeitig den Herrn damit bekannt machen, was etwa schleuniger Abhilfe bedürfte. Der Stallmeister mußte früh aufstehen, um dem Ruhen der Pferde beizuwohnen und sorgfältig darauf zu achten, daß man mit ihnen lieblich umgehe, mußte jedes Pferd untersuchen, ob es nicht beschädigt oder neuen Beschlages bedürfe, ob es nicht vielleicht krank und ob die Krankheit nicht vielleicht ansteckend, um dem Pferde sofort die erforderlichen Mittel zu verabreichen und es nöthigen Falls besonders zu stellen. Wurde gefüttert, so pflegte der Stallmeister ebenfalls gegenwärtig zu sein, um zu sehen, ob jedes Pferd sein Theil verzehre und ob ihm die vorgeschriebene Rasse

zufomme, zugleich ob das Futter gehörig gereinigt und ob Korn und Heu im besten Zustande seien.

Ferner hatte er darauf zu achten, ob die Pferde gut angebunden und je nach der Jahreszeit gut bedeckt wären, dann achtete er darauf, daß das Stallgesinde seine Schuldigkeit pünktlich erfülle und daß immer, während die Anderen zum Essen gingen, wenigstens zwei im Stalle blieben und daß sie sich der vorgeschriebenen Ordnung gemäß darin Tag und Nacht ablösten. Auch hatte der Stallmeister darüber zu wachen, daß das Gesinde nicht Karten spielte, keine Trintgelage u. s. w. hielt, daß es seinen Lohn, seine Kleidung, Pelz u. s. w. rechtzeitig und gut in Empfang nehme. Er sorgte dafür, daß Sättel, Reitzeug und alle zum Stall gehörigen Geräthe in guter Ordnung und stets zum Gebrauch bereit wären, von läderlichem Gesinde hatte er die verlorenen Sachen einzufordern; er hielt auf Reinlichkeit im Stall, in dem Gestüt und in der Remise, achtete darauf, daß die Wagen immer sauber und im guten Stande wären.

War der Tag vorüber und hatte er die Pferde noch einmal besichtigt, mahnte er die Knechte, rechtzeitig schlafen zu gehen, damit die Pferde Ruhe hätten, achtete darauf, daß kein Feuer weder im Stalle noch in der Nähe wäre, und daß die Lampen oder Laternen für die Nacht ausreichten. Das Amt eines Stallmeisters stand in solcher Achtung, daß ein solcher Beamter am Tisch des Herrn saß, doch hatte er seine Schlafstelle im Stalle, was zur Ordnung und guten Führung des Gesindes im Stalle wesentlich beitrug, denn: „eine Lerche, die den Habicht über sich sieht, schweigt.“

Ein guter Stallmeister verstand auch gründlich, die Pferde zu färben. Gewöhnlich färbte man nur ihre Mähne und ihren Schweif, doch zuweilen wurden sie auch ganz gefärbt. Zu Sigismunds III. Zeiten war die gelbe Farbe vorherrschend, dagegen unter Wladyslaw IV. war es die rothe, und zwar bestand dieselbe aus einem Decoct von Brasilienholz und Alaun. Es scheint, daß diese Sitte aus dem Orient nach Polen gekommen, wenigstens ist dieselbe noch heute dort im Gebrauch. Gefärbte Pferde, welche verschiedene polnische Gesandtschaften nach dem Westen brachten, waren dort eine Neuheit. Frau von Motteville findet in ihren Memoiren diese Sitte roh, aber spricht ihr doch einen gewissen Reiz nicht ab.

Man sah, wie es scheint, nicht zum ersten Mal in Moskau beim feierlichen Einzuge der Carin Maria gefärbte Pferde, unter denen sich

besonders ein türkisches weißes ganz gefärbtes Reitpferd auszeichnete, mit einem Busch von schwarzen Reihersedern, mit reichem Geschirr und Sattel, Schabrake und Marschallstab am Sattel, welches an langen Leinen von Seiden verschiedener Farbe mit Gold durchflochten durch zwei Perfer geführt wurde. Hinter ihm führte man noch andere Pferde und hinter diesen noch einen blutroth gefärbten Schimmel.

Zu den wichtigsten Pflichten eines Stallmeisters, namentlich in älteren Zeiten, gehörte es, die Pferde zuzureiten, später hörte man auf, dies vom Stallmeister zu verlangen und man hielt, namentlich an reicheren Höfen besondere Vereiter. Bei kleineren Besitzern mußte aber der Stallmeister meistens auch Vereiter sein.

Dorohostajski, einer der hervorragendsten Anhänger der italienischen Schule, klagt darüber, daß außer Sr. Majestät dem König nur eine geringe Zahl von Herrn in Polen Vereiter hielten. „Sie wollen lieber“, sagt er, „daß ihnen die Hunde die Pferde beißen oder daß sie wie Stiere einherschreiten und im Stalle fett werdend auf den Hund kommen, als von ihren großen Einkünften etwas auf einen Cavalcator wenden oder ein Paar hundert Gulden für die Ausbildung junger Leute, die sehr nöthig sind, ausgeben. Ein verwerflicher, widerlicher Geiz hat viele umgarnt und es giebt eine Menge Solcher, welche über dergleichen, wie sie es nennen, Künste spotten.“

Graf Dzieduszycki drückt sich darüber folgendermaßen aus: „man muß einen besonderen Cavalcator zum Zureiten der Pferde halten, wenn keinen anderen Ausländer, dann wenigstens einen türkischen Dziambaz, den man für eine gute Entschädigung in Stambul leicht haben kann und der zum naturgemäßen Bereiten von Kriegs- und sonstigen Reitpferden der beste ist; Polen braucht aber eben solche, denn zum Costüm des Polen paßt ein fremdländisch zugerittenes Pferd nicht gut.“ An den Höfen, welche Cavalcatoren hielten, und deren gab es gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts schon ziemlich viele, wurden dieselben mit viel Rücksicht behandelt, und sie erfreuten sich unter allen übrigen Dienstleuten besonderer Begünstigungen von Seiten des Herrn. Außer der contractlichen Besoldung wurden sie durch Geschenke und Gunstbezeugungen zu mühevollen und die Gesundheit gefährdenden Diensten angeregt und man verlangte von ihnen ein heiteres, geduldiges und feines Gemüth, großen Fleiß in Beobachtung der Natur des Pferdes, Umsicht und Gefühl. Ein Vereiter, der ein Pferd gut zuzureiten verstand, pflegte auch schreiben

ja sogar zeichnen zu können. Sein Körper durfte nicht fleischig und seine Glieder mußten gesund, sein Wuchs mittelgroß sein. Vor Allem aber mußte der Cavalcator seine Pferde und seine Kunst lieben und nicht nur des Gewinnstes wegen dieselben üben. Keinem Cavalcator wurden mehr als zehn Pferde zum Bereiten gegeben, außerdem hatte er die Pflicht die fünf Stallknechte, welche zu diesen Pferden gehörten, zu beaufsichtigen und in betreffenden Fällen sich an den Stallmeister oder an den Herrn selbst zu wenden. Solche Cavalcatoren wurden ursprünglich aus Italien importirt, später kamen dergleichen aus Deutschland und von da ab nannte man sie Vereiter; noch später suchte man eigene Landsleute in dieser Kunst auszubilden und wählte dazu junge Leute bewährtester Moralität und großen Scharffinns. Heute hat sich die Sitte verbreitet, entlassene Soldaten aus Cavallerie-Regimentern als Vereiter zu nehmen; indessen habe ich nie ein Pferd gesehen, welches durch solche gut zugeritten worden wäre, ja ich kenne sogar einige Fälle, wo Pferde von dergleichen struppirt, boshaft und bissig gemacht wurden.

Die Eigenschaften, mit welchen man einen Stallknecht gern ausgestattet sah, waren Nüchternheit, Geduld, Treue, Gehorsam, Fleiß, Gesundheit, Kraft, Unbeweisbarkeit, auch durfte er kein Herumtreiber oder Spieler sein; und obwohl die seligen Zeiten nicht immer dauerten, in denen ein einfacher Stallknecht, wenn er nur fleißig, muthig und treu war, hoffen durfte, seines Herrn Schwager oder Schwiegersohn werden zu können, wie das zu heidnischen Zeiten an den fürstlich litthauischen Höfen vorkam, so befand sich ein tüchtiger Stallknecht doch immer in einer guten Lage, ja konnte sogar Stallmeister werden. Allgemeine Sitte war es einem Stallknecht, und wenn er der beste gewesen wäre, nicht mehr als zwei Pferde anzuvertrauen. Früh hatte er dieselben sorgfältig zu putzen, ihre Hufen zu besehen, ihren Gesundheitszustand zu untersuchen und bei der geringsten Veränderung den Stallmeister unumwunden davon in Kenntniß zu setzen; hatte den Stall auszufegen, den Mist hinauszutragen und das Paviment zu trocknen, die Krippe zu reinigen ja zuweilen auszuwaschen, das Heu, welches er den Pferden verabreichte, hatte er mit der Heugabel gehörig zu lüften und zu schütteln, den Hafer zu sieben und mit den Händen zu durchwühlen; den Stall durfte er ohne Urlaub und ohne einem seiner Genossen die einstweilige Sorge für seine Pferde zu übergeben nicht verlassen, Sattel, Zaumzeug und Alles zur Rüstung seiner Pferde gehörige sauber zu halten, den Tränkeimer täglich



einige Mal auszuspülen und bei Nacht im Stalle zwischen seinen Pferden zu schlafen. Der Stallknecht, sei es, daß er auf Reisen ging oder zu Feld rückte, mußte stets ein Beil, eine Zange, einen Hammer, eine Ahle am Säbel, einen Riemen, Nadelbüchse, Lappen, eine Striegel, Kleiderbürste, Spornen, Feuerstein, Wachslicht, einen oder zwei lederne Zügel, für den Fall der Noth, und ein krummes Eisen zum Reinigen der Hufe von Sand oder Steinchen mit sich führen.

### § 179. Das Pferd in Beziehung zu den Sitten des Volkes.

Der Pole war gleichsam mit seinem Pferde verwachsen wie der mythische Centaur, dessen Kraft im Pferde und dessen Intelligenz im Reiter wurzelte; beide waren aber so eng mit einander verbunden, daß eines ohne das andere nicht denkbar war noch bestehen konnte, denn Intelligenz ohne Kraft war ohnmächtig, und Kraft ohne jene unbändig; im Sattel fühlte der Pole sich immer wohl und sicher, während er sich sonst wie auf zweifelhaftem Element befand.

Bei keinem Ereigniß von einiger Wichtigkeit trat er anders als zu Pferde auf. Zu Pferd erschien er bei der Wahl seiner Könige, zu Pferd trat er bei Spielen oder Waffenkämpfen auf, das Pferd eröffnete ihm im Enthusiasmus der Jugend den ritterlichen Kreis und begleitete ihn, wenn er von dieser Welt geschieden war zum Grabe, indem es den Reiter trug der über dem Grabe die Lanze zerbrach.

Seit den ältesten Zeiten war das Pferd für polnisches Leben unentbehrlich; für das Pferd zögerte man nicht, auch das Theuerste zu opfern. Der Herzog von Liegnitz welcher, nachdem er sein Vermögen durchgebracht und sich in der äußersten Noth mit einer alten aber reichen Frau aus Masowien verheirathet hatte, deren Güter er ebenfalls durchbrachte, gab die eigenen Söhne als Pfand an Breslauer Kaufleute für Pferde, die er auf Credit genommen.

Der Fürst von Dels, der so verarmt war, daß er ohne Diener lebte, in einem leinenem Kittel ging, pflegte dennoch stets zu Pferde zu erscheinen. Die Liebe zu dem Pferde war in Polen so stark, daß, ungeachtet zeitweilig sehr empfindlicher Verluste bei der Pferdezucht, doch selten Jemand sich dazu entschließen konnte, ihr ganz zu entsagen.

Der polnische Knabe war von Kindheit an gewöhnt, im Pferde eine Fundgrube irdischer Lust zu gewahren und den Besitz eines eigenen Reitpferdes für das höchste Glück zu halten. Sobald er sein vom Lehrer

gegebenes Pensum angefertigt hatte, stieg er zu Pferd und spielend lernte er ein Roß lenken, wie es sich gehörte, spielend lernte er die Gemüthsart der Natur eines Reitpferdes kennen und sich ihr anzupassen. Man besonders war man bei seiner Erziehung darauf bedacht, ihn nicht zu verweichlichen, sondern vielmehr ihn auf jede Weise abzuarten; man gestattete ihm die Nächte nicht in geschlossenen Räumen, denn im Freien zuzubringen, auf hartem Rasen zu schlafen, ohne etwas unter dem Kopfe zu haben.

Der Lehrer hatte dabei Mühe und Arbeit genug, um dem Knaben jede mögliche Weise den Kopf mit dem erforderlichen Wissen zu füllen ihm gute Sitten und Gewohnheiten beizubringen, bevor er mit seinen mathematischen Schätzen ausgerüstet in eine öffentliche Schule geschickt wurde. Man zog nämlich die öffentliche Erziehung der häuslichen vor, weil dieselbe billiger war und dann, weil man es für zweckdienlicherachtete, den Knaben unter Fremde zu bringen und vom häuslichen auf einige Zeit zu entfernen. So schickte man schließlich auch die, die nur eine häusliche Erziehung genossen hatten, in den Dienst zu Leuten, damit sie die letzte nöthige Politur erhielten, wo sie gehorchen und ihre Schuldigkeit im Stalle, oder, wo immer man stellte, zu üben lernten.

Das kameradschaftliche Leben in der Schule und die darin herrschende Ordnung und Strenge schulte den Knaben in Zucht und Gehorsam, und — kein ist nie Jemand krank geworden, Latein aber war durchaus nöthig, um als Mann in der Gesellschaft aufzutreten und für ein Amt befähigen. Waren Feiertage oder Ferien, und der Knabe kam zur Ruhe, so war er natürlich mit seinem Pferde unzertrennlich verbunden er jagte darauf durch die Felder, setzte über Gräben und Bäume, leit Windhunden Hasen und Füchse und übte sich im Sattel, die Hunde zu führen, Ringe zu stechen oder die irgendwo hoch aufgehängte Beute herunter zu bringen. Wurde er zu irgend einem Feste geladen, so wirkte er in welcher Feierlichkeit, so geschah das natürlich nur auf öffentlichen Festen, wo Roß und Reiter sich gegenseitig kannten und in wie weit sie auf einander rechnen konnten.

Sobald das Mittagessen abgetragen war, mußte die Jugend im Wachen sich üben, die Pferde tummeln, Lanzen werfen und in der Reitkunst ihr Spiel treiben; die Reiterübungen hielt man als die angemessenste Belustigung eines ehrbaren Menschen. Lucas Cor-

nicht empfiehlt einem jeden Hösflinge Kenntniß des ritterlichen Handwerks und der Reitkunst folgendermaßen: „Kenntniß, mit dem Pferd und den Waffen zu arbeiten, ist dem Hösfling nicht nur im Fall des Kampfes, sondern auch zur Belustigung wohlstandig; denn an den Höfen finden Wettkämpfe, Fechtübungen und Wettrennen vor dem Auge des Herrn und aller Welt Statt, und damit der Hösfling sich dabei auszeichnen könne, muß er eine Menge von Dingen verstehen, muß er ein guter Reiter sein, das Pferd kennen, es gut führen und eine schöne Figur bildend, auf ihm sitzen.“

„Ich will und wünsche,“ sagt er, „daß mein Hösfling darin den Sieg davon trage, worum er mit Anderen ringt. So haben die Welschen den Ruf, daß sie gute Reiter sind in Betreff der geschickten Führung der Pferde nach Zeit und Maß; mein Hösfling nun soll es ihnen darin zuvor thun. Den Deutschen gestehen wir zu, daß Niemand im Ringrennen sie übertreffe; mein Hösfling soll aber darin keinem Deutschen den Vorrang lassen. Den Ungarn ist es gleichsam angeboren, hinter dem Schilde gut zu sitzen und tapfer zu kämpfen, möge mein Hösfling auch darin den Ungarn im kühnen Zusammenstoß und guten Treffen den Vorrang ablaufen.“

Der italienische Ausdruck cavalliero bezeichnete einen Reiter zu Pferd und kam dem equus polonus gleich. Cavalier nannte man auch einen gegürteten oder Ordensritter, den der König zum Ritter oder Cavalier geschlagen hatte, indem er ihm den Orden der Cavalierschulen verliehen, die man Reitschulen und auswärtige Manegen nannte und welche dort den Namen Akademien führten, in denen man vorzugsweise aufsitzen und das Pferd gehörig führen lehrte. Cavaliere nannte man auch junge Leute, welche nach Beendigung der inländischen Schulen gewöhnlich ins Ausland geschickt wurden, um so zu sagen, den letzten Schliff zu erhalten. Der Name „Cavalier“ mit seinem hippischen Ursprunge ist ein klarer Beweis, daß nach polnischen Begriffen, dem jungen Manne vorzugsweise anstehe, zu Pferde zu erscheinen und daß er nur auf einem solchen um die Gunst einer Dame werben dürfe.

In den Zeiten, als man in Polen nicht anders als zu Pferde reiste, war in polnischen Häusern die Sitte, auf dem Hofe einen Pfahl einzurammen, an welchem sich drei Ringe befanden, an welche anreisende Reiter ihre Pferde binden konnten. Der untere Ring pflegte von Eisen, der mittlere von Messing, der oberste von Silber oder versilbert zu sein. An

1 eisernen Ringe befestigte ein Bauer oder Städter sein Pferd, an  
 1 messingnen jeder Edelmann, an dem oberen der Herr oder ein Be-  
 er. Wo kein Pfahl war, da pflegten dergleichen Ringe an den Fen-  
 äden zu sein, ja zuweilen war außer an dem Pfahl noch ein vierter  
 g am Fensterladen. Eine solche Fülle von Ringen fand sich zuweilen  
 zeitweise bei Höfen, wo erwachsene schöne Töchter sich befanden.  
 ild das Pferd eines der Freier auf Befehl des Hausherrn vom Pfahl  
 öst und an den Fensterladen gebunden wurde, so war das ein Zeichen,  
 der Eigentümer des also geehrten Pferdes von dem Fräulein sowohl  
 m dem Herrn gern gesehen war. Waren alle Töchter verheiratet, so  
 : der Ring aus dem Fensterladen entfernt, und um das möglichst  
 Eintreten dieses Ereignisses war man sehr besorgt.

Ich kannte einen alten Edelmann, der mich versicherte, daß in seinen  
 : Jahren noch die Gewohnheit des Pfahls und des Fensterladens  
 lingen in den Häusern des kleinen Adels Poblachiens geherrscht  
 Die Bescheidenheit des weiblichen Geschlechts in Polen, welche aus  
 eligiösen Erziehung hervorging, scheint das Aufhören einer solchen  
 nheit zu rechtfertigen, da durch eine solche dem Mädchen eine Ge-  
 it zu ungewöhnlichem Verkehr mit Männern gegeben wurde, durch  
 gemein angenommenes Zeichen jene Gedanken und Gefühle zu er-  
 welche ihre Jungfräulichkeit in Worte zu kleiden niemals gewagt  
 Von Kindheit auf an Spiele und Verkehr mit Bagen gewöhnt,  
 ie Jungfrauen des westlichen Europas nicht nöthig, zur symbolischen  
 des Ringes am Fensterladen, zum Kranz aus Erbsenstroh, zu  
 c Brüche, zum Korb oder zur Wassermelone ihre Zuflucht zu  
 um dem Freier ihre Gefühle zu enthüllen. Die Beziehungen  
 nd, beiderlei Geschlechts, und die Art und Weise, wie Jünglinge  
 wart von Frauen auftraten, waren und war in Polen nicht  
 n und derjenigen ähnlich, wie wir solche in den Adels-Schlössern  
 ns finden.

Hochzeits-Cermonie in Polen fand nie ohne Pferde Statt.  
 O'Conor sagt: „die Polen assistiren Neuvermählten immer zu  
 b überlassen die Wagen den Frauen. Gewöhnlich dauern die  
 rierlichkeiten bei ihnen drei Tage.“ Eine französische Denkschrift  
 Titel: Jean Casimir, Roi de Pologne, sagt bei Beschreibung  
 :it Joh. Zamojstis, des Wojewoden von Sandomir, Enkel des  
 mit Maria Ludwika d'Arquien, daß am folgenden Tage nach

dem Bude die Braut Zamojskis sich ins königliche Schloß in folgender Begleitung begeben habe: voraus gingen hundert Haiduken in Farbe, diesen folgten paarweise mehr als hundert Diener, dann vierzig Höflinge auf prächtigen Pferden mit scharlachrothen, goldgestickten Schabraken, dann vierundzwanzig Stallknechte, welche ebensoviele stolze Reitpferde führten, darauf achtzehn Pagen, denen sechs Trompeter vorausgingen, ferner zweihundert berittene Freunde, paarweise, endlich Zamojski selbst, auf einem wundervollen Pferde, dessen Zeug und Schabrake mit Perlen und Diamanten bedeckt war, ihm folgten zwanzig der vornehmsten Herrn des Reiches, alle zu Pferde. Die Trauung fand im Schlosse Statt, allwo die Königin die Mutter der Braut vertrat.

Ein ungenannter französischer Priester, der die Hochzeit einer der Hoffräuleins der Königin Maria Casimira mit einem Wojewoden beschreibt, sagt: daß der erste Tag der Hochzeit auf dem Schloß unter Festlichkeiten und Tänzen zugebracht worden sei und daß der zweite Tag sich vom ersten nur dadurch unterschieden habe, daß man der Braut reiche Geschenke gebracht habe. Am dritten Tage um vier Uhr Abends hätten die Herrn die schönsten Pferde bestiegen, wären zum Bräutigam geritten und hätten ihn ins Schloß geleitet, dabei wären sie zu vieren breit, herrlich bekleidet, geritten, der Bräutigam am Ende. Die ganze sehr zahlreiche Reiterchaft sei in den Schloßhof beim Klang von Trompeten, Zimbeln, Trommeln, Geigen, Obven u. s. w., eingezogen, dreimal hätte man den Schloßhof umritten, endlich abgefessen den Bräutigam in die königlichen Gemächer geführt; und um fünf Uhr habe der Bischof in der Schloßkapelle die Trauung vollzogen.

Wenn die Jugend einem Aelteren Ehre erweisen wollte, so hielt sie ihm, wenn er zu Pferd stieg, den Steigbügel. Auf diese Weise erwiesen die polnischen Herrn dem Könige Sigismund August bei seiner Krönung ihre Verehrung und Liebe.

Nicht nur die polnische Jugend hatte Neigung zum Pferde und Freude an demselben, sondern auch schon sehr bejahrte Männer trennten sich bis zum Grabe nicht vom Sattel. Das Reiten wurde als ein unfehlbares Mittel angesehen, die Gesundheit zu erhalten, und, wenn sie schwankend wurde, sie wieder zu gewinnen, denn man glaubte, daß die Bewegung zu Pferde das Blut in regelrechten Umlauf setze und war der Meinung, daß Reiten im Schritt Kranken, Reiten im Trabe Hypochondern helfe. Nur ganz alte Leute, welche im Sattel schon müde geworden, vertauschten denselben mit dem Lehnstuhl.

Der Hetman Stephan Czarniecki, alt an Jahren und an Kraft im Dienste des Landes gebrochen, trennte sich bis zum Tode von seinem Pferde nicht und hinterließ in den Augenblicken vor seinem Tode ein rührendes Beispiel der Anhänglichkeit für sein Schlachtroß, welches übrigens auch seinerseits eine gewisse Gegenseitigkeit zeigte. „Nur wenige Personen des Gefolges fanden in der dürftigen Hütte, wo der Hetman lag, Platz, der Rest mußte sehen, wie er in der nächsten Umgebung Unterkommen fand. Dort wurde auch dem Lieblingsroß des Hetman einstweilen Platz geschafft. Selbst im Augenblicke des herannahenden Todes konnte sich der Hetman mit dem Gefährten so vieler Feldzüge und Siege nicht trennen und empfahl dem herbeigerufenen Stallknechte die sorgsamste Pflege des Pferdes. Man brachte es in dieselbe Hütte, wo sein Herr lag und stellte ihm im Vorflur eine Krippe auf und das getreue Thier gab, als ob es begriffe, was es sich handelte, durch unzweideutige Zeichen seine Anhänglichkeit erkennen. Es wollte weder fressen noch trinken, stampfte den Boden mit den Füßen, seufzte, klagte und blickte auf die Ein- und Ausgehenden mit ein verständiges Wesen. Im Innern der Hütte fand indessen eine ähnliche Scene Statt. Der Hetman, der sich seinem Ende nahe fühlte, rief seinen alten Capellan zu sich rufen. Der Geistliche, der Gefährte der Feldzüge, kam und nahm die Beichte des Sterbenden entgegen. In derselben verbesserte sich der Zustand des Kranken und bis zum nächsten Tage spann sich der Faden des Lebens weiter. Fern von der Heimat und den Seinigen, fern von dem Schauplatze seines Ruhmes und seiner Siege, inmitten nur weniger ritterlicher Gefährten, verfloß dem Hetman die letzte Nacht. Am folgenden Tage, den 16. Februar 1665 las der Capellan die Morgenmesse und gab dem Sterbenden das viaticum.

Nach Empfang der Communion verschied er. Unverzüglich folgte auch sein treuer Schlachtengefährte. Das edle Thier fühlte den Tod seines Herrn und seufzend sank es nieder, um nie wieder aufzustehen... Es wollte keinen anderen Reiter mehr tragen.“

Die beim polnischen Adel so ziemlich allgemeine Corpulenz hinderte den Corpulentesten nicht, das Pferd zu besteigen und es Jedem eben gleich zu thun, während bei anderen Nationen dergleichen Perleuten die Reitkunst meiden, ja in Rom das Geseß corpulente Reiter nicht im Verzeichnisse strich.

Von gewaltigem Umfange war Dönhoff, Wojewode von Pomerellen und Jagmeister der Lande Preußen, der in verschiedenen Kriegen gegen

die Schweden, Ruffen, Ungarn und Tataren den Beweis eines tüchtigen Mannesmuths lieferte, vor Wien Heroismus entfaltete und erst bei Strigonium von zahlreichen Türken umringt, fiel. Sein Kopf kam unter dem Namen des königlichen Kopfes nach Constantinopel, wo er mit großem Triumph eingeführt wurde.

Die körperliche Wohlbeleibtheit Johanns III. Sobieski hinderte ihn nicht, zur Vertheidigung des Vaterlandes und der Christenheit das Pferd zu besteigen, wenn auch nicht ohne Hilfe. Diatowski sagt in seinem Bericht über den Feldzug nach Wien, daß des Königs Stallknecht immer eine Fußbank mit führte, die er dem Könige unterstellte, wenn er zu Pferde stieg.

### § 180. Kraft der Pferde.

Kräftig und ausdauernd waren die Männer Alt-Polens, die da oft Hunger und Durst ertragen und sich oft mit Kleienbrodt begnügen mußten; aber auch ihre Pferde waren kernig und markig, da sie nicht selten ihr Futter im Walde sich selbst suchen mußten. Tag und Nacht saßen die Reiter zu Pferde und jagten auf ihnen und nie verjagten sie ihnen den Dienst.

Das Pferd wurde als Incarnation der Gesundheit und Kraft angesehen, und wenn man in einem Menschen dieselben Eigenschaften gewahrte, so sagte man von ihm: „gesund wie ein Pferd.“ Die „Reiter-Wirthschaft“ belehrt uns, daß ein Pferd im Schritt ohne Anstrengung eine halbe Meile, im Reisetrab eine Meile, im scharfen Trab zwei Meilen und im Rennlauf vier Meilen in der Stunde zurücklegte. Solche Entfernungen ritten nicht selten gepanzerte Reiter ungeachtet der Last der Rüstung und des Reiters.

Die Legende von Sedziwoj, der durch die Königin, die Mutter Hedwigs, gefangen gehalten wurde, erzählt, daß Sedziwoj den Wachen entflohen sei und in vierundzwanzig Stunden sechzig ungarische Meilen auf seinem polnischen Pferde zurückgelegt habe. Ich wage es nicht, diese Legende als ein Beispiel für die Tüchtigkeit der polnischen Pferde anzuführen, denn nicht Jedermann ist mit den von unsern Hippo-Historiographen als wahr angenommenen Einzelheiten einverstanden. Der ausgezeichnete der polnischen Geschichtsschreiber, der dieses Ereigniß beschreibt, sagt, daß sobald Sedziwoj erfahren hatte, daß die Königin den Johann von Larnow mit dem Befehl abgeschickt habe, Krakau für sie in Besitz zu nehmen, er

ort beschloffen habe, auf Gefahr seines Lebens demselben nachzueilen; h dem eigenen Glücke nicht trauend, einen Boten nach Polen vorausgeschickt habe, der auf jede Weise den Boten der Königin überholen und Namen des Starosten den Krakauern befehlen sollte, die Ungarn nicht Schloß zu lassen, selbst wenn sie hören sollten, daß man den Starosten Ungarn lebendig verbrannt habe. Darauf habe Sedziwoj heimlich die rde der festgehaltenen polnischen Geißeln vorausgeschickt und in gewissen fernungen von einander am Wege aufstellen lassen; habe sich dann t auf die Flucht gemacht, welche ihm glücklich gelungen sei; denn in ndzwanzig Stunden sei er aus Dalmatien im Krakauer Lande ange- t, habe also in dieser Zeit sechzig ungarische Meilen, welche größer die deutschen sind, zurückgelegt. Es ist das ein Beweis für die tigkeit und Ausdauer des Reiters, aber nicht für die der Pferde, die Schnelligkeit von nur zwanzig und einigen Werst auf die Stunde ichts Außerordentliches.

n Rosak des Wojewoden von Sieradz, dem Könige Heinrich, von u aus nachgeschickt, holte ihn auf einem Pferde in vierundzwanzig den in Wien ein.

Puffendorf in: de rebus a Carolo Gustavo, rege Sueciae, gestis sagt: Bittenberg, der Führer der Schweden in Polen, folgendermaßen zu Soldaten geredet haben soll: „Nehmt den Anprall der Polen mög- geschlossen auf, denn nur auf diese Weise seid ihr im Stande, ihn halten; möge auch Niemand in der Flucht sein Heil versuchen, denn unmöglich, der Schnelligkeit und Ausdauer der polnischen Pferde kommen.“ Aber auch in dicht geschlossenen Gliedern vermochten es hweben nicht immer, der Wucht der polnischen Reiter und Pferde land zu leisten und ganz besonders mißglückte es ihnen bei dem igen Zusammentreffen mit Franz Mirosław Czapski, dem Unter- er von Marienburg, der auf eigene Kosten zur Vertheidigung des ndes ein Regiment ausgerüstet hatte und den Schweden nicht ge- viele Festungen so zu nehmen, wie Tuchel. Bei Mewe, Dirschau, d und Graudenz schlug er die Schweden und Schlochau nahm er agung und Kanonen. Forbus, den in ganz Preußen bekannten hen Officier, der, wie man behauptete, gefeit war, hieb er eigen- bei Mewe herunter und gab schließlich bei Conitz den Schweden obe von der ungewöhnlichen Tüchtigkeit des polnischen Reiters rdes, als er mit nur vierzig Reitern einen bei weitem stärkeren



schwedischen Trupp angriff, hundertundsiebzig schwedische Reiter niederhieb und den Rest gefangen nahm.

Als 1624 Hetman Koniecpolski über die mit reicher Beute heimkehrenden Tataren fiel, den Kantymir an dem Ufer des Dniestr aufs Haupt schlug, verfolgten die gepanzerten Reiter den Feind sechsundzwanzig Stunden und erst dann erlaubte der Hetman während der Nacht eine zweistündige Rast, brach aber mit dem ersten Morgenroth nach Halicz auf, um Gott für die Befreiung so vieler Opfer aus der Gefangenschaft zu danken.

Die Schnelligkeit der Reiter Czarniecki's, mit denen er von Danzig aus plötzlich bei Krakau erscheint, dann an die Düna bringt und wie durch ein Wunder plötzlich in der Ukraina auftaucht, hat alle Kenner des Kriegshandwerks damaliger Zeit in Erstaunen gesetzt. Diese Reiter kannten keine Brücke, zu Pferd durchschwammen sie jeden Fluß und in Dänemark sogar einen Meerbusen. Berühmt sind ebenfalls in der Reiter-Geschichte die schnellen und überraschenden Märsche des Königs Sobieski.

Von unerhörter Schnelligkeit, Kraft und Ausdauer waren die Pferde jener Reitercharen, welche während eines großen Theils des XVII. Jahrhunderts unter dem Namen Stracency, nachher Lisowczyki oder polnische Elearen bekannt sind, welche Rußland vom Dniepr bis jenseit des Ural, von der Mündung des Obi bis zur Mündung der Wolga durchstreiften, welche Finnland, Schlesien, Ungarn, Mähren, Böhmen in Schrecken setzten, durch ganz Deutschland plündernd streiften, über die Alpen nach Italien schauten, zweimal schwimmend den Rhein durchfurchten und durch Lothringen, die Champagne und Picardie schwärmend, den Schrecken ihrer Thaten bis nach Paris trugen. Diese Reiterhaufen waren schnell wie der Blitz und vernichtend wie dieser. Ihre Waffen waren der krumme Säbel, Bogen mit Köcher und ein Feueergewehr auf den Schultern, in der Hand eine lange Lanze; auf ihrem Kopfe trugen sie eine hohe Mütze seitwärts hängend, einen umgeworfenen Mantel mit breitem Kragen und gelbe gut beschlagene Stiefeln. Auf kurzen Sätteln konnte man sie in ihrem Fluge kaum sehen, so legten sie sich auf ihre wie der Sturm dahinaufenden, gewandten und mit kleinem Gebiß gezäumten Pferde.

Ich bezweifle, daß die Ursache einer solchen Tüchtigkeit und Frische bei Menschen, wie Pferden in etwas anderem, als im Blut und in der

unaufhörlichen Uebung und Anstrengung zu suchen sei, möglich auch, daß die Gesundheitsregeln und Lebensart der Nation dazu beigetragen haben.

Ein ungenannter Arzt des XV. Jahrhunderts giebt ein Recept zu einer Arznei, um die Kräfte zu vergrößern, welche zweifelsohne heute nicht wirken würde, an deren heilsame Wirkungen man aber damals glaubte als man derselben füglich hätte entbehren können: „nimm Galgant, Sägelchen, Muskatblüthe, Ingwer, Zimmet und tatarisches Kraut, schneide alles kurz und klein und binde es in ein reines Tuch, bring vier Quart arken Weines, und da hinein thue jenes Bündel, laß die Mischung fünf Tage darin und dann besprizt damit den Hafer des Pferdes und gieße viel Wein wieder zu, als du verbraucht hast. Auch magst du selbst von trinken, wenn du nüchtern etwas zu unternehmen beabsichtigst oder wenn du schlafen gehst.“

### § 181. Pferde als Geschenke.

Wir haben weiter oben gesehen, daß alle Nationen Pferde als die vorzüglichsten Geschenke und Gaben ansahen. Bei den Polen, die ebenso durch ihre Freigebigkeit wie ihre Pferdeliebhabelei berühmt waren, war die Gewohnheit sich gegenseitig mit Pferden zu beschenken erordentlich allgemein und häufig. Geiz in dieser Beziehung war ihnen verachtet.

Einen Freund mit etwas Angenehmem zu beschenken war für den polnischen Edelmann ein wahres Glück, und was wäre dem Polen angenehmer und lieber gewesen als das Pferd! In allen Epochen der Geschichte finden wir auch, daß man sich gegenseitig mit Pferden beschenkte, namentlich das Ritterthum reichlich damit bedacht wurde, da es solche Pferde am höchsten zu schätzen und den besten Gebrauch davon zu machen verstand.

Niemand wagte es, ein Geschenk nicht anzunehmen, denn „wer die Gabe verweigert, der will mit dem Geber auch nichts zu thun haben.“

Empfang einer Gabe hatte man die Gewohnheit der Vergeltung, man wußte, daß es zwar gut sei, sich zu bedanken, aber besser wieder zu vergelten. Bei dem sich gegenseitigen Beschenken suchte man auch die möglichst beste Form und vergaß nie, „daß wer schnell giebt, wer schnell giebt, und dreimal, wer gern und ungezogen giebt.“

Die Monarchen der ganzen Welt beschenkten sich gegenseitig mit angeseuchten Pferden, gaben solche auch anderen Tapfern und nahmen dergleichen ohne Scrupel von ihren Unterthanen zum Geschenk.

Wollte ein regierender Fürst Jemanden ehren oder Einem in der Noth helfen, so beschenkte er ihn mit einem Pferde und dem Bedrängten ging wohl zuweilen der untergegangene Stern wieder auf, sobald er wieder ein Pferd unter sich fühlte. Niemals konnte man genug Pferde haben. Der Besizer eines einzigen galt für einen ganz armen Menschen und selbst der Besizer mehrerer für keinen Wohlhabenden.

Boleslaw Krzywousty vertheilte acht Tage vor und acht Tage nach seiner Hochzeit mit einer reußischen Fürstin kostbare Gaben an seine Magnaten, und Pferde waren meistens der Gegenstand der Geschenke.

Die Freigebigkeit Wladyslaw Jagiello war so groß, daß die ihm feindlich gesinnten Oesterreicher den Beweis führten, daß das Recht Jagiello an die Krone Polens auf dem Rechte der Bestechung beruhe. Ein österreichischer Dichter singt von ihm, daß seine gewöhnlichsten Geschenke stolze Pferde und kostbare Geschirre waren. Als der Krieg mit dem Orden in Aussicht stand, schickte König Wladyslaw Boten an alle europäischen Könige, um von ihnen zu fordern, daß sie den Adel ihrer Lande anhielten, nicht unter den Fahnen des Ordens Dienste zu nehmen. Dem Könige Heinrich IV. Lancaster, einem großen Gönner des Ordens, der sogar durch persönliche Waffenbrüderschaft zu der Expedition gegen Wilna 1390 verbunden war, schickte der König vier Hengste zum Geschenk. In der Audienz, welche Heinrich IV. dem polnischen Gesandten gab, fragte er ihn, warum die Samogitier sich gegen den Orden empört hätten? Der polnische Botschafter erwähnte unter anderen Beschwerden, „daß die Ordensritter samogitische Weiber entehrt hätten“ worauf der englische König lächelnd sagt: „Mein lieber Bruder, auch ich habe ein nicht kleines Land, aber was würde aus ihm schon längst geworden sein, wenn ich es bei jedem Scherz meiner Ritter mit den Weibern Anderer hätte verlieren sollen?“ So waren damals die Sitten im Westen. Kaiser Maximilian offerirte dem polnischen Könige Sigismund I., der ihn mit seinem Bruder Wladyslaw 1515 besuchte, zwei Pferde mit ganzer Rüstung, von denen das eine bis auf die Hufen bedeckt war. Und der König nahm diese Gabe mit solcher Dankbarkeit entgegen, daß er, als er dies ganz in Metall gekleidete Pferd betrachtete, froh ohne Dolmetscher sagte: „Mit Dank nehme ich dieses Pferd von Ew. kaiserl. Majestät und werde auf

hm zu Euren Befehlen bereit sein, wenn immer Ihr meiner Hilfe bedürfen  
 Allet und werde mich stellen, wohin Ihr wollt, so lange ich lebe.“

Der 1636 als Botschafter nach England geschickte Zawadzki setzte  
 ondon durch die Pracht seiner Pferde und Geschirre, welche dem englischen  
 önige zum Geschenke geschickt waren, in Erstaunen. Der königliche  
 tallmeister bezeugte, daß der König nichts Aehnliches im Stalle habe.  
 ch der Audienz übergab der Botschafter Sr. Majestät die gesattelten  
 erde mit Säbeln und einem Marschallsstab, ein Genet mit einem mit Tür-  
 n reich besetzten Warengeschirr und einem Barberfell darauf; auf einem  
 aunen, den man mit sehr schönem arabischen Reitzzeug geschirrt hatte,  
 Bogen und Köcher. Ueber eine sechsspännige Carete wunderte man  
 sehr, da man so prächtige dort nicht kannte.

Banozzi erhielt vom Hetman Zamojski einen getigerten Schrittgänger  
 er einem sammetenen Teppich — „*equum graduarium, ut commodius  
 sem rodire in Italiam.*“

Der Cardinal Gaetani, der von Sigismund mit einer sehr kunstvoll  
 beiteten Uhr beschenkt worden war, welche einen Tempel darstellte,  
 welchem der heilige Vater Urbi et Orbi den Segen erteilte, während  
 Volk knieete und dann eine Procession abhielt, welche außerdem Pauken  
 Trommeln schlug, Kanonen löste, schoß u. s. w. erhielt vom Kanzler  
 ojski und Jezrzybowski schöne türkische Pferde.

In dem Verzeichnisse der Geschenke, welche 1638 zum neuen Jahre  
 Wladyslaw IV. für die Hofbeamten bestimmt waren, lesen wir:

Herrn Stallmeister einen Apfelschimmel mit silbernem Reitzzeug  
 seidenen Quasten. Wenn irgend Einer der Jüngerer Gefolgsleute  
 blicklich kein Pferd hat, so steht es ihm frei, sich ein solches aus  
 m dritten Stalle auszuwählen.“

König Michael schenkte drei Würdenträgern des Reiches: dem General  
 cuculi, dem Grafen Wallenstein, dem Stallmeister und Capitain  
 arde, Breynez, jedem ein türkisches Pferd.

Der deutsche Kaiser schickte 1681, zwei Jahre vor der Wiener Ex-  
 n, dem Könige Johann III. sieben sehr schöne Kutschpferde mit  
 acken von carmoisin rothem Sammet zum Geschenk.

Diakowski sagt in seiner Beschreibung der Wiener Expedition: „der  
 gab Befehl, daß das kaiserliche Heer sich mit unserem polnischen  
 :bindung setze; was auch an diesem Tage geschah. — Und die  
 jen schlugen ihr Lager dicht an dem unsrigen auf. Unterdessen

begann man die Tafel beim König zu decken, zu der der König die Kurfürsten und vornehmsten Generale geladen hatte, wo viel Wein floß und die Deutschen gut bewirthet wurden. Zuletzt schenkte der König den Kurfürsten jedem ein schönes, reich geschmücktes Pferd. Jordan damals Hof- und später Kronstallmeister vertheilte diese Pferde.“

Mögen diese Beispiele genügen, denn es wäre nicht möglich alle Fälle anzuführen, in denen der polnische Adel sich gegenseitig mit Pferden beschenkte. Es gab kein Haus, welches nicht mehr als zehn Pferde jährlich zu diesem Zwecke bestimmt hätte. So wie man heute bei der ersten besten Gelegenheit eine Wette eingeht; so begleitete in ehemaligen Zeiten fast jeden Vorschlag das Versprechen: „Du sollst ein Pferd mit allem Zubehör haben.“

### § 182. Das Pferd der Gesandtschaften.

Die zahlreichen Gesandtschaften Polens an die verschiedenen auswärtigen Höfe trugen den Ruf der Schönheit und Tugenden des polnischen Pferdes über die weite Welt.

Die im Jahre 1556 nach Moskau expedirte Gesandtschaft, an der Stephan Fürst Ibarazski, Wojewode von Witebsk, Joh. Szymkowicz, Starost von Tykocin, Waclaw Mikolajewicz mit dem königlichen Höfling Paul Fürsten Drucki theilnahmen, zählte hundertsiebenundfünfzig Mann und zweihundertzwanzig prächtiger Pferde. Die Wojewoden des Caren Luczkow und Boryslow trafen mit zweihundertzwanzig Pferden die Gesandten an der Grenze. Als die Gesandten nach sechzehn Reisetagen in Moskau anlangten, kamen ihnen die Höflinge des Caren entgegen, sprangen von ihren Schlitten und berichteten, daß der Car und der Hoffudar Großfürst sie zu grüßen befohlen haben.

Die Gesandtschaft, welche zum Könige Heinrich v. Valois reiste, setzte Frankreich durch die Anzahl, Tüchtigkeit und Schönheit ihrer Pferde, wie durch die Pracht der Geschirre in Erstaunen. Man war entzückt über die wunderbare Schönheit der Pferde, über die mit Gold und Silber beschlagenen Zügel, über die mit Gold bedeckten Sättel, von denen überall kostbare Edelsteine glänzten. Bei dem feierlichen Einzug in Paris bewunderte man das Gefolge jedes einzelnen Gesandten, die Auserlesenheit der Pferde und den reichen Schmuck. De Thou sagt: „Die Gesandten zogen durch das Thor St. Martin in fünfzig vier-spännigen Careten ein . . . nach der Audienz beim Könige Frankreichs und der Königin

Mutter verlegten die Polen die Begrüßung ihres Königs auf den folgenden Tag; nach Tisch stiegen sie zu Pferde und nachdem sie einen bedeutenden Rundtritt gemacht hatten, ritten sie über die hölzerne Brücke in unendlich viel mehr Pracht und Herrlichkeit als am vorhergehenden Tage. Sie trugen lange golddurchwirkte Gewänder und ihre rauhe und edle Gestalt erinnerte an den Ernst und die Majestät des römischen Senats. Ihrer Pferde Zügel waren mit Silber beschlagen, glänzten von Edelsteinen, die Säbel waren in Gold gefaßt, kurz Alles, Menschen, Pferde und Zeug erregte das höchste Erstaunen der Zuschauer. Jedem Gesandten voraus ritt sein Hofstaat, bestehend aus jungen Edelleuten in seidnen Gewändern, vor ihnen trug man Streitkolben in der Länge von zwei Ellen. In einem solchen Aufzuge wurden sie durch die Höflinge zur Audienz beim polnischen Könige geführt.“

Der Ruf von dem Einzuge der Gesandtschaft Ossoliniskis in Rom 1633 ist in alle Welt gedrungen. Im Ganzen bestand dieselbe aus dreihundert und einigen Personen, vorzugsweise Jünglingen aus den besten Familien Polens. Dreißig Pferde des edelsten Bluts wurden als Leitpferde der Gesandten geführt. Die Reise dieser Gesandtschaft durch die kaiserlichen Staaten war überall durch feierlichsten Empfang und Verabschiedung begleitet, aber der Einzug in Rom selbst übertraf Alles an Pracht. An der Spitze des Ganzen ritten zwei Fouriere Ossoliniskis, polnisch in Scharlach gekleidet auf Pferden ausgezeichnete Schönheit. Ihnen folgten zwanzig mit amarantenem Tuche bedeckte Wagen, alle mit gestickten Wappen des Gesandten. Hinter den Wagen gingen zehn Kamele mit silbernen Glöckchen am Halse unter seidnen goldgewebten Decken und jedes von ihnen wurde durch einen reich nach orientalischer Sitte gekleideten Perser geführt. Auf die Kamele folgten vier Trompeter in grünem Sammet, polnisch gekleidet, mit goldenen Schnüren. Hinter den Trompetern ritten auf schönen Pferden vierunddreißig Mann Leibgarde des Gesandten mit weißen Federn an den Mützen, in herrlichem Costüm aus Seide mit Gold durchnäht, mit schönen Büchsen und Pistolen. Auf diese Garde folgte die päpstliche Nobel-Garde und die Hofleute der Cardinäle. Nicht weit hinter diesen ritten dreißig Kämmerlinge des Gesandten auf schönen Pferden mit silbernem Geschirr, alle in polnischen Farben, in Gewändern von blauem Sammet mit Köchern auf türkisch in Silber gefaßt. Ihnen voran ritt Chociszewski, der Knappe des Gesandten, ein ehrwürdiger Greis mit reichem Schild und Speer nach polnischer Sitte mit an den

Sattel befestigten Flügeln. Seine Kleidung war mit Gold, Perlen und Edelsteinen so reich geziert, daß Aller Augen auf ihn gerichtet waren. Den Kämmerlingen folgten persisch reich geschmückte Stallknechte, welche fünf der schönsten türkischen Pferde führten, auf jedem lag Geschirr und Sattel mit den kostbarsten Steinen besetzt, auf einem namentlich war der Sattel ganz mit Diamanten bedeckt und auf der Stirn trug es einen Schmuck von Kleinodien, den man auf zehntausend Ducaten schätzte; bei dreien dieser Pferde waren unter den Hufen Goldbeschläge, deren einige absichtlich so lose saßen, daß sie dieselben verloren und dem Volke ließen. Hinter diesen Pferden ritt der Stallmeister des Gesandten mit einem silbernen Marschallsstab, er führte zwanzig reich gekleidete Höflinge mit goldenen krummen Säbeln. Ihnen folgte das Gefolge des spanischen Gesandten. In einiger Entfernung von den Spaniern ritten zwanzig der vornehmsten polnischen Hofbeamten, prachtvoll gekleidet, angeführt vom Hofmarschall des polnischen Gesandten mit einem silbernen Marschallsstab, in der Hand. Neben ihm ritten zwei römische Cavaliere. Darauf kam das Gefolge des französischen Gesandten, mit dem Herzog von Richelieu, einem Verwandten des Botschafters, an der Spitze. Ihnen folgten nach einigem Zwischenraum verschiedene polnische Herren, die sich freiwillig an die Suite des Gesandten im Auslande angeschlossen hatten. Alle überaus reich gekleidet ritten sie auf vortrefflichen Bedews zu dritt oder paarweise in Gesellschaft römischer Herren. Unter ihnen zog der königliche Secretair Cielsinski die größte Aufmerksamkeit der Menge auf sich; er machte auf seinem gewandten Araber die schnellsten und auffallendsten Wendungen, wobei das Pferd die aus goldenen Gliedern bestehende Leitzette in einzelne Theile zerriß, welche dem Volke als Beute gelassen wurden; dann ging es in der größten Ruhe weiter. Nach der langen Reihe dieser Herrn folgte endlich der Gesandte selbst, indem er zur linken Seite den Onesener Suffragan Gebicki, den Secretair der Gesandtschaft, hatte. Am Thore schlossen sich zwei italienische Bischöfe dem Gesandten an und begleiteten ihn durch die ganze Stadt. Der Gesandte trug reiche mit Gold verzierte Gewänder, an denen sich sowohl beim Ober- als Unterkleid je zwanzig Knöpfe, jeder ein Diamant, und ebensoviele Diamant besetzte Schnüre befanden. An der Seite trug er einen goldenen Säbel ebenfalls mit Kleinodien besetzt und zu zwanzigtausend Gulden geschätzt. Der Gesandte saß auf einem stattlichen türkischen Roß mit goldenen Hufeisen und einem schwarzen Federbusch auf dem Kopfe von Diamanten

nicht besetzt. Gefäß und Steigbügel waren ebenfalls mit kostbaren Steinen geschmückt. Zu der Pracht des Ganzen trug nicht wenig die außerordentlich stattliche und schöne Persönlichkeit des Gesandten selbst bei, so wie die Art, wie er zu Pferde saß. Alles das hat Stephan Dola Bella, der berühmte italienische Kupferstecher, in sechs auf einander folgenden Blättern in vollendetster Zeichnung und Treue dargestellt. Die Gesandtschaft bewirkte beim Papste, daß er der polnischen Geistlichkeit empfahl, in Frieden mit den weltlichen Ständen zu leben und daß er die Jesuiten zur Eintracht mit der Krakauer Universität ermahnte.

Die Aufnahme der Gesandten war nicht minder glänzend und immer spielte das Pferd dabei eine bedeutende Rolle. Pio Bonto Mucante, Ceremonienmeister und Secretair des Cardinals Heinrich Gaetani, sagt in seinem Tagebuch: „Man bereitete sich, den Gesandten in Krakau aufs feierlichste und glänzendste aufzunehmen. Einige der Herrn ließen dazu ihren Hofleuten neue Farben geben . . . Alle saßen zu Pferde. Am glänzendsten trat Peter Myszkowski auf, mit vierzig Pferden, die Reiter waren in Sammet und Silber und hatten Flügel an den Schultern. . . Cardinal Fürst Radziwill, Bischof von Krakau, ritt dem Gesandten an der Spitze von dreihundert jungen Edelleuten entgegen und begrüßte ihn mit einer lateinischen Rede. Der Zug, welcher das Gefolge des Legaten Gaetani und des Nuntius Malespina bildete, bestand aus dreihundert Personen und zweihundertfünfzig Pferden, welche auf königliche Kosten unterhalten wurden. Auf die Pferde kamen täglich hundertvierundvierzig Scheffel Hafer, dazu viel Stroh und Heu. Zwischen Ujazdow und Warschau, sobald die Meldung gekommen war, daß der König sich näherte, bestieg der Legat sein päpstliches Maulthier, zwölf Bischöfe, Prälaten und Aebte begleiteten ihn zu Pferde. Der König, der seinen Hof vorausgeschickt hatte, kam dem Cardinal ebenfalls zu Pferde entgegen.

### § 183. Das Pferd bei feierlichen Einzügen, Krönungen und Begräbnissen.

Werfen wir einen Blick in die historische Vergangenheit des polnischen Volkes und seine Sitten, entwerfen wir uns ein Bild von den ehemals üblichen Feierlichkeiten, an welchen das ganze Volk Theil zu nehmen sich beeilte, so werden wir uns überzeugen, daß das Pferd darin vielleicht die hervorragendste Rolle spielt. Keine Feierlichkeit konnte irgendwie angemessen, ohne Pferd Statt haben; das Pferd gab ihr Bedeutung und



Glanz. Auf den prachtvollsten Pferden, unter dem Schmettern der Trompeten hielten die polnischen Könige ihren Einzug in die Mauern ihrer Hauptstädte und anderer Burgflecken, um das Auge des Volkes zu ihrem Ruhme auf sich zu ziehen, und besonders war es die weiße Farbe, welche für solche Zwecke bei Pferden begehrt wurde. Sawisza, Bischof von Kratau, hielt sogar schon im XIV. Jahrhundert weiße Reitpferde für feierliche Ceremonieen als die einzig geeigneten. In demselben Jahrhunderte zog Sigismund, der Gemahl der Maria, der Tochter Ludwigs, als muthmaßlicher Erbe des polnischen Thrones feierlichst in Polen ein. Er saß in Rüstung auf einem hohen stolzen Pferde, das vom Kopf bis zu den Hufen mit einer faltigen buntfarbigen Decke bedeckt war, und nach damaliger Ritterfittte stand er mehr steif in den Bügeln, als daß er auf dem hohen, aber kleinen Sattel gesessen hätte.

Der Adel sparte nichts, um seine Könige und ihre Gattinnen angemessen zu empfangen und dabei die größte Pracht zu entfalten; wie hätte man sich aber auch bei einer Reiteration irgend welche Feierlichkeit ohne Pferde denken können? Die Königin Hedwig, welche oftmals das Land durchreiste, begleiteten außer ihren Rätthen, Beamten und Dienern, zwei, ja oft dreitausend bewaffnete Edelleute auf den ausgesuchtesten Pferden und das Volk beeilte sich, freudig dem Hofe die erforderliche Fourage zu liefern. Die Marschälle brachten sie von den Dörfern zusammen und der begleitende Adel erhielt sich verschwenderisch auf eigene Kosten. Das, was das Landvolk für den Hof seiner Monarchen brachte, hieß fodrum, möglicherweise corrumpt, aus dem deutschen „Forderung.“ Zu den Zeiten der Pfaffen wurde dem Hofe Vorspann geleistet. Verpflichtet dazu waren alle Städte und Dörfer. Der Vorspann bestand in Pferd und Wagen, zuweilen nur in Pferden. Später wurde diese Pflicht durch eine Geldabgabe gelöst und dafür regelmäßige Posten eingerichtet.

Der Einzug Elisabeths, Tochter des römischen Kaisers Ferdinand, welche dem jungen polnischen Könige Sigismund II. August verlobt war, zählte im Ganzen zweitausendsiebenhundertdreißig Personen zu Pferde.

Gratian erzählt, daß, als König Heinrich nach Miedzyrzecz, einer Stadt im Bisthum Cujavien, kam, ihn bereits dort zehn Senatoren und zahllose Herrn vom Ritterstande mit ihren Leuten erwarteten, daß alle benachbarten Hügel mit Reiterei besetzt waren. Auf der rechten Seite standen dreitausend Deutsche, welche den König durch das Land des polnischen Vasallen geleiten und dann umkehren sollten.

Der Einzug Stephan Batorys zeichnete sich durch die große Menge und die Auswahl der Pferde aus. Der König selbst ritt ein schwarzbraunes Pferd von seltener Schönheit und ihm voraus führte man reich geschmückte Reitpferde. Alle Felder zwischen der Stadt und dem Grabhügel waren mit Reihen bewaffneter Reiter bedeckt. Die Lanzenspitzen erglänzten in der Sonne, von den Schilden strahlte sie wieder, die silbernen Federn in den Flügeln der Uffaren flimmerten und die Luft durchbrauste der Klang der Pauken und Trompeten . . . . aber was Schönheit der Pferde, Bewaffnung und Zahl anbetrifft, so war der Trupp des wojniczischen Castellans, Johann Teczynski, der ausgezeichnetste. Die Reiter trugen Leopardenfelle oder weiße und schwarze Bärenhäute; Teczynski selbst ritt ein wunderbar schönes Pferd, strahlend von Gold, Silber und Edelsteinen.

Joachim Wielki sagt in seiner Beschreibung des Einzuges der Erzherzogin Anna, der Gemahlin Sigismundus III. Basa, in Krakau: „am 26. Mai 1592 brach die Erzherzogin von Balice nach Krakau auf, welcher der König mit einer nicht unbedeutenden Mannschaft entgegen ritt. Die Leute waren prächtig und kostbar gekleidet, strahlten in Gold, Silber und Brokat, so daß die Fremden sich nicht genug über den Glanz und Reichthum wundern konnten; gleichertweise waren sie darüber erstaunt, wie der König so in aller Eile sechs bis siebentausend Mann so prachtvoller Truppen hatte zusammenbringen können. Mit der Erzherzogin war wenig Gefolge, im Ganzen etwa fünfhundert Köpfe . . . . am letzten Tage des Monats war die Krönung der Königin; dann war die ganze Nacht Maskenball in dem am Schlosse angebauten großen Saale. Die Musik placirte sich im Thurme und wie aus der Tiefe der Erde erschienen sechzig als Schweizer gekleidete Trabanten mit Trommeln und Pfeifen, dann kamen Nymphen, welche sangen, endlich Cavaliere, unter ihnen der König, und nun begannen die Tänze.

Den Einzug des Königs Johann III. zur Krönung in Krakau beschreibt Cosimo Bruteni in seiner *Sobesciada italiana* wie folgt: „bei dem Klange rauschender Musik gingen an der Spitze dreihundert Heibuden, ferner zwei Regimenter Garde zu Fuß, vier Schwadronen Uffaren, jede zu zweihundert Pferden. Es wäre vergebliche Mühe, die Pracht und Schönheit dieser Ritterschaft zu beschreiben, denn von ihrer Rüstung, ihren hohen Lanzen mit langen Fähnchen, den Ligerfellen, stolzen Pferden, Satteln, Geschirren, Bügeln, goldenen Zügeln, Stickereien und Edelsteinen

zu sprechen, hieße nur das Schöne in den Staub ziehen. Es ist eine Reiterei, wie es keine zweite in der ganzen Welt giebt; es ist unmöglich, sich von der Lebhaftigkeit und Gewandtheit ihres Manövrirens und der Pracht ihres Aeußeren eine Vorstellung zu machen, wenn man sie nicht gesehen hat. Auf die Uffaren folgte der Adel auf prachtvollen spanischen Pferden, die Anzahl war so groß, daß die Polen selbst sich darüber wunderten. Neun Trompeter und Paukenschläger intonirten. Darauf folgte ein Trupp fremder Herrn, französisch gekleidet . . . dann polnische und litthauische Herrn. Endlich erschien Sr. Majestät der König auf einem stattlichen Rosse, dessen Geschirr mit Diamanten bedeckt war . . . Um ihn herum ging eine Menge von Pagen in reicher französischer Tracht und vierundzwanzig Lakaien, persisch gekleidet . . . Sobald Sr. Majestät sich der Stadt näherte, begrüßten ihn die verschiedenen Zünfte mit gelehrten Reden, vierundzwanzig Bürgermeister trugen den Walbachin, unter welchem der König sich dem Schlosse näherte und zwei Triumphbogen passirte. . . . ferner erschienen dreizehn Pferde, welche eines hinter dem anderen geführt wurden und mit langen goldgewirkten Perlen und mit Edelsteinen besetzten Teppichen bedeckt waren. Das dreizehnte Pferd trug Geschirr, Sattel, Bügel, Zügel, Pistolen, Holstern, Säbel, eine aus Stahl so kunstfertig gearbeitete Streitart, daß der toskanische Herzog nichts Aehnliches weder in seiner Gallerie, noch an seinem Hofe hat . . . dann folgten hundertfünfzig Musketiere, endlich die königliche Garde, der vierundzwanzig Lakaien, hundertfünfzig Heibucken und hundertfünfzig Janitscharen in ganz türkischem Costüm voranschritten, dann noch sechs Heibucken riesiger Größe, bedeckt mit silbernen Ketten . . . Diese ganze Cavalcade schlossen die Leibgarde der polnischen Senatoren, welche durch ihre Pracht Alles in Erstaunen setzten.“

Der Einzug König Augusts II. in Warschau war prachtvoll und zeichnete sich besonders durch die Auswahl der schönsten Pferde aus.

Zu den glänzendsten Festlichkeiten gehörten die Ceremonieen bei den Krönungen der polnischen Könige. Die Krönung Heinrichs v. Valois ist jedenfalls diejenige, deren Ruf sich am weitesten verbreitet hat. Massenweise drängte sich das Volk heran, um in der Nähe den Lurus von dreißigtausend Edelleuten zu sehen, welche durch ihre Gegenwart den Glanz der Ceremonieen erhöhten. Die Reden des den König am Triumphbogen empfangenden Senates und der Akademie von Krakau kurzweilten den König sicherlich nur wenig, aber er vermochte es nicht, den Blick von

der Gold- Silber- und Edelstein-Pracht abzuwenden, womit die Pferde bedeckt waren, von den Schabracken aus Seide, Brokat und kostbarstem Bahn mit kostbaren Steinen und Stickereien besetzt, von den Steigbügeln, Gebissen und Ketten, welche die Zügel vertraten; Alles aus purem Gold oder Silber, von den Büschen aus Straußensfedern, den Rosetten von echten Perlen oder edlen Metallen, besetzt mit Edelsteinen, welche die Köpfe und Kreuze der Reitpferde schmückten, von jenen Truppentheilen auf Pferden, zwischen deren Ohren Wolfsköpfe hervorblickten, während die Schwänze sich an die Brust der Reiter lehnten und deren Tagen den Hals des Pferdes umspannten, von jenen angeblich Kriegsgefangenen, welche auf Wagen gefahren wurden, von jenen zwei wunderlichen Pferden, von denen das eine gekräuseltes Haar hatte, daß es wie ein großer Wider ausseh, während dem anderen Schnabel und Flügel so geschickt angepaßt waren, daß man es für einen Hippogryphen nehmen konnte; oder von jenen Abtheilungen, wo Pferde und Reiter mit Parberfellen umhüllt waren; von den Adlerflügeln, welche Menschen und Pferde zierten, von albanischen Schilden, die mit feinem Silberblech überzogen wie massiv silberne erschienen, von jenem Roß, das in ein so großes Bärenfell gekleidet war, daß es zu seiner ganzen Umhüllung reichte, endlich von jener Compagnie, deren Reiter jeder einen Schwan mit ausgebreiteten Flügeln auf den Schultern hatte, so dargestellt, als ob er vom Kreuz des Pferdes sich erheben und auf dem Kopf des Reiters sich niederlassen wollte. Ein solcher Glanz und Luxus erregte das Erstaunen der auswärtigen Gäste.

Den Begräbnissen der Könige oder sonst hervorragender Personen diente das Pferd ebenfalls als Folie der Pracht. Bei dem Begräbnisse Casimirs des Großen eröffneten vier vier-spännige mit schwarzem Tuch behangene Wagen den Conduct, ihnen folgten vierzig Reiter auf Rossen, die in purpurrothes Tuch gekleidet waren. Von elfen dieser Ritter wurden die Wappen der elf Provinzen getragen und der zwölfte trug das königliche Banner. Hinter diesem ritt ein Ritter auf einem trefflichen Streitroß aus dem Stalle des verstorbenen Königs. Der Ritter stellte die Person des verstorbenen Monarchen vor und war in Scharlach gekleidet. Unter den Gaben, welche jeder Hofbeamte der Kirche brachte, gab der Marschall das trefflichste Pferd aus dem königlichen Stalle und der Kämmerer einen gewappneten Ritter in königliche Gewänder gekleidet, ferner Fahnen, deren Schafte nach alter Sitte unter Wehklagen und Schluchzen des Volkes zerbrochen wurden.

Bei dem Begräbniſſe Wladislaw Jagielloſ gab man zum Geleite für die Seele des verſtorbenen Königs viel prächtiger Roſſe mit Scharlach bedeckt, ſie wurden von Rittern geführt, deren einer eine Fahne mit dem weißen Adler am langen Schaft trug.

Bei dem Begräbniſſe Sigismunds I. erſchienen dreißig Trauerwagen unter Goldbrokat und ihnen folgten ebenſoviele königliche Pferde, verhält in verſchiedenfarbige Taſſete mit den Wappen des Monarchen. Ihnen voran ritt der Kron-Fahnenträger auf weißem Roß, in der einen Hand trug er das Banner mit dem Adler des Kronlandes, in der andern ein Schwert. Vor dem Trauerwagen ritt Johann Tarlo in vollem Küras und bloßem Schwert in der Hand. Als man nach der Predigt die Gebete zu ſingen begann, ritt Tarlo mit ſeinen Knappen in die Kirche und warf ſich bei der königlichen Bahre vom Pferde. Um Rüstung und Helm hatte er brennende Lichter.

Die Leiche Sigismund Augusts brachte man von Knyshyn nach Krakau. Die Pferde waren mit ſchwarzem Tuch bedeckt; hinter der Geiſtlichkeit ritt der Fahnenträger auf einem ebenfalls ſchwarz bekleideten Pferde, darauf folgte ein Pferd in Schwarz, welches die königlichen Wappen trug. Um dieſes herum ſchritten Lakaien, hinter ihnen zwei Knaben, dann folgte der Wagen mit der königlichen Leiche, hinter welcher die Herrn Räte mit ihren Mannſchaften ritten. Als der Conduet nach Krakau gelangte, warteten daſelbſt am Thore des Heil. Florian die auswärtigen Geſandten, Aebte und Bünfte, hinter ihnen dreihundert Pferde mit ſeidenen Decken. Der Zug wurde darauf geordnet. Voran ging die Schuljugend, ihr folgte die Geiſtlichkeit, dann ſechshundert Arme in Trauergewändern, die Landesfahnenträger, je nach dem Range der Lande geordnet, nach dieſen ſchritten dreißig Pferde in Seide einher und eines, das in ſchwarzen Sammet gehüllt war. Es folgten dreißig königliche Trauerwagen, hinter ihnen ritt ein Reiter im Küras, ein blankes Schwert in der Hand mit der Schärfe zur Erde geneigt, ihm folgte ein Knappe mit Schild und Banner, den Schaft ebenfalls zu Boden geſenkt, das Banner trug auf der einen Seite den Adler, auf der anderen den litthauischen Reiter. Darauf kam ein Reiter in königlichen Gewändern, dem die königlichen Rathsherrn mit den Ornamenten des Thrones folgten, inmitten derſelben die königliche Schweſter mit ihren Joſen. Am dritten Tage erſchien das Ganze in dieſer Ordnung auf dem Schloſſe zur Andacht. Von allen Thürmen ertönte weithin das Geläute der Glocken. Der Biſchof hielt

die Predigt, nach welcher, während das „pater noster“ intonirt wurde, der Mann in Rüstung mit seinem Knappen und dem Lanzenschaft in die Kirche ritt, worauf das gebräuchliche Herabfallen vom Pferde und das Zerbrechen des Siegels erfolgte.

#### § 184. Das Pferd in den Turnieren.

Mit Interesse und Eifer schaute das Volk jenen ritterlichen Spielen zu, welche unter dem Namen Turniere bekannt sind, bei welchen der Adel, die Grazie und Tüchtigkeit der Rosse, wie der Muth, die Kraft und Geschicklichkeit der Reiter in den Zuschauern die lebhafteste Theilnahme erweckte.

Die erste Spur der Turniere in Polen reicht bis ins Jahr 1142, wo ein solches auf der Hochzeitsfeier der Tochter Peters, vom Wappen „Schwan“, mit Jaga, dem serbischen Fürsten, Statt fand. Seitdem gehören sie zu den gewöhnlichen Spielen, welche wichtigere Feierlichkeiten wie: Krönungen, Fürsten-Congresse und Hochzeiten hervorragender Personen zu verherrlichen pflegten.

In den Chroniken werden dergleichen vielfach, aber ohne nähere Beschreibung, erwähnt. Andreas Opalinski von Dnin, Kron-Groß-Marschall, giebt das Programm an, nach welchem dergleichen bei der Vermählung Jan Jamojstis mit der Fürstin Radzivil 1574, Statt fanden.

Im Jahre 1404 kämpfte bei den, von den deutschen Ordensrittern in Thorn bei Gelegenheit der Zusammenkunft veranstalteten, Turnieren, Dobek von Olesnica, der sechs Jahre später wesentlich zum Siege bei Brunwald beitrug, mit solchem Erfolg, daß Niemand ihm Stand zu halten vermogte und daß er, nachdem er alle Gegner aus dem Sattel gehoben, bis in die späte Nacht in den Schranken vergebens harrete, ob sich ein Rächer der Besiegten zu zeigen wagen würde.

Guspinian erwähnt der polnischen Namen Bielicki und Carlo bei dem Turniere, welches Kaiser Maximilian zum Empfange der Könige Wladislaws von Böhmen und Ungarn und Sigismunds von Polen veranstaltete und Bielicki erwähnt noch eines gewissen Radzimirski, eines Masuren, der den Tschechen Stybliz aus dem Sattel hob.

Glänzende Spiele fanden am Hofe Sigismund Augusts Statt, auch wurde die Fechtkunst fleißig geübt. Einem jeden aus dem Ritterstande, sei es aus dem Hofdienste oder aus der Masse, stand es frei, hervor zu treten und den Anderen zu fordern, sich mit ihm aufs Schwert zu messen.

Man trat dabei zu Pferd, oder auch zu Fuß mit dem Schild auf. Andere zeigten zu Pferde verschiedene Kunststücke, spielten mit Lehmkugeln und warfen sie so geschickt in die Luft, daß sie nie zu Boden fielen, sondern immer aufgefangen wurden.

Als König Heinrich auf dem Schlosse zu Krakau ein Turnier gab, setzte ein gewandter Reiter alle dadurch in Erstaunen, daß er seinem Pferde die Bügel schießen ließ, während er ein anderes am Bügel hielt und im schnellsten Laufe von einem auf das andere sprang; nachdem er dann das eine hatte laufen lassen, jagte er auf dem andern, saß bald auf und bald ab, indem er sich nur auf den Bügel stützte und das Pferd im Laufe nicht anhielt.

Die Turniere waren zu Fuß und zu Ross. Wer daran Theil nehmen wollte, mußte sich den Vorschriften unterwerfen, welche die Ordner desselben schriftlich gefaßt und an das Schloßthor zur öffentlichen Kenntnissnahme geheftet hatten. Außerdem mußte man, um angemessen aufzutreten, das ritterliche Recht kennen, welches alle Vortheile und Künste in Betreff des Zusammenstoßes in den Schranken lehrte. Kleinodien oder Gaben, die man „Danke“ nannte, waren die Belohnung des Siegers. Wer sich am tüchtigsten zeigte, erwarb den größten „Dank.“ Doch war für den Ritter immer das Zulächeln der Damen und der Applaus der Masse der schönste und begehrteste Dank.

Ringstechen fanden dabei auch Statt, d. h. im vollen Laufe mußte der Reiter einen aufgehängten Ring lösen, ohne auch nur einen Moment anzuhalten. Besiegt war, wer den Steigbügel verlor.

Auf den Turnieren zu Zeiten des Königs Wladyslaw Jagiello herrschte die Sitte, mit der Lanze oder dem Schwerte das Zeichen des Kreuzes vor Beginn des Kampfes zu machen. Die schönsten Turniere jener Zeit fanden in Krakau 1397 zum Empfang des Luxemburgers Sigismund mit seinem ungarischen Hofe Statt. Der vornehme Gast brach seine Lanze mit jedem der hervorragenden Polen nach der Reihe und war entzückt über die Geschicklichkeit und Gewandtheit der Ritter, wie über die Tüchtigkeit der Pferde.

Nach der Hochzeit Sigismunds III. mit Anna von Oesterreich, fanden am Sonntage den 7. Juni 1591 Turniere auf dem Marktplatze zu Krakau Statt. Vier Paare kämpften miteinander, es hatten sich viel mehr dazu gemeldet, aber der König gestattete es nicht, damit sie nicht in Ernst geriethen. Die Turniere waren mit scharfer Waffe und Schild,

Einer wurde durchbohrt und ein Anderer verwundet. Darauf turnierte der König selbst nach italienischer Sitte maskirt, wie denn auch alle Anderen ebenfalls in Masken auftraten.

Auf dergleichen Turnieren, von denen das letzte in Polen unter dem dritten Sigismund Statt fand, wo sie dann durch Carrousselle ersetzt wurden, trat die Tüchtigkeit des Reiters, seine Gewandtheit, Kraft und Geistesgegenwart in das hellste Licht; doch trugen die hohen Eigenschaften des Pferdes das Meiste zum Glanz der Turniere bei und man war der Ansicht, daß ein Pferd, welches mehrere Turniere gut und ohne Schwanken durchgemacht hatte, der Ruhe und Erholung ebenso würdig sei, wie ein Schlachtroß, das lange und heftige Kämpfe überdauert hatte.

### § 185. Das Pferd auf Jagden.

Eine der beliebtesten Passionen des polnischen Adels waren Jagden, wobei das Pferd keine untergeordnete Rolle spielte.

Der Hund und das Pferd waren die ersten Geschöpfe, welche der Mensch mit den Wohlthaten der Domesticität begabte, und welche sich beeilten ihm dafür Gegendienste zu leisten. Beide vortrefflichen Thiere verließen den Menschen nicht, weder beim Angriff, noch bei der Vertheidigung. Herodot liefert uns dafür einen originellen Beweis, denn er erzählt, daß als einst die Perynthier um die Hauptstadt der Paconier ihr Lager aufgeschlagen hatten, sie die Belagerten zu einem dreifachen Einzelkampf herausgefordert hätten, und daß die Herausforderung angenommen worden wäre. Ein Mensch habe mit einem Menschen, ein Pferd mit einem Pferde und ein Hund mit einem Hunde gekämpft. Wir haben weiter oben bereits gesagt, daß in der entlegensten Steinperiode, in der Zeit der Pfahlbauten, Ueberreste von Pferden und Hunden mit denen von Menschen zusammen gefunden worden seien, woraus die Domesticität jener beiden Thiere schon zu damaliger Zeit unwiderleglich hervorgeht. Seitdem haben Pferd und Hund nicht aufgehört, den Menschen auf seinen Jagdstreifereien zu begleiten; und wenngleich immer sich solche gefunden haben, welche wie die meisten Bauern oder der kleine Adel in Polen allein ohne Hilfe des Hundes oder Pferdes mit einem gabelartigen Wurfspeer oder mit der Art Bären und andere Bestien angriffen und erschlugen, so konnte man doch große Jagden, welche die Existenz ganzer Familien und Gemeinden sicher stellen sollten, ohne Hilfe dieser Hauptfactoren nicht gut bewerkstelligen. Jahrtausende mußten vorübergehen,



bevor die Lage der Dinge sich so änderte, daß der Mensch auch ohne Jagd auf wilde große Bestien in Sicherheit leben konnte, und als „der Bauer den Groschen, der Herr den Bauern, und der Priester den Herrn zu jagen begann“ da wurde die Jagd ein Vergnügen und eine Beschäftigung nur eben muthiger und tüchtiger Männer. Der erste Hund, den der Mensch in seine Häuslichkeit aufnahm, war der Jagdhund; sobald aber die Häuslichkeit ihre Flügel über Heerden von Groß- und Kleinvieh ausbreitete, und der Mensch aus dem Jäger ein Hirte wurde, zeigte sich in der Hunde-Gattung bald eine andere Species. Neben dem Jagdhunde fand sich der Hirtenhund, ein Wächter, welcher die Heerden gegen den Angriff von Raubthieren schützte. Als der Mensch endlich sich dauernd an einem Orte niederließ, Häuser baute und Habe aller Art um sich sammelte, da fand sich auch bald der Hüter des Hauses, der Hofhund. Einer ähnlichen Scheidung in Arten unterlag auch das Pferd, ein anderes war das Jagdpferd, ein anderes dasjenige, auf dem man die Heerden trieb und ein anderes das Zugpferd. Und so wie das Zugpferd mit der seiner Natur zuwideren Körper schwere und Beleihtheit das anschaulichste Bild der häuslichen Pflege ist, so stellt der Hofhund am schlagendsten die letzte Umgestaltung eines einst gierigen Raubthiers in den verbissensten Erhalter und Vertheidiger geselliger Ordnung dar.

Die Jagden entsprachen ganz besonders den geselligen Eigenthümlichkeiten der Polen. Zu den großen Jagden an den Höfen der Magnaten eilte der Adel sogar aus entlegenen Gegenden herbei und verweilte oft Monate lang, wenn auch nicht zum Vortheil seiner eigenen häuslichen Angelegenheiten, in einem heiteren geräuschvollen Leben, während Weib und Kind daheim saßen, woher auch das Sprüchwort: „Frauen haben Jagdliebhaber nicht gern.“ Männer aber fanden in der Jagd eine solche Sonne und Lust, daß, wenn sie dieselbe einmal geschmeckt hatten, sie nicht mehr davon lassen konnten.

Joh. Graf Ostoróg, Wojewode von Posen, sagt in seinem 1618 herausgegebenem Buche: Jagd mit Jagdhunden: „wer da irgend die Jagd nicht liebt, der erweckt den Verdacht, daß er ein servilis, ein Kaufmann oder Bucherer sei oder ein niedriger Mensch, ohne einen Tropfen abligen Blutes.“

Unter Jagd verstand man das Erjagen von Wild auf jede Weise, durch Lockung, Lochgrabung, Selbstgeschosse, Fallen u. s. w. doch gab sich der Adel nicht mit dergleichen ab, vielmehr trieb er nur solche Jagden,

welche Anstrengung der Kräfte, Geschicklichkeit und Muth erforderten, welche den Reiz der Gefahr hatten und die Möglichkeit boten, sich auszuzeichnen. Der Klang der Hörner, das Echo der Wälder, das vor Ungebuld heftigere Pulsiren des Herzens, die Bewältigung seines convulsivischen Schlagens durch kaltes Blut im Angesicht der Gefahr, endlich der allgemeine Beifall nach erreichtem Triumphe, das war die Anziehungskraft, die jeden Edelmann leidenschaftlich für die Jagd entflammete.

Nach ehemaligen Begriffen erforderte eine kleine Jagd acht Pferde, vier Koppeln Windhunde, fünfzehn Koppeln Jagdhunde, zehn Hühnerhunde und namentlich: drei Anheger, zum Anhalten im Dickicht drei, Angreifer zwei und ebenso zwei Hundejungen. Opalinski's Satiren erwähnen, daß es in Polen allgemeine Sitte war, Hundeställe mit dreißig Koppeln Jagdhunden und zehn und einigen Koppeln Windhunden zu halten und Manchen, der sich nicht gut berechnete, haben die Hunde aufgefressen. Spätere Autoren fanden, daß zwölf Koppeln Jagdhunde und drei Koppeln Windhunde für eine lustige Jagd hinreichend seien und noch spätere meinen, daß ein wirthschaftlicher Jäger sich mit sechs Koppeln Jagdhunden, zwei Koppeln Windhunden und einem Paar Jägern, um das Wild todtzuschlagen, begnügen könne. In den Begriffen des polnischen Adels erhielt sich dessen ungeachtet eine gewisse Art von Ähnlichkeit mit denjenigen Englands darin, daß er den Besitz eines großen und guten Hundestalles als Etwas ansah, das dem Besitzer zur größten Ehre gereiche, und daß die umliegende Gegend darauf so stolz war, als ob dies ein Eigenthum der ganzen Provinz wäre. Des Radziwill'schen Hundestalls zu Rieswicz rühmte sich der Adel der ganzen Wojewodschaft Nowogrod.

Zu einem vollständigen Jagdapparat gehörten außer Leuten, Pferden und Hunden auch noch Neze und Stäbe um jene fest und aufrecht zu erhalten. Die Neze, welche oft eine halbe Meile reichten, wurden auf Wagen mit besonderer Sorgfalt gefahren. Das im Revier durch Neze eingeschlossene Wild stürzte sich, sobald es merkte, daß es nicht mehr entfliehen könne, auf die Jäger und setzte sich allen Gefahren aus. Ein Dickicht zu umgarnen dazu bedurfte es eines schlaun Jägers. Man mußte das Revier gut kennen, um zu wissen, wo das Wild zu lagern pflegte; man mußte die Richtung des Windes und das Niveau des Waldes zu verwerthen verstehen; man mußte aus den Spuren des Wildes die Zeit seiner Anwesenheit im Revier, wie aus einem Buche zu lesen verstehen, errathen, wie lange es darin zu verweilen gedente, und angeben können,

ob es nur auf die Aefung oder auf Lager gekommen sei. In allen Fällen mußte man ganz sicher sein und in unvorhergesehenen sich zu rathen wissen.

Der Hauptgehilfe in den gefährlichsten Jagdabenteuern war immer das Pferd. Von ihm verlangte man alle Tugenden eines Schlachtrosses: Schnelligkeit, Muth, Ausdauer, empfindsames Maul und sicheres Beinwerk. Nur ein im Wenden wie ein Schlammpeitzler gewandtes Pferd war oft allein nur im Stande, seinem Reiter das Leben zu retten und ihm, wie es sich gehörte, auf der Jagd zu dienen. Die Art und Weise, wie man den Auerochsen oder ein anderes großes Wild jagte, beruhete darauf, daß man ihn unaufhörlich verwundete und so lange verfolgte, bis er durch Blutverlust entkräftet zusammenbrach. Gratiani, Bischof von Ameria, sagt in seiner Biographie des Cardinals Commendoni, der gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts zweimal Legat in Polen war, daß die Polen auf die Auerochsen zuerst Jagdhunde loslassen und daß die Jäger mit Bogen bewaffnet dem Thiere zu Pferde zu Leibe gehen und mit Pfeilen verwunden. Sobald der zur Wuth gereizte Auerochse sich gegen einen der Gegner wendet, beginnt dieser schnell vor ihm Kehrt zu machen und zu fliehen, sofort eilt ein anderer Jäger herbei, sendet ihm einen Pfeil in den Leib und lenkt seine Wuth auf sich, dann sendet ein dritter ihm den Pfeil in die Weichen und wieder wendet sich die Wuth gegen diesen dritten Feind. Mittlerweile sind die ersten zwei wieder umgekehrt und so wiederholt sich der Angriff, bis das Thier unter seinen Wunden zusammenbricht. Man kann hieraus ersehen, was für schnelle und gewandte Pferde nothwendig waren und welchen Muth, kaltes Blut und Geistesgegenwart der Jäger besitzen mußte. Gegen den Eber gebrauchte man außer Pfeilen auch noch Speere, welche aus naher Entfernung mit starker Hand geschleudert wurden. Der Eber war drohend und gefährlich, sobald er das zweite Jahr zurückgelegt und sich von der Heerde getrennt hatte. Hatte er dann einige Jahre einsam verlebt, so war er im wüthendsten, gefährlichsten Zustande. Wen der Eber erfaßte, der war gewöhnlich verloren und das Sprüchwort sagte: „Gehst du auf Bärenjagd, so bereite dir vorher dein Krankenlager, gehst du gegen den Eber, so bestelle den Sarg.“ Indessen hielt dieses ominöse Sprüchwort den jungen Adel nicht ab, die Gefahren zu bestehen, im Gegentheil entflammete es ihn, den nicht unbewaffneten, mächtigen Gegner niederzuwerfen. Und wenn die Hunde einen Keuler unter einer alten Eiche oder Buche stellten

und er im Kreise herum schauete, schäumte und die Hauer knirschend wegte, so warfen die Jäger die Blut fordernden Speere und wandten vor seiner schäumenden Schnauze die Pferde, während die Hunde in Massen ihn in den ringsumgestellten Zaun trieben, wo er mit blankem Schwert niedergemacht wurde.

Bei Jagden auf Bären half auch die größte Gewandtheit des Pferdes oft nichts, denn der Bär besitzt diese Geschicklichkeit selbst im höchsten Grade und seinem ungewöhnlichen Muth mußte ein gleicher begegnen. Aus dem Lager im Dickicht aufgetrieben, stürzte er im Trabe gegen die Jäger und von einigen Pfeilen getroffen, warf er sich wüthend auf den Menschen und stand aufrecht, jetzt galt es schnell vom Pferde zu springen, ihm den Spieß in die Brust zu stoßen und den Schaft gegen die Erde zu stämmen, um auf diese Weise der tödtlichen Umarmung zu entgehen. Die Jagd auf Elke und Hirsche, außer der Brunstzeit weniger gefährlich, erforderte vom Pferde weniger Gewandtheit als Anstrengung im Laufe, vom Jäger weniger Muth, aber mehr Ausdauer, da sie Roß und Reiter mehr Schwierigkeit und Hindernisse bot. Ein in der Reitkunst weniger geübter Jäger konnte auf solchen Jagden leicht entweder das Pferd verlieren oder das eigene Leben in Gefahr setzen, ehe es ihm gelang, im wilden Lauf mit den Hunden das Thier verfolgend, schließlich dasselbe zu erjagen. Bei diesen Jagden wurden Kühe und Schmalthiere geschont; theilweise schon deshalb, weil es für den Jäger mehr Reiz hatte, es mit einem Thiere zu thun zu haben, das sich bis aufs äußerste mit seinen Hörnern vertheidigen konnte, theils auch aus jagdwirthschaftlichen Rücksichten. Der Wolf, den man auch Waldhund oder wilden Hund nannte, weil er dem Hunde ähnlich ist und wie dieser heult, pflegte durch die Landleute und Hirten auf hinterlistige Weise vernichtet zu werden. Jäger jagten meist mit Windhunden auf ihn, doch ließ ein schon einmal gehehelter sich nicht leicht greifen. Eine Rikke scheu und flüchtig, dabei leicht und schmiegsam galt immer als Probiertück für einen guten Schützen, doch pflegte man auch sie zu schonen und vielmehr Böcke zu schießen. Man hielt das Leben eines Bocks für widerstandsfähiger, und einen solchen sofort niederzustrecken galt als ehrenvoller als eine schwache Rikke zu tödten, welche außerdem tragend sein oder möglicherweise ein noch der Mutter bedürftiges Junges haben mogte. Fuchs und Gase waren nicht zum Schießen sondern nur zum Hezen. Eine Menge Citate aus alten Autoren stellen das Jagen mit Windhunden als das beliebteste und ver-

breitetste in Polen dar. Der Windhund war immer einer der liebsten Gefährten des polnischen Reiters, besonders, wenn er, ohne angekoppelt zu sein, beim Steigbügel blieb. Die Vorliebe des polnischen Adels für die Windhunde malt das alte Sprüchwort schlagend: „Windhunden verzeiht man oft das, wofür man andre prügelt.“ Die Hezer zu Pferd wurden immer so postirt, daß einer vom andern etwa fünf Gewände aufgestellt war und zwar so, daß er immer freies Feld vor sich hatte und wo möglich durch irgend etwas gedeckt war, damit ein durch die Bracken aus dem Wald aufgeschuchtes Wild sie nicht sehend von ihnen gesehen und bemerkt werden mußte und ungehezt nicht durchgehen konnte. Jeder Reiter hatte gewöhnlich ein Paar Windhunde, denn man pflegte zu sagen: „mit einem Hunde schreckt man, mit zweien jagt man und viele Hunde sind des Hasen Tod.“ Um die Hunde zur rechten Zeit zu entlassen und richtig anzuhetzen, dazu bedurfte es einer gewissen Übung. Waren sie einmal los, so gab man dem Pferde die Spornen, um so schnell wie möglich den Hunden auf den Fersen zu sein und ihnen den Hasen abzujagen und als, ob man ihn selbst erjagt, an den Sattel zu hängen. Wolf und Fuchs wurden am Kopf, der Hase an den Hinterläufen aufgehängt. Richtige Jäger veräumten keine Gelegenheit das Wild aufzuspiiren, wie z. B. beim ersten Herbstschnee oder des Morgens, wenn Nachts frischer Schnee gefallen war, jedesmal dann brachen sie auf und nicht selten zeigte es sich dann, daß der einmal schon gehezte Fuchs die Hunde täuschte, während der schnellfüßige Hase ihre Beute wurde.

### § 186. Das Pferd im Kriege.

Die vorzüglichsten und glänzendsten Dienste leistete das Pferd der Ritterschaft in Polen, in deren Diensten es auf dem Felde des Ruhms im höchsten Glanze erscheint.

Die polnische Ritterschaft, welche dem Lande mit Blut und Gut diente, hat nicht alle jene Stufen der Entwicklung durchgemacht, welche das Ritterthum des Westens mühevoll zu durchlaufen hatte. Polen entnahm vom Westen die bereits vollendete Institution des Ritterwesens und incorporirte sie den einheimischen Rechten und Sitten. Der polnische Adel einerseits dem Landbau, andererseits dem Kriegerberuf ergeben, einerseits in der Jurisprudenz, andererseits im Ritterwesen erfahren, umfaßte einen eigenthümlichen Complex unter sich sehr verschiedener Elemente. Vom polnischen Adel konnte man, wie von der römischen civitas, sagen,

daß die eine Hand pflügte, während die andere das Schwert führte; daß man ihn für eine Versammlung erfahrener Rechtsgelehrter halten konnte, während, wenn man sein Herz und seinen Seelenadel in Erwägung nahm, man ihn für die reinste, treueste, ritterliche Brüderschaft halten mußte. Die Ritterschaft war in Polen von Anfang an und ohne Unterbrechung stets der gebildeteste und sittlichste Stand des Landes. Die Sitten des Ritterthums und seine Tugenden gingen bald in Leib und Seele des polnischen Volkes über.

Ungeachtet dessen, daß die Bildung des ursprünglichen polnischen Ritterthums gewiß keine andere war, als in dem ganzen damaligen Europa und ungeachtet dessen, daß, die Lanze gut zu führen, ihm die Akademie ersetzte, standen dennoch die sittlichen Eigenschaften des polnischen Ritters immer auf der höchsten Stufe. Mit einem Ritter von schlechten Sitten wollte Niemand in Reih und Glied stehn. Tugend ohne Adel stand immer höher, als Adel ohne Tugend, man kämpfte nicht um irdische Schätze, nur um zu siegen oder um für Vaterland und Glauben sein Leben zu opfern. Man suchte begierig glänzende Thaten und im Kampfe begegnete man sich ritterlich und die da fielen, erlagen nur Wunden, die mit der Brust aufgenommen waren.

Der polnische Ritter fand wie das Ritterthum der ganzen Welt im Pferde seine wesentliche Ergänzung. Ohne Pferd hätte es kein Ritterthum gegeben.

Die polnische Ritterschaft, durch die geographische Lage ihres Landes an den Marken des Christenthums im Angesichte des Heidenthums, wie die päpstlichen Bullen sagten, gestellt, war immer unter Waffen und in den ersten Zeiten, wo jeder Edelmann zur Vertheidigung des Landes verpflichtet war, mußte jeder stets sein ganzes Rüstzeug um sich haben, Lanze, Harnisch, Helm, Säbel, Wurfspeer, Streitroß und alle dazu gehörenden Gegenstände.

Der ritterliche Heerbann, welcher vom Könige zur Vertheidigung des Landes berufen wurde, bestand ursprünglich aus den Contingenten der hervorragendsten Hofbeamten, namentlich der Wojewoden und aus der Leibgarde des Monarchen, welche die Elite der Jugend bildete, unter den Augen des Königs selbst kämpfte und die verwegenste, muthigste Truppe des ganzen Heeres ausmachte. Ferner aus den abligen Staatsbürgern, welche Domainen unter der Verpflichtung des Kriegsdienstes in Pacht hielten, ferner aus Eigenthümern von Wappengütern oder solchen, welche

ritterliche Rechte hatten; endlich kamen dazu noch einzelne Haufen, welche von den angesehensten Städten gestellt wurden. Endlich stellte sich, auf besonderen königlichen Befehl, die ganze Bürgerschaft, als Landsturm. Die Gnesener Abtheilung, die den heiligen Abalbert zum Schutzpatron hatte, war vor anderen geschätzt und ging gewöhnlich voran im Kampfe. Ihr folgten die Krakauer unter einer Fahne mit weißem Adler, die Krone auf dem Haupte und mit geöffnetem Schnabel.

Ursprünglich war die Rüstung der Polen sehr schwer, erst unter Boleslaw dem Kühnen vertauschten sie dieselbe mit einer leichteren.

Zur Vertheidigung des Landes durch königlichen Befehl berufen, stellte sich die ganze Bürgerschaft zum Landsturm. Wie ein Mann warf sich auf das gegebene Zeichen Alles zu Pferd, verließ Haus, Hof und Familie und stürzte sich auf den Feind. Und, wie das Pferd zum Pferd sich drängt, so eilten diese echten Söhne des Vaterlandes, durchdrungen vom Gefühl ihrer Pflicht, unter ihre Fahnen und gingen, wohin der königliche Befehl sie rief.

Zu den Zeiten Casimirs des Jagielloniden wurde festgesetzt, daß jeder Edelmann von jedem hundert Mark Einkünften einen Reiter zu Pferd mit Lanze und daß jeder mit einer Lanze so bewaffnete Reiter noch zwei Schützen mit Kreuzbogen bei sich haben sollte. Die Städte wurden verpflichtet, Hafenbüchsen, Feldschlangen, Kanonen, Schwerter und Alles, was zu ihrer eigenen Vertheidigung erforderlich war, zu besitzen, so daß das Stadtfußvolk im Stande war, die eigenen Mauern zu vertheidigen. Die später nicht zu umgehende Nothwendigkeit, ein stehendes Heer zu halten, um die Grenzen des Landes zu vertheidigen, bewirkte noch mehr Veränderungen und die letzte Umgestaltung der Landesvertheidigung brachten die militairischen Reformen unter der Regierung Stanislaw Augusts.

Das Heer bestand aus Reiterei und Fußvolk. Allein in einem Lande weiter Ebenen und welches sich in fortwährendem Kampfe befand mit Feinden wie die Türken und Tataren, schien die Reiterei von größerem Nutzen zu sein; als das Fußvolk. Die größten Feldherrn Polens haben immer durch Reiterei gesiegt; während das Fußvolk stets nur eine untergeordnete Rolle spielte und in allen Zeiten war die Reiterei die Seele der Landesvertheidigung. Es gab viele Gattungen von Reiterei, welche auch viele verschiedene Benennungen hatten, wie: Fedwerezzen, Artebüsiere, Kürassiere, Reiter, Dragoner, Ussaren, Gepanzerte, Pethoren und Kosaken. Alle diese wurden in schwere und leichte Reiterei getheilt. Die

militairische Taktik mußte seit den ältesten Zeiten die Reiterei je nach dem durchaus verschiebenen Dienst, den die eine oder die andere zu leisten hatte, organisiren, während die schwere durch ihre geschlossenen Reihen, ihre Bewaffnung, ihre massiven Pferde und die Wucht ihres Anpralls zum Zersprengen und Durchbrechen der feindlichen Linie verwendet wurde, leistete die leichte durch ihre Beweglichkeit und Schnelligkeit im Kampfe sehr wesentliche Dienste. Die Regimenter leichter Cavallerie wurden verwendet, um den Feind stets zu beunruhigen, ihn fortwährend zu überfallen, ihn nie zu sich selbst kommen zu lassen; ohne sich je in eine offene Schlacht einzulassen, reizten sie den Feind ununterbrochen Tag und Nacht, ließen ihn nie seinen Marsch maskiren, fingen seine Transporte auf, hinderten ihn an Flußübergängen, fingen seine Patrouillen, Boten Ordonnancen oder Spione auf und jagten die Fliehenden soweit die Kräfte reichten und dann erst hörte ihre unermüdbliche Thätigkeit auf, wenn der Commandirende sich überzeugt hatte, daß der Feind wirklich das Land verlassen wollte, denn dann hielt man sich an das Sprüchwort: „einem fliehenden Feinde muß man goldene Brücken bauen.“ Die fortwährenden Streifereien leichter Cavallerie brachten immer feindliche Gefangene, welche immer mehr oder weniger wichtige Rundschaft über Stellung, Stärke, Absicht und Bewegung des Feindes zu geben im Stande waren. Außerdem hatte die leichte Reiterei die Verpflichtung, die auf Fouragirung Ausgeschickten soviel als möglich zu decken und selbst für Fourage zu sorgen, ohne sich in Gefahr zu stürzen.

Zur schweren Reiterei rechnete man: 1) die Fedwerezgen, deren Name und wohl auch Wesen selbst aus Ungarn stammt, denn bis auf den heutigen Tag wird mit diesem Namen die schwere Reiterei daselbst bezeichnet. 2) die Arkebüsiere, welche Arkebusen oder Musketen führten und die man zuweilen, als eine weniger nöthige Miliz, auflöste. 3) Kürassiere, die ihren Namen vom Kürasß den sie trugen, hatten. 4) Reiter, welche nach deutscher Art ausgerüstet und gekleidet, Feuer- gewehr und Palasch führten. 5) Dragoner, Soldaten, welche den Dienst zu Fuß und zu Pferd verstanden und je nach Umständen in der einen oder anderen Weise verwendet wurden. Auf weiten offenen Ebenen dienten sie als Reiter, in Defileen und Engen saß ein Theil von ihnen ab und kämpfte zu Fuß.

Zur leichten Reiterei gehörten die sogenannten „Panzerschwadronen“. Der Soldat dieser Truppe trug auf der Brust ein leichtes Panzerhemd,



häufig venetianischer Arbeit, welche für die beste galt. Seinen Kopf bedeckte eine Art Drahthaube, welche Oberkopf, Gesicht und Nacken deckte. Einen Säbel hatte er an der Seite, ferner einen Carabiner, eine Patronentasche, eine rothe, leberne Tasche, worin eine Ahle, Feuerstein und Messer, eine Pistole im Gürtel, einen lebernen Sack um Wasser zu schöpfen, ein schwarzzuchenes Säckchen für Papier und Geld, leberne Riemen und hanfene Stricke, um die Gefangenen zu fesseln, ein Gefäß mit Medicin für das Pferd, eine rothleberne Fessel und einen Stock. Einen so ausgerüsteten nannte man einen leichten Cavalleristen, nicht sowohl wegen der Art und Weise seiner Rüstung, als vielmehr, weil man ihn zu leichten Diensten benutzte, d. h. zu allen denjenigen Operationen, welche man nicht geschlossen, sondern vereinzelt, zerstreut nach Kosaken- Art ausführte.

Bethhorcy nannte man in Litthauen gepanzerte Truppen, welche kürzere Spieße als die Kopia war, führten. Czacki leitet den Namen von einer Berggegend der Carpathen her. Kromer hält sie für Einwohner der fünf Berge, slavischen Stammes aus Piatyhor in der Ukraina. Swagnin leitet ihn von den Tataren ab und sagt, daß die Tataren, welche ihren Wohnsitz zwischen fünf Bergen hatten, Piatyhorcy genannt wurden. Jeder Soldat dieser Reiterei verstand es im Laufe aufzusitzen, Schanzen aufzuwerfen, nach allen Seiten hin im schnellsten Laufe mit Sicherheit sein Ziel zu treffen.

Der Ulan stand in der Mitte zwischen dem schweren und leichten Reiter. Nur die lange Lanze, deren Stoß nichts zu widerstehen vermogte, gab ihm den Character schwerer Reiterei, aber sonst verhinderte ihn seine ganze Ausrüstung und die Eigenschaften des Pferdes, auf welchem er saß, nicht, ein leichter Cavallerist zu sein, wie denn auch nicht selten diese Truppe den, nach durchbrochenen Reihen, fliehenden Feind verfolgte. Zwar wurden gewöhnlich die Reiter, die Kürassiere und die Dragoner wegen der Last ihrer Rüstung, der Auswahl der Mannschaften und der Wucht der Pferde zum Brechen der feindlichen Reihen gebraucht, allein die Ulanen verstanden es auch, obwohl leichter beritten mit ihrem unwiderstehlichen Lanzenwald, die festesten Glieder zu durchbrechen und den zur Flucht genöthigten Feind nach weggeworfener Lanze zu verfolgen und darin an Ausdauer und Schnelligkeit den leichten Schwadronen nichts nachzugeben. Die Bewaffnung der Ulanen bestand aus einem glänzenden Helm, zuweilen mit reichem Federbusch versehen, einem Stahl-

harnisch, eben solchen Armschienen, Handschuhen und Beinschienen, ferner aus einem länglichen oder runden Schild; an der Seite hing ein krummer Säbel, in den Holstern steckten Pistolen und unter dem linken Kniee war ein fünf Fuß langer Palasch am Sattel befestigt. In der Hand hielt der Ulan eine neunzehn Fuß lange Lanze, vom Ende bis zum Griff ausgehöhlt, die an der Spitze mit einer vier bis fünf Ellen langen Fahne versehen war, die Fahnen waren aus verschiedenfarbigem Taffet, weiß und roth, gelb und grün, blau und grün oder weiß und schwarz. Die heranstürmenden Ulanen schreckten die feindlichen Pferde durch das Rauschen und Flattern der Fahnen; von ihren Schultern erhoben sich Geier-, Storch-, Kranich- oder Adlerflügel, welche mit ihrem Geräusch nicht nur die feindlichen Pferde, sondern auch die Feinde selbst in Schrecken setzten; ihre Rücken waren mit Luchs-, Parde- oder Tigerfellen bedeckt. Alljährlich bei Beginn einer Campagne ertheilte der Hetman neue Lanzen, da der größere Theil der alten am Nacken der Feinde zersplittert war.

Die Ulanen-Schwadronen waren der Kern und Stern des polnischen Heeres. Manche hielten sie für die erste Cavallerie der Welt, sowohl in Beziehung auf Bewaffnung, als auch auf Auswahl und Tüchtigkeit der Pferde. Die malerische Schönheit dieser Reiterei, ihre edlen Pferde, ihr prachtvolles Riemen- und Sattelzeug, ihre silbernen und vergoldeten Gebisse, ihre gestickten Sättel mit vergoldeten Holstern, ihre auf türkisch mit Gold und Silber durchwirkten Schabracken entzückten immer den Kenner des Kriegshandwerks. Der Name des Ulanen stammt aus dem tatarischen und bedeutet, daß diese Reiter gewissermaßen die Könige des Kriegshandwerks waren. Die Tataren nämlich nennen ihre Könige Ulan.

Den Uffaren wie den Ulanen standen die Landesgestütte oder ungarische Pferde zu Gebote, von denen man einen mittleren Wuchs, Kraft, Ausdauer, Gewandtheit und Schnelligkeit in ungewöhnlichem Grade verlangte. Kleinere Pferde jeglicher Herkunft dienten der leichten Reiterei. Da die Uffaren nur im Fall der Noth in aufgelöster Reihe auftraten, sonst immer in geschlossenen Massen sich hielten, so war das Fesseln der Pferde für den Fall augenblicklicher Ruhe weder nöthig noch bequem. Man band sie vielmehr an kleine in die Erde geschlagene Pfähle, die man immer mit sich führte.

Der Name Ussarz oder Huzar kam aus Ungarn nach Polen, denn in Ungarn bezeichnete man damit im Allgemeinen leichte Reiterei. Czacki will in dem Ausdruck Duszar, der bei den scandinavischen Völkern einen

Riesen bezeichnet, den Ursprung dieses Namens finden. Maciejowski, der in den Gesetzen Duszans auf den Ausdruck *gusar*, in der Bedeutung leichter Reiterei, stieß, sieht in ihm denselben leichten Reiter jenseit der Carpathen wie im Kosaken dießseits der Berge. Der Name Kosak ist tatarischer Abkunft und bezeichnete ursprünglich eine der fünf tatarischen Horden zwischen der Wolga und dem schwarzen Meere, und zwar die ungesittetste. Der ursprüngliche Name *Kapczak* verwandelte sich in der Sprache der Mongolen in *Kozak* und war ziemlich gleich bedeutend mit Räuber; wer irgend nur sich mit Bagabondiren und Fouragiren auszeichnete, einen solchen nannte der mongolische Tatar, der Perser und Türke Kosak und der Pole hat diese Art von Benennung von ihnen angenommen. Dieser tatarische Ausdruck, den als National-Namen die Kirgiz-Kosaken bis heute behalten haben, bezeichnete in Rußland einen armen Burschen, der Beute suchte und Niemandes Unterthan war. Der freie Kosak diente um Geld, wem er wollte und raubte, wo er wollte bis er es mit dem Kopf bezahlte. Das, was die Italiener „Corsaren“, die Deutschen „Freibeuter“, die Ungarn „Heibuden“, die Dalmaten „Ustoki“, die Illyrier „Morlaci“ nennen, das nannten die Polen und Rußen Kosaken. Handstreich, plötzliche Ueberfälle mit Raub und Brandstiftung nannte man „kosakische Streiche.“ Ein ausgelassenes, mit Mord, Plünderung und Diebereien erfülltes Leben hieß ein kosakisches. Aberglauben wie Glauben an überirdische Kräfte böser oder guter Geister nannte man kosakisches Gewäsch. In der polnischen Sprache sind Kosakenthum und Räuberwesen synonym. Strykowski sagt daß Litthauen, als es sich mit Polen unirrte, auch zu pflügen anfang, da es darin mehr Vortheil gewahrte als im Kosakenthum. So waren also in Polen die Kosaken ursprünglich nicht eine besonders bewaffnete Gattung von Reiterei, sondern im allgemeinen Banditen, Räuber u. s. w., was deutlich aus einer Stelle in Strykowski's Chronik erhellt, wo er sagt: „Muko, ein Preuße, aus Warmien (Ermeland) hatte eine Bande von neunzehn Räubern sive Kosaken mit denen er sechzig Litthauer überfiel und niedermachte.“

Der Kosak, obwohl man ihm in Polen auch Rüstung gab, blieb bis ans Ende des Bestandes der Republik immer die leichteste Reiterei.

Die immer aufgelösten Kosaken-Schwadronen leisteten dem Lande die größten Dienste, kannten aber keine geschulten, künstlichen Manöver. Der Kosak umkreiste seine Beute und verständigte sich aus der Ferne durch Zeichen mit den entferntesten Abtheilungen der Seinigen. Sobald der

auf die Lausehe gestellte Kosak von fern einen auf ihn zu kommenden Streifzug gewahrte, verließ er seinen Platz und ritt in Kreisen von Osten nach Westen, und erkannte die Seinigen, wenn Einer des wahrgenommenen Streifzuges aus dem Haufen hervorsprengte und von Westen nach Osten seinen Kreisen entsprach.

Bei Beginn der Union Polens und Litthauens führten die leichten litthauischen Reitereschwadronen allgemein den Namen Kosaken, später nach Maßgabe je nachdem polnische Civilisation mehr und mehr die Begriffe und Gewohnheiten Litthauens umgestaltete und das adlige Element immer mehr in die Reihen der Armee trat, entäußerte man sich dieses Namens, der fortan bei den herrschaftlichen Regimentern verblieb und sich vorzugsweise an die aus Rußien gezogenen Reiter knüpfte, oder auch an Genossenschaften, welche auf Beute gierig, an der südlichen Grenze Polens sich bildeten, um das landbebauende Volk gegen die oft wiederholten Ueberfälle der Tataren, Türken, Walachen und Moldauer zu schützen. Und obwohl das Sprüchwort sagte: „die Engel des Herrn sind zuverlässigere Wächter als die Kosaken“ und obwohl der Kosak manchmal einen Tataren griff und der Tatar ihn am Kopfe packte, so wuchsen doch diese an der Grenze ununterbrochen mit dem Feinde sich messenden Genossenschaften mit der Zeit zu einer gewissen Macht, führten bei sich eine gewisse Organisation ein, schlugen ihre Zelte längs des Dniepr auf, bereicherten sich durch Beute und nahmen den Titel des berühmten zaporogischen Niederungs-Heeres an.

Das Leben der zaporogischen Kosaken unterschied sich in nichts von demjenigen der Tataren. Der Hauptpunkt, zu dem die Zaporoger zur Erholung nach Excursionen oder zum Ueberwintern stets zurückkehrten, hieß Kosz, wahrscheinlich ein Bauwerk das mit einem Zelte Ähnlichkeit hatte, wohin sie auch mit ihren Heerden von Pferden und Vieh während des Regenwetters flüchteten. Solche Zelte aus Filz, tatarisch koszma genannt, in der Eile aufgeschlagen, nannte man kosz und dieser Ausdruck entspricht demjenigen von Horde, welcher ebenfalls Zelt bedeutet. Kosz bedeutet auf türkisch: sich sammeln, und der zaporogische Kosz war auch der Versammlungspunkt des ganzen Heeres. Der erste Kosz befand sich auf einer Insel des Dniepr.

Die frühesten Thaten dieser kosakischen Genossenschaften sind noch nicht aufgeklärt. Einige hundert Polen rückten zu Sigismund des Alten Zeiten mit dem Grafen Landcoronski kosakenartig nach Biabogród, schlugen

die Tataren und kehrten mit Gewinn zurück. Erst viel später machte sich das Kosakenthum um Polen verdient, dessen weißer Adler auf den Fahnen der Zaporoger wehte, so daß viele sogar der Ansicht waren, daß Polen nur so lange im blühenden Zustande bleiben konnte, so lange es gute Kosaken besaß. Zu Stephan Batorys Zeiten zählte man vierzigtausend registrirter Kosaken unter einem Führer, den man den Ataman mit dem Roßschweif nannte, neben welchem ein Feldataman gleichsam als Adjutant fungirte. Etwa hundert Jahre später unterwarfen sich die zaporogischen wie ukrainischen Kosaken den Russen und von der Zeit an begannen die zahllosen Einfälle und Kriege, mit denen das Kosakenthum Polen, seine natürliche Mutter in Aethem erhielt. Ukraina, Wolhynien und Podolien sind der stete Schauplatz heidamackischer Ueberfälle und durch Feuer und Schwert verwüstet füllen sie mit Flüchtlingen die Reihen ihrer Feinde; denn der durch diese Raubzüge verarmte Landmann zog es schließlich vor, selbst zu plündern, als ewig geplündert zu werden, und Weiber sogar schlossen sich in Mannskleibern diesem Leben an. Im Jahre 1707 zerstörte Sakowlew auf Befehl Peters des Großen das Kosakenheer, dessen Reste in der Schlacht von achttausend bei Poltawa auf der Seite der Schweden kämpften. Die nach dieser Schlacht zerstreuten Zaporoger unterwarfen sich dem Chan der Krimm und legten an der Mündung des Dniepr ihren Sitz an. Nachdem sie 1733 von Rußland die Erlaubniß erbeten hatten, in ihre alten Sitze zurückzukehren, legten sie unter russischer Oberhoheit ihre Zelte an den alten Orten wieder an; diese nahm Potemkin 1775 auf Befehl der Czarin Catharina ein und löste das berühmte Zaporogische Heer auf.

Beauplan sagt: „daß die Kosaken schön von Wuchs, nervig, geschickt und gewandt sind, daß sie sich gern putzen, wenn sie was erbeutet haben, daß sie sonst aber ärmlich gekleidet gehen, daß sie nicht nur muthig aber verwegen sind und ihr Leben gewöhnlich auf dem Felde des Ruhmes enden. Auf Raubzügen sind sie gut, auf dem Meere haben sie auch ihre Vorzüge, aber zu Pferde sind sie nicht die besten. Ich habe gesehen, wie zweihundert polnischer Reiter zweitausend Kosaken gebrochen und überritten haben.“ Das kosakische Fußvolk hatte Feuergewehre. Das Pferd, der Spieß, der Kantschu, ein Mädchen und blutiger Tanz auf dem Boden der Ungläubigen, das machte das Glück des Kosaken aus.

Die Pferde für die Uffaren, wie für die Gepanzerten waren gewöhnlich nicht nach der Farbe zusammengestellt, indessen gab es doch auch solche Haufen, welche nur dieselbe Farbe in der Schwadron hatten. Es

war das sonst im polnischen Heere nicht gewöhnlich. Die Deutschen hatten dergleichen Eigenheiten lieber, wie wir das in der Abtheilung sehen, welche den König Heinrich von Valois durch Brandenburg begleitete.

Wir haben keine Zeugnisse dafür, woher die polnische Artillerie älterer Zeiten ihre Pferde entnahm und was für Eigenschaften man von einem Pferde für diesen Truppentheil verlangte. In früheren Zeiten miethete man Fuhrleute für Kanonen und Pulverkisten, wie das die Ausgabe-Rechnungen des Hofes und des Staates ergeben. Jedes Geschütz führte in Polen seinen in der Bluttaufe erhaltenen Namen und zwar war derselbe immer aus der Reihe gefräßiger Raubthiere entlehnt, wie: Drache, Basilisk, Schlange, Falke, Habicht, Stößer, u. s. w. Militair-Gestüte ab es in Polen nicht. Pferde für Remonte recrutirte man von den Adelshöfen, so wie die ganze Armee sich aus dem Adel recrutirte. Nur die Zaporoger hatten ihre eigenen Gestüte.

### § 187. Das Pferd als Strafvollstrecker.

Nicht ausschließlich indessen für glänzende Thaten und Unternehmungen auf dem Felde des Ruhmes wurde das Pferd gebraucht, denn zuweilen trat es auch als Vollstrecker der Urtheile der Gerechtigkeit auf und das Zerreißen oder Biertheilen von Verbrechern wurde durch Pferde bewerkstelligt.

Ein französisches politisches Pamphlet: *La vie et faits de Henry de Valois* Paris 1579 berichtet der Wahrheit zuwider, daß der polnische Landtag, nachdem er Heinrich der Krone verlustig erklärt, befohlen habe, ein Wappen an einen Pferdebesweif zu binden und durch die Straßen zu schleifen.

Die so oft wiederholte und besungene Thatsache von Mazepa, der einem wilden Fohlen auf den Rücken gebunden in die Wildniß gejagt wurde, dient als Beispiel, daß das Pferd nicht nur als Werkzeug menschlicher Gerechtigkeit, sondern auch persönlicher Rache gebraucht wurde. Dies Ereigniß, welches wegen seiner Ungewöhnlichkeit seine Zeitgenossen außerordentlich beschäftigte, war auch die Ursache, daß der Character jenes unglücklichen Opfers in ganz verschiedenen Umrissen auf die Nachwelt kam. Neuere Untersuchungen enthüllten die Wahrheit und erstatteten, in Mazepa eine ganz andere Persönlichkeit zu finden, als wir uns dieselbe vorzustellen gewöhnt sind. Ich halte es für angemessen, daß in Mann, der soviel durch das Pferd gelitten, in der Geschichte des Pferdes, wenn auch nur eine kurzgefaßte Rehabilitation seiner Ehre finde. Die

bei uns über Mazepa verbreiteten Schriften haben über ihn kein schmeichelhaftes Urtheil gefällt. Demgemäß stellten wir uns denselben immer als einen ungeschlachten, rohen Kosaken vor, der nachdem er sich in der Welt herumgetrieben, aus ihr nichts zurückbracht hatte, als den Hang zu Leichtsinne, galanten Abenteuern und Liebes-Intriguen; seinen Character hielten wir immer für gemein, verschlagen und hinterlistig. Eine genauere Untersuchung der Ereignisse und Thaten Mazepas läßt ihn aber in ganz anderem Lichte erscheinen.

Mazepa gehörte zu einer Adelsfamilie, welche bereits zur Zeit der Union Litthauens und Polens 1569 in Neußen angeessen war. Sein Vater Adam besaß durch Verpfändungsrecht das Dorf Siedliszcz bei Constantinowo von Alexander Fürsten von Zaslaw. In diesem Dorfe, welches später Mazepince genannt wurde, wohnte lange nach seinem Ableben seine Frau, von der ihm am zwanzigsten März 1632 ein Sohn Jan Mazepa, der Held der bekannten Geschichte, in Bialocerkiew geboren worden war. Er wurde sorgfältig bei den Jesuiten in Polock erzogen, und zwar auf Kosten des Starosten von Bialocerkiew, Fürsten Dymitry Wisniowiecki. Nach beendigter Schule nahm ihn Leszczynski, Bischof von Kijow, unter seine Obhut und empfahl ihn als einen sehr hoffnungsvollen Jüngling dem Könige Johann Casimir. Der König schickte ihn nach Holland, damit er sich in der Kunst der Büchsenmacherei vervollkomme. So zeigt sich uns also gleich von Beginn Mazepa nicht als roher Kosak, sondern als ein junger Mann von der sorgfältigsten Erziehung. Nach seiner Rückkehr vom Auslande verweilte er am Hofe des Königs, bis Herr Passet ihn durch eine Ohrfeige dafür züchtigte, daß er, wie man ihm hinterbracht hatte, vor dem Könige gegen ihn intriguirte habe. Herr Passet hatte keine Ahnung davon, daß er mit seiner unritterlichen That nur das Werkzeug der Rache für einen unzeitgemäßen Scherz war, den Mazepa unbesonnener Weise sich beim Primas Leszczynski a conto des verdächtigen Verhältnisses erlaubt hatte, in welchem Johann Sobieski mit Maria Casimira Zamojska stand. Nach diesem Ereignisse, welches durch Vermittelung des Königs ohne Blutvergießen ablief, wurde Mazepa vom Könige zu Tetera mit dem Kosakenfeldherrnstab geschickt. Von dort zurückkehrend reiste er zu seiner Mutter und ließ sich in Mazepince nieder, da er, angeblich wegen Krankheit, sich am Hofe des Königs, wo man ihn so entehrt hatte, nicht mehr zeigen mochte. In Mazepince verwickelte man ihn in die Intriguen der Lubomirskis, und als Sobieski davon

benachrichtigt wurde, schickte er sofort einen gewissen Falibowski, dem Mazepa aufzuspüren, und die Sache zu untersuchen. Falibowski griff einen Brief Mazepas auf, in welchem letzterer erzählte, es sei eine Conföderation geschlossen, um den König zu entthronen und den Primas zu richten. Das Gericht über den Primas kam nicht zu Stande, aber Mazepa verfiel dem Kriegsgericht Falibowskis, der ihn nackt auf ein wildes Pferd binden und in die Wälder treiben ließ. Dennoch wurde Mazepa auf eine unbekannte Weise vom fast sicheren Tode errettet und er flüchtete zu Tetera. Dieser schickte ihn mit einem Briefe an Siertl, den Befehlshaber der Kosaken. Von dort wurde Mazepa zu dem Car Peter geschickt, dem er sehr gefiel und der ihn zum Ataman der kleinrussischen Kosaken machte. So endigte die erste angebliche Liebes-Intrigue Mazepas. So übel und grausam man Mazepa zweimal in seinem Vaterlande behandelt hatte, so suchte er doch nie sich dafür zu rächen und blieb andauernd in den freundschaftlichsten Verhältnissen mit den Wisniowieckis und Leszczyńskis und zeigte ihnen bis an sein Ende stets die aufrichtigste Dankbarkeit dafür, was sie in seiner Jugend an ihm gethan hatten. Mazepa starb in Bender und sein Schatz und hunderttausend Ducaten fielen in die Hände des schwedischen Generals Poniatowski. Die Ueberreste des Schatzes wurden durch Stanislaw August für achtzigtausend Ducaten verkauft. Von der Nachkommenschaft Mazepas überlebte ihn nur ein Sohn, Philemon Mazepa, der unter dem Namen Mazanowski in der pohlischen Wojewodschaft sich ein Dorf kaufte, in demselben einige Zeit lebte und dann in den Orden der Basilianer in Chelmo trat, wo er sein Leben beschloß.

In entlegenen Jahrhunderten, als das Ritterthum in Blüthe stand, erfannt man für besiegte Ritter verschiedene Dinge, um ihnen Geringschätzung zu zeigen: man setzte sie verkehrt aufs Pferd oder band sie barfuß darauf; die Ordensritter, Meister in den Formen des Ritterwesens, aber nicht immer mit ritterlichen Tugenden ausgestattet, verfuhrten im XIV. Jahrhundert mit einem Herzoge von Masowien auf folgende grausame Weise. Herzog Janusz von Masowien baute um 1395 auf seinem Grund und Boden in der Nähe der Grenze des Ordens ein hölzernes Schloß an der Maren. Der Orden fürchtete diese neue Feste als einen in der Zukunft möglicherweise gefährlichen strategischen Punkt, deshalb sammelten die drei nächsten Comthuren eine ansehnliche Mannschaft, lauerten den Zeitpunkt ab, wo der Herzog persönlich den Arbeiten zuschaute und



machten unter Anführung des Grafen Riburg, Comthur von Balg, einen Einfall auf den Hauptplatz. Es geschah dies inmitten beschworenen gegenseitigen Friedens. Die Ritter der heiligen Jungfrau trieben die friedlichen Arbeiter auseinander, nahmen die herzoglichen Hofleute gefangen und ergriffen den Herzog selbst, den Urenkel des Fundators ihrer ganzen Existenz in preussischen Landen, Conrads von Masowien, setzten ihn, zu so größerer Schmach, barfuß mit gebundenen Füßen auf eine Stau, zündeten vor seinen Augen den Bau an und flüchteten mit dem Herzog, den Gefangenen und der in Eile gemachten Beute auf ihr damaliges nächstes Schloß Wizna, — dann entließen sie ohne alle Entschuldigung den Herzog und behielten nur als ritterliche Beute die geraubten Gelder und Kostbarkeiten.

### § 188. Das Pferd als Zughier.

Wie wir bereits gesagt haben, diente das Pferd zu verschiedenen Zwecken, und obwohl es als Reitpferd in Polen am höchsten geschätzt und am allgemeinsten gebraucht wurde, so leistete es doch auch als Zughier nicht unbedeutende Dienste, ja im Verlauf der Zeit kam es schließlich so weit, daß das Reitpferd ein Gegenstand des Luxus wurde und die ganze Last der heutigen Dienste und Bedürfnisse dem Zugpferde zufiel. Der Adel stieg vom Pferd auf den Wagen, vom Sattel auf die Matratze. Mit Aenderung der Umstände ändern sich die Gewohnheiten. Die glänzenden Zeiten der polnischen Reiterei und der polnischen Reitpferde waren vorüber. Das Zugpferd ist heute der begehrteste und unentbehrlichste Artikel. Auf Jahrmärkten sieht man heut kaum mehr Reitpferde und zeigen sie sich wirklich, kehren sie meist ohne Nachfrage nach Hause zurück. Der größte Theil der kleineren, ja auch größeren Gestüthalter ist heute nur auf Production von Wagenpferden bedacht und der Bedarf und die Nachfrage nach Zugpferden ist heute so groß, daß Klagen über Mangel derselben ganz allgemein werden.

Obwohl das Wagenpferd im alten Polen wenig geschätzt war, und zu persönlichen Diensten des Adels selten gebraucht wurde, so waren seine Dienste zum Transport von Waaren, Lebensmitteln u. s. w. doch unmaßgeblich nothwendig. Widerspenstige Pferde, die unter dem Sattel nicht gehörig gehen wollten, wurden auf einige Zeit eingespannt. Obwohl man gewöhnlich zu Pferde reiste, so zogen doch hinter jedem wohlhabenderen, reisenden Reiter eine Anzahl von Wagen mit Rüstung, Waffen, Lebens-

mitteln, Geräthen und Futter. Auf ein Gefolge von zweihundert Pferden kamen im XIV. Jahrhundert zuweilen hundertfünfzig Wagen. Eine große Zahl beladener Schlitten folgte dem, nach Litthauen zurückkehrenden, Jagiellonischen Hofe, mit einer großen Menge polnischer Waaren, namentlich weißer Tuche aus Wolle. Fünfhundert Wagenpferde zogen die Schätze der, Polen verlassenden, Königin Bona, und in den Kriegen in dem öden und wüsten Rußland mußte das aus sechzehntausend Reitern und viertausend Mann Fußvolk bestehende Heer unter Sigismund August vierzigtausend Wagen haben, um die Lebensmittel herbeizuschaffen. Jeder Ritter hatte zuweilen einige vierspännige Wagen hinter sich und diese, nach bestimmten Regeln geordneten Wagen, dienten dem Herren zuweilen als mobile Barricade. Manchmal aber mußte das Zugpferd auch den Dienst des Reitpferdes vertreten.

Die Zugpferde waren auch von großer Bedeutung durch ihre Dienste, welche sie bei der Vertheidigung des Landes, bei Aufschüttung von Wällen und dem Bau von festen Plätzen leisteten. So wurde z. B. während der Regierung Witolds in Litthauen das untere Neußen mit zahlreichen Befestigungen versehen, die mit großen Kosten und schwerer Arbeit ausgeführt wurden, wozu nicht selten 12000 Arbeiter und einige tausend Pferde und Wagen verwendet wurden. Der Bergbau consumirte ebenfalls viele Zugpferde.

Die größte Anzahl von Zugpferden brauchte natürlich der Landmann zu Transporten und Ackerarbeiten. Die Pferde wurden in vielen Gegenden Polens nicht nur zum Pflügen, Eggen, Erndten und Einfahren gebraucht, sondern auch zum Dreschen der Feldfrucht durch Treten. Obwohl der Ochse lange Zeit hindurch der Hauptgehülfe des polnischen Landmannes war, so konnte sich die Wirthschaft doch nie ohne Pferde behelfen, insofern allgemein im Lande gebräuchlich war, auf weitere Entfernungen die Feldfrüchte mit Pferden zu verfahren. Die Menge der Pferde richtete sich immer nach der Wohlhabenheit der ackerbautreibenden Bevölkerung und diese concentrirte sich vorzugsweise um die Haupt- und Handelsstädte in dem Grade, daß Wirth in der Umgegend von Krakau auf zwei Hufen Acker im XV. Jahrhunderte drei bis vier Jüge Pferde besaßen, die sie zu königlichen Reisen nach Wilna, Preußen oder Wien vermiethten.

Sehr alte Chroniken sagen nichts von Wagen und befördern vornehm, ja sogar kranke Personen, zu Pferde auf Reisen, woraus hervor-

geht, daß man in jenen entlegenen Zeiten auf harten Sätteln auch die fernsten Reisen unternahm.

Nur Geistliche, um sie besonders zu ehren, setzte man auf Wagen. Wahrscheinlich waren es päpstliche Gesandte, welche zuerst auf Wagen durchs polnische Land zogen. Uebrigens machte die gemeine Gewohnheit den Priester auch zum Reiter, sei es, daß er genöthigt war, einen weiteren Weg zu machen oder nur seine Parochie abzureiten.

Die Nothwendigkeit, zu Pferde zu sitzen, bewirkte, daß die Mönche entweder immer in weltlicher Kleidung gingen oder in kurzem Habit auftretend den öffentlichen Anstand verletzten. Die weltliche Geistlichkeit zeigte sich gern im Ueberfluß und schmückte ihre Reitpferde mit den ihrem Anzuge entsprechenden Verzierungen. Noch der Heilige Bernhard klagte über Gold an Sattel, Gebiß und Spornen: „plus calcaria quam altaria fulgent auro“.

Erst im XIV. Jahrhunderte geschieht hin und wieder eine Erwähnung von Wagen. Der Gnesener Archidiaconus sagt vom kracauer Bischof Zawisza, der 1382 starb, daß er viele verschiedene Wagen gehabt habe, wozu bestimmte Pferde gehalten und angespannt worden seien. Die Wagen der Bischöfe zeichneten sich durch reiche Verzierungen aus, hatten schon damals verschiedene Constructionen und führten danach verschiedene Namen. Kromer sagt, daß König Casimir, als er schon nicht mehr recht bei Kräften war, in einer Carosse nach Krakau gefahren sei. Königin Elisabeth, die Großmutter der Hedwig, hinterließ sterbend 1380 zur Vertheilung an ihre Hofdamen und Zofen, polnischer wie ungarischer Nationalität, sechsspännige Wagen mit kostbaren seidenen und sammetenen dazu gehörigen Brokatteppichen. Aus dem Register der Ausgaben des Hofes der Königin Hedwig erfahren wir, daß die Wagen des königlichen Paares verschiedene Namen hatten: wie rydwan, kološka und pałub, daß sie mit Leinwand, Zwillich genannt, und verschiedenfarbigem Tuch ausgeschlagen und theils ganz, theils halb bedeckt waren.

Ganz bedeckte, pałuby, waren, wie es scheint, einfache aus Baumrinde geflochtene Wagen, oft nur auf einer Seite mit einem Fenster versehen. Sie wurden auf Räder oder Schlittenkufen gesetzt und man gab ihnen, wie den Reisezelten der Könige und Fürsten, reiche Behänge; und eine Menge goldgewirkter Kissen, wodurch sie an Bequemlichkeit und Ansehnlichkeit gewannen. Warf ein solcher Wagen nach der Fensterseite um, so lag man im Finstern. Solche förmliche Reisehäuschen brauchten

über hundert Ellen Stoff, um ganz damit ausge schlagen zu werden. Dergleichen Wagen, oft ganz ohne Deichsel, bedurften vieler Pferde und bei unebenem Wege wurden sie von starken Knechten, welche nebenher liefen, gehalten. Im Jahre 1384 bestand das Gefolge der Hedwig, welche von Ungarn kam, um den polnischen Thron einzunehmen, aus einer langen Reihe Hof- und Herren-Wagen und schloß mit einem unübersehbaren Zuge von Fuhrwerken aller Art, beladen mit der Aussteuer der Königin in barem Gold und Silber, kostbaren Steinen und Kleinodien, kostbaren Geräthen, Gewändern, Teppichen und Brokaten. Die Königin selbst reiste bald zu Pferde, auf einem reich geschmückten Sattel, zumal in den gebirgigen Gegenden der Tatra, bald in einem von Gold glänzenden und mit gläsernen Fenstern versehenen Wagen, der auch später noch als große Seltenheit bewundert wurde. Der Wagen mit zwei Fenstern, wie z. B. derjenige, in welchem die Gemahlin des österreichischen Wilhelm ihren Einzug in Wien hielt, erregte nicht nur beim Volke, sondern auch bei den Chronisten Erstaunen und Verwunderung.

Bis zu Anfang des XVI. Jahrhunderts kannte man in Polen fast keine andere Art zu reisen, als zu Pferde. Es gab weder gute Wagen noch auch Wirthshäuser. Die Wege waren zuweilen der Art, daß Menschen, Pferde und Wagen darin versanken und was Brücken anbetrifft, da galt das alte Sprüchwort: „eine polnische Brücke, deutsches Fasten und italienische Andacht ist Alles nur Chimäre“.

Aber auch noch viel später, zu Stanislaw Augusts Zeiten besuchte man sich gegenseitig meistentheils zu Pferde, und bei solchen Visiten pflegte man silberne, vergoldete Sättel und Bügel und das Riemenzeug mit kostbaren Steinen besetzt zu haben. Frauen fuhren nur in Federwagen oder auch anderen, je nach Verhältniß des Wohlstandes, mit Pferden gewöhnlich eigener Zucht in kostbar beschlagenen und ornamentirten Geschirren.

Das Reisen des wohlhabenden Adels, der sich gern mit jungen Edelknechten, Ulanen, Kosaken und Heibuden in größerer Menge zu umgeben pflegte, die dann nicht selten ein bedeutendes Gefolge ausmachten, glichen vollständig dem Marsche eines Reitertrupps ansehnlicher Größe. Wurden Reisen der Art oft in einer und derselben Richtung gemacht, so hatte man seine bestimmten Haltepunkte für die ermüdeten Pferde. An solchen Punkten wurden Zelte aufgeschlagen, die oft mit verschiedenen Decorationen versehen von den Vorfahren ererbt, einst von den Türken

erobert oder nach türkischem Modell daheim gefertigt waren. Der Ort einer solchen zeitweiligen Rast glich dann so ziemlich einem Lager.

Noch um 1780 gab es in Polen eine Masse von Edelleuten, die zu Pferde über Land reisten, die man überall gastfreundlich aufnahm, ohne nach Ziel und Zweck ihrer Reise oder gar nach ihrem Passe zu fragen und die man, im Falle des Bedürfnisses, mit Geld oder Getreide unterstützte. Es waren das Bersprengte, Ueberreste der Conföderirten von Bar, die an ein unstätes Leben gewöhnt, sich in der Welt herumtrieben und ein Feld für ihre Thätigkeit suchten. Man hielt sich auch noch damals an die alte Reisegewohnheit. Der Reisende hatte sein Pferd unter sich und seine Bagage wurde ihm in mit Leder oder Leinwand bedeckten Wagen nachgefahren. Fröhliche Reisegesellschaft war immer ein sehr begehrtes Ding, denn sie verkürzte die Zeit der Reise, wenn auch nur scheinbar.

Ununterbrochen wimmelte es auf Straßen und Landwegen von reitenden Edelleuten, sei es, daß sie zum Landtage oder zur Gerichtssitzung, zum Reichstage, oder zur Wahl eines neuen Königs ritten. Außer dem Adel wandten auf Straßen und Wegen einzelne Kosaken und Boten oder cursores in den verschiedensten Richtungen, bald in öffentlichen, bald in privaten Angelegenheiten des Adels. Ein zu Zeiten Stanislaw Augusts aus der Ukraina nach Großpolen geschickter Kosak erhielt zwei Gulden Reisegeld. Natürlich fütterte ein so ausgerüsteter Bote sein Pferd auf fremden Wiesen und Weiden, und Niemandem fiel es ein, ihm das übel zu nehmen, denn Jeder machte es mit seinen Boten ebenso. Ein solcher Bote fesselte das auf der Weide gelassene Pferd einestheils, damit es keinen Schaden anrichte, anderentheils, damit es nicht nach Hause laufe. Die Fesseln, deren man sich bediente, waren entweder gewöhnliche Stricke oder Riemen, mit denen man nur die Vorderfüße fesselte, oder auch ein längerer Riemen, mit dem man einen Hinterfuß mit den beiden vorderen fesselte. Bauern, welche ihre Arbeitspferde zur Nacht auf die Weide schickten, bedienten sich eiserner mit einem Schloß verschlossener Fesseln, damit ein Zigeuner oder sonst ein Dieb nicht leicht Herr derselben werden und sich schnell damit entfernen könnte. Expreßboten sandte man in die entlegensten Gegenden.

Auf weiten Reisen suchte man unterwegs die Häuser von Bekannten, Freunden oder Verwandten auf, wo der Wirth gern den Pferden Mittag, Frühstück und reichlich Stroh gewährte. Jedes Haus hatte nach alt-

polnischer Sitte weite Räume für stets erwartete und stets begehrte Gäste, damit Herr, Diener und Pferd gut aufgenommen werden könnten. In dem Falle, daß bei irgend einer festlichen Gelegenheit der Andrang der Gäste zu groß war, so daß das Haus nicht alle fassen konnte, wurden im Sommer auf dem Hofe Zelte oder persische Sajbans aufgeschlagen, auch große vorn offene Baraken aufgestellt, wo die Jugend und Alles, was im Hause nicht untergebracht werden konnte, nächtigte und den Tag unter Gesprächen und häufigem Kreisen der Becher zubrachte. Eine solche Einrichtung wurde für sehr zweckmäßig erachtet, insofern dadurch eine zu große Nähe des schönen Geschlechts vermieden wurde, welche die zuweilen etwas geräuschvollen Belustigungen des männlichen hätte stören können. Bei der Abreise leerte man mit einem Zuge den „Abschiedsbecher“ den man den „steigbügelnen“ nannte, küßte herzlich den gastwirthlichen Herrn Bruder, der durch den Abschied und den genossenen Wein oft weich geworden war, und trabte davon.

Der Schmuck der Zugpferde war in verschiedenen Zeiten verschieden, aber immer höchst luxuriös. Der Kopf war mit Quasten, Federbüschen u. s. w. geziert sobald die Pferde in Parade auftraten, und oft waren jene von derselben Farbe wie die Leinen, oft auch trugen sie drei Büsche auf dem Kopfe, und zwar waren diese theils Federbüsche, theils aufrecht stehende Quasten mit Franzen. Verständige Pferde, die ihre prächtigen Geschirre fühlten und die Goldborten des Kutschers bemerkten, trabten mit gehobneren Beinen und wieherten. Daneben gab man noch jedem Pferde drei bis vier Rosetten, von denen die eine zwischen den Ohren, die zweite in der Mitte der Mähne, die dritte am Widerrist und die vierte über dem Schweif saß. Das Riemenzeug der Geschirre war mit Sammet von der Farbe der Livree überzogen, oder auch mit seidenem Stoffe, worauf Silberstücke oder im Feuer versilbertes oder vergoldetes Messing angebracht waren. Bei Sigismund August waren die Leinen, Hüftriemen und Romonte mit Sammet bedeckt, Buckeln und Schnallen waren von Silber. Leinen und Zügel waren bei Vermögenden von Seide oder Kamelshaaren mit Gold- oder Silber-Fäden durchwirkt. Ein solch Geschirr wurde indessen nur bei großer Parade gebraucht. So wie die Leinen waren mußte auch die Peitsche des Kutschers und die Knallpeitsche des Vorreiters sein, der letztere hatte zuweilen silberne Steigbügel. Die Linctur, welche dem Riemenzeug Glanz gab, bestand aus starkem Spiritus, Fett, danziger Ruß und Wachs. Dieser Luxus konnte

in Polen nicht ausschließlich den einigermaßen orientalischen Sympathieen des Volkes zugeschrieben werden, welche an dergleichen Prunk und Luxus Gefallen finden, vielmehr scheint hier die Liebe zum Pferde einen bedeutenden Antheil daran gehabt zu haben, denn nicht selten war man weit weniger auf sein eigenes Aeußere bedacht als auf dasjenige des Pferdes, weil man sprüchwörtlich der Ansicht war, daß das Pferd ein Bewußtsein von seinem Schmuck habe und daß es in seinem Auftreten dann ein ganz anderes sei.

Fuhr man irgend wohin zum Besuch, oder um ein Geschäft abzuwickeln, so nahm man ursprünglich nichts mit sich, später dagegen wurde ein Bettsack nie vergessen. Vor dem Wagen ritt ein Kosak, der den Weg durch Dickicht und Wald bahnte. Starowolski sagt: „Weiber fahren in sechsspännigen Carossen, der Schmuck des Geschirres sind Perlen und kostbare Steine“ und von mancher so fahrenden Dame sagte man, daß es ihr nicht gezieme so aufzutreten. Nichts desto weniger strebte doch, ungeachtet des allgemeinen Murrens und häufiger Spöttereien, jedes auch ärmere Weib danach und dachte: wenn mein Mann nur seinen Weizen in Danzig gut verkauft, muß er mir noch zwei Pferde vorlegen, um auch mit Sechsen zu fahren wie die und die. Jeder Mann wußte, daß er seiner Frau keine größere Freude machen konnte, als wenn er für eine glänzende Equipage sorgte und darum wurde in dieser Beziehung, oft zum Nachtheil nothwendigerer Dinge, nichts gespart.

Marescotti sagt in seinen Denkwürdigkeiten vom Jahre 1668: „Und wäre der Weg noch so kurz, so fahren die Weiber in Wagen und die Männer reiten. Reisen die Polen des Nachts, so werden eine Menge Fackeln angezündet.“ Hundert Jahre später lautet in dieser Beziehung das Zeugniß O'Conors ganz ähnlich: „Die Polen gefallen sich so sehr in Pracht und Vornehmheit, daß ihre Frauen, wenn auch nur auf ein Paar Schritt, nie anders als im Wagen mit Sechsen gehen, während die Männer zu Pferde sitzen, denn zu Fuß zu gehen ist eine Schande. Sitzen sie während des Winters zu Pferde, so sind die Steigbügel mit Heu umwickelt, wer aber im Wagen oder Schlitten fährt, steckt seine Füße in Pelzsäcke.“

Zuerst spannte man vier Pferde vor den Wagen, später sechs und man sagte: „wer sechs Pferde vor dem Wagen, tausend Gulden in der Schatulle und ein Mädchen auf zwei Meilen hat, der kann die Krüge auf den Tisch legen,“ denn nur der ärmere Edelmann fuhr mit

zwei Pferden. Gewöhnlich indessen saß der, dem es über zwei Pferde nicht reichte, zu Pferd.

Die zum Zug verwendeten Pferde trugen verschiedene Namen. Die jungen Zugpferde übte man von früh auf für ihren Beruf, indem man sie mit älteren schon erfahrenen zusammen spannte und sie so zum Traben mit den alten nöthigte; oft aber auch war die Egge die erste Lehrerin frisch aus dem Gestüt genommener Pferde. Außerdem hatte man verschiedene Arten, die Pferde einzufahren, doch blieb dabei kaltes Blut, Geduld, Milde und Freundlichkeit die Hauptsache. Auf diese Weise fuhr man die Pferde so ein, daß sie Wort, Peitschentknall u. s. w. genau verstanden und sich danach richteten. Man lehrte die Leinenpferde, sich nicht zu drehen, nicht links oder rechts auszuweichen und muthig jedes Hinderniß zu überwinden, die Deichselpferde an solides Bergabsteigen und Anhalten.

Beim Beschlag der Wagenpferde achtete man darauf, daß das Hufeisen außer den gewöhnlichen Stollen einen nach inwendig unter den Fuß gebogenen Vorstoß, und darunter einen dritten Stollen hatte, denn das Pferd fand dadurch beim Ziehen einen stärkeren Stützpunkt. Zur Eisfahrt wurden die Stollen geschärft und dann nannte man die Hufeisen „Greife.“

Das einfachste Spanngeschirr der Bauern war Sielenzeug aus Garn und Stricken. Die Billigkeit und Einfachheit wie die Leichtigkeit, es dem Pferde abzunehmen, um es zur Tränke oder auf die Weide zu lassen, und es wieder anzuschirren, machte diese Gattung von Geschirr in Polen sehr beliebt. Indessen bot für größere Lasten auf unebenem Wege, auf dem man eben nur schwer vorwärts kam, das einfache Sielenzeug die Unbequemlichkeit, daß die Brust des Pferdes beim anhaltend strammen Anziehen zu sehr in Anspruch genommen und dadurch beengt wurde, was sich durch einen keuchenden Athem kund that, dazu kam, daß bergab die ganze Last auf dem Nacken des Pferdes ruhte und es selbst sowohl wie den Wagen mancher Gefahr aussetzte, da die Halskoppel beim Sielen- geschirr eben nur lose über den Hals des Pferdes geworfen war. Aus diesen Gründen wendeten Frachtfuhrleute nie Sielenzeug, sondern nur Komont-Geschirre an, weil dadurch das Pferd in den Stand gesetzt war, mit der ganzen Kraft des Nackens zu ziehen und zu halten. Unter die Komont wurden gewöhnlich noch gesteppte Rissen gelegt, um das Abdrücken zu verhüten. Am Komont spielten in Polen farbige herunterhängende Tuchlappen, Luchs-, Pardeer- oder Tigerfelle eine wichtige Rolle,



wenn sie auch nur als Zierrath dienten und von keinem Nutzen waren. Das Komont mit Knöpfen und Bügeln, wie man dergleichen in Rußen für Einspanner in der Scheere gebrauchte, stammt von den Tataren, welche die Erfinder dieser Gattung von Bespannung waren.

Das Zwi- oder Dreigespann, das man auch das ungarische nannte, wurde in Polen wenig angewendet.

Auch mit Vieren breit zu fahren, war in Polen weniger beliebt und zwar nicht ohne hinreichenden Grund. Das Lang-Spannen entspricht schnellen und leichten Pferderacen besser und die große Verschiedenheit der Position jedes Pferdes bei dieser Art Bespannung bot mehr Gelegenheit für jede Stelle im Zuge das richtige Pferd zu wählen, und wenn gleich die Anstrengung der Ortschaft-Pferde bei vieren breit nützlicher ist als die der Leinenpferde beim Langgespann, so konnte bei diesem doch die Eigenschaft der Gleichheit und Zusammenkoppelung leichter erreicht werden, wodurch das ganze Gespann nützlicher wurde. Auf schlechten Wegen rissen die Leinenpferde, sobald sie festen Boden unter sich hatten, sowohl die Deichselpferde wie den Wagen aus tiefen und schlechten Stellen.

Sechsspänner dienten gewöhnlich nur zur Parade oder den Frauen, und bei dem Sechsspänner wie bei dem Viergespann waren die Deichselpferde immer die kräftigsten. Das vorderste Paar beim Sechsspänner hieß das Vorreiter-Paar, das mittlere nannte man Leinenpferde, wenn gleich das eigentliche Leinenpferd nur das linke Vorderpferd war.

Zu den unansehnlichsten gehörte der Dreipferdezug, wo zwei Pferde an der Deichsel, das dritte unter der Leine ging und dergleichen dienten nur zur Feldarbeit oder zum Transport.

Auf Reisen ging man gewöhnlich mit vier oder fünf Pferden und dann am häufigsten vom Sattel. Das Sattelpferd, auf dem der Kutscher saß, war das linke Deichselpferd, das zur rechten Seite hieß das Handpferd.

Ein Gespann, welches als parademäßig schön gelten sollte, mußte große, schöne, gleichfarbige und gleichgebaute Pferde haben. Man suchte Pferde von gleich proportionirten Köpfen, von gleichmäßig gebogenem Nacken, glatten und im Laufen gleichmäßigen Füßen. Türkische, italienische, englische, ukrainische und polnische Gestüte lieferten die Gespanne bis in die Hälfte der Regierung Augusts III., nach dieser Zeit verwarf man türkische und ukrainische, weil sie für die hohen Carossen zu klein waren; man griff zu den hohen Friesländern, zu dänischen, mecklenburgischen, braunschweigischen, preußischen und sächsischen Pferden; da indessen diese

Pferde dicke haarige Füße hatten, so schabte man sie mit Glas um sie feiner und glatter erscheinen zu lassen. Wenn alle sechs Pferde des Gespannes an Farbe und Wuchs von einander nicht verschieden, vielmehr darin aufs Haar übereinstimmend waren, so war das ein vollendetes Gespann, da aber bei polnischen und türkischen Pferden die genaue Gleichfarbigkeit der Pferde sehr schwer zusammen zu bringen war, so war man vorzugsweise nur auf den gleichen Bau und die gleiche Gangart der Pferde bedacht und wenn sich die Pferde darin entsprachen, so galt ein solches Gespann immer für gut und parademäßig. Die Gespanne König Augusts III. zeichneten sich durch Gleichheit der Farbe, des Baues und ihre ansehnliche Statur aus. Prinz Heinrich, Bruder Friedrichs II. wünschte nach dem Tode Augusts eines dieser Gespanne zu erwerben und beauftragte den General Cocceji damit, der indessen dem Willen und Wunsch des Prinzen nicht Genüge leisten konnte, da eben Stanislaw August den ganzen Stall seines Vorgängers käuflich erworben hatte.

Die Mode des Sechsgespanns mit Vorreiter erhielt sich sehr lange in Warschau. Der reiche Adel trat gern so auf und der weniger reiche galt auch gern für reich und groß. Wem die Mittel dazu nicht reichten, der zog es vor, entweder zu Fuß zu gehen oder zu reiten, als mit einem Zwiegespann zu fahren, um nicht für einen Städter gehalten zu werden. In den letzten sechs Jahren der Regierung Stanislaw Augusts begannen auch die Reichen sich einigermaßen einzuschränken. Hatte man die ersten Visiten mit Sechsen und Vorreiter gemacht, so fuhr man nachher mit Zweien und einem Lakaien und Heibucken hinter dem Wagen oder mit zwei Lakaien. Der kleine Adel begrüßte diese Sitte mit Freuden und so vergrößerte sich der Gebrauch der zweispännigen Halbkarreten außerordentlich. Selten ließ sich Einer der Reichen zu Fuß sehen, dagegen fuhren sie oft in einer Kalesche mit einem einzigen Diener. An Gala-Tagen fuhren die Magnaten mit Sechsen zu Hofe mit dem dienstthuenden Kämmerlinge *du jour*. Die Hetmane, Marschälle und Kanzler fuhren immer mit Sechsen, ebenso wie die älteren Magnaten.

### § 189. Das wilde Pferd.

Eigentlich kann, wie wir weiter oben nachgewiesen zu haben glauben, nur von einem verwilderten Pferde die Rede sein, wie es an den Grenzen der Civilisation in Polen Jahrhunderte lang vorkam. Gewiß war das dasselbe Geschöpf, dessen Tacitus erwähnt und welches Cäsar bei den

Germanen antraf. Die Beschreibung desselben durch die alten Autoren stimmt genau mit den zahlreichen Beschreibungen wilder Pferde späterer Zeiten. Der Name, welchen gelehrte Naturalisten diesem Geschöpfe gaben, war, je nachdem sie eine besondere Gattung von Einhufern oder nur eine besondere Gattung von Pferd in ihm sahen, bei dem Einen Equiferus, bei dem Andern equus silvestris. Viele von den heutigen Naturforschern halten das im Mittelalter in Deutschland und viel später noch in Polen angetroffene wilde Pferd keineswegs für eine besondere Gattung Pferd, sondern für eine Abart des Hauspferdes, das bei der Wanderung der Völker verwilderte.

Das wilde Pferd hat in Polen Jahrhunderte länger überdauert als in anderen europäischen Ländern, denn die letzte Erwähnung desselben im Westen fällt in die Zeiten Gregors III. und des Heiligen Bonifacius ins VIII. Jahrhundert, während in Polen noch im XIX. Jahrhunderte sich Spuren davon finden. Dahlmann erwähnt in seiner Geschichte Dänemarks wilde Pferde, die sich noch im XIII. Jahrhundert auf den dänischen Inseln vorgefunden haben sollen; und es ist das wohl die einzige Gegend im Westen, wo das wilde Pferd über das VIII. Jahrhundert hinausreicht. Polen, Schlesien, Preußen und Litthauen haben am längsten dergleichen gehabt. Der Fortsetzer des böhmischen Chronisten Kosmar sagt, daß der böhmische Fürst Sobieslaw nach einem siegreichen Feldzuge in Schlesien nicht wenig wilder Pferde von dort mitgebracht habe (*greges indomitorum equorum non paucos*). Von der Existenz wilder Pferde in Preußen zeugen viele schriftliche Ueberlieferungen. Zwei Mandate des preussischen Herzogs Albert beziehen sich auf wilde Pferde und zwar ist das eine im Jahre 1543 an den Administrator in Lyck und das zweite von 1545 an einen ähnlichen Beamten in Taplacken. Ueber die Existenz wilder Pferde in Litthauen legt die Landesgesetzgebung Zeugniß ab, denn das litthauische Statut bestimmt im zehnten Capitel: „Wir setzen den Preis für Wild, welches in einem fremden d. h. in einem, einem Anderen angehörigen, Walde getödtet ist, für einen Ur zwölf Rubel, für einen Hirsch sechs Rubel, für einen Bären drei Rubel, für ein Pferd oder wilde Stute drei Rubel, für einen Keuler oder eine Wache einen Rubel, für einen Marder ein halb Schock Groschen.“

Beauplan sagt in seiner Beschreibung der Ukraina: „Kosse und Hirsche sind heerdenweise, die Keuler von enormer Größe, wilde Pferde gehen fünfzig bis sechzig rubelweise. Die letzteren setzten uns zuweilen

in Schrecken, indem wir sie für Tataren hielten; weder in der Haut, noch in der Wildniß sind sie viel werth, ihr Fleisch ist mürbe, aber, wenigstens nach meinem Geschmack, unangenehm; man verkauft es in den Fleischscharrn wie Rind- und Hammelfleisch und das hiesige Volk sucht den Geschmack desselben durch allerlei Gewürz zu verbessern. Das Horn der Hufe verwächst so, daß sie dadurch nicht selten am Laufen verhindert werden, was augenscheinlich beweist, daß die Vorsehung das Pferd zum Dienste des Menschen bestimmt habe, der seinerseits für jenes Pflege sorgt.“

Krafiński sagt in seiner Polonia: „Litthauen hat wilde Pferde und gewaltige Bären u. s. w. In den weiten Steppen Podoliens finden sich Auerochsen, Elenthiere und wilde Pferde; wenn die Heerden der letzteren des Nachts zur Tränke kommen, so wurden die Truppen, die der König dort gegen die Einfälle der Tataren hielt, nicht selten in Alarm versetzt, in der Meinung, daß sich der Feind näherte.“ Rzeczynski's Naturgeschichte Polens weist theils die litthauischen und preussischen Wälder, theils die Berggegenden der Carpathen und die Steppen der Ukraina als Aufenthaltsort wilder Pferde nach.

Crescentius sagt in Beziehung auf die Farbe des Hauspferdes: „die angeborene Farbe des Pferdes ist diejenige, welche die wilden Pferde haben.“ Diese aber war nicht immer dieselbe. Die über Preußen schreibenden auswärtigen Schriftsteller drücken sich über das wilde Pferd vortheilhafter aus, als die polnischen. Stella stellt in seinen preussischen Antiquitäten das wilde Pferd als ein Muster der Grazie, Schnelligkeit und Gewandtheit dar. Ranzow sagt in seiner Pommerania: „In der Ufermünder Haide finden sich wilde Pferde in ganzen Heerden; diese Pferde sind verschiedener Farbe, haben aber einen gelben Streif am Nacken entlang, sie sind nicht groß, aber sehr arbeitsam und dauerhaft. Man fängt sie in Hagen oder Gehegen, indem man ihnen Schlingen um den Hals wirft, die man fast bis zu ihrer Erstickung anzieht, worauf sie dann durch Stricke gefesselt (verhemmt) werden. Die so gefangenen Pferde werden täglich so lange an den Pflug gespannt und abgetrieben, bis ihre Wildheit und roher Ungeßüm überwunden ist, allmählig werden sie an das Gebiß gewöhnt und auf diese Weise schafft man sich aus wilden Pferden sehr gute und nützliche Hausthiere, welche viel arbeiten und Beschwerden aller Art ertragen können.“ Mikalius sagt in seinem Commentar zum Ranzow, daß „der Hagen“ ein hoher Zaun gewesen, der einen Raum von sechs Schritten Durchmesser gehabt habe. Sobald die Bauern auf wilde Pferde

trafen, so trieben sie dieselben mit Hunden und großem Geschrei in den Sagen, dessen Oeffnung sie dann mit Holz verbarricadirten, die Pferde aber mit Schlingen griffen. Zu Miträlius Zeiten gab es in Pommern schon keine wilden Pferde mehr, denn er sagt selbst, daß dies Alles vor vielen Jahren geschehen sei.

Polnische und über Polen schreibende Autoren beschreiben das wilde Pferd als ein durchaus unbrauchbares Thier, welches eben deshalb häufigen Verletzungen unterliege, weil der Wuchs des Hufes nicht immer in dem richtigen Verhältnisse zur Abnutzung desselben stehe, wodurch überwüchsigte Hufe entstehen, welche Lahmheit verursachen. Dieser Fehler, der bei wirklich wilden Thieren nie vorkommt und vorkommen kann, dürfte gewissermaßen auch als Beweis dafür dienen, daß das wilde Pferd Alt-Polens nichts anderes war, als ein verwildertes Hauspferd, das seinen Herrn und Hüter verloren hatte.

Zu den Zeiten Sigismunds II. hat man in Polen versucht, das wilde Pferd zu zähmen und man hat sich überzeugt, daß das wilde Fohlen, das man sorgfältig in der Heerde oder im Stalle pflegte, noch in der zweiten Generation einen gewaltigen Unterschied von dem Pferde zahmen Bluts zeigte. Das wilde Pferd bangt nach der Freiheit, will kein Joch tragen und zieht augenscheinlich den Tod der Knechtschaft vor; wird seine Wildheit endlich gebändigt, so wird es aus einem gesunden, kräftigen Thier ein mattes, verkümmertes und bei jeder Gelegenheit bringt die angeborene Wildheit wieder durch, es bleibt ungebändigt und endet elend.

Ruggieri sagt in seiner Relation vom Jahre 1568: „Es giebt in Polen auch wilde Pferde, die man als Fohlen einfängt und im Stalle zähmt, aber sie sind unbrauchbar für langen Mitt oder schwere Arbeit, da sie von Natur so schwächlich sind, daß bei der geringsten Anstrengung sie mit Schweiß übergossen sind.“

Sippomani, der venetianische Botschafter, berichtet im Jahre 1675: „Polen hat kleine wilde Pferde, von deren Zähmung und Zureitung es wenig Nutzen sowohl in der Wirthschaft, als in der Armee hat, da sie klein und schwach sind . . . Es giebt in diesem Lande soviel Ure, Elenthier und wilde Pferde, daß sie die an den Grenzen gegen die Tataren Wacht habenden Soldaten in Schrecken setzen.“

Das Verwildern des, durch Jahrtausende moralisch und physisch in der Domesticität entwickelten, Pferdes führte zu seiner vollständigen Degenerirung und in dem wilden Pferde Alt-Polens finden wir ein

Thier, welches jedenfalls bei Weitem dürftiger ist als dasjenige war, welches man, wenn man so annehmen darf, von der ursprünglichen Wildheit an die Domesticität gewöhnt hatte.

Czacki behauptet, daß noch gegen Ende des XVII. Jahrhunderts Ueberreste von Heerden wilder Pferde in Litthauen gewesen seien.

Baron Brinken sagt in seiner Beschreibung der Bialowiezker Wildniß, daß die letzten wilden Pferde, welche in dieser jungfräulichen Wildniß eingefangen worden, in den Thiergarten des Majoratsherrn Grafen Zamojsti gekommen wären, wo man sie lange Zeit mit anderem Wilde gehalten habe, daß man sie aber schließlich, da sie zu nichts brauchbar waren, zu Anfang unseres Jahrhunderts eingefangen und den Bauern gegeben habe. Der Baron behauptet, daß man die Nachkommenschaft derselben von anderen Bauernpferden zu seinen Zeiten noch hätte unterscheiden können. Die Farbe dieser Pferde soll maufegrau mit einem schwarzen Streif den Nacken entlang gewesen sein. Ich lenke die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Verschiedenfarbigkeit der wilden Pferde in Polen und bitte, sich dessen zu erinnern, was ich in dieser Beziehung beim verwilderten Pferde Asiens gesagt habe.

Man darf jene Pferde, welche die Deutschen „wilde Pferde aus Polen“ nennen und welche während der Regierung Friedrichs II. preußische Officiere zur Remonte ihrer Cavallerie auf den Jahrmärkten kauften, nicht für wilde halten, denn dies waren Steppenpferde aus der Ukraina, die dort heerdenweise weiden und mit Schlingen eingefangen werden, wie wir bereits oben davon gesprochen haben.

## Zehnter Abschnitt.

### Weltgeschichtliche und Sippische Ereignisse aus dem XVIII. und XIX. Jahrhunderte.

#### Das Pferd des russischen Kaiserthums.

##### § 190. Der heutige Zustand Europas.

Das XVIII. und XIX. Jahrhundert sind Zeugen der politischen Umgestaltung der Gesellschaft. Die Idee der Alleinherrschaft weicht mehr und mehr dem Anspruch der Masse auf ihre Rechte. Aus dem Kampfe dieser beiden Elemente geht die constitutionelle Regierung hervor. Große, gewaltige Kriege verwüsten und vernichteten Länder und Völker, und Erfindungen von unberechenbarer Tragweite beeilen sich, die der Menschheit durch jene geschlagenen Wunden zu heilen.

Der dreizehnjährige spanische Erbfolgekrieg, der fünfjährige Kampf um den Thron Polens, der achtjährige österreichische Erbfolgekrieg, der siebenjährige Krieg Friedrichs um Preußens Bedeutung und Machtstellung, die drei Theilungen Polens, die Kriege der französischen Republik, die Entvölkerung Frankreichs durch die Guillotine und endlich die napoleonischen Kaiserkriege haben viel Blut und viel Opfer gekostet.

Dafür haben die Erfindung der Pockenimpfung, die Einrichtung und Verbesserung der Arznei- und Thierarzneischulen, die Anwendung der Dampfkraft zu Wasser und zu Land, die landwirthschaftlichen, industriellen und Kunst-Ausstellungen, der electrische Telegraph und eine Menge anderer Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen des bereits vorhandenen die Menschheit auf die Bahn des Gedeihens und Wohlsins geführt, ihr die Möglichkeit eröffnet, alle Schichten der Gesellschaft an den Errungenschaften des menschlichen Wissens und Strebens Theil nehmen zu lassen.

### § 191. Das englische Pferd der neueren Zeiten und die heutigen hippischen Ansichten und Gewohnheiten Englands.

England verliert zwar im Verlauf dieser Periode seine Colonieen in Nordamerica, aber behält nichts desto weniger seine Stellung an der Spitze der Völker Europas, sein Uebergewicht zur See und, in Betreff des Handels und der Industrie, auf dem Lande; auch das englische Pferd erreicht in dieser Zeit den Höhenpunkt seines Ruhmes, denn ganz Europa räumt ihm den ersten Platz ein und alle Gestüte der Welt trachten heut nach Pferden rein englischen Blutes, um ihre Racen zu veredeln. Von Natur keineswegs bevorzugt, hat England, stark durch seine Institutionen und durch das Gefühl eines erleuchteten Patriotismus, den Völkern des Continents in hippischer Beziehung die Palme aus der Hand genommen. Dank seinen gesunden Zuchtprincipien, Dank seiner Jahrhunderte langen Ausdauer und seinem festen Willen, der alle Hindernisse und Schwierigkeiten überwand, machten die kleinen, unansehnlichen Pferdchen, welche Julius Cäsar in diesem Lande antraf, den mächtigen englischen Pferden der Neuzeit Platz, welche, sei es zur Arbeit oder sei es zum edlen Kennlauf, allen Anforderungen heutiger Cultur entsprechen.

Die Engländer verstanden die Kunst, die Hausthiere auf die vollendetste und treffendste Weise durch Züchtung den Bedürfnissen des Menschen entsprechend herzustellen. Auf eine nicht überall durchaus allzufruchtbare Insel beschränkt, aber reich an Gold und Intelligenz, jenen zwei mächtigen Hebeln für alle menschlichen Unternehmungen, gewöhnt an weite Reisen, die den Menschen mit den Schätzen und Wundern, mit denen die Natur andere Länder ausgestattet hat, bekannt machen, faßten die Engländer den Gedanken, in ihrem Vaterlande Alles herzustellen, was den Wohlstand zu erhöhen und das Leben zu verschönern im Stande ist. Ihre kahlen Berge füllten sich mit Heerden von Schweizer Vieh, chinesische und spanische Schaafse vermehrten sich in ihren landwirthschaftlichen Anlagen, aus den glühenden, sandigen Wüsten Asiens und Africas verpflanzten sie das Pferd unter ihren feuchten, kühlen, nebelgrauen Himmel. Alles geschah mit Hülfe umsichtiger Intelligenz, Ausdauer und einer glücklichen politischen Organisation, welche gesellschaftliche Ordnung mit persönlicher Freiheit zu verbinden wußte. Die Regierung der Königin Anna zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts zeichnete sich bereits durch Förderung der Pferdezücht und der Wettrennen aus, wozu die Königin selbst nicht



wenig beitrug. Von dieser Zeit an datirt die Verbreitung der Hippodrome durchs ganze Land. Die Königin selbst nahm an den Wettrennen insofern Theil, als sie ihre Gestüte, Traineure und Jockeys hatte. Sie besaß einen prächtigen Stall voll der ausgezeichnetsten Pferde, welche ihr ihre Lords und sonstige reiche Pferdezüchter zum Geschenk gemacht hatten. Den Tod der Königin Anna begleitete ein Ereigniß, welches die Geschichte des Pferdes mit derjenigen der Geschichte von Nationen, wie das schon zu wiederholten Malen geschehen war, in engen Zusammenhang bringt.

Es war der zwölfte August 1714 als im Hippodrom zu York um die goldene Wase gekämpft werden sollte, welche die Grafschaft dem Sieger als Preis bestimmt hatte. Der ganze hohe und kleine Adel des Landes war dort zusammengekommen. Es fanden sich sechsundsechzig Wagen, eine für jene Zeit unerhörte Anzahl. Während des größten Lärmes und Lebens der bereits beginnenden Rennen trifft plötzlich die Nachricht von dem Ableben der guten Königin ein. Die Versammlung ist wie vom electrischen Funken getroffen, anstatt an das zu denken, was so eben noch alle Geister beschäftigte, tritt die Politik an die Spitze und wie einst in den Hippodromen des byzantinischen Kaiserthums wurden die wichtigsten Angelegenheiten des Staats von der zum Wettrennen versammelten Menge verhandelt und die Rennbahn in politischen Klub verwandelt; denn es handelte sich darum, den Thron entweder den Stuarts zu erhalten oder ihn den Oraniern zurückzugeben. William Bedman und der Erzbischof Daves, die Anhänglichkeit des Adels der ganzen Grafschaft, an das hannöversche Haus benutzend, führten die versammelten Massen nach York und riefen Georg I. zum Könige aus, die Häupter der Tories wurden verhaftet, London eingenommen und die Stuarts verloren für alle Zeiten den Thron Groß-Britanniens.

Unter Georg I. verbreitete sich der Dilettantismus für Wettrennen. Der königliche Preis ist dem Glückchen der vormaligen Zeiten nicht mehr ähnlich, sondern hat sich in eine Geldquote von hundert Guineen verwandelt.

Georg II. beschäftigte sich wenig mit hippischen Angelegenheiten, in dessen war das Pferd doch für ihn ein nicht ganz indifferenter Gegenstand, denn er erließ mehrere Verordnungen, über einige Mißbräuche und Betrügereien, welche sich in die Rennbahn eingeschlichen hatten. Unter seine Regierung fällt die Importirung des Godolphin Arabian, der durch seine Nachkommenschaft berühmt wurde.

Georg III. war, namentlich während seiner Jugend, sehr eifrig darauf bedacht, in der Nation die Liebe zum Pferde zu entflammen. Auf seinen Befehl wurde der königliche Park für verschiedene hippische Spiele eingerichtet und er gab sich denselben zugleich mit der glänzendsten Jugend des Landes leidenschaftlich hin. Er protegirte Wettrennen und Reittkunst und ihm verdankt England die Anlage der ersten Veterinärtschule, deren Direction er dem Wial de Saint Bell anvertraute. Während seiner Regierung wurde der in den Annalen des Pferdes berühmte Eclipse geboren.

Georg IV. war selbst ein ausgezeichnete Reiter, Pferdekennner, Züchter und Jäger; er besaß alle Eigenschaften und Liebhabereien, welche der englischen, als am meisten hippischen Nation der Welt, zusagten. Schon als Prinz von Wales legte er ein blühendes Gestüt an, dessen Pferde im Verlauf von acht Jahren hundert fünfundsachtzig Preise im Betrage von etwa dreihundertzwanzigtausend Thalern davon trugen. Da trat ein Ereigniß ein, welches ihn nöthigte, sein Gestüt zu verkaufen und sich der Theilnahme an den Wettrennen zu enthalten. Eines seiner für zwei Rennen in Newmarket für den zwanzigsten und einundzwanzigsten November 1791 engagirten Pferde, Escape, war, nachdem es am ersten Tage schmachvoll geschlagen worden, am zweiten Tage Sieger. In Folge davon begannen im Publicum Meinungen laut zu werden, die sowohl für den Jockey als auch für seinen Herrn beleidigend waren. Die enormen Verluste derjenigen, die gewettet hatten, der Neid und die Eifersucht einerseits, politische Leidenschaften andererseits gaben diesem an sich unbedeutenden Ereignisse ein übertriebenes Gewicht, und doch überzeugte der Verlauf der Zeit Alle von der Ungerechtigkeit jeglichen Vorwurfs in dieser Beziehung. Im Jahre 1805 erhielt Georg vom Klub in Newmarket folgende Zuschrift:

Wöge das, was hier folgt, Ew. Königlichen Hoheit angenehm sein.

Die Mitglieder des Jockey-Klubs, die es schmerzlich berührt, daß Ew. Königliche Hoheit nicht geruhen Newmarket zu besuchen, bitten um Vergessen der Vergangenheit und ersuchen Ew. Königliche Hoheit, die künftigen Zusammenkünfte mit Ihrer hohen Gegenwart beehren zu wollen.

Dieses einfache Billet wurde gütig aufgenommen, der Prinz kam nach Newmarket und schickte wie früher von da ab seine Pferde wieder zur Rennbahn. In Hampton-Court legte er wieder ein seiner Zeit

berühmtes Gestüt an, welches indessen von der nachfolgenden Regierung aufgelöst wurde.

Auf den König der Rennbahn folgt der König des Meeres, auf Georg IV. Wilhelm IV., ein leidenschaftlicher Marinier, dessen hippischer Ruhm sich darauf beschränkte, dem Hippodrom zu Astot einige Rücksichten zu beweisen und dem Jockey-Club alljährlich ein glänzendes Diner zu geben.

Heute unter dem Scepter der Königin Victoria erfreut sich Großbritannien eines Gedeihens in hippischer Beziehung, welches keinen Rivalen hat; die Königin selbst liebt den Field-sport, ist selbst eine ausgezeichnete Amazone und versteht ein schnelles und feuriges Pferd zu führen. Ihre Gegenwart verleiht den Zusammenkünften und Wettrennen Glanz und wenn sie ihre Vasallen, die Nachkommen jener alten Gefährten Wilhelm des Eroberers besucht, nimmt sie gern an Cavalcaden und Hatzjagden Theil, welche die Nation leidenschaftlich liebt und durch welche Prinz Albert, ihr königlicher Gemahl, eine wohlverdiente Popularität erwarb.

Der hippische Reichthum Englands beziffert sich heut folgendermaßen: England besitzt zwei Millionen fünfhundert achtundsiebzigtausend Pferde oder vierhundertfünfundvierzig Stück auf jede Quadratmeile d. h. ein Pferd auf elf Einwohner.

Behntausend Pferde rennen alljährlich in den Wettrennen, deren fast zweitausend abgehalten werden, so daß jedes zweihundertste Pferd in England auf hundertfünfzig Rennbahnen um seinen Theil an den zwei Millionen Thalern jährlichen Kampfspreises ringt, wovon durchschnittlich tausend Thaler auf jedes Rennen fallen. Ein solcher Zustand der Dinge kann als Beweis dafür dienen, wie allgemein die Theilnahme an hippischen Angelegenheiten ist, und wie verbreitet das edle Blut durch alle Pferderacen des Landes sein muß. In beiden Beziehungen kann kein Land in der ganzen Welt sich mit England messen.

England besitzt viel Pferderacen, welche sich durch sehr charakteristische Merkmale unterscheiden. Hierhin gehören die beiden oben beschriebenen armorikanischen Racen:

1. die Race von Suffolt und
2. die Race von Cleveland, ferner
3. die Race Galloway der kleinen gälischen Ponies, welche sich seit jener Zeit nicht verändert haben, als sie den Damen von der Tafel-

runde, den Barben, welche die Rückkehr des König Artus besangen, und den Boten, welche Wilhelm der Eroberer durchs Land schickte, als Reitpferde dienten.

4. der Pony der schottischen Hochlande, der eine dicke Mähne, klares Auge und kleinen Wuchs hat. Man sieht häufig schöne Exemplare dieser Race in den Gärten des Continents.

5. der Hunter ein Product der Sorgfalt des grünen Irlands, macht Sätze wie ein Hirsch, kein Graben ist ihm zu breit, kein Zaun zu hoch.

6. die reine Race oder die Race von Pferden reinen Blutes. Sie stammt eigentlich aus dem Orient, hat aber das Indigenat erhalten, was freilich viel Gold, Mühe und Ausdauer gekostet hat; heute ist sie unbestritten die beste Pferderace der Welt.

Der allgemeine Wohlstand des Landes und die Fortschritte in der Agricultur haben das Gepräge aller ursprünglichen Pferderacen Englands auf eine merkwürdige Weise verändert. Die sorgsame, dabei rationelle, durch Kreuzung, nur sehr umsichtsvoll, betriebene Züchtung richtet sich in diesem Lande genau nach den Bedürfnissen des Standpunkts der Cultur, so daß man heute die Pferde Englands vielmehr nach Typen, welche durch die Mühwaltung der Menschen hervorgebracht sind, als nach den ursprünglich unter dem Einflusse der Natur, des Bodens und des Klimas entstandenen Racen eintheilen kann.

Die Engländer unterscheiden ihre Pferde auch auf folgende Weise:

1. Thorough-bred oder Blood-horse, Vollblut.
2. Half-bred, Halbblut.
3. Racer, Rennpferd.
4. The Hack, Spazierpferd.
5. The Hunter, Jagdpferd.
6. The Coach-horse, Wagen- oder Kutschpferd.
7. The Charger, Militär-Reitpferd.
8. The Cart-horse, schweres Lastzugpferd.
9. The Cob, stark gebautes, nicht großes, Pferd.
10. The Pony, kleines proportionirtes Pferd.

Wir haben gesehen, wie die auf einander folgenden Könige, einer nach dem anderen, mit der ganzen Nation die Ansichten über die aus den Wettrennen hervorgehenden practischen Vortheile theilten und wie sie die darauf gestützten Begriffe von der Verbesserung der Racen klar auf-

faßten. Die dadurch gemachten Erfahrungen sind weit und breit in alle Classen des Volks gedrungen und jeder bemüht sich, nach Maßgabe seiner Verhältnisse, auf diesem Wege zur Verbesserung der Pferderace beizutragen, jeder legt einen großen Werth darauf, an diesem Werke der Nation theilzunehmen. Die Lords verwenden einen großen Theil ihrer bedeutenden Einkünfte auf diesen edlen Zweck. Lord Grosvenor z. B. hat für seine Ställe eine Million Thaler verausgabt. Wenn irgend einem der reichen Lord, Alter, Berufspflichten oder Krankheit nicht gestatten, persönlich sich bei den hippischen Angelegenheiten zu betheiligen, so unterhält er nichts destoweniger seine Ställe für seine Gäste in der besten Ordnung. Sein Gestüt, seine Hunde und Ställe dienen dann Farmern und dem größeren Publicum zum Gebrauch oder zur Lust, denn Uebungen zu Pferd sind in England so populär, daß sie den Armen, der keinen Schilling in der Tasche hat, ebenso interessieren, wie den reichsten Lord des Königreichs.

Zu denjenigen, welche ihre Namen in den hippischen Annalen Englands verewigt haben, gehören: der Herzog v. Buckingham, Eigenthümer des ausgezeichneten Halmstey-Türk; Fairfax, Eigenthümer des Marow-Barb; Lord Harleigh, der hartnäckig gegen die Importirung orientalischer Pferde kämpfte; Chr. Wywill und Georg Tenwick, der für Carl II. Pferde aus Arabien brachte; Lord Durey, welcher der erste Eigenthümer der Royal-Mare genannten orientalischen Stuten war; Robert Sulton, der aus Constantinopel den Hengst Holdweß-Türk brachte; Thomas Ogleshorpe, der seinen Namen dem aus Georgien eingebrachten ausgezeichneten Pferde gab; Marschal, Oberstallmeister Wilhelms IV.; Curven, der in Paris beim Grafen von Toulouse zwei werthvolle Hengste erwarb; Sulton, der Eigenthümer des Bald-Gallowey; Herzog Devonshire, Somerset und Rutland, welche zuerst umfangreiche Anlagen gründeten; Graf Godolphin, der seinen Namen jenem berühmten orientalischen Beschälere gab; Trompton, dessen Ruhm indessen durch allerlei Intriguen getrübt wird. Ihm schreibt man jenen Ausfall beim Rennen nordischer und südlicher Pferde zu, bei welchem auch sein Pferd Merlin engagirt war, und wo dem Gegner desselben heimlich sieben Pfund Gewicht in die Tasche geschoben wurden, wodurch Merlin siegte. Trompton, dem man diesen Streich zuschrieb wurde mit Haß und Verachtung verfolgt; ebenso wurde er beschuldigt, absichtlich den berühmten Dragon beschädigt zu haben, indessen ist dieses

doch zweifelhaft; Childers, der den Flying-Childers aufgezogen hat; Herzog von Cumberland, aus dessen Gestüt Eclipse hervorging und O'Kelly, der der glückliche Eigenthümer des Eclipse war.

Es ist nicht möglich, hier alle späteren Männer der Rennbahn aufzuführen, da ihre Zahl fortwährend im Steigen begriffen ist und wir erwähnen nur den Herrn Dick Vernon, als Eigenthümer des Wood-Pecker, der seiner Zeit die glücklichsten Wetten machte. Seiner Geschicklichkeit in Combination der Wetten kam Niemand gleich, ja man erzählt, daß einst durch solche Combinationen, indem er für und gegen bestimmte Pferde Wetten einging, die Aussichten für ihn sich so stellten, daß er zehntausend Pfund gewinnen, aber nichts verlieren konnte; ferner Lord Castlereagh, der das Trainiren seiner Pferde selbst dirigirte; Lord Clermont, der den Trompator gezüchtet hat; Charles Bombury, dessen Stallbestände lange berühmt waren; der Herzog Ducebunbury, dessen hippische Uebungen sich durch den sonderbarsten Humor auszeichneten. Man sagt von ihm, daß, als ihm einst Dick Godison, sein Jockey, gesagt habe, daß sein Gegner beim großen Rennen ihm sechshundert Guineen versprochen habe, wenn er ihn beim Gewinn des Preises nicht hindern wolle, der Herzog erwiedert habe: „nimm die sechshundert Guineen und überlasse mir die Sache zu arrangiren. Als die Pferde nun zum Rennen bereit standen, näherte sich der Herzog seinem Pferde, gleichsam, als ob er es nur streicheln wollte und sagte: „Das scheint mir ein guter Renner zu sein und ich habe Lust, ihn heute selbst zu reiten.“ Darauf zog er seinen Rock aus, erschien als Jockey, schwang sich auf's Pferd und gewann den Preis.

Einer der ausgezeichnetsten Turfisten war der Oberst Melbush, der Stern von Newmarket genannt. Er besaß ein ungeheures Vermögen und die Natur hatte ihn mit den herrlichsten physischen und moralischen Eigenschaften ausgestattet, er war Maler, Bildhauer, sehr gelehrt, Dichter, unerschrockener Soldat, umsichtiger Landmann, ausgezeichnete Reiter und namentlich erfahrener Turfist. Der Stall dieses modernen Alcibiades bestand aus achtunddreißig Vollblutpferden, siebzehn Wagenpferden und zwölf Jagdpferden in der Grafschaft Leicester, aus vier Cavalierpferden und zwanzig gewöhnlicher Cobs für den Dienst in Brighton.

Lord George Bentinck war, bevor er Minister wurde, einer der wohlberufensten und glücklichsten Turfisten.

Die Schule für Jockeys hat in England einen sehr hohen Grad von Vollkommenheit erreicht. Der Jockey ist ein Mensch sui generis, der seine besondere Natur hat, die ihn von dem starken normanischen Stamme, zu dem die Engländer im großen Ganzen gehören, unterscheidet, denn er ist klein von Wuchs und von lebhafter Beweglichkeit. Von Kindheit an mit den Pferden aufgewachsen, kennen und lieben die Jockeys dieselben, wissen den Character jedes einzelnen zu bestimmen, kennen ihre Gewohnheiten und Eigenheiten, unterscheiden bald, welches des Sporns und welches des Zügels bedarf, welches vorn nur leichte Last trägt und welches hinten schwere nicht zu ertragen vermag und erforschen mit Genauigkeit die Grenze, bis zu welcher ein junges Pferd ohne Gefahr angestrengt werden darf. Mit der größten Sorgfalt umwachen sie das Pferd, halten auf fast übertriebene Reinlichkeit, auf die sorgfältigste Auswahl des Futters und beobachten stets eine den Umständen, der Jahreszeit, den Localitäten und augenblicklichen Bedürfnissen angemessene Gesundheitslehre.

Um ein Pferd zu dressiren, es für die Rennen vorzubereiten und in den Proben dazu richtig zu führen, dazu gehört ein sehr großer Vorrath von Kenntnissen und zutreffender Combinationen, ein fester Kopf, ein reblich Herz und erprobter Muth. Einer der englischen Autoren drückt sich darüber wie folgt aus: „Das Leben eines Jockey ist ein Leben voller Hingebung, Gefahren, Entbehrungen und Selbstbeherrschung; der Jockey legt sich freiwillig eine Diät auf, die strenger ist, als die der Trappisten. Schweigen ist eine seiner wichtigsten Eigenschaften. Wenn ihn die eigene Natur nicht dazu aus innerstem Wesen berufen hat, so ist er unbrauchbar. Er muß klein von Wuchs, mächtig an Kraft, schier eitel Sehnen und Muskeln sein; seine Kniee müssen deutlich im Profil hervortreten, er muß unerschrocken, gegen alle Schmähreden taub, unermülich, seiner selbst Herr und gegen Schmerzen unempfindlich sein. Tausendmal alljährlich setzt er sein Leben aufs Spiel, mit zerschlagenen Gliedern, leerem Magen arbeitet er durch die schwierigsten Uebungen für die elende Summe von fünf Guineen, wenn er siegt, und für drei, wenn er geschlagen wird.“ Dafür aber nimmt er, ähnlich den Siegern in den olympischen Spielen, denen man Bildsäulen errichtete und welche die Dichter in Gesängen feierten, Theil an dem Ruhm und Triumphen des Pferdes, das er geritten und an dem Glanz des Herrn, dem das Pferd zu eigen. Die Namen berühmter Jockeys kommen auf die Nachwelt, umgeben mit der Aureole der Künstler.

Einer der ersten Jockeys, dessen die Geschichte der Rennbahn mit Ehren erwähnt, war Stephen Jefferson, im Verein mit seiner herrlichen Stute *Miss Neesham*. Franz *Buckle* gehörte auch zu den Berühmtheiten dieser Gattung. Er war der Sohn eines Sattlers in *Newmarket*, sein feiner Vater gestattete ihm an den Rennen Theil zu nehmen, ohne die sonst üblichen gewaltsamen Schweißtreibereien durchzumachen, denen Jockeys sich zu unterziehen pflegen, um ihr Gewicht zu vermindern. In seiner frühesten Jugend, noch als Stallbube bei *Richard Vernon*, gewann *Buckle* sieben *Derbys*, drei *Daks* und zwei *St. Leger*, obwohl die Pferde, welche er ritt, nicht immer zu großen Hoffnungen zu berechtigen schienen, so daß er seine Siege nur seiner Geschicklichkeit zu verdanken hatte. Auf *Herzog Graftons The Tyrant* siegte er über *Orlando* und *Young Eclipse* nur durch Geschicklichkeit und Geistesgegenwart, denn *Tyrant* war ohne Zweifel geringeren Werthes als seine Rivalen, auch verlor er unter einem anderen Jockey im folgenden Jahre gegen *Young Eclipse*, der mit vier Pfund mehr belastet war. Mit diesen Eigenschaften verband *Buckle* noch eine außerordentliche Redlichkeit und Bravheit des Characters. *Samuel Clifney* erbt *Buckles* Ruhm. Er war der Sohn eines hervorragenden Jockeys, Niemand kam ihm in Geschicklichkeit und Eleganz gleich. Der Rahmen dieses Werkes gestattet mir nicht, die zahllose Masse hierher gehöriger, heute noch berühmter und geachteter Namen aufzuführen.

Der durch die Pferde-Liebhabelei in England hervorgerufene Industriezweig schuf eine Menge von Gewerben, die man in anderen Ländern nicht kennt. Außer Jockeys, *Traineurs*, Züchtern größerer oder kleinerer Besitzungen, außer Händlern und Turfisten verschiedenen Grades, giebt es dort Leute, welche sich speziell dem Studium des Pferdes, der Wettrennen oder der Züchtung widmen und auf diese Weise eine in der Gesellschaft angesehenere Stellung bekleiden. Zu solchen gehört z. B. *Christoph Wilson*, der permanente Intendant der Rennen zu *Newmarket*, dessen Bedeutung ganz England anerkennt, *Mr. Watson*, der Decan des Jockey-Clubs und *Mr. Tattersal*, dessen hippisches Wissen alle Begriffe übersteigt. Er kannte die Namen und Genealogie aller werthvolleren Pferde Englands, kannte ihre Verdienste, ihren wahren Werth und bestimmte ihren Preis. Es gab wenig der besseren Pferde Englands, die nicht wenigstens einmal durch seine Hände gegangen wären. Er vermittelte alle öffentlichen Verkäufe, bei ihm fand der Pferdemarkt



Statt und er verfaßte und verbürgte den Stammbaum. Sein Haus in der Stadt war das Ministerium für die Gestüte, sein Haus auf dem Lande eine Farm für Pferdeezucht. Lateral, ein Mann großer Verdienste, außerordentlicher Thätigkeit und allen bekannter Rechtlichkeit, errichtete 1777 an der südwestlichen Seite des Hydeparks ein Institut, welches als Centralpunkt für hippische Geschäfte Englands, für eine Art Sportbörse galt. Noch bis heute ist dies Institut in der Hand der Familie des Begründers und in Paris, Petersburg, Leipzig, Berlin u. s. w. tragen ähnlich angelegte Institute seinen Namen.

Alle wissen, daß die Genealogie der Pferde reinen Bluts in England bis zu den orientalischen Typen reicht, welche in sehr großer Anzahl zu verschiedenen Zeiten nach England importirt wurden. In der glänzenden Reihe solcher Beschäler haben drei Namen besonderen Ruhm erlangt, der unbefleckt auf die Nachkommenschaft übergegangen ist, nämlich: Beyerley Türk, Darley Arabian und Godolphin Arabian. Der erste wurde 1689 importirt, der zweite kam aus Halep 1707, gegen Ende der Regierung der Königin Anna. Godolphin Arabian gelangte zunächst nach Frankreich, wo man ihn aber nicht zu würdigen verstand, denn Mr. Cote kaufte ihn von einem einfachen Fuhrmann als Karrengaul. Von Cote erstand Graf Godolphin das edle Thier, wo es anfänglich auch weniger geschätzt und erst dann als ausgezeichnetes Beschäler anerkannt wurde, als sein Nachkomme Lath sich als eines der besten Pferde der Epoche zeigte. Godolphin fiel 1753 dreißig Jahre alt mit dem Rufe und Nachruhm, einer der ausgezeichnetsten Pferdetypen gewesen zu sein, die England je besessen. Bekannt ist die Anhänglichkeit dieses Pferdes für eine Raze, welche unzertrennlich mit ihm in demselben Verschlag lebte.

Unter den vorzüglichsten Abkömmlingen, orientalischen Bluts auf englischem Boden muß Flying-Childers (Devonshire) nach Darley-Arabian und Betty-Leedes erwähnt werden. Mr. Childers hatte ihn gezüchtet und noch jung an den Herzog v. Devonshire verkauft. Erst im sechsten Jahre seines Lebens trat er nach damaliger Sitte zum Rennen auf. Nach dem Berichte Einiger war seine Färbung fuchsbraun, nach demjenigen Anderer braun; er hatte eine bedeutende Blässe und an allen vier Füßen Stiefelchen. Bald nachdem er einmal auf der Rennbahn in die Schranken getreten war, hörte seine Thätigkeit in dieser Beziehung auf, denn er war von so rasender Schnelligkeit, daß Niemand gegen ihn zu rennen wagte. Er war hoch von Wuchs, sein Bau war von hoher

Schönheit, seine Glieder fest wie Stahl. Unzweifelhafte Documente beweisen, daß Flying-Childers 14,25 Meter in der Secunde also fast 52 Kilometer in der Stunde mit einem Gewicht von 133 Pfund zurücklegte. Sehr selten zeigt sich in England ein Pferd, welches dergleichen zu leisten im Stande wäre.

Partner nach Jigg und der Schwester des Pony Minburg war, obwohl er mütterlicherseits von einer kleinen Race stammte, dennoch hoch, stark und von sehr schönem Bau, sein Galop griff einen enormen Raum. Nach vielen Siegen und zahlreicher Nachkommenschaft fiel er 1747.

Matchem nach Cade und nach einer der Töchter Partners, also eines Bluts, welches in England für eines der edelsten gehalten wurde, besaß Grazie und einen Bau, der nichts zu wünschen übrig ließ; in vielen Rennen triumphirte er: namentlich citirt man seinen Kampf mit Trajan, der allein von allen, an dem Rennen Theil nehmenden, Rivalen nicht distancirt wurde. Matchem war durch Mr. Palmes gezüchtet und an William Fenwick verkauft worden.

Crab, ein Schimmelhengst nach Alcooc-Arabian und nach einer Tochter Basts, wurde 1731 geboren, war ein Neffe des Childers und Großvater des Eclipse; man erzählt von ihm, daß, als er schon im Rennen abgenutzt zum Tode verurtheilt war, ein Stallknecht ihm das Leben erbettelte und daß er dann, als Beschäler verwendet, den Marsk, den Vater des Eclipse gezeugt habe.

Eclipse nach Marsk und Spileta wurde am ersten April 1764 am Tage jener berühmten Sonnenfinsterniß geboren, der er seinen Namen zu verdanken hat, er war fuchsbraun mit Blässe und hohen Stiefelchen. Im Gestüt des Herzogs von Cumberland aufgezüchtet, wurde er nach dessen Tode an die Herrn Wildeman und D'Kelly für fünfundsiebzig Guineen verkauft; er war mittlerer Größe, aber von außerordentlicher Kraft in den Füßen. Im fünften Jahre seines Alters trat er am dritten Mai 1769 im Hippodrom zu Epsom auf und gewann den Preis von viertausend £ St. gegen vier Pferde. Beim zweiten Umlaufen der Rennbahn wettete Capitain D'Kelly, daß er jedem der rennenden Pferde die Ordnung anweisen werde, in welcher sie zum Ziel gelangen würden. Als die Wette angenommen war, rief er: „Eclipse allein gewinnt, der Rest der Pferde wird distancirt“ — und so geschah es. Seitdem stand der Ruf dieses Pferdes fest, ja wuchs fortwährend. Es gewann elf königliche Preise, ohne je von Peitsche oder Sporn berührt worden zu sein und

schlug alle Pferde ohne besondere Anstrengung. Es brachte seinem Herrn als Beschäler und Kenner sechshundertfünfundzwanzigtausend £ St. ein. Dieses ausgezeichnete Thier war Vater von viertausend Siegern und fiel im Februar 1789 in seinem sechsundzwanzigsten Jahre. Sein Herz wog dreizehn Pfund.

King-Herod, geboren 1758 beim Herzog v. Cumberland, war der Sohn von Tartar und von Cypriana, rann zwischen 1763 und 1767 und schlug in diesen Jahren die besten Pferde seiner Zeit; sechshundert seiner Nachkommen gewannen mehr als zwanzigtausend Guineen.

High-Flyer, geboren bei Charles Bombury, stammte von Herod und Rachel, der Tochter Blanks und wurde nachher an Lord Bolingbroke verkauft; nie wurde er besiegt und die ausgezeichneten Thaten seiner Nachkommen haben ihm einen Platz unter den Hervorragendsten der hippischen Genealogie erworben. Einer seiner Söhne, Peter Teazle, erzeugte zweihundertsiebenundzwanzig Kenner, welche eintausend vierundachtzig Preise davon getragen haben.

Surplice, Nachkomme Beyerleys durchlief 1846 in zwei Minuten neunzehn Secunden zweitausendvierhundertdreizehn Meter, mithin betrug die Schnelligkeit seines Laufs 17,36 Meter auf die Secunde.

West Australian wurde durch den Grafen Morny 1856 für achtzigtausend Fr. gekauft; er lief mit einer Schnelligkeit von 15,09 Meter auf die Secunde, in einer Stunde durchlief er 53,95 Kilometer.

Personen, denen das Studium des Pferdes und dessen, was sich auf das Pferd bezieht, fern liegt, ja ganz fremd ist, sind nicht selten der Meinung, daß das Pferd des Hippodroms ein reiner Luxus-Artikel sei, daß das Verdienst eines Pferdes nicht darin bestehe, einige Meilen schneller als der Wind zu durchlaufen, sondern vielmehr in der Ausdauer bei schwerer und ermüdender Arbeit. Die umfassenden und tiefen Studien der Engländer über die Natur des Pferdes müssen Jedem diesen Irrthum benehmen, denn dieselben Pferde, welche in ihrer Aufzucht so verzärtelt zu sein scheinen, daß ihr aristocratischer Huf nur auf weichem Rasen zu dienen vermöge, leisten in den verschiedenartigsten Verwendungen ihren Herrn Dienste, welche Wunder von Ausdauer und Kraft erfordern. Englische Werke, welche Gegenstände der Art zum Stoffe haben, sind mit Berichten über die unerhörte Kraft des Körpers und des Willens dieser Pferderace angefüllt. Die Abenteuer der berühmten Stute Black-Beß können uns als Beispiel dienen.

Die Turpin, einer jener Wegelagerer, deren Typen der heutigen Civilisation haben weichen müssen, hatte 1737 eine Stute nach einem arabischen Flegste und einer Vollblutstute, genannt Black-Bess. Sie war schwarz wie ein Rabe und zeichnete sich bei einem herrlichen Körperbau durch eine so fabelhafte Schnelligkeit im Laufe aus, daß Turpin zu verschiedenen Malen, wenn er wegen frisch ausgeführten Raubes verfolgt wurde, in Folge der Schnelligkeit seines Pferdes sein alibi nachzuweisen im Stande war, da er fast gleichzeitig in weit von einander entfernten Orten gesehen wurde und man die Möglichkeit eines so schnellen Mittes nicht anzunehmen berechtigt zu sein schien. Endlich stellte man einen hohen Preis für seine Habhaftwerdung. Als er sich eines Tags in London aufhielt, wurde er verrathen. Ein Polizeibeamter und zwei Gensd'armes, alle gut beritten, kommen an den bezeichneten Ort. Turpin, der sie ankommen sieht, entfernt sich durch eine Seitenthür auf den Hof und schwingt sich auf seine schwarze Stute. Man jagt ihm nach in der Hoffnung, ihn bald einzuholen, da man wußte, daß seine Stute den Tag vorher eine sehr starke Tour gemacht hatte. Es war sieben Uhr Abends und um sechs Uhr des Morgens war Turpin in York, etwa fünfundzwanzig Meilen von London. Seine Stute brach zwar in den Thoren der Stadt zusammen, aber sie hatte ihren Herrn gerettet, den seine Verfolger auf sieben bis acht Mal gewechselten Pferden einzuholen nicht im Stande gewesen waren. Während des ganzen Laufs von elf Stunden hatte Black-Bess nichts gefressen und obwohl sie schließlich stürzte, so wurde ihre That in England doch für etwas Außerordentliches gehalten. Man kann die Schnelligkeit dieses Laufs schätzen, wenn man die 1823 durch Mr. Osbaldeston gemachte Wette damit vergleicht; es handelte sich nämlich darum, dieselbe Entfernung in acht Stunden zurück zu legen, wobei gestattet war, Pferde nach Belieben zu wechseln. Osbaldeston gewann die Wette auf acht Pferden und durchmaß die Entfernung in sechs Stunden und vierzig Minuten.

Unter den hippischen Spielen sind es vorzugsweise zwei, welche in England den Character nationaler und socialer Institutionen angenommen haben und an die Stelle der Turniere des Mittelalters, wie an die der Carousselle im Anfang der neueren Zeit getreten sind. Es sind das die Wettrennen, die zugleich Ziel und Mittel zur Verbesserung der Pferde sind, und die Jagden, welche denselben Character wie jene haben und sich von den Jagden der früheren Barone in dem Grade unterscheiden,

als das heutige Vollblut-Pferd, das alle Hindernisse überwindet, sich von dem alten Hunter unterscheidet, der kaum die früheren niedrigen Umzäunungen der Felder Alt-Englands zu überspringen vermogte.

Stoeple-chases halten so ziemlich die Mitte zwischen Wettrennen und Jagden und dienen gleichsam als Vorstudien für die letzteren. Sie sind ein außerordentlich aufregendes Schauspiel, grenzen in ihren Leistungen an das Unglaubliche und geben dem Menschen eine hohe Vorstellung von seiner Macht, seiner Leistungsfähigkeit und der Ausbildung der dazu erforderlichen Eigenschaften. Es ist ein bezaubernder, berauschender Anblick zwei lebende Wesen mit einander zur Einheit so verbunden zu sehen, um zusammen vermittelt Energie, Muth, Geschicklichkeit, kalten Bluts Alles ausführen zu sehen, was das eine will und das andere kann. Das edle Thier beugt seine Stirn vor dem Menschen, unterwirft sich seinem Willen, erräth seine Gedanken, erfüllt seine heimlichsten Wünsche und beide, angespornt durch die Sucht nach Triumphen und durch das innere Feuer, welches Kampfeslust entfacht, werden zur Incarnation des uralten Mythos von den thessalischen Centauren in seiner ganzen poetischen Bedeutung. Die berühmtesten englischen Stoeple-chases finden in Liverpool Statt, welche außerordentlich zahlreich besucht sind, und der Sieger auf diesem Felde weicht dem Sieger beim Derby-Mennen keineswegs an Ruhm.

Die Aufregung in welche die Zuschauer eines Wettrenn-Dramas versetzt werden, schildert ein Autor folgendermaßen:

„Ich bitte, sich ein Hippodrom vorzustellen, wo in einer Reihe vier- und zwanzig dreijährige Pferde stehen, alle so ausgebildet, als ob sie schon sieben Jahre zählten, schlank und so frei von jedem Fettansatz, daß sie mager erscheinen; ihr glänzend Haar liegt glatt an, ihr Auge glüht von Feuer, die Ungeduld und innere Aufregung läßt das fieberhafte Stampfen der Füße errathen, welches die Zuschauer von dem unzweifelhaft fehlerfreien Zustande der Gesundheit dieser kräftigen Renner überzeugt, auf welchen kleine, schwächlich scheinende, magere, blasse Männer in den verschiedensten Farben sitzen. Unter ihrer scheinbaren Schwäche aber verbirgt sich eine eiserne Kraft, eine fabelhafte Elasticität und durch nichts zu störende intelligente Geistesgegenwart. Ihr Auge sieht Alles, ihr Verhalten ist kalt und ruhig.

Ha! das sind wichtige Persönlichkeiten! Wer wird heute der geschickteste, wer der glücklichste sein? Diese Frage beschäftigt alle Tausende der Zuschauer — die Antwort darauf entscheidet bedeutende Wetten.

„Go on!“ erschallt es plötzlich und hin fliegt die Schar der Renner. Zuweilen entsteht sofort beim Anrennen Unordnung verschiedener Art. Von allen Seiten ertönen dann Rufe. Die Einen schreien: „Ungültiges Anrennen!“ Andere wieder: „Gut! Gut!“ — bis man in Mitten dieses Chaos die Stimme des Dirigirenden vernimmt: „Zurück! Zurück!“ . . . Das Anrennen war ungültig . . . Die Reiter müssen zum Ausgangspunkt zurück, Einigen zum Aerger, Anderen zur Freude, um von Neuem zu beginnen. Schau, da ist der ruhige, umsichtige John Day, der Jockey des Herzogs Grafton! In der Mitte der Rennbahn sucht er seinen Renner zu placiren . . . Arthur Bavis, der eleganteste unter seinen Collegen, liebkost sein Pferd . . . glättet seine Mähne mit dem Ausdruck der Selbstzufriedenheit. Samuel Chifrey, der geschickteste aller englischen Jockeys verdient's, genau beobachtet zu werden . . . Wundere dich nicht über sein ernstes Nachdenken — vielleicht ist er selbst in Wetten engagirt — er sitzt wie ans Pferd geschmiebet. Harry und Edward reiten neben einander, auf beide sind ungeheure Summen gewettet . . . beide sind leicht und fast gleich durchsichtig. Samuel Day indessen sollte mehr Hoffnung erwecken . . . denn es scheint, als ob man seine Knochen durch die durchsichtige Haut sehen könnte, er gleicht einem Skelett, das sich aufs Pferd geworfen und „die Todten reiten schnell“, wie Bürger sagt. Nicht Natur hat ihn so erschaffen, nur die Kunst hat ihm zu diesem Grade der vollendeten Hagerkeit verholfen. Ich habe ihn im feinsten Zustande gekannt . . . Heut hat ihn das Fett verlassen, doch ohne ihm seine sonstigen Kräfte entzogen zu haben; was er an Gewicht verloren, hat er an Geschmeidigkeit gewonnen. Der einzige Jockey, der mit Samuel Day in Hagerkeit rivalisiren könnte, ist jener da in der rothen Jacke und gelben Mütze. Seine Wangen sind eingefallen und trocken wie Pergament mit Blut unterlaufen. Zu spät engagirt mußte er in vierundzwanzig Stunden fünfzehn Pfund an Gewicht verlieren. Es wird ihm schwer werden den Kampf auszuhalten . . .

Das Rennen beginnt von Neuem und diesmal regelrecht, die vierundzwanzig Pferde halten sich zusammen und jeder Reiter hat seine Gegner scharf im Auge, alle stürzen a tempo los und drängen sich so nah als möglich an einander . . . bald beginnt die Reihe sich zu lockern . . . die schwächsten bleiben schon zurück. Ein herrlicher Anblick . . . alle Farben des Regenbogens verschwimmen in einander auf der Rennbahn. Die Zuschauer folgen mit leidenschaftlichen Blicken den

Pferden, namentlich aber diejenigen, welche in Wetten engagirt sind und die höheren Sitze, welche das Hippodrom umgeben, eingenommen haben. Nicht auf einen Augenblick verlieren sie den Kenner, auf den sie gewettet haben, aus den Augen. . . . Nur sieben Pferde halten noch Linie. . . . der Augenblick der Entscheidung naht, die Kenner berühren fast mit dem Bauch den Boden im rasenden Laufe und die Jockeys sparen nicht Sporn noch Peitsche . . . Von allen Seiten tobendes Geschrei — Damen fallen in Ohnmacht — wer stark gewettet drängt vorwärts, die Herzen pochen lebhafter, je näher die wilde Jagd heranbraust. — Endlich verbreitet sich ein Freudengeschrei: „der braune Kenner mit dem Jockey in weißer Jacke und schwarzer Mütze ist am Ziel — Robinson hat gesiegt. Die ungeheure Zahl der berittenen Zuschauer drängt die Höhen hinunter, immer dichter schließt sich der Kreis . . . Wer hat gewonnen? . . . Araxes der Sohn Persepolis . . . Bravo! gewonnen! . . . wie? Unmöglich! . . . Doch doch! Araxes! . . . Also verloren! gut! Nächstes Mal besser und basta.“ Man fragt, wer der Herr jenes Siegers sei und zeigt auf jenen edlen Lord, der dort auf dem Bocke seines Cabriolets sitzt . . . man ruft ihm zu: „Araxes hat gewonnen!“ . . . Eine braune Zigeunerin reicht ihm den Hut, den er in der ersten Freude in die Luft geworfen hatte . . . Von allen Seiten wiederholt sich die Bestätigung der freudigen Nachricht . . . und wieder hebt die Zigeunerin den Hut auf und reicht ihn seinem Herrn, aber jetzt schon mit der Bitte: „Ew. herzoglichen Gnaden hab' ich richtig geweissagt und ich hoffe, Ew. Gnaden werden mich nicht vergessen“ — und einige Goldstücke bedanken die Wahrsagerin.“

Die heutigen Jagden in England sind eigentlich Wettrennen im Jagdcostüm, denen das Wild nur zum Vorwand dient, da Alles wesentlich nur auf die Schnelligkeit berechnet ist. Die Hunde jagen lautlos den fashionablen Fuchs und mit Sturmeseile folgen ihnen die rothröckigen Jäger auf flüchtigen Kennern.

Melton Mowbray ist der berühmteste Ort für solche Jagden. Die englische Aristokratie hat für dergleichen Amusements sich eine Stadt gebaut. Die Umgegend von Melton Mowbray von Northampton ab ist ganz besonders für Jagd auf den Fuchs geeignet, das Land ist wellenförmig fast ausschließlich mit kurzem Graswuchs bedeckt und von vielen Hecken durchschnitten. Im Umkreis von drei Meilen befinden sich drei Meuten, eine Lord Suffields in Willesden, die andere Lord Lands-

dales in Coltesmore und die dritte des Herzogs von Rutland in Belvoir Castle.

Die Meute Lord Suffields wurde für achtzehntausend Thaler verkauft. Die Hunde sind sehr klein und fein gebaut, während die anderen beiden erwähnten Meuten große und starke Hunde haben. Diejenige des Herzogs von Rutland gilt für die vorzüglichste in ganz England. Sein Oberjägermeister, ein Greis von mehr als siebenzig Jahren, hat den Ruf des in seinem Fach gewandtesten und erfahrensten Mannes. Jede dieser drei Meuten jagt wöchentlich fünf Tage hindurch. Alle Sonnabend wird in den Zeitungen das Programm der Jagden für die folgende Woche bekannt gemacht und werden die Orte angegeben, an denen man sich jedes Mal zu versammeln habe. Zur Abwechslung theilt man die Meute in zwei Hälften, von denen jede vierzig Hunde zählt. Gut gewählte Versammlungspunkte ziehen zuweilen einige hundert rothbefracte Jäger an, außerdem noch andere Dilettanten und zahlreiche Dienerschaft. Die Stallknechte führen die Pferde auf und nieder, während die ganze Gesellschaft sich versammelt.

Die gewöhnlichsten Hindernisse, auf welche man bei solchen Jagden stößt, sind Bäume und Hecken, welche häufig diesseits und jenseits mit Gräben versehen sind, die drei bis vier und fünftheilb Ellen breit sind. Für diejenigen, welche an solche Jagden gewöhnt sind, bieten dergleichen Hindernisse keine übergroße Schwierigkeit und übrigens legen auch gewöhnlich schon die vordersten Reiter eine Bresche und bahnen auf diese Weise den Nachfolgenden den Weg. Geht indessen die Jagd so stürmisch, daß es an Zeit und Gelegenheit gebricht, diese Durchbrüche aufzusuchen, so verläßt man sich eben auf die Kraft und den Muth seines Pferdes, das mit Leichtigkeit die höchsten Bäume und breitesten Gräben überspringt. Bei weitem schwieriger zu überwindende Hindernisse sind die „Oxfences“ genannten Umfriedungen. Diese bestehen nämlich aus einem von beiden Seiten mit Gräben von drei Ellen Breite und einem mit zwei, zwei Ellen hohen Friedungen eingefassten Walle. Gewöhnlich springt man schräg über dieselben in zwei Sätzen, indem man den Wall zum Stützpunkt des zweiten Sprunges nimmt, indessen überfliegt man das Ganze auch nicht selten mit einem Satze. Die schwierigsten Hindernisse sind kleine Flüßchen (brooks), deren Ufer gewöhnlich sehr steil und deren Rinne so tief liegt, daß, wenn man das Unglück hat, hineinzustürzen, sehr schwer wieder herauszukommen ist. Auf dreißig Pferde, welche alle Arten von



Heden und Bännen mit beziehungsweise Leichtigkeit überwinden, findet sich kaum eines welches diese brooks überspringt.

Melton ist ein sehr elegantes Städtchen, wo zu den Jagdzeiten eine Menge von Gentlemen zusammenströmen. Einige derselben besitzen daselbst eigene Häuser, Andere haben dergleichen in benachbarten Orten, noch Andere suchen sich unterzubringen wie es eben geht. Zwischen diesen Jagdliebhabern finden sich Parlaments-Mitglieder, Officiere, Künstler, ja sogar Gelehrte, indessen welchem Berufe sie sonst auch angehören mögen, hier sind sie fünf Tage in der Woche nur Jäger. Die Jagdpferde werden lose an den Versammlungsort geschickt, die Jäger selbst kommen in ihren Hacks. Man kann sich vorstellen, welche Anstrengungen ein Jagdpferd durchzumachen hat, wenn man bedenkt, daß man bis Melton schon zuweilen eine Strecke von einigen Meilen zurückzulegen hat und daß man sich oft mit einem Fuchs nicht begnügt, sondern noch einen zweiten jagt und wäre es vier Uhr Nachmittags. Der größere Theil der Jäger wechselt daher täglich wenigstens ein Mal das Pferd, so daß man also für ein solches Vergnügen zehn Pferde und ein Hack mit sich führen muß, viele indessen bringen die doppelte Anzahl. Ein Jagdpferd mittlerer Güte ist im Stande zwei Stunden ununterbrochen im Galop zu rennen, die Ueberwindung der Hindernisse mitgerechnet, aber sehr wenige vermögen es, mit den durch die Felber jagenden Hunden auch nur eine halbe Stunde gleichen Schritt zu halten. Auch Farmers erscheinen bei solchen Jagden in großer Anzahl; und nicht selten überwinden sie auf jungen, ungerittenen Pferdchen geringen Werthes mit unerhörtem Muth alle Hindernisse und zeigen sich an der Spitze der Jäger. Auch Leute ärmerer Classen theiligen sich dabei auf elenden Kleppern, ja auf Eseln. Mit dem größten Enthusiasmus folgen sie den Jägern so schnell, als es eben das Thier, was sie unter sich haben, gestattet. Massen Volks begrüßen die von der Jagd Heimkehrenden aufs herzlichste „Good day, Sir!“ „Good sport, Sir!“ und erkundigen sich mit dem größten Interesse nach dem Resultate der Jagd. Alles dies beweist, daß sowohl Jagden, wie alle Angelegenheiten, wobei das Pferd eine Hauptrolle spielt, zu den nationalen Interessen des Volks von Groß-Britannien gehört und daß man dort andere Begriffe, Leidenschaften, Eigenthümlichkeiten und Neigungen hat, als wir auf dem Continent zu begegnen gewöhnt sind.

„A horse! a horse! my kingdom for a horse!“ rief einst Richard III. der sein Pferd im Kampf gegen Richmond bei Bosworth verloren hatte,

und es ist als ob ganz England diesen Ruf gehört, den unermesslichen Werth des Pferdes erkannt habe, darum in hippischer Beziehung allen Völkern der Welt vorangegangen sei und heute noch auf weite Ferne an der Spitze stehe.

### § 192. Das hippische Frankreich der heutigen Zeiten.

Die Epoche der Manege war die glänzendste Zeit Frankreichs in hippischer Beziehung und wie England in mancher Hinsicht zu Frankreich stets einen Contrast bildete, so theilten sich auch in hippischer Beziehung die Nationen und Individuen Europas unter der Leitung dieser beiden Völker in zwei entgegengesetzte Lager.

Das trockne, flüchtige, starke und ungezwungene Pferd stand dem abgerundeten, manierirten, demüthigen und in Formen gezwängten Pferde gegenüber; der freie, englische, ungezwungene Reiter trat dem kunstgerechten französischen Manegeritt, englisches Rennen und Jagden der französischen Akademie gegenüber. Mr. D'Arcy drückt sich über die französischen Reiter dieser Epoche folgendermaßen aus:

„Sie gelangten zu dem Grade der Uebertreibung und Unnatur, daß eine Reaction unvermeidlich war. In jener Epoche erwarb sich ein Reiter die höchsten Lobpreisungen der Dilettanten, wenn er zu dem Grade der Vollkommenheit gelangte, daß er drei Viertelstunden darauf zu verwenden verstand, um im Galop die Entfernung von der Versailler Manege bis zum Marmorhof zurückzulegen verstand, eine Entfernung von fünfhundert Meter. Auf diese Weise also löste man wunderbar genug die Aufgabe, in anderthalb Stunden ein Kilometer zurückzulegen — und zwar im Galop, also einer Bewegung, in welcher das Pferd die größte Schnelligkeit zu entwickeln pflegt. Heute muß man vierundzwanzig Kilometer in einer Stunde überwinden — und selbst das ist noch wenig. Allerdings ist jenes ein Beweis für die Geschicklichkeit des Reiters und den Gehorsam des Pferdes — aber welcher practischer Nutzen erwächst daraus?“

Mit den letzten Jahren Ludwigs XIV. beginnt der sichtbare Verfall der hippischen Bedeutung Frankreichs. Ungeachtet der vielen Anstrengungen dieses Königs und seiner Nachfolger, ungeachtet der Verordnungen Napoleons I. welche dahin zielten, den Verfall aufzuhalten, war nichts im Stande, Frankreich aus seiner Gleichgiltigkeit für hippische Interessen zu erwecken. Richelieu hatte den Sinn und die vorläufige Möglichkeit dieses Industriezweiges durch die Vernichtung der Bedeutung großer Lehne zu Gunsten

concentrirter Einzelgewalt untergraben. Der seiner früheren Rechte enterbte Adel verließ den Acker, wanderte in die Städte und trat aus Noth in den Dienst des Hofes.

Die Pferde verließen ihre Marmorställe und nahmen Platz vor den feuchten Krippen elender Baulichkeiten. Elend verzehrte den Vorrath der Nahrungsmittel; — Dummheit begann die Kreuzung der Racen zu leiten. Die Familie des Pferdes wurde damals in zwei Theile getrennt: in gute und schöne. Die Production entfernte sich aus den Händen derjenigen, welche das Pferd gebrauchen sollten, und daher entwickelte sich nur eine Production äußerlich ansehnlicher Pferde und jeder war genöthigt das zu kaufen, was eben feil geboten wurde und hielt sich nur an die trügerische Außenseite. Sogar die Regierung unterstützte einen solchen Zustand der Dinge, indem sie dem Adel verbot, sich königlicher Hengste, sei es wozu es wolle, zu bedienen. Es bedurfte stets einer besonderen Erlaubniß dazu bei Strafe von dreihundert Franken.

Die Mode endlich gab jedem gesunden Begriff von Pferd und Pferdezucht den Todesstoß; — allgemein suchte man Kamshornasen (busqués), Pferde dieser oder jener Färbung, dieser oder jener Abzeichen, vor allem aber solche, die sich durch gute Fütterung und entsprechende Beleihtheit auszeichneten. Als Rathgeber beim Ankauf diente die jedesmalige Mode. Gute Eigenschaften zeigten sich noch zuweilen aber selten bei Pferden von damals geringem Werthe, bei Postpferden und solchen, welche man zu Transporten von Lasten verwendete, so wie unter den Reisepaßgängern. In jener Zeit entstand in der hippischen französischen Sprache jener cynische Ausdruck cheval gras und man sagte, daß das theuerste Fett das Pferdefett sei. Ein solches Wort reicht hin, um sich einen Begriff von dem Verfall zu machen, in welchen Frankreich damals in hippischer Beziehung gerathen war. Auf allen Märkten suchte und fand man damals nur fette Pferde; zwar gab es hie und da noch einzelne Punkte in Frankreich, wo ältere Landbesitzer unter dem Schutze der Binnen ihrer alten Schlösser nach alter, guter Sitte einige Pferde züchteten, die auf Wiesen und in Wäldern frei weideten, aber die Verweichlichung der Sitten, die Trägheit und veränderte Begriffe schufen einen engen Zusammenhang zwischen falschen Vorstellungen und falschen practischen Gewohnheiten, woran Frankreich lange laborirt hat.

Unter dem Einflusse solcher Zustände sank Frankreich in hippischer Beziehung schon seit dem Jahre 1700 so tief, daß dieses Land, welches

sonst nicht nur hinreichend Pferde für den eigenen Bedarf producirte, sondern welches auch den Manegen Europas Pferde in großer Anzahl lieferte, seinen Bedarf durch das Ausland decken mußte. In den einst glänzenden Zeiten des französischen Pferdehandels dienten französische Pferde vorzugsweise zur Parade und zum Luxus, aber sobald auswärtige Pferde den französischen Pferdemarkt zu beherrschen anfangen, da verfiel der Handel mit den eigenen Producten.

Unter der Regierung Ludwigs XV. erreichte die Manegekunst ihren Culminationspunkt. Guérinière, Nestrier, Dupaty de Clam, Montfaucon, de Nogles erlangten darin den höchsten Ruf und der Name Bourgelat's ist neben vollendeter Reitkunst auch noch dadurch berühmt, daß der Träger desselben der ausgezeichnetste Rossarzt seiner Zeit war.

Die Prinzipien des Manege-Reitens waren so vollendet, daß es unmöglich war, sie weiter zu fördern.

Die Akademien zu Paris und in allen größeren Städten Frankreichs lehrten Fechten, Tanzen, Schwimmen und Reiten. Jeder junge Mann mußte, wenn er in der Welt auftreten wollte, irgendwo seine Akademie absolvirt haben.

Zwei hervorragende Minister Englands, Pitt und Fox, waren auf französischen Akademien gebildet worden, Pitt in Caen und Fox in Angers. Männer wie Bougainville, Choiseul, Maupeou, Malesherbes, Maurepas, d'Aguiillon, La Chalotais, Necker, Turgot, Calonne, Mirabeau hatten alle ihre Akademie durchgemacht.

Eine große Menge französischer Magnaten sorgte dafür, in ihren Ställen nur französische Pferde zu haben. Der Dauphin, der die Jagd auf Wölfe leidenschaftlich liebte, verwendete dazu normandische Pferde, aber nichtsdestoweniger drang das englische Pferd immer mehr durch und gewann den Vorrang vor dem einheimischen. Lord Pembroke schrieb damals an Bourgelat: „Ich begreife die Manie der Franzosen für unsere Pferde nicht, wenn ich an eure schönen normannischen und limousinischen Pferde denke.“

Und England kaufte in der That noch um diese Zeit französische Pferde und die Normandie gedachte noch lange, als eines später unerhörten Umstandes der Transporte von Hengsten, welche Bourgelat und Chabert nach England aus dieser Provinz vermittelten.

Unter Ludwig XV. belief sich die Zahl der Beschäler in den Staatsgestüten auf 3000. Die Hauptgestüte waren in Bin, Pompadour, As-

nières, Fontenay-le-Comte, Tarbes, Rodez, Périgueux, Perpignan, Rosières, Besançon, Annoncel, Straßburg und Niort, außerdem legte Ludwig XV. noch ein Gestüt auf der Insel Camargue an, welches dieser Gegend einen großen Ruf erwarb. Die Anzahl von Privatgestüten war um diese Zeit noch ziemlich ansehnlich. Das Gestüt der Rohans in Guéméné, der Esterhazy bei Rocroy, der Herrn d'Escars, de Jumilhac, de Cauz in Maillard in Limousin, der Herrn Rouget, Boucher-Lagetiére in Poitou, des Fürsten von Monaco in Thorigny u. s. w. erfreuten sich großen Rufes. Moriz von Sachsen legte ein Gestüt in Chambord an, welches nach seinem Tode verkauft und durch den Fürsten v. Polignac wieder hergestellt wurde. Die dort eingeführten Pferde stammten aus Thorigny.

Die Anwendung englischer Pferde zu Jagden machte Frankreich mit den Vorzügen der englischen Pferdezücht vertraut und man begann allmählig, dieselben Principien einzuführen, welche dort so ausgezeichnete Resultate erzielt hatten.

Englische Wettrennen fanden zum ersten Male 1776 in der Ebene von Sablons Statt. Es liefen dort englische Pferde des Herzogs v. Artois, des Herzogs v. Chartres, des Marquis de Conflans, des Herzogs von Nassau, des Herzogs de Rohan Guéméné und einiger Engländer, welche grade in Frankreich anwesend waren. — Das Rennen fand am 6. September Statt und das Pferd L'abbé des Herzogs von Rohan, in Frankreich geboren und gezüchtet, war der Sieger.

Im Jahre 1777 siegte dasselbe Pferd über sieben englische und in demselben Jahre wurde eine Gesellschaft gegründet, welche zu den Wettrennen in Fontainebleau vierzig Pferde stellte. Wunderliche Leute, welche die Vortheile nicht zu schätzen wußten, welche die Wettrennen für die Pferdezücht nach sich ziehen und die geneigt waren, Alles fremde, und wäre es das Beste, zu verspotten, richteten sofort nach diesem Wettrennen ein anderes ein, bei welchem vierzig Esel liefen und der Sieger eine goldene Diefel kunstvoller Arbeit erhielt. Doch nicht blos in Frankreich hat man sich dergleichen billige Spöttereien bei Einführung der Wettrennen erlaubt. In den nachfolgenden Jahren fanden Rennen in Vincennes, Fontainebleau und den Ebenen von Sablons Statt, jedoch ohne alle Organisation und feste Termine. Bei diesen Rennen trat der berühmte King Pipin und viel anderes Vollblut auf, woraus eine Menge Beschäler hervorgingen.

Die große französische Revolution fand in jeder Provinz Gestüte, welche theils auf Staats, theils auf Provinzialkosten unterhalten wurden, ferner gab es solche, welche Abteien oder Privaten angehörten. Die englischen Wettrennen wurden natürlich als aristokratische Gelüste abgeschafft. Die Manie, Griechenland und Rom nachzuahmen, versuchte es, Wagenwettrennen einzuführen, allein zahlreiche traurige Erlebnisse, welche sich dabei fortwährend wiederholten, ließen die Lust zu unzeitgemäßer Nachäffung längst vergangener Sitten und Gewohnheiten bald verschwinden. Unaufhörliche Requisitionen trafen die französischen Pferde racen fast tödtlich. Man nahm Beschäler und Mütter, spannte Pferde nicht nur vom Wagen des Edelmannes, sondern auch vom Pfluge des Ackerbauers und endlich kam es so weit, daß Jeder sich hütete, ein Pferd aufzuziehen, das möglicherweise bei der Requisition als brauchbar zum Dienst geeignet hätte befunden werden können, und bemühte sich also um Krüppel und werthlose Mähren.

Napoleon dachte ernstlich daran, eine größere Pferdeproduction ins Leben zu rufen und in dieser Beziehung den Gedanken Ludwigs XIV. in Ausführung zu bringen. Seine Anordnungen, betreffend die Wiederherstellung einer geregelten Administration der Gestüte, verhüteten den gänzlichen Verfall derselben und verringerten mit der Zeit das Bedürfniß, auswärtige Pferde einzuführen. Man richtete wieder Wettrennen ein, um die Race zu verbessern und gab dazu Anweisungen und Regeln. In festgesetzten Terminen begann man wieder um den Staatspreis zu kämpfen. Der Kaiser unterzeichnete das Statut für die regelmäßigen Rennen 1805 im Lager von Boulogne, gleich als ob von jenseit des Canals ihn der Gedanke dazu angeweht hätte. Die Orte für die Rennen wurden in denjenigen Departements angewiesen, welche im besten Rufe der Pferde zucht standen. Die ersten fanden in Paris, in St. Brieux und Bin Statt. In Wahrheit hatten dieselben geringe Bedeutung und wirkten wenig auf Verbesserung der Zucht, denn die Pferde, welche daran Theil nahmen, waren schlecht dazu vorbereitet und noch schlechter geritten, konnten daher weder selbst noch in ihrer Nachkommenschaft bedeutende Dienste leisten. Das damalige unter dem Einflusse patriotischer Begeisterung und Einseitigkeit, welche die Epoche des Kaiserthums characterisirt, verfaßte Statut entfernte sich zu weit von den in England als bewährt erprobten Prinzipien und Gewohnheiten. Der Kaiser rief die Schule der Pagen wieder ins Leben und Paris erhielt wiederum seine Manege,

welche durch de Sourdis geleitet wurde. Außerdem gab der Kaiser Befehl, eine bedeutende Anzahl von Reitschulen einzurichten, die auf Kosten des Staates erhalten werden sollten. Schließlich wirkte, wie Montandre sagt, die Wiederherstellung eines glänzenden Hofes, die Schöpfung eines neuen Adels auf der Basis militärischer Verdienste, die Errichtung von Majoraten, der nothwendige Luxus der reich gewordenen Würdenträger und manche andere Umstände als Mittel zur Belebung der Industrie und des Handels. Und so sehen wir auch in der That, daß ungeachtet der andauernden Kriege und Requisitionen während der Kaiserzeit, Pferdehandel und Industrie beziehungsweise in Blüthe standen. Napoleon selbst ritt französische oder orientalische Pferde und seine Armee kannte ebensogut sein weißes Schlachtroß wie seinen kleinen Hut, der sich immer in Pulverdampf gehüllt da zeigte, wo der Sieg zu suchen war.

Man kann sich eine Vorstellung von dem Reichthum der kaiserlichen Ställe machen, wenn man den Bericht über die kaiserlichen Equipagen der Campagne 1812 liest: zwei leichte Equipagen, jede zu sechsundsiebzig Pferden und zwei Expeditions-Equipagen zu einhundertvierzig Pferden sollten die kaiserliche Bagage befördern. Der zur Disposition stehende kaiserliche Stall bestand im Ganzen aus fünfhundert Pferden und vierundsechzig Wagen. Siebenmalhunderttausend Frcs. standen dem Oberstallmeister zur beliebigen Verfügung jährlich zu Gebote. Das Budget war für die kaiserlichen Ställe mit drei Millionen belastet. Die kaiserlichen Wagen umfaßten drei Abtheilungen: die erste für den persönlichen Dienst des Kaisers, die zweite für die Suite, die dritte für Cabinet und Archiv. Sechs von drei Mann bediente Pferde oder Maulthiere waren vor jedem Wagen. Außerdem waren zehn Brigaden, von denen jede aus zwölf Pferden bestand, darunter zwei Kampfrosse und ein Gangpferd für den Kaiser, neun für das Dienstpersonal, namentlich für den Großstallmeister, den Unterstallmeister, den Wagen, Chirurgen, den Piqueur, Mameluken und drei Knechte. Jede Brigade trug den Namen eines der kaiserlichen Pferde. Die Mäntel u. s. w. wurden auf vier kleinen mit Rohr ausgeflochtenen Wagen der Brigade nachgefahren. Das kaiserliche Pferd trug einen französischen mit carmoisin-rothem Sammet ausgeschlagenen Sattel, die Schabracke war von gleichfarbigem Luche mit doppelten goldenen Treffen und Franzen besetzt. Die Mähne des Pferdes war geflochten.

Die Restauration, welche den Frieden brachte, hob alle freiwilligen und gezwungenen Requisitionen auf, die Frankreich in hippischer Beziehung

so stark angegriffen hatten, aber der dafür wiederkehrende Freihandel erwies sich anfänglich als kein geringerer Feind. Die Consumenten deckten ihren Bedarf durch auswärtige Pferde. England überfluthete Frankreich mit Jagdpferden und mit der Zeit begann auch Deutschland Pferde nach Frankreich zu liefern. Einer der deutschen Autoren sagt: „Die für Frankreich gemachten Ankäufe von Pferden hoben und förderten bei uns schnell die Zucht, welche in den unglücklichen Kriegsjahren so sehr gelitten hatte.“

Obwohl weder das königliche Haus noch die Prinzen vom Auslande Pferde einführten, vielmehr solche in der Normandie und in Limousin kauften, obwohl die Garde ausschließlich ihre Remonte von Merlerault entnahm und obwohl die Gestüte des Reichs inländische Beschäler theuer bezahlten, so gefiel sich der Luxus der Pariser, nur in englischen und deutschen Pferden und die französische Pferdezücht, die seit dreißig Jahren ohne erhebliche Aufmunterung nicht eben vorwärts gegangen war, sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, mit Hilfe Englands bessere Producte zu erzielen. Man führte in den königlichen, wie in privaten Gestüten aus England Vollblutbeschäler ein. Ludwig XVIII. befahl 1819 Wettrennen in den Departements einzurichten und die Zahl der Preise zu vermehren. Eines der ersten in Frankreich gezüchteten Pferde, das auf der Rennbahn Ruhm erwarb, war Latitab und gehörte dem Herzog von Narbonne. In derselben Zeit zeigten sich auch die Pferde des Herrn de Rogers, jenes berühmten limousinschen Sportsman. Es entstanden Gestüte lediglich zu dem Zwecke, Rennpferde zu erzielen, unter denen sich besonders das Gestüt von Meudon unter der intelligenten Leitung des Herzogs de Guiche auszeichnete: aus diesem Gestüte ging die Stute Nelli hervor, die 1823 sich durch Siege berühmt machte. Herr Miessec legte 1820 das Gestüt Biroflay an, aus dem der ausgezeichnete Rainbow sich ewigen Ruhm erworben hat. Herr d'Escars stellte seinen Lucy zum Rennen. Herr d'Escars ist ohne Zweifel derjenige, der Frankreich in hippischer Beziehung die größten Dienste geleistet hat. Im Jahre 1829 stand er als Präsident an der Spitze der Commission, welche dem Könige über die Verwaltung der Gestüte Bericht zu erstatten hatte. Diese unter seiner Aufsicht durch Herrn Didon redigirte Denkschrift ist würdig, von jedem, dem es um das Wissen vom Pferde Ernst ist, besonders beachtet zu werden. Die Verwaltung der Gestüte machte es sich zur Aufgabe, nur Vollblut zu produciren, und die Gestüte zu Koffières, Pompabour und Pin bereicherten unter Aufsicht des Herrn Bonneval das Land mit



den werthvollsten Typen dieser Race. Snail, Tigris, Castham lieferten Nachkommen, welche für immer ihre Spuren in der Verbesserung der französischen Racen hinterlassen haben.

Außer den Namen, welche wir bereits genannt haben, waren die Herrn de Pergorion, Seymour de la Rocque, de la Bastide und de Banteaux die ersten, welche die Zucht englischer Pferde reinen Bluts förderten. Alle Hoffnungen der Wiederkehr hippischen Gedeihens blüheten von Neuem, die Gestütsverwaltung wurde gewissenhaft, intelligent und vortheilhaft geleitet, die fürstlichen und herzoglichen Häuser remontirten ihren Luxusbedarf in Frankreich. In den Staatsgestüten, wie in denjenigen intelligenterer Privaten drang die Ueberzeugung von der Nützlichkeit der Beschäler reinen Bluts durch, unter der Jugend wurde der Sinn und Geschmack für hippisches Wesen verbreitet, namentlich durch Manegen, welche die größeren Städte auf eigene Kosten hielten. Die Schule der Pagen unter Leitung der ausgezeichnetsten Reiter, welche mit den neueren Principien eben so vertraut waren wie mit den älteren, nahm ein eclectisches Studium der Reitkunst an, welches den Bedürfnissen der Zeit entsprach und dessen vorzüglichster Repräsentant der Herr D'Aure war. Der Herzog von Lambesc verwaltete bis zu seinem 1824 erfolgten Tode das Amt eines Oberstallmeisters; die Beaufsichtigung der Ställe war dem Herrn von Vernon anvertraut. An der Spitze der Pagenschule stand Herr d'Absac, und nach dessen Tode nahm Herr von Boisfaucauld diese Stelle ein; unter ihm waren die Herrn von Gourjac, von Charette und später die Herrn D'Aure, de Vandière, de Messange und de Baugirard Stallmeister.

Carl X., eingedenk der hippischen Spiele seiner Jugend, protegirte die Wettrennen und die Zucht von Pferden reinen Bluts. Auf seinen Befehl wurde namentlich das Gestüt zu Meudon besonders gefördert. Der Herzog de Guiche war dauernder Dirigent desselben und seinen Bemühungen verdankte Frankreich Resultate wie Vittoria 1827 nach Milton, Zephir 1828 nach Dio, Sylvio 1829 nach France und Besta 1830, Eigenthum des Herrn de la Bastide.

Im Jahre 1818 wurde Herr de Portes beauftragt, Syrien zu bereisen, von wo er zwanzig arabische Hengste mitbrachte, die sich indessen den Erfordernissen der Zeit nicht als entsprechend bewährten, so daß wenig dieses Bluts in den französischen Gestüten verblieben ist.

Nach Schließung der Manegen in St. Germain und St. Cyr 1815 legte man eine Schule in Saumur an, welche indessen erst 1826 unter

der Direction des Gener. Dubinot zu ihrer vollen Entwicklung gelangte und die Verhältnisse annahm, welche sie bis heute auf der Höhe der ersten Militärschule Frankreichs erhalten hat. Dieser hervorragende General wettete einst mit dem Major Goodmet, daß er 28 Kilometer im Trabe auf einer englischen Stute in einer Stunde zurücklegen werde. Das Rennen fand auf der Straße zwischen Saumur und Fleche Statt. Herr Dubinot brauchte 63 Minuten, verlor also die Wette um 3 Minuten; wenn man indessen die Schwierigkeiten, welche er auf einer sehr befahrenen Straße zu überwinden hatte, berücksichtigt, so wird man immer zugeben müssen, daß er das Außerordentlichste, was in ähnlicher Beziehung je ausgeführt wurde, geleistet habe.

In eben der Zeit, als das hippische Gedeihen unter den Fittigen des Friedens Aufschwung zu nehmen begann, brachte ihm eine neue Revolution eine erneute Niederlage. Die Ereignisse des Jahres 1830 verursachten in der aufblühenden Züchtung einen argen Rückschlag. Die Heeresabtheilungen, welche von Merlerault remontirten, wurden aufgehoben, die Fürsten und Herzöge, welche ihre Ställe mit französischen Pferden gefüllt hatten, verließen das Land; dazu verfiel man in den Fehler, der in solchen Fällen schon so oft sich wiederholt hatte, daß man bei dem geringsten Anzeichen eines Krieges massenweise Pferde im Auslande kaufte, indem man meinte, daß man dadurch, so zu sagen, zwei Fliegen mit einer Klappe schlage, indem man dem Auslande Pferde entzog, die gegen das Inland hätten verwendet werden können, dagegen die Vorräthe des eigenen Landes nicht nur schonte, sondern vermehrte. Allein in dieser scheinbar klugen Speculation beging man zwei Capital-Fehler, indem man einerseits das Ausland mit gutem französischen Gelde bereicherte, den Handel dort belebte und durch die Stockung des Handels im Inlande andererseits den Züchtern die Möglichkeit der Existenz benahm.

Auch die Reitkunst verfiel zu diesen Zeiten sichtlich in Frankreich, man hörte auf, in den größeren Städten die Reitschulen zu protegiren, und hoffte, daß die Wettrennen alle Bedürfnisse befriedigen würden und war der Ansicht, daß, wenn England ohne Manegen bestehe, Frankreich dieselben füglich auch entbehren könne. Dabei warf man den Manegen vor, daß sie veraltete Doktrinen verbreiteten und, anstatt dieselben zu modernisiren oder zu modificiren, cassirte man dieselben ganz einfach.

Die Jugend, plötzlich der Schulen beraubt, wo sie hätte reiten lernen können, und überhaupt wenig darin geübt, warf sich auf ausländische

Pferde, die gewöhnlich besser zugeritten waren und dadurch ihrer Unbeholfenheit besser entsprachen, endlich wurden auch die Staatsgestüte um ein Drittel vermindert und natürlich erlag ihr Budget derselben Kürzung. Und doch, gleichsam als Compensation für diese unheilvollen Maßregeln, begann das theoretische Wissen vom Pferde gesündere Ansichten und Begriffe über die Züchtung desselben zu verbreiten. Die Anstrengungen der Gestütsverwaltung und die Thätigkeit und Arbeiten vieler ihrer Mitglieder übten einen kräftigen Einfluß auf die Belebung des Sinnes in dieser Richtung. Die Arbeiten der Herrn de Bonneval, de Bony, de Bangirard, de Laftic, de Montandre, de Mouffy begannen heilsame Früchte zu tragen. Seit dieser Zeit wurde die Verbesserung nach Grundsätzen der englischen Doctrin unwandelbar als Basis angenommen. Man erlaubte sich dabei nur solche Veränderungen und Abweichungen, welche durch den Unterschied des Klimas und der politischen Organisation beider Länder geboten schienen. Ich kann hier den Namen eines Mannes, der vorzugsweise diese Revolution im hippischen Wesen hervorgerufen hat, nicht mit Stillschweigen übergehen. Herr Dillmer, ein ausgezeichnete Schriftsteller und vormaliger Officier der Cavallerie, wurde 1833 zum General-Inspector sämtlicher Gestüte und später der Gestüte und des Ackerbaues erhoben, und er muß als der eigentliche Schöpfer dieses Verwaltungszweiges angesehen werden. Man warf der Gestütsverwaltung vor, daß sie ihre Producte dem Publikum bei den Wettrennen nicht vorführte; im Jahre 1833 stellten sich dieselben zum ersten Male, um überall Sieger zu sein. Agar errang mehrfach Preise bei den pariser Wettrennen 1833, und in den folgenden Jahren blickte ganz Frankreich auf die Siege der Cornsandra, Fretillon's und Silaus. Herr de Cambis übernahm die Direction des Gestüts von Meudon. Der Herzog von Orleans und später der von Nemours nahmen lebhaften Antheil an bedeutenden Verbesserungen. Man unternahm große Arbeiten: die Wiesen wurden verbessert, die Anzahl der Mütter wurde vergrößert und das Gestüt von Meudon wurde eines der ersten in Betreff reinen Blutes. Um 1832 und 33 erreichte das Gestüt von Biroflay den Zenith seiner Vollkommenheit, namentlich durch den obenerwähnten Rainbow.

In diese Epoche fällt auch die umfangreiche Thätigkeit des Herrn D'Aure, des Kron-Groß-Stallmeisters, der sich namentlich darum bemühte, den Geschmack für Luxus-Pferde auf die französischen zu leiten. Diese patriotischen Bestrebungen scheiterten indessen in Folge materieller Hinder-

nisse. Um dieselbe Zeit zeichnete sich Herr Basley, Züchter in St. Contest in der Normandie, mit der Production seines Gestütes aus, indem er alljährlich die vorzüglichsten Hengste normandischer Race den Staatsgestüten lieferte. Im Jahre 1833 gründeten Dilettanten und Züchter in Paris „eine Gesellschaft für Aufmunterung zur Verbesserung der Racen“, die unter dem Namen des Jockey-Clubs bekannt ist. Von ihr wurden Wettrennen eingerichtet, auch förderte sie die Acclimatization von Pferden rein englischen Bluts, wobei alle die Pferde ausgeschlossen wurden, welche nicht im englischen Stud-book registrirt waren. Heute gilt bei diesem Jockey-Club als Programm das französische Stud-book, d. h. es werden Pferde arabischer Abkunft mit den englischen als gleich angenommen. Diese Gesellschaft hat außerdem, daß sie sich bei den pariser Rennen theiligt, noch andere in Versailles und Chantilly eingerichtet.

Ungeachtet der Anregung durch die Gestüts-Inspection und den Jockey-Club gewannen die Wettrennen doch nur sehr langsam Terrain bei der französischen Nation. Die Zahl der Orte, wo solche Statt fanden, hat zehn nicht überschritten und die Summe, welche dafür von der Regierung gewährt wurde, betrug 1834 nur neunzigtausend Frcs. und erst die in der Normandie eingerichteten Trab-Kennen erweckten ein allgemeineres Interesse für diese Spiele. Schon 1849 rannte man in der Normandie und Bretagne an fünfzehn Orten, während früher Saint-Brisac und Bin in diesen Gegenden die einzigen waren. Seitdem wurden die Rennen von Jahr zu Jahr populärer und an die Trab-Kennen fügten sich überall Rennen größerer Schnelligkeit.

Die Revolution von 1848 war hippischen Angelegenheiten nicht günstig. Wie jede Erschütterung, welche Hab und Gut und den damit verbundenen Luxus in Frage stellt, brachte sie Unordnung und Schrecken in den Zweig der Pferde-Industrie. Man cassirte mehrere Gestüte, unter anderen das in Meudon, welches zur Appanage Ludwig Philipps gehörte. Der Präsident der Republik und ihr späterer Kaiser Louis Napoleon, selbst ein tüchtiger Reiter, großer Pferdeliebhaber und ungewöhnlicher Kenner, that was er nur konnte, um Frankreich die arabischen Beschäler des Gestütes von Saint-Cloud zu erhalten und die späteren Verordnungen dieses Monarchen sollten das Gedeihen Frankreichs in hippischer Bedeutung wieder signalisiren.

In der Familie der französischen Pferde lassen sich zwei Stämme unterscheiden:

Der nördliche oder armorikanische Stamm, mit hohem Halswuchs, massiver Gestalt, reicher Mähne und athletischen Bewegungen. Ein Kind des gemäßigten Klimas feuchter Gegenden, bewohnt es den nördlichen Küstenrand Frankreichs, d. h. die Picardie, Caux, die Normandie, den Norden der Bretagne und die Sumpflandschaften Poitou's bis zur Mündung der Charente. Vor Jahren war die schwarze Farbe dort die gewöhnlichste und noch heute findet man dieselbe am häufigsten unter den Pferden des nördlichen Frankreichs, Belgiens und Englands.

Der südliche Stamm mit breitem Kopf, weiten, wie feuerschnaubenden Nüstern, feinem, aristokratischem Huf, seidenweichem Haar und sehnigem Fuß, kam über die Alpen und Pyrenäen nach Gallien, verbreitete sich an den Ufergeländen der Provence, in den Ebenen von Tarbes, ja bis nach Limousin. Bei ihm ist die weiße Farbe vorherrschend.

Beide Stämme brachten durch Mischung der Racen, durch Einfluß des Klimas und Bodens verschiedene Abweichungen und Arten hervor. Die wichtigsten sind zunächst jene vier, von denen wir bei Besprechung der armorikanischen Pferde gehandelt haben, ferner:

Die Pferde des Elsaß, verwandt mit den deutschen, welche in gewissen Gegenden ihren Character, ihre Kraft und ihre Schwerefülligkeit bewahrt haben, während sie in anderen sich durch Kreuzung mit der Race der Pferde von Zweibrücken, Eigenschaften erworben haben, welche das Kutsch- und Luxus-Pferd, so wie das der schweren Cavallerie charakterisiren. Im Elsaß wird im Allgemeinen das Pferd mit Verständnis und mit Sorgfalt behandelt.

Das Pferd der Ardennen dient, eben so wie jenes, vorzugsweise als Zugpferd. Die Stärke seiner Knochen und sein ganzer Habitus verrathen ebenso wie bei jenem nahe Verwandtschaft mit dem armorikanischen Pferde und gewiß stammt es auch von ihm ab, doch hat es in Folge von Klima und Bodenbeschaffenheit mancherlei Abweichungen erfahren. Die geringere Feuchtigkeit der Luft seines Heimathlandes und der trockenere Grund und Boden, auf dem es aufgewachsen, mußten auf Verringerung seiner Masse Einfluß üben, und obwohl das Ardennen-Pferd noch fast so stark ist wie das armorikanische, so ist es doch kleiner und zu schnelleren Bewegungen geeigneter, und diese Eigenthümlichkeit ist nicht sowohl durch Kreuzung mit edleren Racen, als vielmehr durch äußere lokale Einflüsse veranlaßt. Es ist das eine von den Racen Frankreichs, welche bis heute die geringsten Spuren von Veredelung an sich trägt,

und unzweifelhaft am wenigsten durch Kreuzung modificirt ist. Seine Haupteigenschaften haben sich später herausgebildet, wobei natürlich der Einfluß des Menschen, wie anderer Umstände nicht ausgeschlossen sind.

Das Gebirgspferd der Bretagne. Die Bretagne gehört ebenfalls zu den Provinzen, die von Alters her reich an Pferden waren, deren Tüchtigkeit einen gewissen Ruf besaß. Auf bretagnischen Pferden kämpften vierzig Schwadronen dieses Landes bei Bouvines gegen die Cavallerie des Königs von England, des Grafen von Flandern und des Kaisers von Deutschland. Heute wird diese Race in zwei besondere Typen geschieden, der eine von diesen bewohnt die nördlichen Küstenlandschaften, während der andere das Gebirgsland inne hat. Zu dem ersten gehört das schwere Zugpferd, welches wir bei Besprechung der armorikanischen Race erwähnt haben, das von Dinan bis Brest heimisch ist; zum anderen gehört das celtische, von den Varben oft besungene, Pferdchen. Die Bewohner der bretagnischen Gebirgsgegenden haben die Liebe zu ihrem Pferde treu aus alten Zeiten bewahrt, sie reiten darauf zu Jahrmärkten, Ablässen, Hochzeitzeiten in idyllischen Cavalcaden durch die gewundenen Gebirgspfade. Die Frauen reiten auf der rechten Seite, nach einer Sitte, die von den Zeiten der Römer datirt. Die Pferde sind klein, feurigen Auges und weiter Rüstern und haben einen wundervoll geformten Huf von seltener Härte.

Das Pferd von Limousin war immer ein echtes eigentliches Reitpferd, besonders zu den Zeiten, als das Manegereiten in Mode stand. Es zeichnete sich durch Geschmeidigkeit, Muth, Energie, Zähigkeit und Gesundheit aus. Der Ruf der Ställe einiger limousinschen Züchter, in Betreff der Tüchtigkeit dieser Pferde, hat unlängst Beweise geliefert, daß derselbe eine solide Basis habe. Hier sind Namen zu nennen, wie diejenigen der Herrn de Bauteaux, de la Bastide, de la Place, de Merou, Maillard und de la Couturne. Unter den limousinschen Pferden, welche sich zu Zeiten des ersten Kaiserthums auszeichneten, verdient vorzugsweise das fuchsbraune Pferd L'Embelle hervorgehoben zu werden, das unter Napoleon die italienische Campagne mitmachte und welches ihm bis zum Jahre 1814 diente. Später wurde es der Manege zu Versailles einverleibt und erst 1827 austrangirt. Es trug den großen Schlachtenheld bei Jena, in Spanien und Rußland und war sein Lieblingspferd bei den Jagden in Fontainebleau. Der Kron-Groß-Stallmeister des Kaiserreichs, Herr de Coulaincourt, ritt im Jahre 1809 in Le Lager

ein Pferd aus demselben Lande und im Jahre 1835 existirte dasselbe Pferd noch. Bolage, Lucie und Vesta legten auf den Hippodromen Beweise ab, daß die Pferde von Limousin den Ruf, in welchem sie standen, in der That verdienten.

Das navarresische Pferd hatte keine Rivalen unter den Pferden des mittäglichen Frankreichs. Navarra ist Frankreichs Arabien. In den schönen Thälern der Bigorre und auf den durch die Pyrenäen gegen Norden geschützten Hügelausläufern fand das orientalische Pferd den Glanz und die Gluth seiner heimischen Sonne und die Weiden der Uferlande des Euphrat und Tigris. Zu den Zeiten, als das spanische Pferd die Manege Europas beherrschte, war das navarresische sein Rival. Das orientalische Blut, welches durch häufigen Import von Arabern aufgefrischt wurde, gab ihm die breite Stirn, ein graciöses Kreuz und eine schöne Harmonie in der ganzen Architectur desselben. Die Ebne von Tarbes besitzt eine ungeheure Anzahl von Müttern dieser Race, ebenso wie die Wiesengründe von Bearn.

Das südliche Frankreich zeichnet sich durch seine orientalischen Gewohnheiten in Bezug auf Umgang mit den Pferden aus. In der Provence strafft der Fuhrmann sein Zugpferd nur mit Worten und, wenn das nicht hilft, nimmt er ihm Glöckchen und Schellen ab, im äußersten Falle aber spannt er es aus und bindet es hinten an den Wagen, zur Strafe dafür, daß es nicht ziehen wollte. Süd-Frankreich besitzt eine Menge verschiedener Pferde-Arten, doch meist trifft man jene degenerirten, welche zu keiner Race ausschließlich gehören. Außer diejen noch:

Das Pferd der Camargue, das halb wild und unermülich;  
endlich:

Das corsikanische Pferd, eben so klein wie das schottische, mit lebhaftem Auge und Fußwerk wie aus Stahl.

Die jüngsten Ereignisse, welche den militärischen Ruhm Frankreichs in Zweifel gestellt haben, haben zugleich auch die Ueberzeugung von dem sichtlichem Verfall Frankreichs in hippischer Beziehung begründet. In dem letzten Kriege mit Deutschland hat Frankreich seinen enormen Mangel an guten Pferden, namentlich für leichte Cavallerie schmerzlich empfunden. Die einst durch ihre tüchtigen, leichten Pferde berühmten Gegenden wie Limousin, La Marche, Auvergne, Bearn, Navarra, die Grafschaft Foix vermogten nur wenig brauchbare Pferde zu stellen. Hundert Jahre früher lieferten sie die vortrefflichsten Pferde für die Manege und die leichte

Cavallerie. So zeichnete sich z. B. das Husaren-Regiment Vercheny, welches sich in Auvergne, La Marche und Limousin remontirte, durch die besten Pferde in der ganzen französischen Reiterei aus, und als 1793 eine Schwadron dieses Regiments emigrierte und einem österreichischen Regimente einverleibt wurde, existirten 1802 noch alle Pferde dieser Schwadron und man hielt sie für die besten im ganzen Regiment. Die Pferde aus Aridge, der Grafschaft Foix und Auvergne dienten der leichten Reiterei trefflichst, sogar in gebirgigen Gegenden. Die navarresischen Pferde mit starken Hinterschenkeln, etwas langen Fesseln und einem Anflug von gebogenem Nacken, zeichneten sich im Manège- und Front-Dienst vortheilhaft aus, wenngleich man ihnen Mangel an Schnelligkeit vorwarf. Die Bretagne sogar, welche vorzugsweise das Vaterland von Wagenpferden ist, lieferte gute Gebirgspferde, die in den Departements Morbihan, Finisterre, Ille und Villaine, Cotes du Nord und Loire-Inferieure gezüchtet waren, um damit einige Regimente Husaren und reitender Jäger zu versehen, und diese Pferde waren so ausdauernd, energisch und so genügsam in der Nahrung, daß sie so wie die Pferde der Ardennen und diejenigen aus der Gegend von Creuse, fast die einzigen waren, welche die russische Campagne überdauerten.

Alle leichten Pferde des vormaligen Frankreichs waren im Allgemeinen klein von Wuchs. Um diesem Mangel abzuhelpen, warf man sich seit einem halben Jahrhunderte auf die verschiedenartigsten Kreuzungen, was in den Racen Frankreichs große Veränderungen nach sich zog. Der Wuchs nahm zu, aber wurde so ungleich, daß Einheit des Maßes für das Complet der Reiterregimente heut in Frankreich schwer zusammen zu bringen ist; und doch ist das nicht bloß ein formelles Erforderniß bei einem Regiment, ist vielmehr die Basis für Einheit der Evolutionen und der Wucht des Angriffs eines ganzen Regiments und außerdem wird die Verpflegung ganzer Abtheilungen dadurch erleichtert. Die Schwierigkeit, Pferde gleicher Höhe, Gangart, gleichen Baues und Characters zusammen zu finden, erschwert es sehr, die ganze Reiterei auf den erwünschten und erforderlichen Stand zu bringen.

Die vormaligen Pferde von Limousin, Auvergne und Navarra u. s. w. wurden durch sogenannte arabisch-französische, und englisch-arabische vertreten. Es vermehrten sich im Lande allerlei nicht eben sonderliche Producte und obwohl schlechte Exemplare heute in geringerer Anzahl sich finden, als vor etwa zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren, so giebt es dergleichen



doch noch so viele, daß ein gutes Pferd immer schwer zu finden ist. Gewöhnlich haben diese Pferde eine bedeutende Größe, schmale Brust, langen Nacken, schwache Glieder, Neigung zu Ueberbeinen, zu verschiedenen Anschwellungen und mancherlei organischen Defecten. Das Remonte-Depot in Guéret, Aurillac, meist mit limousinischen Pferden, und das von Tarbes, Auch, Agen, Merignac, mit Producten Navarras und anderer südwestlichen Provinzen gefüllt, können sich nur mit Pferden mittlerer Güte rühmen. Gewöhnlich sind das delicate Exemplare, leichten Kopfes, graden Halses, langen gut gezeichneten Kreuzes, feiner Haut, weichen Haares, deren moralische und physische Eigenschaften allen denjenigen nachstehen, welche die leichten Racen des ehemaligen Frankreichs characterisirten. Selten zeigen sich unter ihnen Exemplare mit breiter Brust, kurzem Nacken, breitem Kreuz, starken Gliedern und nennenswerther Ausdauer. Selten stammen sie von guten Müttern und noch seltener sind sie in ihrer Jugend sorgfältig behandelt worden.

Die Kreuzung, welche sich im größeren Theile Frankreichs d. h. in jenen seiner Provinzen, wo das leichte Reitpferd heimisch ist, so unvorthailhaft gezeigt hat, erzielte ganz andere Erfolge beim armoritanischen Pferde der Departements Nord-Frankreichs. Dort entstanden durch die vor fünfzig Jahren begonnene Kreuzung Producte für vielseitigen Gebrauch. Das schwere Pferd von Boulogne, welches vor alten Zeiten nur im Schritt große Lasten fortwälzte, das Pferd aus dem Cotentin, welches seine schwarze oder braune Haarfärbung nur in dem einen Neste der königlichen Ceremonial-Pferde (race du sacre) in die weiße änderte, und der schwere Normann der älteren Zeiten, welcher dem Friesen an Masse nichts nachgab, sind fast vollständig verschwunden und an ihrer Stelle haben sich die Percherons vermehrt, welche besonders zu den schnellen Omnibus-Fahrten gebraucht werden, so wie die mit dem Namen „anglo-normannische“ bezeichneten Pferde, welche zu sehr verschiedenen Zwecken verwendet werden, sowohl zur schweren Cavallerie, wie zum Fortschaffen großer Lasten bis zum Gewicht von fünfundzwanzigtausend Kilo. An solchen Pferden hat Frankreich keinen Mangel, nur sieht es sich zuweilen in die Nothwendigkeit versetzt, in dringenden Fällen den Remontepreis zu verdoppeln. Die Pferde der Normandie und Bretagne, die von Cotentin, Calvados, St. Gervais u. s. w. hörten schon im vorigen Jahrhundert auf, begehrt zu sein, vorzugsweise wegen ihrer Massivität und der großen Dimensionen ihres Körpers. Kreuzung mit rein englischem

Blut hat sie verebelt, denn sie verloren dadurch das, was man früher an ihnen tabelte und lieferten Frankreich Pferde für Artillerie, Bagage und schwere Cavallerie. Die Gegenden, welche diese Pferde liefern, sind:

1. Die Bretagne, welche vorzugsweise zwei Gattungen von Pferden züchtet: leichte, sogenannte Post- (les postiers) und Zugpferde, besonders zahlreich in Finisterre, und die alten schweren für die Cavallerie unbrauchbaren Lastzugpferde, die vorzugsweise in Lanion und Guingamp gezüchtet werden. Das letztere Depot und das in Morlan enthält Producte, welche für die Armee geeignet sind, und zwar aus den Departements Ille und Vilaine, Cotes du Nord, Morbihan und Finisterre; das Gelände von Lamballe bis le Conquet züchtet viele Karrenpferde, von denen die kleineren, weniger massiven, für die schwere Cavallerie verwendet werden. Im Allgemeinen sind die Pferde gegen Unbilden des Wetters wenig empfindlich, in der Arbeit dauerhaft, auch fehlt es ihnen nicht an Energie und Schnelligkeit, wenn sie von Jugend an mit Körnern gefüttert werden.
2. La Perche producirt Pferde, welche seit einem halben Jahrhundert als die beliebtesten leichten Wagenpferde von allen Nationen begehrt sind. Amerika, Aegypten, Rußland und Deutschland führen sie massenweise bei sich ein, obwohl diese Race erst seit fünfzig und einigen Jahren datirt und die älteren Hippologen ihrer kaum erwähnen, sie vielmehr nur für eine Abart der alten bretonischen Race halten. Der Percheron verbindet heute Eleganz der Form mit Schnelligkeit im Zuge, unterscheidet sich aber vom Bretonen durch längeren Kopf, mehr hervortretende Hüften, größere Feinheit des Fußwerks und ein weniger eingebogenes Kreuz. Es ist das beste Schnellpostpferd aber wegen seines hohen Preises finden wir es in der Armee nur selten. Hengste dieser Race werden mit 2500—3000 Frcs. bezahlt, gute Arbeitspferde mit 1200—1500 Frcs. und selbst untergeordnete Pferde dieser Race gelten noch 900—1000 Frcs. Die Remontecasse übersteigt aber beim Ankauf von Pferden selten die Summe von 600 Francs.
3. Die Ardennen produciren seit lange Pferde, welche für die Artillerie und den Transport schwerer Frachten gesucht sind. Widenborff, einer der ausgezeichnetsten Hippologen des russischen

Kaiserthums hat zu verschiedenen Malen Transporte dieser Race in die Ostseeprovinzen eingeführt, welche sich daselbst für die Bedürfnisse der Industrie und des Ackerbaues als trefflich bewährt haben.

4. Die Lande Caux, Vendée, St. Gervais, Poitou und Charente liefern sehr gute Pferde für leichten Zug und werden in die Remonte-Depots zu Villers, Sampigny, Laverne, Mâcon, Saint-Magent, Fontenay-le-Comte und St. Jean d'Angély abgestellt. Den Pferden dieser Gegenden wird von Einigen eine gewisse Neigung zu chronischen Entzündungen zugeschrieben.
5. Die Normandie liefert überwiegend Kutschpferde (Carrossiers), von denen die weniger ansehnlichen den Anforderungen eines schweren Reiters vortrefflich entsprechen. Diese Pferde frappiren durch die Schönheit des Wuchses, den Adel der Conturen des Kopfes, den Schwanenhals, einen starken und hohen Widerrist, breite Brust, lange etwas abschüssige Hinterhand, mächtiges Lendenwerk, und endlich durch eine Eleganz, welche mit der Energie auf gleicher Höhe steht. Die erste Auswahl dieser Pferde wird als Luxus-Carrossenpferde reißend verkauft und das was übrig bleibt, wenn es auch nicht das beste ist, entspricht doch noch ganz gut den Anforderungen des Dienstes in der Armee. Die hippische Production der Normandie concentrirt sich in folgenden drei Vertlichkeiten:
  - a) in den üppigen Wiesengeländen von Bayeux, Balognes und St. Lô, als der ältesten Wiege des im letzten Jahrhunderte noch berühmten cotentinschen Pferdes, welches auf den heutigen Anglo-Normannen dieser Gegenden, den schönen Wuchs, das Kleid, sanftes Temperament und einigermaßen Massivität vererbt hat.
  - b) Die reiche, aber weniger altberühmte Niederung von Auge, im Westen des Departements Calvados, wo heute, wie vor Zeiten mächtige Kindinger gemästet werden, zwischen welchen schön geformte Stuten weiden, welche prachtvolle Kutsch- und Kürassierpferde liefern.
  - c) Das Departement Orne producirt treffliche Officierpferde, die unter dem Namen der Pferde von Merlerault bekannt sind. Grund und Boden sind hier weniger reich, die Winter

strenger und die Sommer nicht so mild, wie in Calvados und La Manche, doch sind diese Pferde leichter als die eben erwähnten, eleganter und thatkräftiger. Das Gestüt in Pin liefert darin die besten Typen.

Der in der Normandie seit lange eingeführte Handel mit Fohlen von spätestens achtzehn Monaten hat eine vortheilhafte Eintheilung im Betrieb der Production und Zucht hervorgebracht. Die von Müttern jener drei oben besagten Gegenden producirten Fohlen werden auf verschiedenen Märkten verkauft und machen ihre weitere Erziehung in den gut cultivirten Gegenden von Caen oder Alençon. Der weniger reiche Boden dieser Dertlichkeiten verhütet in den Zuchtfohlen eine zu üppige Entfaltung der Masse. Seit einiger Zeit beginnen die Gegenden um Chartres für die Pferde der Bretagne dieselbe Rolle zu spielen, wie die von Caen und Alençon für die Normandie, ja es werden sogar normannische Fohlen nach der Gegend von Chartres verpflanzt, wo sie vieler Merkmale, welche das normannische Pferd hervortretend charakterisiren, sich entäußern und diejenigen der anglo-normannischen annehmen. Die Remonte-Depots dieser Gegenden sind in Alençon, Caen, Saint Lô und Angers.

Der heutige hippische statistische Stand Frankreichs bezieht sich folgendermaßen. Frankreich besitzt im Ganzen drei Millionen achtzigtausend Pferde; auf die □Meile dreihundert acht, auf zwölf Menschen je ein Pferd; mithin nimmt Frankreich im Verhältnisse seines Umfangs zur Anzahl der Pferde in Europa die fünfte Stelle ein, im Verhältniß aber der Pferde zur Einwohnerzahl die zehnte. Da indessen ganz Europa im Durchschnitt nur 187 Pferde auf die □Meile und ein Pferd auf acht Einwohner zählt, so steht Frankreich in der ersteren Beziehung höher, in der zweiten aber niedriger, als der mittlere Stand des Pferde-Reichthums Europas ist. Was aber die Behandlung der Pferdezucht und die Kosten und Anstrengungen, welche in dieser Richtung gemacht werden betrifft, so nimmt Frankreich gleich nach England den ersten Rang ein. Beweis dafür sind die siebenundfünfzig Hippodrome, wobei ein Hippodrom auf sechshundertfünfzigtausend Einwohner kommt. In dem einen Jahre 1861 haben in Frankreich zweitausend zweihundert fünfundsachtzig Pferde an Wettrennen sich theilgenommen und die Summe der gewonnenen Preise betrug eine Million dreihundertsechzehntausend fünfhundert Francs, so daß auf je ein Rennpferd dreitausendundfünf Francs kommen.

### § 193. Der ehemalige hippische Stand des russischen Reiches.

Die ältesten mündlichen Traditionen und schriftlichen Ueberlieferungen erwähnen, daß in den Gegenden des heutigen Rußlands jenseit des Dniepr ein wildes Geschlecht wohnte, welches unter Zelten lebte, beritten zum Kampf auftrat und seine Pferde mit Riemenzeug versah, welches aus der Haut der Feinde geschnitten war. Das waren die Scythen. Sie trieben Viehzucht und nomadisirten vom Dniepr bis an die chinesische Mauer, auf den unermesslichen Steppen, die im Norden von Urwäldern begrenzt waren. Mit der Zeit verlor dies Geschlecht seinen alten Namen und der Westen lernte sie unter dem Namen der Tataren kennen, ein Name, den noch heute zahlreiche Völkerschaften tragen, welche Alt-Polen oft schwere Zeiten brachten, wenn ihre räuberischen Horden plündernd und mordend tief ins Land hineinstreiften.

Jenseit der Wälder im öben, stummen Norden wohnte ein anderer Stamm, dessen zahlreiche Verzweigungen unter dem Namen Finnen bekannt waren und welche mit den Mongolen als verbrübert angesehen wurden. Diese trieben Jagd und Fischfang und noch bis heute ist dies die Lieblingsbeschäftigung der Völker dieses Stammes. Die Tzuwatschen, Meschtscheraken, Czeremissen u. d. gl. suchten inmitten großer Seen, Flüsse und Wälder ihren Lebensunterhalt. Beide, Tataren wie Finnen, konnten in Krieg und Frieden sich ohne das Pferd nicht behelfen und die Existenz des Pferdes in diesen Gegenden reicht bis in die entlegensten Zeiten. Dieses ungeheure Ländergebiet, welches heute das russische Kaiserthum bildet, ist, so wie es vor Jahrhunderten das ausschließliche Eigenthum zweier Stämme war, noch heute das ausschließliche Vaterland zweier Pferderacen, denn in ihm nur ist der Typus des tatarischen Pferdes im Süden, und der des finnischen im Norden heimisch.

Im Verlaufe der Zeit begann ein slavischer, ackerbautreibender Stamm sich zwischen die ursprünglichen Völker, welche die Steppen jenseit des Dniepr bewohnten, einzudrängen; allmählig verwandelten seine Ansiedlungen die jungfräulichen Wälder in fruchtbaren Culturboden, während die erste Epoche seiner Existenz in diesen Gegenden ihn nöthigte, das Jägerleben mit denjenigen zu theilen, in deren Besitzungen er eingedrungen war. Die Herrschaft der Waräger, welche bald darauf über diese Gegenden nach Norden zu sich ausbreitete, umgarnte die slavischen Ansiedlungen wie den finnischen Jäger durch das kunstvolle Gespinnst ihrer Autorität

in eine einheitliche, so zu sagen, Puppe, aus welcher dann einst das russische Reich sich entfalten sollte, während der von diesseit des Dniepr in Kijow durch die warägischen Fürsten angenommene christliche Glaube die Sprache des Cyrillus bis in die fernsten Wälder verbreitete. Die Ansiedelungen der ackerbautreibenden Slaven jenseit des Dniepr hatten keine eigenen Pferde und das degenerirte finnische mußte ihnen beim Anbau des Landes, so gut es eben konnte, helfen. Das Volkslied, auf welches sich Merder in seiner Geschichte des reußischen Pferdethums beruft, um dadurch die Existenz reußischer Pferde in diesen Gegenden nachzuweisen, erläutert und beleuchtet nach meiner Meinung die politische Lage der transdnieprischen Ansiedelungen und characterisirt die Race, zu welcher ihre Pferde gehörten. Es ist das die sagenhafte Legende von Mikotuszka Sielanowicz, die da erzählt, wie jener Drataj Dratajuscho mit seiner slovenischen Stute im Felde pflügt, wie sein Pfluggehü ähzt und wie von fern der Held Wolga mit seinem muthigen Gefolge auf Schlachtrossen daher reitet. Sie reiten durch Stadt und Land um ihren Tribut zu fordern und ersuchen Dratajuscho mit ihnen zu reiten. Dratajuscho ritt mit ihnen, nur daß seine Stute trabte während jene galopirten. Plötzlich legt sich seine Stute in die Brust, so daß Wolga mit seinem Rosse weit zurückblieb. — Wer würde in dieser Stute nicht den finnischen Traber erkennen, aber ich zweifle ob Jemand im reußischen Landbauer einen Krieger vermuthen würde. Seine sociale Stellung ist klar, er ist der Tributär irgend eines Kriegerstammes, der das Land wegen des Tributs der Länge und Breite nach durchplündert, das Pferd des Landmanns kann dem letzteren nur zur schlauen Flucht dienen, um sich dem Tribut zu entziehen, aber ein Streitroß ist es nicht. Während der Herrschaft der Waräger erscheinen Regimente von Fußvolk, jedenfalls aus slavischen Ansiedlern, bei denen nur die Anführer oder kniazowie (Fürsten) und ihr Gefolge, gleicher Abstammung, zu Pferde erscheinen. Merder hält dafür, daß der Ausdruck kniaz für das verkürzte koniaz d. h. ein Berittener stehe.

Die Gewohnheit, die Leiche eines Reiters zugleich mit seinem Pferd und seinen Waffen zu verbrennen, ist entweder finnischen, oder, wie die Waräger selbst, scandinavischen Ursprungs. Die Anhänglichkeit des kniaz Oleg an sein Pferd, dessen Leiche er besucht und an dem Biß einer Schlange, die aus dem Schädel des ausgegrabenen Pferdes hervorspringt, stirbt, ist ein alle kriegerischen, namentlich aber scandina-

wischen Völker characterisirender Zug, hat aber nichts mit dem einfachen, slavischen Landbauer gemein.

Das Reich der Waräger, in verschiedene Fürstenthümer getheilt, fühlte gewiß im Verlaufe der Zeit ein immer größeres Bedürfniß nach Pferden, theils um sich gegen die Nachbarn fremder Nationalität, theils um sich bei Streitigkeiten unter den Fürstenthümern selbst zu vertheidigen. Die tatarischen Stämme, welche in den südlichen Steppen am schwarzen und asowschen Meere nomadisirend umherschweiften, die unter dem Namen der Pitschinger bekannt sind, lieferten der warägischen Reiterei diese unentbehrliche Waare, welche übrigens, wie es scheint, die fürstlichen und adelichen (bojarischen) Häuser ebenso wie die Bischöfe und Klöster zu züchten begannen. Auch der Landmann fing an sich mit Pferdezüchtung zu beschäftigen, doch führte die Unsicherheit des Besizes, wie der zum eigenen Vortheil erreichenden Verwerthung der Production bei den unzuverlässigen politischen Zuständen bald wieder zur Vernachlässigung jeder Züchtung und dazu, daß man sich eben mit schlechten Pferden begnügte, die das leisteten, was sie eben konnten.

Das geltende Landrecht gewährte den Pferden, als Eigenthum der Fürsten, Bischöfe und Klöster größeren Schutz als anderen Thieren: die *prawda ruska* d. h. die reußische Wahrheit — ein schöner Ausdruck für Recht — befiehlt den Pferdebedieb mit Verlust aller Bürgerrechte, jeder Freiheit und seiner Habe zu bestrafen.

Die Suprematie der Waräger über die nördlichen Theile der jenseit des Dniepr gelegenen weiten Lande mußte binnen Kurzem dem einheimischen Volksthum weichen. Die Herrschaft der Tatar-Mongolen, welche sich im XIII. Jahrhunderte hier verbreitete, plünderte und vernichtete die vormalige Wohlhabenheit der Fürsten und ihres Gefolges, ihre Zuchtgestüte verschwanden und es blieben nur die bischöflichen und klösterlichen übrig, welche das Tatarenthum schonte, da sie durch ein Privilegium, welches der Metropolit Peter beim Großchan erwirkt hatte, geschützt waren. Pferde gehörten damals zu den, nicht zahlreichen, Kostbarkeiten der fürstlichen Häuser, welche in Testamenten nicht mit Stillschweigen übergegangen wurden. Als Beispiel dafür können uns die Testamente der Großfürsten Jan Janowicz, Basilius Dmitrowicz und Simons, Fürsten von Suzdal, dienen, von denen der letztere, indem er seiner Frau fünfzig Reitpferde verschrieb, ihr damit keinen geringen Reichthum hinterließ.

Obwohl Litthauen die Pflichten seines geschichtlichen Berufs treu erfüllte und Rußen seine hilfreiche Hand bot, um es vom Tatarenthum zu befreien, so gelang es ihm doch nur, die wirklich slavischen Theile den Mongolen zu entreißen. Die uralte Grenze Europas, der Dniepr, war auch jetzt wieder die Scheidelinie, welche das alte Reich der Waräger in eine diesseits gelegene slavische und eine jenseitige tatarisch-finnische Hälfte theilte. Die nicht hinreichende Zahl der slavischen Ansiedelungen, ihre Klöster und die warägischen Fürsten konnten in diesem Theile die natürliche Gravitation nach Asien hin nicht verhindern.

In dem Grade als die tatarische Herrschaft erschlaffte, erhob sich im Lande die Pferdezuucht dermaßen, daß im Jahre 1380 in der Schlacht auf dem Schnepfensfelde, in welcher Dmitry Janowicz Doński gegen Ramaj kämpfte, außer achtzigtausend litthauischen und nowogrodskischen Reitern, welche die Söhne des Fürsten Algierd befehligten, sich noch siebzigtausend Reiter Dmitrys auf starken und schnellen Pferden zeigten.

Nachdem gegen Ende des XV. Jahrhunderts das tatarische Joch abgeschüttelt worden war, begann das durch den Cement des griechischen Glaubens zusammen gekittete finnisch-tatarisch-slavische Conglomerat unter der Fahne des Großfürsten von Moskau langsam einige Zweige der Landwirthschaft zu ordnen und unter diesen auch die Pferdezuucht. Unter der Regierung Iwans III. wurde ein Staatsgestüt bei Moskau eingerichtet, welches man das choroschowskische nannte. Es scheint, daß mit diesem Gestüt zugleich auch einzelne Bojaren dergleichen anlegten und die klösterlichen einen neuen Aufschwung nahmen. Der Großfürst, der verschiedenen Bojarenfamilien Dotationen in Land machte, verpflichtete dieselben, im Falle des Bedürfnisses, eine Anzahl von Reitern je nach der Größe der Einkünfte des geschenkten Landes zu stellen. Die Anzahl der Reiter war von einigen Besitzungen ziemlich bedeutend. Diese Verpflichtung nöthigte die Bojaren, Gestüte einzurichten und die entsprechende Anzahl von Dienstleuten anzunehmen, theils um jener Obliegenheit nachzukommen, theils um die Bedürfnisse der eigenen Familien befriedigen zu können, da bereits der orientalische Luxus in denselben Eingang gefunden hatte.

Die Klöster und Bischöfe, deren Gestüte die mongolische Verwüstung überlebt hatten, und welche jetzt ihren geistlichen Einfluß auf das Gewissen und die Thaten der Großfürsten geltend machten, konnten sich fürder dem vortheilhaften Industriezweige der Pferdezuucht ungefährdeter



hingeben, als unter dem zweifelhaften Schutze des chanischen Freibriefs. Die Befreiung des Klosterguts von jeglichen Abgaben und die Besenkung desselben mit neuen Besitzungen trug nicht wenig dazu bei, auf ihren Gütern die Pferdezuucht zu heben, und lange war dieselbe in den geistlichen Besitzungen eine bessere, als in den der Bojaren. Anfänglich züchtete man in Rußland die Pferde eben nur, um den Hausbedarf zu befriedigen und dachte nicht daran, daraus einen Industriezweig zu machen.

Unter Ivan dem Strengen und seinem Sohne Theodor existirten schon ganze Dörfer, die man koniuszenyje slobody d. h. Pferde-Colonien nannte, welche Merber für Gestüte erachtet. Diese slobody brachten dem Staate bedeutende Einkünfte, woraus Merber schließt, daß die Gestüte daselbst sehr umfangreich mit einer ansehnlichen Production waren. Nur tatarische Pferde, die man entweder durch Kauf erwarb, oder mit Gewalt nahm, füllten diese Ställe, selten dagegen war dort ein abendländisches Pferd. Nur zwei Fälle sind aus diesen Zeiten bekannt, wo sich europäische Pferde dort zeigten, und zwar schickte Sten-Sture, der schwedische Kanzler, dem Großfürsten Ivan III. durch seinen Bruder einen Hengst wunderbarer Schönheit zum Geschenk, den Ivan III. zum Beschäler bestimmte, und Kaiser Rudolph schickte dem Großfürsten Theodor Iwanowicz und seinem Kanzler Borys Godunow einige Hengste, welche ebenfalls als Beschäler in den Staatsgestüten verwendet wurden. Tatarische Pferde dagegen wurden zuweilen zu Tausenden mit einem Male herbeigetrieben. Ein Sieg Scheremetiews über den Chan der Krimm, Dewlet Girej, gewann in der Mitte des XVI. Jahrhunderts auf ein Mal sechzigtausend Pferde, worunter zweihundert Argamaken; alle diese Pferde wurden für die Staatsgestüte bestimmt. Außerdem kaufte man jährlich von den Tataren für die Großfürsten etwa achttausend Pferde und Alexej Michailowicz schickte zu verschiedenen Malen Stallbeamte nach Asien, um Beschäler zu kaufen. Unter seiner Regierung wurde auch die Zucht der finnischen und schwedischen Pferde in Wiatka erweitert. In den zum Palast gehörenden Ställen befanden sich zu seiner Zeit fünfzigtausend Pferde und zwar waren davon dreitausend Reit- und Zugpferde für den Dienst des Großfürsten, zweihundert für seine Familie, für Gesandte, Bojaren und Ordonnanzen hundert bestimmt, der Rest von über vierzigtausend diente für die Suite und die Krieger des Großfürsten. Diese Hoffställe wurden unter Theodor Alexejewicz noch vergrößert. Um diese

Zeit begannen viele Bojarenhäuser sich durch eine große Anzahl von Pferden auszuzeichnen; Lustfahrten und Jagden, welche die Wettrennen der heutigen Zeit vertraten, wurden Mode und Lieblingsbeschäftigung.

Indessen hielt sich Pferdehandel und Pferdebezug doch noch vorzugsweise in den Händen der Tataren, alljährlich trieben Händler der tatarischen Horden ungeheure Heerden nach Moskau, Iwer und Kostow zum Verkauf. Diese Heerden umfaßten dreißig bis fünfzigtausend Köpfe. Aus diesen wählte man achttausend für die Ställe des Großfürsten und der Rest wurde dann an Privat-Personen für den Preis von fünf bis fünfzehn Rubel verkauft. Von dem gelösten Gelde zahlten die Tataren fünf Procent an den Schatz des Großfürsten. Nach vollendetem Geschäft fetirte man die Tataren im großfürstlichen Hofe, beschenkte sie mit Kleidern und beförderte sie auf Fahrzeugen auf der Wolga in ihre Heimath. Die auf diese Weise gekauften Pferde wurden nach ihrer Ausfütterung und Zureitung, auf Märkten gegen Entrichtung von je drei Denaren vom Rubel an den Schatz, verkauft und die Summe dieser Abgabe betrug gegen Ende des XVII. Jahrhunderts ungefähr zehntausend Rubel jährlich. Merder sagt, daß alle Pferde Rußlands im XVI. und XVII. Jahrhundert tatarische und finnische waren, mithin hatte sich in dieser Beziehung seit den ältesten Zeiten nichts in den jenseit des Dniepr gelegenen Landen geändert, ja selbst bis heute hat die Lage der Dinge nur unbedeutende Veränderungen erfahren.

Auf den unermesslichen Räumen zwischen dem Araxes und dem nördlichen Ocean, zwischen dem Dniepr und Amur finden sich nur zwei heimische Racen, eine, welche den östlichen und südlichen Theil Rußlands bewohnt und welche, in zahlreiche Verästlungen gespalten, unter dem allgemeinen Namen des tatarischen Pferdes begriffen werden kann, und die andere, welche über den Norden verbreitet und ebenfalls in verschiedene Familien zerfallen, die finnische Race repräsentirt. Zwischen diesen beiden heimischen und beständigen Racen Rußlands bildet in den mittleren, volkreichen und ackerbautreibenden Theilen des Kaiserthums eine Bastard-Art beider, das sogenannte Bauernpferd, und verschiedenartig gekreuzte Racen der ganzen Welt, in den Gütern und Gestüten des Adels das Renn- und Kutschpferd. Im Süden Rußlands jedoch, in den Gebieten des Kaukasus und jenseits desselben, in der Weltgegend, wo das vornehmste Menschengeschlecht seine Wiege hatte, dort, wo das russische Gebiet

sich mit den südwestlichsten Theilen Asiens, welche man für das eigentliche Vaterland des Pferdes hält, berührt, existiren Pferde eblerer Abkunft als die tatarischen sind, die den arabischen Pferden reinen Bluts ziemlich nahe kommen; indessen trennen wir dieselben hier nicht von der allgemeinen tatarischen Race und zwar aus dem Grunde, weil sie sich nur in wenig zahlreichen Heerden vollkommen rein finden und die Mehrheit der Pferde dieser Gegenden vorherrschend mit der tatarischen Race durch Kreuzung entstanden ist.

Die Race tatarischer Pferde Rußlands läßt sich in folgende elf Zweige sondern: im Süden das karabachische und tscherkessische Gebirgspferd, weiter nordöstlich vom Kaukasus das kalmukische, baschkirische, kirgisische, altaische und sibirische Pferd, endlich nordwestlich von jenen kaukasischen Gebirgs-Gegenden das krimmische, donische, kleinrussische und ukrainische Pferd.

Die finnische Race zerfällt in folgende fünf Arten: das finnländische, das samogitische, mezenskische, wiattische und obwinskische Pferd. Die Bauernpferde Rußlands sind überall mehr oder weniger degenerirte Exemplare eines der obengenannten Racen, nur das „Bitiuk“ genannte tritt dabei als Ausnahme auf. Die eigentlichen Zuchtpferde werden nicht nach ihrer Abstammung geschieden, denn sie sind, wenn man will, ein Product aller Racen der Welt, vielmehr muß man sie nach den Zwecken der Verwendung, zu welchen sie gezüchtet werden, in Reit- und Zuggpferde scheiden. Unter diesen machen die orlowschen Pferde die Ausnahme, daß sie thatsächlich zwei ganz markirte Racen bilden, von denen die eine die Race der Reitpferde, die andere die der Kysfaks, Traber vor dem Wagen ist. Edle Pferde reinen Bluts werden nur ausnahmsweise in einigen Gestüten gezüchtet.

So läßt sich also das ganze Bild der verschiedenen Pferde des russischen Kaiserreichs in den Rahmen nachfolgender Paragraphen fassen.

#### § 194. Das karabachische Pferd.

Am südlichsten Rande des russischen Reiches in seinen transkaukasischen Besitzungen, welche theils Persien, theils der Türkei abgenommen wurden, liegt die eben nicht große Provinz, die vormalig Karabach hieß, zwischen dem Araxes und Kur, welche heute den Isuzjiner Kreis des bakinischen Guberniums bildet. Dieses Gelände ist das Vaterland der edelsten, fast wild gezüchteten Familie von Pferden, welche

Rußland besitzt. Das dortige Klima, gewisse locale Eigenthümlichkeiten, die erblichen Sitten und Gewohnheiten der Einwohner, die Existenz des unverkehrten Nestes der arabischen Kehlane, die Jahrhunderte lang acclimatirt sich fortwährend unter einander vermehrten und die typische Familie der Pferde des Chanats der goldenen Horde alten Bluts (kohlan-sarylar) bildeten. Alles dies bewirkte, daß dieses Land, welches zehn Jahrhunderte hindurch die Zufluchtsstätte aller orientalischen Racen war, in den jüngsten Zeiten das Vaterland einer ziemlich reinen Race von Sarylaren oder goldigen Pferde wurde. Alle Privat-Gestüte Karabachs haben dieses Blut in verschiedenem Grade, das Gestüt des Chan indessen behält dasselbe aufs Reinste und producirt Fengste, welche als Beschäler für alle Privat-Gestüte außerordentlich begehrt werden.

Karabach, unter dem neununddreißigsten Grad Norber-Breite und dem fünfundvierzigsten östlicher Länge gelegen, besitzt vermittelst seiner Gebirgsnatur ein sehr verschiedenes Klima, von dem man im Allgemeinen nur sagen kann, daß es gemäßigt-warm, sehr gesund und für die Zucht der Hausthiere sehr günstig ist. Die Bergkette des Ararat entsendet ihre Ausläufer in dieses Land und verleiht ihm den Character einer Gebirgsgegend, deren höchster Gipfel Sarydach sich indessen doch nicht über fünftausend Fuß erhebt, während die mittlere Höhe dieses Gebirgslandes drei bis viertausend Fuß nicht überschreitet. Nach Südosten zu dacht das Gebirge terrassenförmig ab, bildet Hochebenen, ferner Niederungen und schließlich sumpfiges Moorland. Die Berge sind reich an Quellen, bilden rauschende Berggewässer, die in den Kur oder Araxes fallen. Die Abhänge der Berge sind mit einem üppigen Pflanzenwuchs der gemäßigten Zone bedeckt und von Urbäumen beschattet; auf den Terrassen und Hochebenen wächst ein Dornstrauch mit schwacher, dunkler Belaubung, welcher der ganzen Gegend eine schwärzliche Farbe und den Namen Karabach — persisch „schwarzer Garten“ — verliehen hat. Die Hochebenen und Niederungen bedeckt im Frühling und Herbst das schönste Grün der Steppenflora, von dem jedoch den ganzen Sommer hindurch bis zu den Herbstregen nichts zu sehen ist, so versengend wirken die Gluthen der Sommer-Sonne. Die ganze Vegetation flüchtet sich dann auf die Höhen der Berge und in die Sümpfe des Tieflandes. In den letzteren entwickelt jedes Frühjahr eine wahrhafte Frühbeet-Vegetation; Rohr, Schilf, Binzen und andere Sumpfpflanzen erreichen mit fast sichtbarer Schnelligkeit eine riesige Höhe, auf den Bergen verschwindet dann der Schnee und in dem Maße als

die Sonne das Grün der Niederungen verzehrt, entfaltet dasselbe seine Pracht auf den Höhen in üppiger Fülle, und in dem Grade, als das gemäßigte Klima die Niederungen verläßt und die Höhen hinansteigt, folgen auch die karabachischen Heerden seinem Beispiele. Im Herbst steigt Alles wieder allmählig hinab, zunächst auf die Halben und sich senkenden Abdachungen, und zu Anfang des Winters in die Niederungen; wird es sehr kalt, so flüchtet man ins Tiefland, wo während des Sommers sich ein reiches unberührtes Wachsthum entfaltet hat und wo hohes Röhrrieh die Heerden Schutz gegen Stürme und Kälte gewährt.

Die muselmännische Bevölkerung Karabachs hat die Vortheile, welche eine solche Natur der Dinge bietet, richtig begriffen und führt in Folge davon ein Wanderleben, indem sie vom Frühling ab stufenweise mit ihren Heerden bergan zieht und im Herbst wieder in die Thäler und Niederungen zurückkehrt; den Winter bringt sie in Erdhütten an den Ufern der Flüsse zu, wo sie dann auch zuweilen Hürden für ihre Heerden errichtet. Die Armenier dagegen verlassen die Berge nie und finden keinen Geschmack an dem muselmännischen Wanderleben.

In Karabach könnte sich das Pferd ganz trefflich ohne menschliche Pflege behelfen und ursprünglich besaß das Pferd dieses Landes auch gewiß alle Merkmale des Gebirgspferdes einheitlich im ganzen Stamme, da die heutige Mannigfaltigkeit der Charactere der dortigen Pferde jedenfalls erst eine Folge des Einflusses der menschlichen Thätigkeit und historischer Ummälzungen ist, welche dieses Land durch anderthalb Jahrtausende hat durchmachen müssen.

Seit sehr alten Zeiten war Karabach eine persische Provinz. Im Jahre 387 nach Chr. Geb., als Theodosius der Große regierte, wurde dies Land unter dem Namen Ran oder des östlichen Armeniens Persien incorporirt und erst in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts gewann es unter einem eigenen Chan, der die politischen Wirren des Perserreichs nach dem Tode Nadyr Schachs auszubenten verstand, seine Unabhängigkeit.

Seit 1822 d. h. von der Zeit ab, als die russischen Truppen die Feste Schuscha eroberten, wobei der letzte unabhängige Chan Karabachs, Ibrahim, fiel, hat Rußland seine Oberhoheit hier geltend gemacht. Mit gewissen Beschränkungen wurde das Chanat dem Bruder des gefallenen Ibrahim, dem Chan Mehti-Kuli anvertraut. Nach dessen, 1846 erfolgten Tode aber wurde das karabachische Chanat in den schuschin

Kreis umgewandelt, der Name Karabach verlor seine officiële Bedeutung und die Gewalt des Chans ging in diejenige russischer Behörden über.

Im Verlaufe von vierzehn Jahrhunderten, also während der Zeit der Abhängigkeit des östlichen Armeniens von Persien, theilte es alle Schicksale dieses Reiches als Theil desselben. Im VII. Jahrhunderte eroberten die Araber Persien, pflanzten dort die Fahne des Propheten auf, verbreiteten den Islam und vereinigten sich mit den unterjochten Persern zu einer Totalität. Damals wurden die Armenier, die ursprünglichen Einwohner Karabachs, zum Theil nach Bagdad übergesiedelt, zum Theil zum Islam bekehrt und nur ein kleines Häuflein blieb ungestört im Vaterlande und dem christlichen Glauben treu. Im XI. Jahrhunderte eroberten die Turkomanen Persien und, durch dynastische Streitigkeiten unter einander zersplittert, wurden sie in der Mitte des XIII. Jahrhunderts eine Beute der Mongolen. Ein zweiter Einfall der Mongolen in Persien gegen das Ende des XIV. Jahrhunderts übergab als Anerkennung für die Treue und Anhänglichkeit der der schwarzen Horde (Kara-Kajauta) feindlichen weißen Horde (Ag-Kajauta) Alles von der schwarzen Horde besessene Land und errichtete das karabachische Chanat, welches erst im XVIII. Jahrhunderte von Persien abfiel.

Auf diese Weise hat der heutige schuschiner Kreis im Verlaufe vieler Jahrhunderte muselmännische Geseze, Sitten, Gewohnheiten und den Islam angenommen. Heute ist die große Mehrzahl der Bevölkerung muselmännisch, denn auf zwanzigtausend muselmännische Familien kommen kaum sechstausend armenische. Ein genaues Studium des Pferdes dieses Landes und die Wahrnehmung einer großen Verschiedenheit seines Aeußeren läßt die Ueberzeugung gewinnen, daß im Verlauf der Zeit zahlreiche Völkerschaften dieses Land durchzogen haben, von denen jede eine ihm eigene und besondere Pferderace besessen haben muß. Auch die verschiedenen Namen, welche den Landesracen, Abarten und Familien wie aus Kreuzung dieser verschiedenen Arten entstandenen Wüschlingen gegeben werden, können als Beweis dieser Thatsache angesehen werden.

Die Zahl der Pferde im Verhältnisse zur Einwohnerzahl ist in Karabach unvergleichlich viel größer als in allen anderen transkaukasischen Gebieten des Reichs. Dies kleine Land zählt über hundert größere oder kleinere Heerden. Es giebt da auch nicht einen muselmännischen Bek, der nicht Pferde züchtete und es sind da mehr als zwanzig Heerden, welche

je fünfzig bis hundert Mütter zählen, und nur zwei dieser größeren Heerden gehören den Christen und zwar gehört die eine der Familie der armenischen Schachnazurowschen Melichen, und die zweite den Erben des vormaligen Gouvernators der muselmännischen Provinzen, des Fürsten Madator, den Doluchanows und Piriumows. Alle Heerden Karabachs sind mehr oder weniger Racenpferde und alle ihre Eigenthümer rühmen sich stets dessen, daß ihre Beschäler reinen Bluts von der der Familie des Chan gehörigen Heerde abstammen. Es ist eine Legende, daß eben diese Heerde von einer der Stuten des Propheten ihren Ursprung genommen habe. Dies möchte nun wohl kaum bewiesen werden können, aber was keinem Zweifel zu unterliegen scheint, ist das, daß bald nach der Eroberung Persiens durch das Califat einer der arabischen Emire hier im IX. Jahrhunderte den besten Stamm arabischer Pferde eingeführt hat, der sich unverfälscht noch bis heute in den Heerden der Chanen erhalten zeigt. In den Zeiten als Pan das Chanat inne hatte, gab es nur eine solche Heerde, heute ist diese in zwei Heerden getheilt, die eine trägt die Marke O auf dem linken Oberschenkel und gehört den Erben des letzten Herrschers von Karabach, Mech-Kuli-Dzewan-Szyr-Chan, und die zweite gehört dem Sohne des unglücklichen Ibrahim, Dzesur-Kuli-Dzewan-Szyr-Chan und trägt die Marke ∞.

Die Pferde beider dieser Heerden, namentlich aber der ersteren, werden mit den arabischen gleich hochgeschätzt und zwar nicht nur in Persien, sondern im ganzen Orient; man muß sie als die Papiere der im transkaukasischen Lande am meisten eingebürgerten Race ansehen. Die Abkunft dieser Pferde aus einer Gegend, wo die Sonne heißer glüht, erhellt aus dem eigenthümlichen Glanz des Hauthaars, welchen die Einwohner Funten-glanz nennen. Der Name der Pferde aus diesem Nest ist Kehlän (altes Blut) wozu das Eigenschaftswort Sarylar (goldig) hinzugefügt wird. Dieses goldige alte Blut existirt in Karabach seit tausend Jahren und die von den Arabern überkommene Sorgfalt, in Auswahl der Beschäler und der Mütter, ist eine genügende Bürgschaft für die größte Reinheit dieses Nestes, welches um die bösen Wirkungen zu vermeiden, die eine Vereinigung zu naher Verwandtschafts-Grade zur Folge haben, in drei besondere Stämme getheilt ist: Majmun, Karny-Erttych und Al-Etmer. Jeder dieser drei Stämme hat seinen ihm eigenen Character, welcher indessen auch dem geübtesten Auge zuweilen schwer zu erkennen ist, so sehr scheint die ganze Race Kehlän aus einem Guß zu sein.

Majmun (der Glückliche) ist für längere Anstrengung geeigneter als die anderen, ist geduldig und unter dem Sattel unermüdblich, auch weniger leidenschaftlichen Characters als die anderen. Karny-Ertich (entblößte Eingeweide) hat seinen Namen von einem Ereignisse erhalten, das seinen Protoplasten rein arabischen Blutes betroffen hat, dem ein Reuler den Bauch aufschlugte, als Aga-Mamud, Schach von Persien, ihn auf der Jagd ritt. Dieser Stamm zeichnet sich durch Schönheit aus; man hält ihn für weniger ausdauernd, obwohl beim ersten Anrennen für wuchtiger als Majmun. Al-Etmer (der Ungreifbare) zeichnet sich durch große Leichtigkeit der Vorhand aus und, seine Schnelligkeit vom Platz aus ist eine solche, daß man von ihm sprüchwörtlich sagt: ihn könne man nur mit der Kugel, nie auf einem Pferde einholen. Was Ausdauer anbetrifft, so soll dieser Stamm niedriger stehen als der erstere, aber an Schnelligkeit höher als der zweite, auf kurze Entfernung aber übertrifft er beide; seine Bewegungen sind reißend, und er galopirt in gestreckten Sprüngen. Diese drei Stämme sind zum Theil aus Pferden entstanden, die man aus Arabien und zwar aus rein arabischen Familien wie Garyf, Maskat, Gabzar, Dzejran und Dzulfu eingeführt hat; zum Theil aus Pferden des im Jahre 1799 meuchlings ermordeten Schachs von Persien, Aga-Mamuds, der wie ein Hentker mit den Menschen umging, aber Pferde leidenschaftlich liebte und in seinem Stalle eine vollständige Sammlung der vorzüglichsten Bedews besaß, welche alle in den Besitz des Chans von Karabach übergingen; zum Theil aus Pferden, mit welchen die persischen Schachs gegen die Chane ihre Wohlgeogenheit zu bezeugen pflegten, und endlich aus den Pferden, welche der persische Fürst Bahmen-Mirza, der sich vor fünfzehn Jahren in Schuscha niederließ, mit sich brachte.

Die Merkmale des Gebirgscharacters zeigen sich bei den Pferden von Karabach in ihrer Gedrungenheit, die aus der Energie und Festgefügtheit aller Theile des Körpers hervorgeht. Der Schädel ist zum Nachtheil des Mauls stark entwickelt, die Stirn tritt deutlich hervor, die Augen sind hervorstehend und niedrig gestellt, die Ohren stehen weit von einander, der Hals ist eher kurz als lang, hat eine hohe Richtung und verbindet sich regelrecht mit dem Kopfe, die Vereinigung des Nackens mit dem Kreuz ist kurz und kräftig, die Stellung der Füße und Haltung des Körpers selbst scheint zuweilen zu breit; der Huf ist hart, hohl, an der Krone zusammengedrückt, auf hohen Hornhacken. Der Rumpf ist schön



proportionirt mit erhöhten Widerrist-Wirbeln und gradem Genick ohne jegliche Spur von Bogenförmigkeit. Der Wuchs der Karabachischen Pferde ist nicht hoch, von zwei Arschinen ein Viertel Werschok bis zwei Arschinen anderthalb Werschok (eine Arschine = zwei ein Drittel Fuß; sechzehn Werschok = einer Arschine = 0,702 Meter). Die Instincte sind sehr entwickelt, das Gesicht kurz. Der Schreck äußert sich durch ein plötzliches Zucken des ganzen Körpers, dabei steht es wie an den Boden gefesselt, nie sucht es in unüberlegter Flucht sein Heil und unterscheidet sich dadurch von allen Steppenpferden. In den Bewegungen der Pferde dieser Race herrscht eine gewisse Hestigkeit, dabei eine große Gewandtheit, welche sie befähigt, bei den plößlichsten Veränderungen der Lage des Körpers das Gleichgewicht zu behalten und im rasendsten Schnelllauf plößlich Halt zu machen.

Merkmale der südlichen ja tropischen Herkunft dieser Pferde-Race sind: Trockenheit aller Theile des Körpers, Weichheit des Mähnen- und Schweifhaars, sanguinisch cholericches Temperament, ungewöhnlicher Glanz des Hauthaares mit sichtbarem Funkeln, kahle, haarlose Stellen auf den Wangen, um die Augen, an der inneren Seite der Füße, an den Lenden, unter dem Bauche und der inneren Ohrmuschel, gänzlicher Mangel lymphatischer Krankheiten und von Anzeichen verdorbenen oder nicht hinlänglichen Bluts, große Empfindlichkeit für Erkältung und starker Vergattungstrieb.

Merkmale des Adels dieser Race und der ununterbrochenen Pflege des Menschen sind: die abgerundeten Formen, die schöne Harmonie des Ganzen, die Grazie der Configuration der einzelnen Theile bis zu dem Grade, daß selbst bei den ältesten Hengsten der Kamm des Halses nie dick wird, endlich Anhänglichkeit an den Herrn und Gehorsam wie eines guten Kindes.

Die typischen Merkmale dieser Race sind: die Länge des Vorarmbeins zum Nachtheil des Griffelbeins; eine Folge davon ist der horizontale Wurf der Füße im Schritt so wie ein räumiger schubweiser Gang; ferner ein stetes Mißtrauen gegen Fremde, wobei der Karabach sofort eine Stellung annimmt, als ob er sich vertheidigen wollte und zwar immer mit der Vorhand, nie wie andere Pferde mit der Hinterhand; ferner silberweiße über die ganze glänzende Färbung einzeln zerstreute Haare; die Eigenthümlichkeit von Zeit zu Zeit ganz weiße Fohlen mit schwarzer Haut oder auch reine Kappenföhlen zu produciren; endlich die Eigenthümlichkeit, der Progenitur die Tendenz zu Kronenanschwellungen mit-

zugeben, ein Erbe der Urahn, welche stets eiserne Fesseln an den Füßen trugen, die das Krongelenk drückten und Anschwellungen veranlaßten, welche sich in der Zeugung fortpflanzten. Der Kehlan steht anderen Pferden beim Lauf in der Ebene an Schnelligkeit nach, aber übertrifft alle an Gewandtheit und Sicherheit, wenn es sich darum handelt, bergan oder bergab zu laufen.

Diese beiden Eigenschaften und die angeborene Grazie des Kehlan werden von den Muselmännern so hoch geschätzt, daß für sie das karabachische Pferd das Ideal eines Pferdes ist. Europäische Feinschmecker werfen ihm die geringe Höhe des Wuchses vor und vermissen an ihm den Schwanenhals. Obwohl nun der Muselman durch Kreuzung des Kehlan mit Turlomanen vollendete Paraderpferde mit Schwanenhals und von großer Schnelligkeit geschaffen hat, so vertraut er diesen doch bei Scharmützeln in Berggegenden sein Leben nicht an, wenn er mit Raub belastet oder mit seiner gewaltsam entführten Braut in die Berge flüchtet. Der Muselman findet nämlich, daß der Schwanenhals den Fehler zu großen Schwantens besitze und die Ausführung schneller Wendungen verhindere und daß die Steppenschnelligkeit dieser Mischlinge ihren Grund in dem hasenartigen Bau des Körpers habe, der wiederum die Möglichkeit eines sicheren Laufs in den Bergen verhindere. Er ist mit dem Bau des Halses seines Pferdes ganz zufrieden, welches ihn nach Belieben in aller Freiheit verlängert oder verkürzt und ihn nie über fünfundvierzig Grad neigt; auch den ganzen Bau des Kehlan hält der Muselman für muster-giltig, da er ihm in allen Gefahren der Berggegenden fest vertrauen kann.

Ein Umstand, der die karabachischen Kehlane besonders charakterisirt, ist ihre Haarfärbung, welche die Einwohner Naryndz nennen und wofür es in keiner anderen Sprache eine Benennung giebt. Dieselbe nähert sich am meisten derjenigen, welche wir Fabelnennen. Es ist das ein citronenfarbig = dunkles Gelb mit sehr deutlichem Funkenlanz an den Spitzen der einzelnen Haare; Mähne und Schweif sind kastanienbraun mit blutrother Schattirung an den Enden. Die Kreuzung dieser Pferde mit anderen vorherrschend heimischen hat die goldigen Pferde producirt, welche in ganz Persien unter dem Namen Sarylar bekannt sind. Daher schreiben sich alle anderen Färbungen, wie: goldig kastanienbraun (Sary-kara), goldig-dunkel (Sary-karakuran), goldig-braun (Sary-keher), goldig-schwefel-braun (Sary-kara-keher), u. s. w. Ich leite die Aufmerksamkeit des Lesers darauf, daß Europa an seinen beiden südlichen Rändern, so-

wohl im Westen, wo es an Africa stößt, wie im Osten, wo es nach Asien vorgeschoben ist, d. h. in Spanien wie in Karabach, Pferde besitzt, deren besondere Färbung und gewisse Anomalie der Gangart eine seltsame Annäherung zu einander zeigen. Die Aehnlichkeit des Ganges der iberischen Pferde mit demjenigen der persischen wurde schon von den alten Schriftstellern bemerkt, die Aehnlichkeit der Färbung aber Weider, welche doch so weit von einander entfernt durch Berge und Meere geschieden sind, mag wohl von den Zeiten datiren, wo die Araber beide Theile inne hatten. Daß die, Naryndz genannte, Färbung aus den glühenden Sandsteppen Arabiens nach Karabach gekommen sei, dafür sprechen außer der Tradition noch manche andere Umstände: 1) diese Färbung findet sich weder in den südlücher als Karabach gelegenen Provinzen Persiens noch auch irgend wo rund umher; 2) der Mischling eines Naryndz von einer gewöhnlichen Stute nimmt zwar eine gewisse Goldigkeit an, ist aber nicht im Stande dieselbe auf seine Nachkommenschaft zu vererben; 3) theilt die Verbindung von Mischlingen des ersten Grades ihrer Progenitur Goldigkeit mit, so geschieht das, wenn überhaupt, nur in sehr geringem Grade, keinesfalls verpflanzt sich dieselbe aber weiter; 4) eine bereits in dritter Generation goldige Mutter bewahrt diese Goldigkeit in ihrer Nachkommenschaft, während der Hengst eine längere Kreuzung erfordert; 5) Mütter reiner Race produciren Goldigkeit ohne alle menschlichen Bemühungen; 6) den Funken am Haar sehen dortige Gelehrte als ein nur den Wendekreisen eigenthümliches Product, als den höchsten Grad der Farbengluth an. Pferde also, welche diesen Grad von Beständigkeit der Goldfärbung haben, welchen die karabachischen besitzen, mußten entweder oft durch aus Arabien eingeführte Beschäler erneuert worden sein, oder es mußte, was wahrscheinlicher ist, einst hier eine Pepiniere arabischer Pferde existirt haben, welche sich rein bis auf unsere Zeiten erhalten hat und welche in Verbesserung der Landesrace im Stande ist, die verschiedenen Grade der Goldigkeit hervorzubringen, welche die Landeseinwohner mit verschiedenen Namen belegen wie: Kalyn Sarylar einfach goldig, Sarylar goldig im ersten Racengrade, Sarylar Azhynsywar, Dzhyngs Sarylar, Sarylar Rehlan.

Von der ganzen Pferdemaße, welche sich in Karabach befindet, ist kaum der zehnte Theil Sarylars, das zweite Zehntel bilden Pferde sehr edlen Bluts, aber nicht goldiger Färbung und diese heißen Soforaats d. h. Reitpferde, acht Zehntel bilden einfache Pferde, Kalyn genannt,

deren niedrigste Gattung Sabu heißt und nur zum Lasttragen verwendet wird.

Die Zucht der Pferde in Karabach ist wilde Heerdenzucht mit gewissen Verbesserungen. Die Mütter bleiben für immer in den Heerden, werden niemals gezähmt und bringen das ganze Jahr unter freiem Himmel zu, ohne irgend welchen Schutz gegen die Unbilden des Himmels zu kennen, und so leiden denn auch viele während der rauhen Jahreszeit durch Kälte und Hunger und nicht selten zeigt sich dann unter ihnen eine große Sterblichkeit, welche indessen keinen epidemischen Character hat. Das Thier wird einfach durch Kälte und Hunger aufgerieben, legt sich dann nieder und, da es keine Kraft mehr hat aufzustehen, so fängt es von den Füßen an aufwärts abzusterven und in Convulsionen zu verenden. Wenn eine mitleidige Hand einem so abgeschwächten Pferde einige Nahrung zuwirft, so kommt es wieder zu sich und wenn es ihm gelingt, sich bis zum Frühjahr durchzuschleppen, so wirft es sich bei dem ersten Erwachen der Vegetation, bevor das Gras noch soweit entwickelt ist, um hinreichende Nahrung darzubieten, auf bitteres Wurzelwerk, das es zugleich mit der Erde verzehrt und dadurch schnell wieder erstarrt. Mütter ertragen den Mangel an Nahrung leichter als Fohlen, am leichtesten die Gelde-Mütter; Kälte dagegen ertragen trüchtige Mütter bei der bescheidensten Nahrung besser, am wenigsten aber die Fohlen. Racen-Mütter ertragen bei mäßigem Winter den Hunger geduldiger, aber sind dagegen für Kälte empfindlicher als andere, fallen schnell ab, verwerfen und stürzen endlich selbst.

Sobald die zur Beschälung der Mütter geeignete Zeit naht, so theilt der Minachor (Stallmeister) mit Hilfe der Wärter und Hirten die Heerde in kleine Parteien zu zwölf bis fünfzehn Müttern und wählt für jede Partie den geeigneten Beschäler. Jede Partie, welche eine besondere Heerde bildet, umfaßt Racen-Mütter (Dzyna), ordinäre (Kaly) und sogar ganz gemeine (Sabu). Beschäler dafür wählt der Minachor aus einem der drei Stämme der goldigen Rasse nach seinem eigenen Verständniß und Gutdünken, indem er sich nach solchen umsieht, welche das reinste Blut haben und zuweilen verwendet er auch frisch aus Arabien eingeführte Telle-kalam-kare oder sogar große, hohe Esel vom persischen Stamme Gamma-dan, um Maulthiere zu produciren (Samyr) die mit achtzig bis zweihundert Rubeln bezahlt werden. Während der ersten Tage der Zerstückelung der Heerde in einzelne kleinere weiden diese weit

von einander gesondert, werden auch einzeln zu den Tränkplätzen getrieben. Nach Verlauf einiger Zeit, sobald nur die Mütter an ihre Beschäler gewöhnt sind, werden die einzelnen Heerden allmählig der Reihe nach wieder zusammengezogen und verbringen, bevor sie auf die Matten der Berge getrieben werden, noch einige Tage zusammen in den Thälern. Auf dem Trieb halten sich die Heerden so zusammen, wie sie ursprünglich abgetheilt waren, wobei die hitzigen Hengste von den Hirten unter den Sattel genommen werden. Hinter der Heerde gehen die Stallpferde des Eigenthümers, nämlich seine Reitpferde und Hengste verschiedenen Alters. Vier- und fünfjährige Fohlen aller Racegrade werden an Leinen unter Decken geführt, von ein- und zweijährigen werden nur solche am Leitseil geführt, welche höheren Racegraden angehören, andere ihrer Altersgenossen bleiben so lange in der Heerde, so lange sie nach dem Winter gegen den Frühling hin dieselbe nicht zu beunruhigen beginnen.

Gewöhnliche Hengste werden verschnitten und bleiben in der Heerde bis sie verkauft oder gegen Hornvieh oder Schafe der nomadisirenden Horden, mit denen man in den Bergen zuweilen zusammentrifft, vertauscht werden. Zum Winter bleiben nur soviel gemeiner Dreijährlinge in der Heerde, als man eben für den Bedarf nöthig hat. Der Verkauf gemeiner Pferde hängt ganz vom Minachor ab, dagegen pflegt der Verkauf eines Džyns nicht ohne Vorwissen des Eigenthümers zu geschehen. Heerden und Stallpferde verschiedener Eigenthümer kommen auf den Bergen zusammen und schnell verbreitet sich unter ihnen die Kunde von den Eigenschaften der Hengste des vorjährigen Wurfs. Ein gut berufener Kehlän oder Džyns-Sarylar steigt im Herbst zu fabelhaften Preisen, so daß er für Christen nicht mehr zu erwerben ist. Je mehr Race im jungen Hengste sich zeigt, desto früher wird er aus der Heerde entfernt, so daß in der That die echten Kehlän schon im Herbst des ersten Jahres an die Leine genommen werden.

Für den Winter werden sie nach dem Gutachten des Minachor entweder den Bauern in Pension gegeben, oder kommen auch in den Stall des Eigenthümers. Der kehlänische Hengst, der die schwere Probe des ungesunden Gefängnisses des ersten Winters aushält, tritt, sobald er sich auf den Bergmatten einigermaßen erholt hat, im Herbst des zweiten Jahres in die Reitschule, die einem durchaus erfahrenen Menschen anvertraut ist, der sich auf ein allerdings gezäumtes aber nicht gesatteltes, nur mit einer Decke versehenes Fohlen, setzt, die Leine des Zaums einem Führer, der

auf einem alten Pferde sitzt, übergiebt und das Fohlen anregt, vorwärts zu schreiten, indem er es nicht mit dem Zügel, sondern mit einer Reitgerte durch leichte Berührung des Halses lenkt. Diese Lectionen werden einige Male wiederholt, ohne den Zügel zu gebrauchen, der ihm frei um den Hals hängt. Sobald das Fohlen sich einigermaßen an den unliebsamen Zwang des Gebisses gewöhnt hat, so beginnt der Reiter allmählig den Zügel zu führen, nimmt dann das Leitseil der Halfter an sich, nöthigt das Pferd um Kopfeslänge voranzugehen und dann, vermittelst des Leitseils und der Reitgerte, wieder kehrt zu machen. Bei dem ferneren Unterricht bleibt das Hilfspferd immer weiter zurück, bis es endlich ganz verschwindet und das Fohlen einzeln zugeritten wird.

Die ganze Lehre findet in den ersten Monaten im Schritt Statt, wobei das Fohlen belehrt wird, sich dem Willen des Reiters durchaus zu fügen und die möglichste Schnelligkeit im Schritt zu erreichen. Die normale Schnelligkeit der Reitpferde in Karabach ist sieben Kilometer auf die Stunde im Schritt, doch erachtet man diese Schnelligkeit für ein Racenpferd nicht für genügend, da ein solches mit Bequemlichkeit neun Kilometer zurückzulegen gewohnt ist, wobei seine Bewegung ganz regelrecht und die Stellung der Füße diagonal ist. Für den Trab üben die Landesbewohner ihre Pferde nicht ein, obwohl alle Kehlane, namentlich die vom Stamme Karny-Ertich, vortrefflich traben. Ein voller, gestreckter Schritt, in Karabach Erjuschy genannt, darf kein häufiges Trippeln sein, dabei muß das Pferd den Kopf hoch tragen, ihn leicht auf und nieder bewegen und darf auch nicht auf dem Leitseil liegen. Um einen schnellen räumigen Schritt zu besitzen, muß es Kraft in der Hinterhand, lange Vorarme und Schienbeine, Breite in der Stellung der Füße, einen hohen Hals und einen leichten, kleinen Kopf haben. Alle diese Eigenthümlichkeiten besitzen die Kraber und Kehlane von Natur, andere verdanken diese Eigenschaften der Kreuzung. Bei schwacher Hinterhand und Ruhfüßen und bei stark entwickelter Vorhand trippelt das Pferd bei schnellem Schritt und ermüdet sich und den Reiter. Bei starker, am häufigsten, runder Hinterhand und einer engen Stellung der gewöhnlich kurzen Füße läuft das Pferd ziemlich schnell im sogenannten Wolfs gange (Kurt-Erjuschy), der für den Reiter nur auf kurze Distanzen erträglich, für längere Reise aber höchst ermüdend ist. Unter den Reitpferden Karabachs kommen zuweilen in Folge der Kreuzung von Pferden, die nicht zu einander passen, von Berg- und Steppen-Pferden, Progenituren vor, welche in Folge ihres Baues durch

die Dressur eine Gangart annehmen, welche vorn ein schneller, fühner Trab ist, während die Hinterfüße das Tempo des Galops machen. Diese Gangart nennt man Juczar und ihre Schnelligkeit beträgt zwanzig Kilometer auf die Stunde.

Der Paßgänger (Jurga) wird in Karabach nicht geschätzt und zwar wegen der bergigen und steinigen Beschaffenheit des Bodens. Der Uebergang vom Schritt in den Renngalop tritt bei der asiatischen Dressur so plötzlich ein, daß das Pferd die ersten Lectionen im Rennen mit Angst erfüllt. Das Anhalten im stärksten Rennen ist gleicherweise sehr gewaltsam, so daß eine solche Dressur nicht ohne Gefahr für die Füße des Pferdes ist. Zugeritten nennt man ein Pferd, wenn es ohne Zügel alle Befehle des Herrn ausführt, wenn es unter dem Sattel ruhig bleibt und auf den ersten Wink des Herrn tollkühn wird und ohne Rücksicht auf sich selbst blindlings dahin stürzt, wohin man es lenkt. Als der durch die Perser gefangene Chan Pan aus seinem Gefängnisse auf seinem Rehlan entfloß, um nach Schuschy zu kommen, war er unversehens in die Nothwendigkeit versetzt, einen solchen Sprung zu riskiren, den zu unternehmen man sich kaum auf dem besten Engländer hätte unterfangen dürfen. Der Rehlan sprang blind gehorjam von einem steilen Ufer des Chalif=ali auf das andere, was die die Brücke besetzt haltenden Perser so in Erstaunen setzte, daß das brave Roß seinen Herrn, ohne weiter verfolgt zu werden, glücklich in seine noch uneroberte Feste trug. Nach dem Geschmacke und der Ansicht der Landesbewohner muß ein Pferd, auch wenn es im tollsten Rennlauf ist, auf den geringsten Druck des Zügels wie festgemauert stehn, oder, wenn es der Herr so will, Schritt gehen. Um das Pferd daran zu gewöhnen, wird es früh in Dressur genommen in der Besorgniß, wie man im Orient sagt, daß das Pferd nicht zu klug und klüger als der Mensch werde, d. h. daß es nicht zum Bewußtsein seiner Kraft gelange und dem Menschen in dieser Beziehung über den Kopf wachse.

Der Adel des Bluts verleiht dem Rehlan einen leidenschaftlichen Character und sein hoher moralischer Sinn macht ihn für Unrecht und Mißhandlung so empfindlich, daß für ihn eine körperliche Züchtigung unmöglich wird, auch darf man nach der Ansicht der Landesbewohner die Dressur nur bei solchen Pferden verspäten, deren Erziehung mit der Peitsche sich durchführen läßt. Die Dressur eines gemeinen Pferdes beginnt also erst spät, nicht selten erst nach vollendetem vierten Jahre und ist einfach und kurz. Mit der Schlinge erjagt und geschnürt wird es durch An-

strenge ermüdet, durch die Peitsche so gebändigt, daß es im Verlaufe eines Monats bereits vollkommen brauchbar wird und nicht mehr Cham d. h. roh und ungebildet genannt werden kann.

Die Wahl des Hengstes zum Beschäler ist in ganz Karabach eine und dieselbe. Jeder Eigenthümer einer Heerde bemüht sich um einen Beschäler der reinsten Race; unzweifelhaften Nachweis seines Adels aber liefern seine traditionelle Genealogie, sowie sichtbar hervortretende Merkmale. Alle Eigenthümer haben nur an der goldigen Färbung Geschmack, so daß Beschäler anderer Färbung nie angewendet werden, es sei denn, daß der Hengst eben frisch aus Arabien gekommen. Der Klang der Stimme beim Wiehern bildet ein wichtiges Merkmal seiner Racenhaftigkeit, die Stimme muß nämlich fein, klangvoll und ohne allen Anflug von Rauheit sein. Die Beschaffenheit seiner Gliedmaßen, seines Alters, seines Gesundheitszustandes wird als untergeordneter Umstand erachtet und übt nur Einfluß auf den höheren oder geringeren Preis, nie aber auf seinen Werth als Beschäler, denn dafür ist nur die Reinheit seiner Abstammung und seines Bluts maßgebend. Die Einwohner sind der Ansicht, daß es besser sei, einen Beschäler mit Fehlern oder physisch schwach entwickelt, in der Heerde zu haben, wenn er nur edler Abkunft ist, als einen kräftigen und gesunden, fehlerfreien aber ungewisser Abstammung; denn nach ihrer Erfahrung ist für die Gesundheit und Fehlerlosigkeit der Progenitur nur der Einfluß der Mutter von Bedeutung, wogegen der Beschäler ihr nicht seine persönlichen Eigenschaften und Fehler, sondern nur diejenigen der Race einpflanzt, zu welcher er selbst gehört.

Da nun die Einwohner auf die im Verlauf seines Lebens eingetrossenen Fehler und Gebrechen eines Beschälers nicht besonders achten, so sind fast alle Hengste der Heerden Pferde von einem durch Krankheiten, das Alter oder Reiten mehr oder weniger angegriffenen Organismus. Jeder Beschäler dient, ehe er zur Heerde entlassen wird, als Reitpferd, um ihn möglicherweise vortheilhaft zu verlaufen, wenn Kaufleute aus Persien kommen, oder wenn von jenseit des Kaukasus Nachfrage danach ist.

In den ersten Jahren wird ein Hengst von Race sehr sorgfältig gepflegt; als Fohlen befindet er sich immer unter specieller Aufsicht eines trefflichen Stallbeamten unter unmittelbarer Obergewalt des Minachors. Im Frühlinge nach vollendetem vierten Jahre, wenn er schon vollständig zugeritten ist, bedeckt er aus der Hand ein Paar älterer Stuten, welche



Fohlen haben; später, wenn der Herr ihn nur zum Verkauf hält, wird er gar nicht mehr zu Stuten zugelassen. Um die Zeit des ersten Sprunges wird der junge Hengst aus dem Winterstall auf die Weide gebracht und dann hört alle Dressur und jede Fütterung mit Körnern auf. Auf der Weide wird er nach arabischer Sitte gehalten, das heißt an einem aus Haaren geflochtenen Seil, das mit dem einen Ende um die Fessel des Pferdes lose geschlungen ist, und dessen anderes Ende mit einem starken Knoten versehen unter einen in die Erde eingehauenen zweiarmigen Ast befestigt wird, dessen Arme zugespitzt von ungleicher Länge unter einem spitzen Winkel zu einander geneigt sind. Einer der Arme hat die Länge von einem halben Meter, während der andere kaum halb so lang ist; beide werden so tief in die Erde geschlagen, daß nur der Knoten des Seiles hervorragt.

Nach der Rückkehr von der Weide kommen die jungen Hengste und Beschäler zusammen in einen Stall, der so in die Erde gehohlet ist, daß drei seiner Wände Erde sind und die vierte Frontwand aus Stein gefertigt ist. Ein flaches mit Erde bedecktes Dach ruht auf einer Reihe von in der Mitte eingeschlagenen Pfählen; in der hinteren Wand finden sich mit Steinen ausgelegte Vertiefungen, in welchen das Futter verabreicht wird und einer solchen Vertiefung gegenüber wird das Pferd durch eine Leine an einen in der Wand eingemauerten Pflock befestigt, und um nun bei einer größeren Zahl von Hengsten allen möglichen Zufälligkeiten vorzubeugen, wird jedes Pferd noch durch eine Leine am hinteren Fuße an einen an der Wand in die Erde geschlagenen Pflock gefesselt, so daß die Leine an der Erde zwischen den Vorderfüßen durchläuft. Die Ställe sind finster, stinkig, feucht, stickig und voller Staub, der durch das Reinigen der Pferde entsteht; der Boden ist gepflastert.

Jahr aus, Jahr ein sind die karabachischen Hengste mit, für alle Jahreszeiten gleichen, Decken belegt, damit die Sonne sie nie unmittelbar bescheine; bei großer Hitze wird die Brustdecke entfernt und die die Lenden verhüllenden Enden aufgebunden. Die Decken werden mit langen Bändern, welche das Pferd kunstreich einige Mal umgürten, befestigt.

Eine solche Behandlung macht das Pferd für jede Verkältung sehr empfindlich, namentlich die Beschäler, welche im Sommer Tag und Nacht im Freien ohne Bedeckung aushalten müssen. Das Futter für die Hengste in Ställen besteht aus Gersten- oder Weizenstroh, was durch die Art, wie man im Orient drischt, fast zermalmt ist.

Gerstenstroh gilt für besser. Außer dem Stroh bekommt jedes Pferd früh, ehe es getränkt wird, zwei Hände voll Gerste und drei dergleichen des Abends nach der Tränkung.

Das Reinigen und Putzen des Pferdes besteht aus folgenden drei Verrichtungen: zuvörderst wird es mit einer feinen Striegel geschabt, das auf diese Weise gestriegelte Pferd wird darauf mit einem Roßschweif von dem gelösten Schuppenstaub befreit, endlich das Haar angefeuchtet und die Haut mit der Hand aufs sorgfältigste geglättet und nochmals gereinigt. Pferde aus sanitarischen Gründen zu reiten kennt man hier durchaus nicht, aber zuweilen, wenn sie lange unbeschäftigt im Stalle gestanden haben und dem Bek plötzlich die Phantasie dazu kommt, wird der ganze Stall zur Falkenjagd oder zur Jagd auf Schwarzwild u. s. w. mobil gemacht.

Der karabachische Sattel ist wie der arabische mit sehr hohem vorderem Sattelnopf; Hufeisen und Gebiß sind ebenfalls orientalisck.

### § 195. Das tscherkessische Pferd.

Etwas gegen Nord-West von den Geländen, welche das karabachische Pferd inne hat, inmitten der Berge des Kaukasus, findet sich eine Race von Gebirgspferden, welche unter dem Namen der tscherkessischen bekannt sind. Die Unzugänglichkeit des Kaukasus, die düstere Natur der Berge und ihr rauhes Klima hat den Gebirgspferden diejenige Eigenthümlichkeit gegeben, welche durch die lokale Natur eben unvermeidlich bedingt ist und ihnen das verleiht, was anderswo das Pferd gewöhnlich nicht besitzt und was den Sohn des Berges immer höher stellt, als den der Ebne. Die Völker, welche den Kaukasus in seiner ganzen Länge vom schwarzen Meere bis zum caspischen See bewohnen, bestehen aus verschiedenen Stämmen, die in Europa unter dem allgemeinen Namen der Tscherkessen zusammengefaßt werden. Viele dieser Stämme haben ihre Heerden, aber die Race dieser Pferde läßt sich eben so wenig bestimmen, wie ihre Herkunft; wenn man indessen von dem ganzen Bau und Habitus derselben einen Schluß ziehen darf, so möchte man der Vermuthung Raum geben, daß das karabachische Pferd vor Zeiten einen gewissen Antheil an ihrer Production gehabt habe und daß arabische Rennpferde unter ihnen vorhanden gewesen seien. Die erste dieser Vermuthungen findet ihre Berechtigung in der geographischen Nachbarschaft, in welcher Karabach mit dem Kaukasus-Gebiete steht, die andere aber darin, daß die kaukasischen

Völker eines Glaubens mit den Arabern sind und daß folglich religiöse Pilgerfahrten nach Arabien zu ihren heiligen Pflichten gehörten; mittelbar aber verkehrten sie mit Arabien durch Türken und Perser. Das heutige tscherkessische Pferd, welches aus verschiedenen mit Arabern gekreuzten Gebirgsrassen hervorgegangen und in sich die Eigenschaften der Pferde zweier entgegen gesetzten Klimate, des heißesten und kältesten vereinigt, besitzt ein unerhörtes Vermögen, strenge, andauernde Kälte und glühenden Sonnenbrand zu ertragen, abgesehen von vielen anderen Eigenschaften. Die Pferde der großen Kabarda, welche an Ruf die anderen überragen, sind bedeutend größer, für leichte Reiterei trefflich geeignet. Im Allgemeinen sind die tscherkessischen Pferde mittleren Wuchses, oder auch etwas unter demselben. Selten findet man unter ihnen Pferde mit gesenkten Rücken, ein Fehler, der zuweilen nur bei alten Musterstuten angetroffen wird. Der Kopf hat richtige Verhältnisse, ist grade und trocken, selten ramshornartig; die Brust ist breit, das Kreuz abgerundet, die Füße sind regelrecht und ziemlich trocken und die hinteren wenigstens so gestellt, daß sie nie streichen. Das Kronbein geht gewöhnlich gerade aus dem Hufe hervor, der Huf ist meistentheils etwas zu becherartig und hoch, flache Hufe sind in den Bergen eine große Seltenheit. Die Mähne pflegt nicht eben stark zu sein, der ganze Bau aber entspricht durchaus mehr den Anforderungen an ein Reit- als an ein Zugpferd. Träge Pferde giebt es in den tscherkessischen Heerden nicht; alle sind stark, schnell, voll Feuer, kühn, vorsichtig, von sicheren Füßen und mit außerordentlich scharfem Sinn des Gesichts, Gehörs und des Geruchs begabt. In der finstersten Nacht kann der Reiter seinem Pferde unbedingt trauen, daß es ihn sicher auf den schwierigsten Wegen tragen werde. Ist man verirrt, so kann man sich auf die Umsicht des Pferdes verlassen, daß es wieder in bekannte Orte den Weg nach der einmal ihm gegebenen Richtung finden werde; mit der größten Vorsicht, unter Anstrengung aller Sinne, schreitet es vorwärts; kommt ihm etwas verdächtig vor, so steht es still, forscht mit Auge, Ohr und Nase nach dem, was seinen Verdacht erregt hatte, und findet es, daß derselbe unbegründet, geht es von selbst immer mit derselben Vorsicht weiter. Wer in einem solchen Falle das Pferd in einer anderen, als von ihm eingeschlagenen Richtung, zu schreiten zwang, hat nicht selten Ursache gehabt, es zu bereuen, denn stets hat er sich überzeugt, daß die Vorsicht des Pferdes wohl begründet war, daß es aus der Ferne entweder ein gefährliches Raubthier oder einen verbor-

genen Feind gewittert hatte. Die Gebirgspferde sind im Stande, alle Klimate und alle Capricen eines wechselnden Wetters zu ertragen, können im schnellsten Laufe große Strecken auf felsigem Boden zurücklegen, werden sich nie verbellen und nie über Hufschmerzen klagen, was nicht nur in der angeborenen Form und Härte des Hufs seinen Grund hat, sondern auch in der Leichtigkeit des Laufs und der Trockenheit des ganzen Körpers basirt ist. Beim Sprunge, auch über den breitesten Graben, läßt es den Reiter die Heftigkeit der Bewegung kaum fühlen.

Die tscherkessischen Pferde sind folgsam, gewöhnen sich leicht an den Reiter und bemühen sich, schnell seine Gewohnheiten kennen zu lernen, sie sind frei von Capricen, ertragen Mangel an Nahrung heldenmüthig, ohne an Feuer und guter Laune zu verlieren. Unthätigkeit ist ihnen zuwider und ein Pferd, das etwa eine Woche bei gutem Futter nicht geritten worden, bittet seinen Reiter bei dem ersten Ausritt um die Erlaubniß, einigermaßen herumzuschweifen zu dürfen, indem es dies durch unaufhörliches Zucken am Bügel zu erkennen giebt und dasselbe so lange wiederholt, bis seiner Ungebuld gewillfahrt und ihm gestattet wird, nach Belieben gestreckten Laufs einen weiten Raum zu durchmessen.

### § 196. Das kalmukische Pferd.

Nördlich vom Kaukasus dehnen sich unübersehbare Steppen, und die ersten Pferde, welche wir dort zwischen Wolga und Don treffen, sind die kalmukischen, die über fünfzehnhundert Quadrat-Meilen verbreitet, zwischen dem schwarzen Meere und kaspischen See, dem Flusse Kuma, Manicz, dem Gebiete der donischen Kosaken, der größten Annäherung des Don und der Wolga, und an den Theilen der Wolga, welche ihrer Mündung die nächsten, heimisch sind. Die Race dieser Pferde hat, wie die kirgisische, ihren Namen von dem Völkerstamme, der sie gezüchtet und aus den östlichen Gegenden Hochasiens mitgebracht hat.

Im Anfange des XVII. Jahrhunderts brachen die Kalmuken oder eigentlich Djraten aus der Dschungarei auf, um sich neue Weideplätze zu suchen. Ein Theil wandte sich gegen Süden und nahm Tangut und Tybet ein, während ein anderer gegen Westen vordrang. Die größere Partie dieser letzteren gelangte endlich 1630 zwischen Wolga und Jaiwa, wo sie sich niederließ, während der Rest in den altaischen Bergen auf dem Weidelande blieb, welches nahe an den Grenzen des heutigen tomsischen und jeniseiskischen Guberniums gelegen, in einer Gegend, welche

seit lange schon durch Völker gleichen Stammes mit ihnen bevölkert war. Es könnte daher scheinen, daß die Pferde an der Wolga und die des Altai, da sie einer und derselben Heimath entstammen, auch derselben Race seien, indessen ist es doch nicht der Fall. Das Leben der kalmukischen Pferde des Altai, auf die Natur einer bergigen und felsigen Gegend angewiesen, und eine lange Reihe von Jahren hindurch zum Lasttragen verwendet, unterlag einer gewissen Veränderung des Characters, wodurch unter Pferden ein und derselben Familie eine neue Race entstand. Es fand eine vollständige Umgestaltung derselben Statt und es ist das eines der zahlreichen Beispiele der Richtigkeit jener Behauptung, daß nicht die Abkunft aus diesem oder jenem Lande, von diesen oder jenen Vorfahren die Race bilde, sondern daß vielmehr dauernde Eigenschaften in Character und Formen, welche entweder durch die Natur oder durch die Hand des Menschen ihr gegeben wurden und von Geschlecht auf Geschlecht übergehen, das Wesen der Race ausmachen. Die kalmukischen Pferde, welche sich in den Steppen der unteren Wolga vermehrten, haben, wie es scheint, einen großen Theil der Eigenthümlichkeiten beibehalten, welche sie aus der Hand der Natur in ihrem ursprünglichen Vaterlande erhielten, indessen konnte doch der Uebergang aus den entfernten Gegenden Hochasiens auf die heute von ihnen bewohnten Steppen, die Wirkung eines anderen Klimas und anderen Grund und Bodens nicht ohne Einfluß auf sie bleiben; doch kann man dessen gewiß sein, daß diese neuen Verhältnisse keineswegs sie in dem Grade umwandelten, wie die Einflüsse, welche auf ihre Stammesgenossen in den altaischen Bergen wirkten. Zwei Umstände verrathen in ihnen, wie in dem kirgisischen Pferde, ihre Abkunft von den in Hoch-Asien sehr verbreiteten Pferden; der Hirschhals und das Tragen des Schweifes in Folge starker Entwicklung der oberen Muskeln. Die kalmukischen Pferde sind nicht schön, haben einen Wuchs mittlerer Höhe, ungefähr zwei Arschinen und ein bis zwei ein halb, selten drei Werschot, ihr Kopf ist nicht leicht, länglich, mit breiten Muskeln bedeckt, der Unterkiefer ist starkknöchigt, die Augen sind ziemlich lebhaft, die vorderen Gleichbeine sind kurz, ihr Hauthaar ist kurz und glanzlos und die Färbung meist hell; Schecken und Getigerte findet man nicht selten, aber Dunkelgraue und Schimmel gelten für die besten. Sie sind dauerhaft, leicht und scharf im Laufe; ihr Character ist von Natur etwas wild und scheu, sie gewöhnen sich indessen doch schnell an den Menschen. Ihre Erziehung pflegt nicht vor dem fünften oder sechsten Lebensjahre zu beginnen, denn

sie wachsen langsam und ein zu früher Gebrauch beraubt sie häufig der Kraft und anderer geschätzter Eigenschaften. Sie ertragen Hitze und Durst, Kälte und Hunger und andere Beschwerden mit solcher Ausdauer, daß sie hundert Kilometer ohne Halt und Futter durchlaufen können. Die Art und Weise der Erziehung, wie die rauhe Natur der Steppen wirken zusammen, um diese Resultate hervorzubringen. Die Züchtung der kalmukischen Pferde ist ganz naturgemäß, d. h. die Stuten werden im Freien belegt und sie fohlen auch im Freien. Anfänglich, d. h. ein Paar Wochen lang laufen die Fohlen mit ihren Müttern, dann aber werden sie von ihnen entfernt und nur des Nachts zu ihnen gelassen und nach einem halben Jahre werden sie gänzlich von ihnen getrennt. Die alten Pferde, Hengste wie Stuten, ebenso die jungen, bleiben den Winter über auf den allgemeinen kalmukischen Weiden der oberen Steppen und gehen im Sommer auf die weiten Wolgawiesen. Diese Kinder der Steppe kennen die Sorgfalt nicht, mit welcher sonst der Mensch seine Hausthiere pflegt, und, obwohl das Pferd dem Kalmuken mit seiner Kraft und Milch bei Lebzeiten, mit Fleisch und Fett nach seinem Tode dient, und obwohl es für ihn das unentbehrlichste aller Geschöpfe ist, so kümmert sich der sorglose, an Praedestination gläubige Kalmuk doch nur sehr wenig darum. Das Pferd aus der Herde mit der Schlinge zu fangen, sich hinaufzuschwingen, auf ihm herumzujagen bis es unterwürfig geworden, den Gegner im Wettrennen auf vierzig und mehr Kilom. hinter sich zu lassen, sich durch Gewandtheit und Muth im Reitergefecht gegen den Feind auszuzeichnen, das ist das kalmukische Leben; aber für sein gutes Thier zu sorgen, daran denkt kein Kalmuk.

Unbesorgt um die Zukunft, entläßt er seine Pferde in die weite Steppe, sowohl des Sommers, wenn die Gluth der Luft 40 Gr. erreicht und die armen Thiere sich dicht zusammendrängen, um sich gegenseitig zu beschatten, als auch im Winter, wenn bei 20 Gr. Kälte Schneestürme über die Steppen wehen und ganze Heerden überschütten. Das einzige, was der träge Kalmuk diesen braven Thieren zuweilen thut, ist, daß er im Sommer, wenn natürliche Flüsse oder Nieselungen fehlen, Brunnen gräbt, um ihnen die Tränken damit zu füllen. Der Winter befreit ihn auch von dieser Mühe, denn in dieser Jahreszeit brauchen die Pferde kein Wasser, indem sie ihren Durst mit Schnee löschen und zwar an demselben Orte, wo sie ihre Nahrung aus dem Schnee herauscharren. Nicht selten ist diese arme Nahrung trotz aller Energie und heftiger Huf-

schläge dem Pferde kaum zugänglich, und zwar gewöhnlich dann, wenn nach Thauwetter und Regen plötzliche Fröste eintreten und Alles mit einer eisigen festen Hülle bedecken. Man kann sich leicht vorstellen, mit welchen Mühseligkeiten das arme Thier dann auf glattem Eise unbeschlagen zu kämpfen hat, um sich an der dürftigen Nahrung sein Leben zu fristen. Um die Fohlen kümmert sich der Kalmuk auch fast gar nicht; bald nach der Geburt, am Tage von den Müttern getrennt, verbringen sie den ganzen Tag bei den Zelten, die man Ribitti nennt, angefesselt; den Gluthen der Sonne und den Angriffen der Insecten bloßgestellt, erwarten diese unglücklichen Waisen geduldig den Untergang der Sonne, wo die Stuten von der Weide zum Melken herbeigetrieben werden und die kalmukischen Weiber sich erbarmen und ihnen etwas von der zum Rumik bestimmten Milch verabreichen. Sind sie einigermaßen herangewachsen, so werden sie paarweise am Halse zusammengekoppelt in die Heerde getrieben. Nur die Häuptlinge der Horden, die Tataren und die Kosaken gehen mit den Fohlen nicht so barbarisch um und lassen sie Tag und Nacht, den ganzen Sommer hindurch, bei den Müttern, aber im Winter müssen sie, wie die anderen Pferde, sich ihre Nahrung unter dem Schnee suchen.

Die Heerde des Häuptlings der Chozontowskischen Horde weidet immer auf den an der Wolga gelegenen Wiesen, wo auch Heu für sie in großer Menge aufgespeichert wird. Bei sehr harten Wintern kommt sie dann in Stallungen und wird dort mit Heu gefüttert. Seit einiger Zeit beginnen auch die Kalmuken dieses Lagers, wo die Entwicklung kalmukischer Pferdezuucht die größte ist, so daß man an 10,000 Haupt zählt, mit größerer Sorgfalt die Pferde zu behandeln. Einige Eigenthümer von Heerden haben Schuppen gegen Unwetter errichtet, sammeln für den Winter Heu, trennen krank gewordene Pferde von den gesunden, um im Falle einer Seuche die Sterblichkeit zu vermindern und bemühen sich, im Allgemeinen den Heerden mehr Futter und von besserer Gattung zu schaffen. Zu dergleichen Reformen hat das Beispiel und die Anordnungen der aufgeklärten Häuptlinge, der Fürsten Tiunenow, den Anstoß gegeben. Dieselben besitzen selbst Heerden, welche 1600 Pferde zählen, und bemühen sich, die Race zu verbessern, indem sie persische, arabische und englische Zuchthengste in ihre Heerden eingeführt haben.

Auch die Häuptlinge anderer Lager haben eine ziemliche Anzahl arabischer und persischer Hengste, doch mehr zum eigenen Vergnügen als

zur Zucht. Da indessen diese edlen Hengste mit den anderen Pferden in der Heerde weiden, so veredelt sich das Blut der Heerde allmählig ohne Wissen der Herrn.

In dem choszonowskischen Lager ist hinlänglicher Vorrath an Futter sowohl für die Heerde des Häuptlings, als auch für diejenigen der Untergebenen, deren man vierzig aber sehr verschiedener Kopffahl, je nach dem Vermögen des Eigenthümers, rechnet, doch immer zwischen hundert und tausend Haupt in der Heerde. Der Heuschnitt wird auf den Wiesen des linken Ufers der Wolga geworben, der Winteraufenthalt der Heerden aber liegt auf den höheren Steppen des rechten Ufers, darum ereignet es sich zuweilen, wie das z. B. im Jahre 1839 und 1840 geschah, daß bei strengen und sehr schneereichen Wintern das Heu unberührt bleibt, weil dann die Ueberfahrt über den Strom unmöglich ist.

Die für Winterweide von den Kalmuken gewählte Gegend ist die der Luftveränderung und den Stürmen am wenigsten ausgesetzte in dem ganzen von ihnen eingenommenen Landgebiet, und dennoch hat der allerdings beispiellos harte Winter 1839/40 sich ihnen sehr empfindlich fühlbar gemacht.

Die Heerden der Saisfangan und gemeinen Kalmuken werden entweder durch sie selbst, oder durch gemiethete Menschen gehütet. Die Aufsicht über die Pferde der Häuptlinge wird einigen Untergebenen anvertraut, welche erblich vom Vater auf den Sohn die Pflichten von Heerdenhirten ausüben, die dann von allen übrigen Obliegenheiten befreit auf Kosten des Häuptlings unterhalten werden. Sie haben darüber zu wachen, daß keine Pferde gestohlen und daß sie im Winter nicht durch Schneestürme auseinandergesprengt werden. Im Falle von Sterbefällen, in Folge großer Kälte oder Seuchen, müssen sie sofort alle Heerdenbesitzer davon in Kenntniß setzen und selbst alle möglichen Mittel ergreifen, dem Umsichgreifen des Uebels vorzubeugen, indem sie die kranken Pferde von den gesunden trennen und die Heerden an Orte treiben, wo sie Schutz und bessere Nahrung finden können. Sie dürfen die Pferde auch nicht auf einen Augenblick verlassen, ihre besondere Aufmerksamkeit aber haben sie auf die Mütter und Fohlen zu richten, welche sie, im Falle zu strenger Kälte, in ihre Sibitten nehmen müssen. Im Frühlinge und während der ersten Hälfte des Sommers werden die Heerden in einzelne Trupps (kasiaki) zu zwölf bis fünfzehn Stuten und einem Hengst getheilt; die einem einzelnen Eigenthümer gehörenden Kasiaki werden nachher zu einer Heerde zusammengetrieben und einem Aufseher anvertraut.



Bis zum Jahre 1771 waren die kalmukischen Heerden außerordentlich zahlreich und lieferten den mittleren Gubernien Rußlands eine Menge von Pferden, welche auf drei Wegen dahin gelangten, und zwar erstens: unmittelbar von den Kalmuken selbst an russische Händler. Dieser Weg wurde im Jahre 1632 angebahnt, nachdem in Moskau die erste kalmukische Gesandtschaft sich gezeigt hatte, welche den Wunsch aussprach, in gegenseitigen Handelsverkehr mit Vieh, Schafen und Pferden gegen verschiedene russische, für die Kalmuken unentbehrliche Fabrikate zu treten. Russische Kaufleute kamen des Handels wegen zu den Lagern oder Jahrmärkten in Gzarny Jar oder in anderen Orten, wohin die Kalmuken ihre Pferde trieben. Zweitens durch Vermittelung der donischen Kosaken, zu denen von Zeit zu Zeit kalmukische Familien, ja ganze Ajmaki und endlich 1710 ein ganzer Stamm überfiedelten, drittens durch die Tataren, welche ihre Heerden am Manicz entlang weideten. Diese geriebenen Pferdehändler verstanden es, den Kalmuken das Beste abzuhandeln, was sie nur an Pferden hatten, und da sie vortreffliche Kenner ihres Artikels waren, kauften sie solche Fohlen, die sie auf den ersten Blick als die besten erkannten, wobei sie sich nie irrten. Diese Fohlen fütterten sie dann auf den herrlichen Weideplätzen ihrer Heerden auf, und brachten sie schließlich als fertige Pferde zum Markt nach Moskau. Die Menge der auf diese Weise nach Rußland gebrachten kalmukischen Pferde mußte sehr bedeutend sein, wenn man erwägt, daß die kalmukische Bevölkerung damals aus einhundertzwanzigtausend Ribitten bestand und manche Ribitta Heerden von dreitausend und mehr Pferden hatte. Die Einkünfte aus den Heerden heutiger Zeit, können mit jenen früherer Zeiten nicht verglichen werden. Noch vor fünfzig Jahren kauften russische Händler dort große Massen von Pferden und so pfl egten die Häuptlinge des Chosjontowskischen Lagers jährlich aus dem Pferdeverkauf über fünfzehntausend Rubel in Assignaten und die gemeinen Kalmuken und Sajssangen wohl achtzigtausend Rubel zu lösen. Dieser Handel begann in dem Maße abzunehmen, als die Zahl der kalmukischen Pferde, in Folge einer Reihe von strengen Wintern, welche die Heerden decimirten, abnahm.

Der Verfall dieses Handels machte sich am auffallendsten nach 1828 bemerklich, in welchem Jahre Schneewehen und Schneestürme achtzehntausend Pferde einer einzigen Horde verweheten; seit dieser Zeit hörten die Händler auf, jene Gegenden zu besuchen und in den jüngsten Zeiten fingen die Chosjontowskischen Kalmuken selbst an, ihre Pferde in den

kalmukischen Bazar nicht weit von Astrachan, auf die näheren Jahrmärkte und in pferdebedürftige Gegenden zu bringen. Die Einnahme für so verkaufte Pferde beträgt heute für die Häuptlinge der Horde etwa zweitausend Rubel und ungefähr fünfzehntausend für die gemeinen Kalmuken. Ehemals verkauften die Kalmuken während der Frühjahrs- und Herbstmärkte auch Pferde an die innere bukiewskische Kirgisen-Horde, aber in neuerer Zeit sind auch hier die Märkte in Verfall gerathen. Der heutige Preis für ein kalmukisches Pferd ist zehn bis fünfzig Rubel je nach den Eigenschaften des Pferdes.

Kalmukische Pferde werden indessen nicht ausschließlich von Kalmuken gezüchtet, sondern auch Tataren, russische Ansiedler und die astrachanischen Truppen beschäftigen sich mit dieser Zucht. Die Tataren, welche die ursprünglichen Herrn dieser Gegend waren, haben die besten Weideplätze, welche bei häufigem Wechsel den Heerden, namentlich im Frühjahre, reichliches Futter liefern. Die Furt-Tataren haben kein eigenes Land und nomadisiren auf den kalmukischen Steppen, wo sie im Winter zeitweise Mangel an Futter leiden. Von den kalmukischen Lagern hat nur das Chara-Chazo-Erdeniowski'sche Mangel daran; es kann also für die Heerden der Furt-Tataren kein Gastrecht üben. Die Tataren bedienen sich der Pferde zum Reiten und Fahren, doch nie zu Feld-Arbeiten, außer vielleicht, um Heu an die Stapelplätze oder an die Flüsse zur Verschiffung zu bringen.

Die russischen Bauern, welche im Astrachanischen angesiedelt sind, treiben ihre Pferde im Frühjahr auf die hohen Steppen, wo nur kümmerliche Nahrung ist, die im Sommer vollständig ausdorrt. Nach dem Abmähen der Wiesen werden sie auf die Nachmahd getrieben. Wiesen sind im Ganzen reichlich vorhanden, aber ihr Gedeihen hängt eben vom Wetter ab.

Die Pferdezuucht des Kosakenthums unterscheidet sich wenig von derjenigen der Kalmuken. Die Zahl der Pferde, welche verschiedenen Personen der astrachanischen Truppen angehören, beläuft sich auf zehntausend dreihundertsechzig; alle sind kalmukischer oder kirgisischer Race. Manche Beamte dieser Truppen haben ihre kleinen Heerden, deren es im Ganzen vierundfünfzig giebt, die viertausendeinhundertfünfzig Pferde zählen. Die größeren derselben haben hundert bis vierhundert Pferde, die kleineren dreißig bis hundert. Die Einkünfte für verkaufte Pferde dazu bestimmt, die Familien der Militairs zu erhalten, sind nicht bedeutend. Alles sind

Reitpferde, welche auch zu Post- und Remonte-Pferden für leichte Reiterei verwendet werden. Während sehr schneereicher und scharfer Winter wird ihnen Heu insoweit verabreicht, daß sie eben vor Hunger nicht sterben. In einigen kosakischen Standquartieren giebt es nur wenig Heuwerbung.

Die Aufsicht über die Heerden wird wohlhabenden Kalmuten, Kirgisen oder Russen anvertraut, die ihrerseits wieder von den Eigenthümern controllirt werden.

Inmitten der kalmukischen Pferde züchtet ein gewisser Swierczkow im astrachanischen Gubernium donische, mit persischen gemischte, Pferde. Seine Heerde umfaßt an vierundzwanzig Mütter.

### § 197. Das kirgisische Pferd.

Der nächste Nachbar und Racen-Verwandte des kalmukischen Pferdes ist von der einen Seite, östlich, das kirgisische und von der anderen, westlichen Seite das donische Pferd. Die erste Heimath des kirgisischen Pferdes sind die Steppen zwischen Wolga und Ural im Besitz der inneren butjewskischen Kirgisen-Horde, indessen sind doch das eigentliche Vaterland des Pferdes dieser Race jene weiten Steppen, welche sich vom Ural bis zur westlichen Grenze Chinas erstrecken, zwischen dem dreiundvierzigsten und fünfundfünfzigsten Grade Norder-Breite einen Flächenraum von zweihunderttausend □ Kilom. einnehmen und die Steppen der Kirgiskaisaken genannt werden. Der südliche Theil zwischen dem Caspischen- und Aralsee, ist das unfruchtbare Hochland Ust-Urt; östlich vom Aralsee der wasserlose Sand Kara-kum, Kisil-kum, Balak-kum, Ak-kum u. s. w., hin und wieder mit Gras und Schilf durchwachsen; noch weiter gegen Osten, am Turgai finden sich Thäler von reinem Bergwasser durchrieselt und umfangreiche Ebenen mit herrlichem Wiesenwachs bedeckt. Der nördliche Theil dieses Landes, von Flüssen bewässert, von nicht hohen Bergen Ak-Tau, Ulu-Tau, Gzyngis-Tau u. s. w. durchzogen, ist reich an Humus und an weiten und fetten Weiden, ist mit hin und wieder salzigen Seen versehen und stellenweise mit Niederwald bewachsen. Ueberall auf diesen Steppen herrschen im Winter bei Kälte von dreißig Grad Reaumur Schnee-Orkane, welche Berge von Schnee zusammenwehen, im Sommer aber, bei einer Hitze von dreißig Grad im Schatten und fünfzig in der Sonne, bringen die durch nichts gehemmten Winde üble Dünste, wirbeln den Sand auf und verfinstern die Sonne. Das ist der allgemeine Character der natürlichen Beschaffenheit der kirgiskaisakischen Steppen, auf denen über fünf-

malhunderttausend Ribitten jener wandernden Kirgisen heute hier, morgen dort mit ihren zahlreichen Schaf- und Pferdeheerden gleichsam angefiebelt nomadifirend nach allen Richtungen umherstreifen.

Die Kirgisen, mongolischen Stammes, bildeten einst den Kern der Macht Dschengischans, gehörten zur goldenen Horde und verstanden es sogar, lange nach dem Verschwinden derselben ihre Unabhängigkeit zu wahren. Im XII. Jahrhundert, als die Russen zum ersten Mal mit ihnen in Berührung kamen, besaßen die Kirgisen nur den mittleren Theil des von ihnen heut eingenommenen Raumes und wurden dessen vollständige Beherrscher erst nach der Vernichtung der Dschungaren im Osten durch die Chinesen, nach der Ueberfiedelung der Baschkiren und Nohajer aus dem Westen und nach der Ankunft der Kalmuken in der Gegend, wo sie heute sind. Im Verlaufe des XVI. Jahrhunderts bestanden die Beziehungen der Russen zu den Kirgisen nur in einem sehr geringen Handelsverkehr, welcher den Russen Schafe und Pferde für verschiedene rohe Fabrikate ihrerseits lieferte. Dieser Tauschhandel wurde belebter, als die Beunruhigungen durch benachbarte Völkerstämme und innere Zwietracht den Russen Gelegenheit boten, ein gewisses Schutzrecht daselbst auszuüben.

Die kirgisischen Heerden sind sehr zahlreich, die reicheren zählen acht, neun bis zehntausend Pferde und die ärmsten haben immer noch wenigstens zwanzig. Der Werth des Besitzes eines armen Kirgisen beträgt immer gegen tausend Rubel, denn derselbe besteht aus wenigstens hundert Schafen, zwanzig Pferden und einem Paar Kamele. Enthaltfam, wie sein Pferd in Speis' und Trank, magert der Kirgise mit seinem treuen Diener den Winter über ab, indem er sich mit der bescheidensten Nahrung, einem Stück trockenen Fleisches begnügt, das von im Herbst, des Fettes wegen, geschlachteten Schafen aufgehoben mit etwas bucharischer Graupe oder einem Stück Brod aus Mehl, welches gegen Schafe eingetauscht, gewürzt wird. Sobald aber der Frühling hereinzieht, kommen Pferde und Herr bald wieder zu sich; sobald nur der Schnee verschwunden, stärkt sich das Pferd am Wurzelwerk aller Art, bevor das Gras in soweit heranwächst, um hinlängliche Nahrung zu bieten, und der Kirgise gelangt zu Kräften, sobald die Stuten zu fohlen beginnen, was gewöhnlich schon im März geschieht und den April hindurch bis in den Mai andauert. Sobald die Stute gefohlt hat, wird das Fohlen von der Mutter entfernt und diese zum eigenen Gebrauch gemolken, denn aus dieser Stutenmilch verstehen

die kirgisischen Weiber ein säuerliches, sehr angenehmes, außerordentlich nahrhaftes und etwas berauschendes Getränk zu bereiten, das unter dem Namen Kumiß bekannt ist und welches den ganzen Sommer hindurch bis in den späten Herbst die einzige Nahrung der Kirgisen, Kalmulen und Kaschkire ist. Der durch Mangel an Nahrung im Winter abgemagerte Kirgise wird im Sommer zusehends fett, obwohl er bei jeder heftigeren Bewegung sofort mit Schweiß wie übergossen ist.

Die kirgisischen Pferde bilden eine eigene Race, sind nie höher als zwei Arschinen und zwei Berschof, durchaus nicht häßlich, tragen den Kopf gewöhnlich hoch, haben ein abgerundetes Maul, etwas Kamshorn-Nasen und sind im Profil dem Kamel einigermaßen ähnlich, mit starken Canalschen, nicht großen Augen und gut gestellten gewöhnlich eingeschnittenen Ohren. Der Hals erhebt sich sofort vom Widerrist und wächst hoch aus der Brust heraus, fleischige Nacken sind nicht selten. Die Brust ist mächtig breit, das Hintertheil kurz und etwas abschüssig, der Schweif aber, trotz dem, hoch angelegt und abstehend, sogar beim Stillstand. Die Füße, auf kurzen Fesseln schön gestellt, sind muskulös, stark und frei von allen Ueberbeinen, der Huf ist hart und dauerhaft. Die Färbung ist gewöhnlich hell-kastanienbraun, falch, scheckig oder getigert, selten braun oder weiß, noch seltener schwarz oder schwarzbraun; die dichte Mähne ist gewöhnlich heller als die Haarfärbung, eben so wie der Schweif gut gewellt, aber nicht lang. Zwischen diesen Pferden finden sich bei den Sultanen und Reicheren viele Pferde weit edlerer Formen und seltener Tüchtigkeit, denn die Kirgisen, welche mit verschiedenen Völkern wie Chirwanern, Türkomanen und Persern Tauschhandel treiben, verhandeln niemals ihre besten Pferde und bemühen sich immer um die vortrefflichsten Hengste, namentlich Araber. Für einen solchen Hengst giebt der reiche Kirgise mit Freuden einige Hundert Schafe, einige zehn kirgisischer Pferde, die schönste Sklavin und Hände voll werthvoller Schmuckfachen. Dauerhaftigkeit, Kraft, Leichtigkeit und Schnelligkeit sind die unfehlbaren Eigenschaften der kirgiskaisaischen Pferde. Sie können einige Tage ohne Futter aushalten und rennen mit Leichtigkeit siebzig, ja hundert und mehr Kilom. ohne auszuruhen. Ein Augenzeuge versichert, daß ein Kirgise der mittleren Horde der dreihundert Pfund wog und der ein gefüttertes Pferd zum Wechsel an der Leine hatte, in vierundzwanzig Stunden dreihundert Kilom. über Berge und steinige Gründe zurücklegte, daß die Pferde sich zwar verbellten, aber daß sie, nachdem sie einige Tage ausgeruht

hatten, vollständig wieder zu sich gekommen waren und an früherer Tüchtigkeit nichts verloren hatten.

Die rauhe Erziehung und die noch rauhere Natur der Steppe vermitteln in dem kirgisischen Pferde eine gewisse Unverwüßlichkeit und gewöhnen es von der Geburt an, Hunger, Durst, Kälte, Unwetter und Hitze zu ertragen. Kaum ist es geboren, so wird es von der Mutter getrennt und ihm nur gestattet, nach der Abendmilkung die Nacht bis zur Morgendämmerung bei der Mutter zuzubringen; sobald der Morgen graut wird es angebunden und steht den ganzen Tag ohne Nahrung in der Sonnenhitze. So vergeht ihm der erste Sommer seines Lebens, denn erst im September wird es mit den anderen auf die Weide, fern von der Mutter getrieben. Den ganzen Sommer hindurch werden die Stuten in besonderen Hürden geweidet, ebenso die Wallache und die Fohlen. Die Hürden, welche die Mütter umfassen, haben keine Wächter und sind der Aufsicht der Hengste überlassen, besonders aber ist es der arabische Hengst, der besser verstehen soll, Disciplin zu wahren und das Ganze zusammen zu halten, als zehn andere Hengste. Zum Winter werden alle einzelnen Hürden in eine Heerde zusammen getrieben, zwischen der auch die diesjährigen Fohlen überwintern. Im Winter weidet die Heerde in der Steppe, d. h. findet seine Nahrung, wenn sie dieselbe unter dem tiefen Schnee mit dem Hufe herauscharrt. Im Falle eines außerordentlich strengen Winters kommen manche Wirths den, sichtlich abnehmenden, Kräften ihrer Pferde mit einigem Heu zu Hilfe, niemals aber in erforderlicher Menge. Das erste Gras zeigt sich im April, mithin erhält das arme Fohlen, wenn es ein Jahr hindurch unerhörte Noth gelitten, und diese Probe ausgehalten hat, gutes und hinreichendes Futter. Die Kirgisen sind nämlich der Ansicht, daß ein Fohlen, welches an den Pfahl gebunden, die Gluth der Sonne, Mangel an Nahrung und die Peinigung durch Insekten aller Art nicht zu überdauern vermag, auch nicht im Stande ist, auf der Steppe zu überwintern.

Kraft, Feuer und Schnelligkeit verleiht den Kirgisen-Pferden einerseits ihre Racen-Eigenthümlichkeit, andererseits die unaufhörlichen Proben, die sie zu bestehen haben, sei es beim Wechseln des Weideplatzes oder bei Ueberfällen, sei es bei Spielen oder Wettrennen. Länger als zwei Wochen bleibt der Kirgise selten an einem Ort. Sobald die Heerden das Gras ringsum abgefressen oder niedergetreten haben, oder, wenn es sonst dem Herrn plötzlich in den Sinn kommt, aufzubrechen und weiter zu wandern,

werden die Kamele an die Arben, d. h. schwere große zweirädrige Karren gespannt, auf welche die aufgerollten Ribitten geladen werden; Männer, Weiber, Kinder besteigen das Pferd und während die Karren langsam im Schritt von den Kamelen fortgeschleppt werden, amüsiren sich jene mit allerlei Spielen und Wettrennen und wetteifern, sich durch Geschicklichkeit und Schnelligkeit Ruhm zu erwerben. Hat man sich wieder irgendwo niedergelassen und sich vielleicht eines irgend einmal erlittenen Unrechts erinnert, oder irgend einen anderen beliebigen Grund ausfindig gemacht, sßt plötzlich die ganze männliche Mannschaft zu Pferde, durchrennt etwa hundert und oft mehr Kilom., umzingelt eine fremde Heerde und treibt sie im Galop zu dem eigenen Lagerplatz. Heute werden dergleichen Excursionen, „Barante“ genannt, immer seltener, denn die Wachsamkeit der russischen Regierung hat sie außer Mode gesetzt, aber vor etwa zwanzig Jahren verbreiteten sie Schrecken unter den Kosaken-Ansiedelungen, von denen jede sich unaufhörlich in Vertheidigungszustand halten mußte, so daß bis auf den heutigen Tag noch die Dörfer russischer Ansiedler den Namen von Castellen tragen (Krepost). Im Jahre 1868 noch sah ich aus der Sklaverei in ihre Heimath Zurückkehrende, welche durch eine Baranta gefangen nach Buchara verkauft worden waren und welche erst nach der Einnahme Tashkends durch die Russen ihre Freiheit wieder erlangt hatten. Die gewöhnlichsten hippischen Spiele der Kirgisen sind Wettrennen. Aus Veranlassung irgend welcher Festlichkeit, und zum Vorwande dazu fehlt es nie an Gelegenheit, versammeln sich dazu eingeladene Reiter, aber auch ungebetene von anderen Aulen, ja sogar anderen Horden erscheinen da, Eigenthümer tüchtiger Kenner und mischen sich kühn unter die Eingeladenen, um ebenfalls um den Preis zu kämpfen, und wer da immer auch der Sieger sei, der Preis wird demselben zuerkannt.

Die gewöhnlichste Veranlassung zu dergleichen Festlichkeiten giebt z. B. die Verherrlichung des Andenkens des verstorbenen Vaters einer Familie, dessen Namen zu Ehren hippische Spiele gewidmet werden, welche davon Zeugniß ablegen sollen, daß die Söhne von Reiter-Vätern nicht in der Liebe zum Pferd entartet, vielmehr ihrer Vorfahren würdig seien. Gewöhnlich werden bei solchen Spielen einige Belohnungen und zwar sofort ausgetheilt. Bei Reicheren besteht der erste Preis nicht selten aus einem Hundert von Pferden oder 200 Schafen, einigen Sklaven oder Kamelen, Waffen u. s. w., weiter sinken die Preise herab bis auf einen Widder. Vor dem Beginn des Rennens kommen die Preisrichter zusammen, um

die Entfernung des Rennens anzugeben, welche gewöhnlich fünfundzwanzig bis dreißig, zuweilen auch sechzig Kilom. beträgt. Dann bleibt ein Theil derselben am Ort des Abrennens, um dort auf Ordnung zu halten, während ein anderer Theil sich schleunigst an das Ziel des Rennens begiebt, um dort die Preise zu vertheilen. Die Reiter stehen in einer Linie und brechen auf ein gegebenes Zeichen los. Den ersten Preis erhält natürlich derjenige, der zuerst am Ziele anlangt. Aber sechzig Kilom. oder auch nur dreißig zu durchrennen, ist keine Kleinigkeit und nur wenige Pferde halten eine solche Probe aus, manche stürzen am Ziel todt nieder oder erreichen dasselbe gar nicht; da es indessen für Reiter wie Eigenthümer eine Schande ist, vor dem Ziele abzufallen, so reiten Verwandte oder Freunde oder auch die Eigenthümer selbst den Kennern entgegen, legen denselben, wenn sie schwach geworden, Stricke um den Hals und den ganzen Körper und schleppen sie mit Gewalt zum Ziel, wo sie unbarmherzig gepeitscht werden. Läuft ein Pferd mit Lust und schnell, so wird es durch freudige Zurufe ermuntert. Selten nehmen die Eigenthümer selbst Theil an dergleichen Wettrennen. Der ausgewachsene, behäbige, durch Kumiß wohlgenährte Kirgise würde für das Pferd eine zu große Last sein, darum sah ich immer nur halbwachsende junge Leute, ganz leicht in leinene Beinkleider und Hemden gekleidet, meist barfuß, den Kopf mit verschiedenfarbigen seidnen Tüchern umwickelt, welche die Pflichten eines kirgisischen Jockeys übernahmen. Nach dem Rennen werden die Pferde, bis sie trocken geworden, in der Steppe herumgeführt.

Kirgisische Pferde erscheinen unter dem Namen Steppen- oder kaschirische Pferde auf allen Märkten Rußlands in Partien von ungefähr immer hundert Haupt. Sie werden dann, gewöhnlich außerhalb der Stadt, in enge Hürden gezwängt und sind so an den Menschen gewöhnt, daß man ohne alle Besorgniß in den dichtesten Haufen treten kann. Das kirgisische Steppenpferd zeigt keine besondere Wildheit, so lange es sich frei unter seines Gleichen sieht, aber sobald es die Schlinge über dem Kopfe merkt, verändert sich sofort die Scene; denn die noch freien Pferde drängen sich zusammen und wenden ihr Hintertheil dahin, von wo die Gefahr droht. Das mit der Schlinge um den Hals erjagte Pferd rennt erst in weiten, dann immer engeren Kreisen um den Pfahl, an welchem die Leine befestigt ist, bis es fast von der Schlinge zusammengeschnürt zu Boden sinkt. Dieser Augenblick wird benutzt, ihm die Trense anzulegen, der Reiter schwingt sich auf das nackte Thier, welches bald nach



Abnahme der Schlinge sich wieder aufrichtet, sich bäumt, vorn und hinten ausschlägt, endlich aber wie wahnsinnig davonrennt. Kopf und Reiter verschwinden und so lange das erstere sich mit aller Gewalt anstrengt, die ungewohnte Last, die wie angeschmiedet auf ihm sitzt, abzuschütteln, so lange wird es mit der Peitsche unbarmherzig bearbeitet. Selten ereignet sich dabei ein Unfall, gewöhnlich kehrt der Reiter nach kurzer Zeit mit seinem keuchenden Kopfe langsam zurück und die gegebene Lehre hat gewirkt, das Thier, welches die Oberhoheit des Menschen kennen gelernt hat, wird demüthig und unterwürfig, läßt sich ruhig anbinden und von da ab wird es für brauchbar unter dem Sattel angesehen. Aber diese Race zu Zugthieren zu bilden, bietet ungleich größere Schwierigkeiten, hat man indessen diese einmal überwunden, so erhält man ein Pferd von außerordentlicher Ausdauer in der Arbeit.

Der Preis für ein Kirgisienpferd in der Steppe ist zehn bis fünfzehn R. S., aber auf dem Marke zu Petropawlowsk, im Gubernium Tobolsk, der alle Jahre am 23. April, am Tage des heil. Georg, stattfindet, wo fünf bis zehntausend Pferde zusammen getrieben werden, steigt der Preis von fünfzehn auf zwanzig R. S. In Simbirsk zahlt man dreißig bis vierzig R. S., und in meiner Gegenwart wurde ein ganzer Trupp von hundertsechs Pferden für zweitausendsechshundertsechzig R. S. verkauft.

Von einer ganzen aus Petropawlowsk nach Simbirsk getriebenen Heerde fallen gewöhnlich auf der weiten Reise nicht mehr als zwei Procent, obwohl auf hundert Pferde immer nur fünf Kirgisien als Aufseher kommen. Was in Simbirsk nicht verkauft wird, zieht weiter nach Nischni Nowgorod, von da weiter gegen Westen, so daß zuweilen ganze Abtheilungen bis Kurland und Samogitien kommen, während ihr Preis in dem Grade steigt, als die Entfernung von der Heimath größer wird. Steppenpferde, deren Mähne und Schweif dicht sind, gelten in unseren Gegenden für wiattische und kasanische. Im Jahre 1861 brachte man zweitausendfünfhundert Haupt kirgisischer Pferde, aber es giebt Jahre, wo die Zahl um das dreifache steigt. Die in den kirgisischen Steppen am meisten beliebte Gangart ist der Paßgang, an welchen die Kirgisien ihre Pferde von Jugend auf durch Anlegen von Fesseln gewöhnen.

Weichselzöpfe in Mähne und Schweif verschiedener Größe zeigen sich häufig bei Pferden dieser Race, so lange sie in der Heerde bleiben, später jedoch, nachdem die Mähne geschoren und gekämmt und das Pferd sauber gehalten wird, kehrt dieses Uebel nie wieder.

Die Schnelligkeit der kirgisischen und kalmukischen Pferde ist auf mancherlei Weise erprobt worden. Seit einiger Zeit, wo die russische Regierung ihre besondere Aufmerksamkeit auf die Verbesserung der Pferdezucht in den weiten Landen des Kaiserthums gerichtet hat, werden Wettrennen für die verschiedenen Horden der Kalmuten und für die Kirgisen der mittleren Horde zweimal jährlich im Frühling und Herbst ausgeschrieben. Im Jahre 1866 stellten sich neunundfünfzig kalmukischer Pferde zum Rennen, alle liefen in einer Rennbahn von fünfzehn Kilom. und nur neun von ihnen gelangten ans Ziel, das erste war eine sechsjährige Fuchsstute mit der Schnelligkeit von  $1' 38\frac{1}{5}''$  auf das Kilom., das letzte eine Schimmelstute mit der Schnelligkeit von  $1' 47''$ .

Beim Frühlings-Wettrennen der Kirgisen in demselben Jahre nahmen zweiunddreißig Pferde auf einer Rennbahn von zwanzig Kilom. Theil, welche mit der Schnelligkeit von  $1' 44\frac{1}{3}''$  auf das Kilom. durchlaufen wurde. Bei dem Herbstrennen, an welchem dreißig Pferde sich betheiligten, war die größte Schnelligkeit, mit welcher zwanzig Kilom. zurückgelegt wurden,  $1' 42\frac{3}{4}''$ .

Der Staatspreis betrug auf jedem dieser Rennen für den Sieger dreihundertfünfundachtzig R. S.

### § 198. Das Pferd der Baschkiren.

Die ganze uralische Bergkette mit allen ihren westlichen, östlichen und südlichen Ausläufern war einst das Erbe der Baschkiren. Sie waren südöstlich Nachbarn der Kirgisen, von denen sie heute durch die Militärlinie der orenburgischen Kosaken, zahlreiche Industrielle, viele Ansiedelungen aus Rußland eingewanderter Colonisten und wenige, aber umfangreiche Besitzungen von Adelsfamilien getrennt sind.

Die heute von den Baschkiren eingenommenen Dertlichkeiten gehören zu vier Gubernien, dem von Orenburg, Ufa, Samara und Perm. Die Gelände sind theils bergig und waldig, theils eben, steppenartig und mit schwarzem Humus dick durchadert. Zu den ersteren gehören die östlichen Cantone, in welchen sich die trefflichsten Weiden zwischen den Bergen und den Abdachungen des Ural befinden; zu den letzteren muß man die südlichen und südöstlichen Cantone rechnen, deren Steppen theils Hochebenen, theils Niederungen und Senkungen sind, welche den Charakter der Steppe tragen und mit einem reichen Pflanzenwuchs bedeckt sind. Die Hochebenen sind mit Federgras (*stipa*) von den Einwohnern Karyl genannt, bewachsen, die Niederungen aber produciren fette, saftige Kräuter.

Die ganze Baschkirei, von einer mit Feuchtigkeit geschwängerten Atmosphäre umgeben, oft durch Regen und Thau erfrischt, grünt ohne Unterbrechung den ganzen Sommer hindurch und ist von schnell fließenden Bieselungen und Bächen schönsten reinsten Quellwassers reich durchschnitten. Diese günstigen Bodenverhältnisse, dazu die nicht ermüdende Vorforglichkeit der Regierung hätte die Baschkiren längst veranlassen müssen, das Nomadenleben aufzugeben und feste Ansiedelungen mit Ackerbau zu gründen, da die an Nahrung für die Thiere reichen Weiden mit immer sich wieder erneuernder Vegetation die Möglichkeit bieten, an einem Orte zu bleiben und nicht von Ort zu Ort zu wandern, doch hat das Festhalten an alten Ueberlieferungen des Volks die Baschkiren bisher noch verhindert, eine vollständig angesiedelte Nation zu werden, und heute noch verlassen sie um die Mitte des Juni ihre Winterquartiere, um erst im September wieder dahin zurückzukehren, und zwar sind diese Wanderungen nicht Folge von Bedürfnissen für ihre Heerden, sondern eben angeborener und vererbter Wandertrieb, Leidenschaft für maßloses Herumschweifen.

Die Race der Pferde ist, wie die der Baschkiren selbst, finnischen Ursprungs; aber der lang dauernde Einfluß der tatarischen Civilisation, wobei die Kirgisen eine wichtige Rolle spielten, hat ihr Blut in rein kirgisisches umgeschaffen, so daß die Merkmale der heutigen Race, sie für eine Tochter der kirgisischen zu halten unmaßgeblich gebieten. Indessen unterscheidet sie sich von der kirgisischen in so weit, als die Bedingungen der wirthschaftlichen Zustände, in der sie sich befindet, auf ihre ursprüngliche Herkunft Einfluß geübt haben. Man kann diese Race in Gebirgs- und Steppenrassen je nach den Verhältnissen, welche sie inne hat, scheiden.

Im Allgemeinen ist das Baschkirenpferd mittleren Wuchses; zuweilen erreicht es die Höhe von zwei Arschinen drei Werschok, größere Pferde sind Kinder des Thals, die kleineren stammen aus den Bergen. Der Kopf ist gemeinhin groß, meist gerade, der Hals länger als beim kirgisischen, gewöhnlich fehlt ihm der Adamsapfel, die Brust ist mittel- oder sehr breit, Färbung und Haar wie bei den kirgisischen, der Rumpf ist bei denjenigen aus den Bergen kürzer, als bei denen der Thäler, die Muskeln sind immer stark entwickelt, Blätter und Widerrist regelrecht. Der Rücken mäßiger Länge geht in ein grades Kreuz über oder neigt sich sehr unbedeutend, Knochen und Sehnen der Füße sind vortrefflich und die Füße stehen regelrecht auf starken Hufen. Das baschkirische Pferd ist für Beides,

für Sattel und Zug, gleich geeignet, ist immer geduldig und ruhig, zuweilen sogar phlegmatischen Temperaments und schwerfälligen Baues, was an die Degenerirung des finnischen Stammes zu erinnern scheint; indessen ereignet es sich doch selten, daß in diesen Pferden die Entwicklung der Fleischmasse diejenige der Knochen überwäge. In dem ganzen uralischen und transuralischen Gebiet werden diese Pferde zum Postdienst, zu Transporten, Besspannung und Bestellung des Ackers verwendet.

Inmitten der kirgisischen Niederlassungen finden sich namentlich im orenburgischen Gubernium Heerden von Privaten oder militairischen Corporationen, welche Pferde orientalischer Racen züchten, so ist z. B. in derjenigen Tazykows das arabische Blut vorherrschend, in den Heerden Babkins, Karamsins und Osargins sind die Mütter englischer und arabischer Abkunft, bei Strzelskow ist gemischtes Blut; die kosakische Heerde von den Ufern der Guficha und die Heerde der kosakisch-uralischen Truppen besteht aus schiwaniischen Argamaten, baschkirischen und kirgisischen Pferden. Die Heerde Paszkows in Bialorek hat nur englische, in Darynsk nur baschkirische Mütter. In den mehr bevölkerten und ackerbautreibenden Gegenden treiben die Bauern im Sommer ihre selbst gezüchteten Pferde auf die von den Baschkiren gepachteten Räume, denn die Armuth derselben gestattet ihnen selbst nicht mehr die Pferdezüchtung auf der Höhe zu erhalten, auf welcher sie früher stand. Die Völker, welche heute die Baschkirei bewohnen, sind sehr verschiedene und unterscheiden sich von einander je nach dem Character der Art und Weise ihres häuslichen Lebens, was folgericht nicht ohne großen Einfluß auf die Pferdezüchtung sein kann und auch die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Formen in den baschkirischen Pferden bestätigt und erklärt. Bei den Ansiedlern reußischer Abkunft sind die Pferde in gutem Zustande und nur dadurch gefährdet, daß sie im Allgemeinen zu früh zur Arbeit angeschirrt werden, was oft Krankheiten zur Folge hat, welche in diesen Gegenden intensiver und verheerender auftreten als anderswo. Diese für den häuslichen Bedarf aufgezogenen Pferde werden sorgfältiger gepflegt als die baschkirischen, tatarischen, tschuwassischen und tscheremissischen, welche nur zum Verkauf gezüchtet werden. Die Baschkire, welche früher nur ihre eigene Pferderace züchteten, sind im Allgemeinen heute so verarmt, daß ihre besseren Pferde nur noch bei Reicheren und bei ihren Häuptlingen anzutreffen sind. Auch bei den Tataren, Tscheremissen, Tschuwaschen und anderen findet man noch eine in Wuchs und Formen degenerirte Baschk-

firenrace, welche immer noch gegen rauhes Klima unempfindlich Mangel an Nahrung zu ertragen vermag, kräftig und feurig ist.

Die in Orenburg, zum Zweck der Hebung der Pferdezücht, angeordneten Wettrennen haben folgende Resultate in Beziehung auf die Schnelligkeit hierlands gezüchteter Pferde geliefert: zwölf Kilometer wurden von kaschirischen Pferden mit der Schnelligkeit von  $1' 31\frac{1}{4}''$  auf ein Kilometer zurückgelegt, Kosaken in voller Rüstung zeigten eine Schnelligkeit von  $1' 37\frac{3}{8}''$ , die uralischen Kirgisen von  $1' 56\frac{1}{2}''$  und die uralischen Kosaken von  $1' 58\frac{2}{3}''$  auf ein Kilometer.

### § 199. Das altaische Pferd.

Am Altai ließen sich, wie wir bereits oben erwähnten, zu Anfang des XVII. Jahrhunderts einige Familien kalmukischen Stammes nieder, welche nicht ferner die unsicheren Gesichte der Wanderschaft der Dyraten zu theilen Lust empfanden. Diese Familien verpflanzten das kalmukische Pferd in diese Gegenden, aber indem sie bald die Rolle von Handels-Bermittlern zwischen den nordischen und südlichen Völkern übernahmen, so bildeten sie ihre ursprünglichen Reitpferde in kurzer Zeit zu Lastpferden um.

Zwischen den altaischen Bergketten in den Thälern und Hochebenen weiden seit alten Zeiten nicht eben zahlreiche Heerden einer besonderen Pferderace, welche im Bau der kirgisischen einigermaßen ähnlich ist. Im Kumpfe sind diese Pferde höher und länger als die kirgisischen und kalmukischen, sind in der Brust breiter und von stärkeren Knochen, von stark entwickelter Muskulatur und eben solchem Sehnenwerk, haben Füße wie von Stahl, muskulöse Vorderkniee, Kraft und große Ausdauer im Ertragen von Beschwerden aller Art. Außerlich fehlt ihnen gewöhnlich alle Grazie, sie erscheinen sogar ungeschickt, sind aber unschätzbar für die Handelsreisen im östlichen Sibirien, wo man mit den größten, durch die Natur des Landes und des Klimas bedingten Mühsalen und Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Die Hauptstraßen haben zwei Richtungen, die eine geht nordwärts durch Jakutzk, das mittlere und niedere Kolymsk auf die Jahrmärkte, auf welchen russische Kaufleute bei den Jakuten, Koriaten, Jakugiren und Tschettschejen verschiedene Kleinigkeiten und größere Fabrikate gegen Häute dunkler Füchse, Zobel, Viber und anderes Pelzwerk eintauschen; die andere führt nach Osten über Ochotsk, Gutzug nach Kamtschatka, wohin sowohl Proviant d. h. Mehl, Öhl, Branntwein :c.

wie auch andere Waaren geschafft werden. In der einen wie in der anderen Richtung giebt es weder Schlittenbahn noch überhaupt gebahnte Wege, Alles muß auf Packsätteln zu Pferd transportirt werden. Die nach Norden ziehenden Caravanen sind nicht sehr zahlreich und durchwandern öde, wüste Strecken und moorige Gründe, „Lunder“ genannt, wo die armen Pferde unter einer Last von über vierhundert Pfund bei einer Kälte von dreißig bis vierzig Gr. über Schneefelder, wo keine Spur von einem Wege ist, langsam vordringen. Haben sie einige zehn Kilom. zurückgelegt, so ist ihre Nahrung das magre Moos, das sie mit dem Hufe erst dem Schnee abgewinnen müssen. Nicht selten auch werden sie von Orkanen betroffen, welche sie tagelang mit Schnee überschütten und ihnen Halt zu machen gebieten. Die gegen Osten ziehenden Caravanen dagegen sind sehr zahlreich; zweitausend Pferde und mehr mit Proviant beladen brechen fast gleichzeitig auf. Ihr Weg ist weniger gefährlich aber nicht weniger mühselig und beschwerlich, er geht über nackte Granitfelsen und Moorfelder, über Gletscher und reißende Gebirgsgewässer, die entweder durchwaten oder durchschwommen werden müssen. Ich lernte einen gewissen Dschuchowski kennen, der von polnischen Eltern in Kamtschatka geboren nach dem Ural gebracht, alle zahllosen Gefahren unter der Aufsicht und Sorgfalt des Pflegers seiner Kindheit glücklich überstanden hatte, und heut einen elenden, kleinen Handel unter den Kirgisen treibt.

Das altaische Pferd scheint zu nichts anderem als eben zu solchen Transporten geeignet zu sein, zwar kann man es auch reiten, allein es ist dazu weder geschickt noch leicht genug. Sein gewöhnlicher Gang ist ein fester, sicherer Schritt, im Galop und Trabe steht es allen anderen Pferden nach und in der Deichsel ist es durchaus nicht zu brauchen, darum verwenden es die Einwohner auch nie als Zugthier, da die Erfahrung sie belehrt hat, daß es in der Deichsel sehr bald ermüdet und vor der Zeit verendet; übrigens sind seine Eigenschaften als das beste Lastpferd der Welt in seinem Vaterlande zu hoch geschätzt, als daß man es versuchte, noch andere in ihm zu entwickeln. Da nun diese Pferde in Heerden gezüchtet werden, welche den Kalmuken gehören, die auf den altaischen Bergen nomadifiren, so ist diese Race in Rußland unter dem Namen der sibirisch-altaischen Race der Kalmuken bekannt.

Gegen Westen und Norden der altaischen Berge besonders in den Steppen-Gegenden des kuznezischen und altaischen Bergdistricts beschäftigen sich die Bauern mit Pferdezücht. Viele Wirthse besitzen Heerden, die

tausend Haupt zählen und zu der sogenannten borodiazkischen Race gehören, welche, wie es scheint aus einer Mischung kirgisischen und kalmukischen Bluts entstanden ist. Ein gewisser Rowanko brachte ums Jahr 1852 vier Stuten und einen Hengst von der orlowischen Schnelltraber-Race aus dem Gestüt Wojejkows hierher, um dadurch die hiesige Race zu verbessern. Die Resultate sollen vortrefflich gewesen sein. Nachdem Rowanko aus jenen Gegenden vertrieben war, wandte sich der Mittelsmann des altaischen Bezirks Dawidowicz = Roszczyński an die Administration der Staatsgestüte mit dem Vorschlage, Staatsbeschäler in jene Gegenden zu senden, und die Administration schickte vier Hengste aus dem permischen Depot, unter denen sich Lubimyj von der Schnelltraber-Race befand. Noch weiter westlich im tobolskischen Gubernium kam die Stadt Tiumen ebenfalls auf den Gedanken, die baschkirisch-kirgisische Race, welche im ganzen nordwestlichen Sibirien fast ausschließlich verbreitet ist, durchaus zu verbessern und wandte sich an den Vorstand der Staatsgestüte mit der Bitte, in dieser Stadt eine Beschälstation anzulegen, indem sie ihre Bereitwilligkeit zeigte, die Beschäler auf eigene Kosten zu unterhalten. Der Vorstand zeigte sich dieser Bitte willfährig und schickte zehn Hengste, um die dortige Landesrace aufzubessern.

Die borodiazkischen Pferde der am Altai gelegenen Ebenen, welche im tomakischen Gubernium allgemein verbreitet sind, zeichnen sich wie die kirgisischen durch große Ausdauer und bedeutende Schnelligkeit aus. Im Jahre 1866 richtete ein gewisser Orlowski, ein großer Liebhaber sibirischer Pferde, in der Stadt Barnaul zum Versuch Wettrennen in Carriere ein, und auf einer Rennbahn von drei Kilom. erwies sich die Schnelligkeit dieser Pferde zu 1' 24" auf ein Kilometer. Es muß bemerkt werden, daß die Pferde dazu weder trainirt noch auf irgend eine Weise vorbereitet waren.

### § 200. Das mongolische oder sibirische Pferd.

In dem südlichsten Theile des transbaikalischen Landes, an den Ufern der Ingoda, welche bei Czita in die Schilka fällt, die wiederum ihre Gewässer in den Amur ergießt, existiren Pferde, welche als Prototyp der Pferde des ganzen östlichen Sibiriens angesehen werden können. Diese Pferde sind mongolischer Abstammung und sind den Einwohnern unter dem Namen mongolischer Pferde bekannt. Die sartunischen, nerczynskischen, barguzinskischen, sakamienskischen und alle anderen sibirischen

Pferde gehören zu dieser selben Race und sind bei den russischen Hippologen unter dem allgemeinen Namen sibirischer Pferde bekannt.

Das sibirische Pferd hat einen nicht großen aber schweren Kopf und breite Stirn; das Auge ist nicht groß, aber lebhaft und scharf; der Hals ist kurz, dick und mit dichter, langer Mähne bedeckt, die Brust ist breit, die Schultern stark, der Rumpf rund und von großem Umfange, die Hinterbeine sind kräftig, das Kreuz ist untadelhaft, die Schweiftragung bedeutend; die Füße sind kurz, muskulös und breitknochig. Die Höhe dieser Pferde beträgt etwa zwei Arschinen und ihre Färbung ist gewöhnlich lichtbraun oder licht-fuchsig, am häufigsten indessen eisenfarbig oder hellgrau. Der Zahn ist so hart, daß es schwer wird ein neunjähriges von einem sechsährigen Pferd an den Zähnen zu unterscheiden. Ihre Vitalität ist so zäh, daß ein zwölfähriges Pferd noch für ein junges gilt. Dauerhaftigkeit, Feuer und Schnelligkeit sind dieser Race angeborene Eigenschaften, kein Pferd erträgt Hunger und stärksten Frost, Durst und Sonnengluth geduldiger und ungefährdeter.

Die Pferdezuucht in Sibirien ist eine eben so wilde wie in den kirgis-kaisakischen Steppen oder den kalmukischen Uffsen. Das Pferd wird unter freiem Himmel geboren und wächst fern vom menschlichen Auge auf weiten Ebenen auf, auf denen es im Sommer weidet und überwintert, oft ohne andere Aufsicht als die Wacht des Leithengstes. Selten hält ein Eigenthümer bei seinen Heerden Hirten, aber jeder besucht dieselben von Zeit zu Zeit selbst. In den transbaikalischen Gegenden herrschen viel heftigere Orkane als auf den kirgisischen Steppen oder an der Wolga und gewöhnlich rasen sie im März oder April nach der Frühlings Tag- und Nachtgleiche verheerend über das Land. Diese Orkane sind häufig von Schneemassen begleitet und ihre Heftigkeit ist gewöhnlich so groß, daß sie Alles mit sich fortreißen, was nicht rechtzeitig Schutz gegen sie gesucht hat. Aeltere Bewohner Sibiriens haben die Erfahrung, aus gewissen Zeichen das Herannahen des Orkans einige Tage vorher zu erkennen, der manchmal vierundzwanzig Stunden, zuweilen aber auch dreimal vierundzwanzig Stunden wüthet; dann beginnen sie schnell Heu in Haufen zu sammeln, welche sie durch Bäume schützen, die Eigenthümer der Heerden aber eilen in die Steppe, ihre Heerden aufzusuchen und in improvisirte Umzäunungen zu treiben. Diejenigen, welche sich auf ihr gutes Glück verlassen und kein Heu vorbereitet haben, treiben ihre Pferde in eine kahle Umzäunung und die armen Thiere müssen hungern und dürsten



bis der Orkan vorüber ist. Dauert der Sturm einige Tage ohne Unterbrechung fort, so findet der sorglose Eigenthümer nach der Abstillung nur die Leichen seiner Pferde unter dem Schnee verschüttet. Auch die Heuvorräthe sind nicht immer im Stande die Heerde vor den Unbilden eines Steppenorkans zu schützen. Sehr oft auch, wenn die Heerde, indem sie vom Schnee noch nicht berührtes Gras aufsuchte, sich in weite Fernen der Steppen verlaufen hat und der Herr nicht mehr im Stande ist, sie rechtzeitig zu finden, wird sie vom Sturm überfallen und in weite Fernen getrieben; die schwächeren Pferde erliegen dann dem Hunger und Frost, am schnellsten aber immer diejenigen, welche in der Nähe des Hauses gezüchtet zum Winter erst in die Heerde gelassen wurden. Das was von einer Heerde, die einem solchen Geschick verfallen, übrig geblieben ist, wird dann, nachdem der Sturm vorüber, oft einige hundert Rilom., ja zuweilen jenseit der Grenzen des Reichs, aus den chinesischen Steppen wieder herangetrieben, oft aber auch werden so versprengte Pferde gar nicht wieder aufgefunden und verwildern. Ja es ereignet sich auch, daß die in ein und derselben Richtung mehrere Tage hindurch vom Sturm getriebene Heerde auf Ströme, Seen und Sümpfe stößt, in denen sie wenn nicht ganz, so doch zum großen Theile versinkt und umkommt. Eine solche Catastrophe tritt am häufigsten im April ein, wo die Ströme vom Eise befreit anschwellen.

Nächst den Orkanen ist der Wolf der größte Feind der sibirischen Heerden. Die Steppe liefert alle Postulate für eine zahlreiche Vermehrung dieser Raubthiere, welche in diesen unermesslichen Räumen Niemand stört noch viel weniger vernichtet. Namentlich zur Winterzeit, wenn der Hunger ihnen zusetzt, sind sie verwegen, kühn und fallen gewöhnlich heerdenweise unverhofft die Pferde an, bemühen sich durch die Hefigkeit ihres Angriffs, die Heerde zu sprengen, wählen dabei stets die schwächste Abtheilung und jagen sie so lange, bis sie ein Pferd nach dem anderen zu Fall bringen. Ein alter und erfahrener Leithengst gestattet indessen den Wölfen nicht immer einen günstigen Erfolg und läßt sich nicht überraschen. Ein solcher Hengst hütet die Heerde mit Wachsamkeit, wittert von fern auch die geringste Gefahr und hört das leiseste Geräusch. Merkt er den Feind, so wiehert er den der Heerde bekannten Alarm und giebt das Signal, sich zu sammeln, indem er selbst in voller Carriere die Heerde umkreist, sie zu einem Kreise zusammendrängt und einen Augenblick da verweilt, von wo die Gefahr droht. Die Heerde ordnet sich auf das Signal des Leit-

hengstes, so daß die Mütter mit den Köpfen nach dem Centrum des Kreises gekehrt, mit dem Hintertheil die Peripherie bilden, nachdem sie die Fohlen ins Centrum in Sicherheit gebracht haben. Der Leithengst rennt dann mit starrender Mähne, mit blutunterlaufenen Augen und weit geöffneten Nüstern um die Heerde herum und straft die Berwegenheit des ersten gefräßigen Raubthiers mit tödtlichen Hufschlägen. Die schlauen Bestien, welche auf eine unerwartete Bereitschaft zum Kampfe gestoßen und eine gute Bertheidigungsdisciplin gewahren, ziehen sich zurück, ohne einen Angriff zu wagen, bleiben indessen in sichtbarer Entfernung, fangen an mit einander zu spielen, gleichsam, als wollten sie ihre eigentlichen Absichten maskiren und warten, ob die Heerde nicht thörichterweise ihre Bertheidigungstaktik aufgibt; dauert dies indessen zu lange, so ziehen sie ab und suchen sich eine weniger gefährliche Beute.

Bei den Pferden, welche auf den Steppen Sibiriens weiden, entwickelt sich zuweilen im Frühling in den Monaten unaufhörlicher Regen und dauernder Kälte ein fast epizootischer Schorf, welcher einen asthenischen Character annimmt, nicht nur einen einzelnen Theil des Körpers ergreift, sondern, den ganzen Organismus beherrschend, in eiternde Geschwüre übergeht und gemeinhin einen gefährlichen Verlauf nimmt. Bei Pferden, welche von dieser Krankheit befallen sind, fangen die Hauthaare an steil zu stehen und zusammen zu kleben, dann entstehen auf der Haut schmutzige, graue Falten wie in der Eichenrinde, endlich platzt und springt die Haut und es entstehen Eiterbeulen, welche das arme Thier an Auszehrung sterben lassen.

Noch eine andere Krankheit, welche die dortigen Pferde decimirt, unter dem Namen der sibirischen Pest oder des Karbunkels bekannt, zeigt sich fast alljährlich, nicht im Frühjahr, sondern während der Gluth des Sommers und richtet unter den Arbeitspferden bei den Fabriken, Bergwerken und Goldwäschereien die größten Verwüstungen an, während sie in den Heerden seltener auftritt. Diese Krankheit zeigt sich in Gestalt von Anschwellungen an verschiedenen Theilen des Körpers, welche schnell wieder verschwinden, aber häufig den Tod nach sich ziehen. Sobald eine solche Geschwulst sich zeigt, so beeilt sich der Eigenthümer des Pferdes, sie kreuzweise zu durchschneiden und die Wunde so tief als möglich auszubrennen, und diese rechtzeitig angewendete Operation rettet den größten Theil der von dieser Krankheit ergriffenen Pferde.

Sommer und Winter werden die Fohlen bei den Müttern auf der

Steppe gelassen; die zweijährigen werden verschnitten, bevor sie noch die angemessenen Formen ausgebildet haben. In demselben Alter werden die zu Beschälern bestimmten jungen Hengste in den Stall genommen, wo sie bis zu ihrer Volljährigkeit verbleiben. Die Auswahl des Fohlens als Beschäler hängt von der augenblicklichen Laune des Eigenthümers ab, und, da sie auf keinen, irgendwie begründeten, Principien beruht, so täuschen die Beschäler nicht selten die auf sie gesetzten Hoffnungen.

Die ungeheuren Räume Sibiriens, die mit weidenden Pferden dicht bedeckt sind, produciren unvergleichlich viel mehr Pferde, als sie selbst bedürfen, da das Land im Ganzen noch schwach bevölkert und der Handels-Verkehr wenig belebt ist. Viel Pferde werden für den Postdienst, für Bergwerksarbeiten, Goldwäscherei, für Transporte und die sibirische Kosakenreiterei verbraucht; indessen ist dieser Verbrauch gleich Null im Vergleich zu der ungeheuren Masse von Pferden; darum ist auch der Preis für dieselben sehr gering; Stuten werden mit fünf bis acht R. S., Wallache mit zehn bis vierzehn R. S., Arbeitspferde mit zwölf bis achtzehn R. S. verkauft, aber ein zugerittenes, in Schnelligkeit auf weite Entfernungen erprobtes Pferd ist viel theurer und leichter zu verwerthen. Im Juli oder August wählt der Eigenthümer aus der Heerde diejenigen, welche ihm als die besten erscheinen, läßt sie mit Schlingen greifen, zu Boden werfen und fesseln. Das so ergriffene und gefesselte Pferd wird gefattelt und gezäumt und der Reiter, mit einer guten Peitsche versehen, besteigt das noch am Boden liegende Pferd, worauf es entfesselt und losgelassen wird. Das auf diese Weise überraschte und über das, was mit ihm geschehen, stuzende Thier rennt wie toll davon und versucht, auf alle Weise den Reiter abzusetzen, allein das gelingt ihm nicht, denn der sitzt wie angeschmiedet und bearbeitet das arme Thier mit seiner Peitsche unbarmherzig. Sind dem Pferde die ersten Versuche nicht gelungen, so rennt es mit dem Reiter, der es unaufhörlich bearbeitet, in die Steppe, bis es allmählig zu ermatten beginnt, sich beruhigt und von selbst ein langsameres Tempo annimmt. Sobald der Reiter diese ersten Spuren der Nachgiebigkeit merkt, beginnt er das Pferd mit der Hand zu streicheln, spricht mit ihm, läßt die Peitsche hängen und giebt ihm zu verstehen, daß er von ihm weiter nichts als Gehorsam und Folgsamkeit verlange. Dann wendet er es allmählig um, mäßigt die Schnelligkeit seines Ganges und kommt in langsamem Schritt wieder zu Hause an. Nach einem solchen ersten Ritt wird das Pferd wieder in die Heerde gelassen. Eine

solche Lection wird zwei- oder dreimal, aber nicht öfter wiederholt und dann bleibt das Pferd bis zum Eintritt des Frostes in der Heerde. Sobald das Thermometer auf fünf bis sechs Gr. Reaumur Frost zeigt, werden die so vorbereiteten Pferde aus der Heerde nach Hause genommen und in den Uebungen weiter gebildet, zu welchen sie Geschick zeigen. Das für Zug und Sattel gleich geeignete Thier erhält die erste Lection der Dressur, bis es mit Schaum bedeckt ist, dann wird ihm Komont und Sattel abgenommen und, naß und dampfend wie es ist, wird es mit kaltem Wasser getränkt und im Flusse geschwemmt. Nach dem Bade wird es an einen Pfahl gebunden, wo es die ganze Nacht unbedeckt, mit dem Kopf etwas hoch gebunden und ohne Futter, gewöhnlich in der Nähe des Flusses, in dem es geschwemmt worden, stehen bleibt. Mit Sonnenaufgang wird es abgezäumt und werden ihm auf ganze vierundzwanzig Stunden fünf Pfund reines Heu gegeben. In den nächsten vierundzwanzig Stunden wird genau dasselbe wiederholt; d. h. vor Anbruch des Abends die Dressur, Tränkung und Bad, Nachtquartier unter freiem Himmel und fünf Pfund Heu; und so dauert dieselbe Behandlung vierzehn Tage oder vielmehr so lange, bis der Mist des Märtyrers nicht ganz trocken und von jeder Feuchtigkeit frei erscheint, d. h. sich zerreiben läßt wie dürres Heu. Dieser Umstand dient als Beweis, daß das Pferd den angemessenen Grad der Trainirung erlangt hat. Nach der ersten Lection zeigt sich sofort ein starker Durchfall, welcher zehn bis zwölf Tage anhält, und wenn im Verlaufe dieser Zeit das Thermometer auf 15 Gr. fallen sollte, so wird aus dem Programm nur das Bad gestrichen. Jeden Morgen findet der Herr seinen Bögling gewöhnlich in sehr trüblicher Stimmung. Das arme Thier steht mit zusammengezogenen, wie verkürzten, Beinen, mit gebogenem Kreuz, ganz mit Reif bedeckt, ohne sich zu rühren und so, als ob es für alle Ewigkeit steif gefroren wäre. Zuweilen wird ein Pferd nach dem Bade mit der Leine an einen Block gebunden, an welchem es ihm gestattet wird, die ganze Nacht Schildwach zu stehen, aber dergleichen kommt nur solchen Pferden zu Gute, welche schnell, schön und werthvoll zu werden versprechen, oder welche eine zweite Trainirung durchzumachen haben, die eben so lange dauert, wie die erste.

Nach Beendigung des Curfus sieht das Pferd wie ein mit Haut überzogenes Skelett aus, ist aber dabei gesund und frisch und in diesem Zustande wird es nun im Gehöft frei gelassen und bekommt alle Morgen zehn Pfund Hafer und Heu, so viel es fressen will. Sobald es

Fleisch anzusehen beginnt, wird es in den Stall genommen, sorgfältig gereinigt und täglich geritten, nach jedem Ritt aber so lange herumgeführt, bis es ganz trocken ist. Das ist die allgemeine Sitte. Die so behandelten Pferde erwerben sich auf diese Weise, außer der angeborenen Schnelligkeit, Kraft und Ausdauer in Beschwerden und können Hunger und Durst ertragen, Eigenschaften, welche ihnen für die häufigen, fernen Excursionen, um verlaufene Heerden aufzufinden, durchaus nothwendig sind. Solche Pferde sind im Stande, in fünf Stunden hundert Kilom. zu durchlaufen und schwitzen wenig, während andere, nicht so behandelte, bei großen Anstrengungen gewöhnlich räudig werden, sich durchreiten und tiefe und lang dauernde, in Fisteln übergehende, Wunden bilden. Unter so behandelten Pferden kommen zuweilen treffliche Renner, ja sogar Einzel-Paßgänger vor, welche indessen in Sibirien nur bei den Mongolen sehr beliebt sind, die für diese Gangart eine traditionelle Anhänglichkeit haben, und sie außerdem für einen gangbaren Artikel halten, zumal nach China hin, wo dergleichen Schnellläufer in Mode und Preis stehen. Die Chinesen sind besonders auf solche Paßgänger erpicht, welche eine weiße Haarfärbung und fleischfarbene, fast haarlose Rüster haben. Wenn dieselben dazu noch so dressirt sind, daß sie den Schweif einklemmen und den Kopf niedrig tragen, so zahlen sie dafür enorme Summen. Ein Pferd, welches diese Eigenschaften besaß und schon dreißig Jahr alt war, bezahlten die Chinesen in Kiachta mit hundertfünfzehn R. S., während Niemand sonst dafür fünf Rubel zahlen wollte. Gut trainirte Pferde in Sibirien machen gewöhnlich hundert Kilom. in fünf bis sechs Stunden ohne zu füttern. In dem Dorfe Viczura, auf der Straße zwischen Nerczynsk und Kiachta, lebt ein Bauer Swanow, der durch seine Dreigespanne berühmt ist, von denen eines lauter Wallache mit einem Paßgänger in den Deichseln und tüchtigen Kennern an den Ortscheiten, ohne zu füttern, nach der Versicherung Maksimows, zweihundert Kilom. in sechs Stunden zurücklegte. Einer der nach Irkutsk verbannten polnischen Aerzte J. Tomkowicz versicherte mich, daß er einst zu einer todtkranken Wöchnerin, der Frau eines hohen russischen Beamten gerufen, vierhundert Kilom. in dreizehn und einer halben Stunde zurückgelegt habe, wobei die Pferde nur drei Mal gewechselt wurden. Die Kosaken dieser Gegenden machen gewöhnlich in viermalvierundzwanzig Stunden den Ritt von Akzryn nach Zuruchai, eine Entfernung von siebenhundert Kilometer. Die Traber Muromows eigener Dressur und diejenigen Chelkowskis sind in Sibirien

wegen ihrer Schnelligkeit berühmt. Einer der Traber Muromows, der einem reichen Goldgräber, Kolesnikow, für vierhundert R. S. verkauft worden war, durchlief mit der größten Leichtigkeit zwölf Kilometer in zwanzig Minuten, fünf Kilometer in sieben und einer halben Minute, d. h. mit der Schnelligkeit von ein und einer halben Minute auf ein Kilometer. Chelkowski läßt zu seinen Heerden keine anderen Hengste, als solche, welche Beweise ihrer Tüchtigkeit abgelegt und die Trainirung durchgemacht haben; auf diese Weise gelangte seine Züchtung zu einem hohen Grade der Vollkommenheit. Die Liebhaberei für Pferde hat sich während der letzten Zeiten in Sibirien so verbreitet, daß es keinen mittelmäßig vermögenden Menschen giebt, der für sein Vergnügen nicht ein Rennpferd, einen Traber oder endlich einen Paßgänger hielte und mit ihm nicht zu den Rennen käme, welche um Weihnachten, Fastnacht oder irgend eines Sonntags an einem verabredeten Ort in der Gegend von Kerczynsk Statt finden, an welchen das neugierige Publikum massenweise Theil nimmt und Wetten eingeht, die in ein besonderes Buch eingetragen werden.

Traber rennen nur paarweise auf einer Bahn von fünf bis zwölf Kilometer; Carriere-Renner aber, so viele sich eben melden, auf einer Rennbahn von sechs bis achtzehn Kilometer, die sie mit einer Schnelligkeit von 1' 20" — 1' 40" auf ein Kilom. durchlaufen. Die Rennpferde sind ungefattet und haben nur einen kleinen Teppich, der durch einen Gurt festgehalten wird. Als Jockey dient ein halbwachsender Bauernjunge im bloßen Kopf ohne Stiefeln, aber in Strümpfen, der sich während des Laufs so vorüber legt, daß sein Körper eine Parallele mit dem Hals des Pferdes bildet. In der linken Hand hält er den Zügel und einen Schopf der Mähne, an den er sich fest hält, in der rechten den unvermeidlichen Rantschu, den er keineswegs spart. Ist er am Ziel angelangt, wird er, bevor er noch das Pferd zum Stehen zu bringen im Stande ist, vom Pferde durch einen auf ihn wartenden Erwachsenen herabgezogen, während ein anderer das Pferd am Zügel ergreift und mit ihm an den Ort läuft, wohin er es herumführen sollte. Alles dies geschieht mit viel Gewandtheit und Grazie.

### § 201. Das Pferd der Arim.

Die süblichen Steppen zwischen Don und Dniepr dienten vor Alters, wie wir gesehen haben, als Weideplatz für die nomadistrenden Pitschynger, welche in späteren Jahrhunderten der Herrschaft Tamerlans erlagen und

dem krim'schen und nogaischen Chanat einverleibt wurden. Es gab also eine Zeit, wo das Pferd der krim'schen Tataren diese ganzen Gelände ohne Nebenbuhler inne hatte. Im Verlaufe der Zeit übte die Niederlassung der Kosaken am Don Einfluß auf Vermischung verschiedener Racen, woraus das sogenannte donische Pferd hervorging. Von Westen kam das polnische Pferd, um sein Blut mit dem des tatarischen zu mischen, woraus die Race des ukrainischen Pferdes entstand, welche die am Dniepr gelegenen und die zaporogischen Landschaften bewohnte. In der Mitte aber entwickelte der kleinrussische Stamm durch Mischung mit ukrainischem, donischem, kalmukischem und krim'schem Blut das kleinrussische Pferd, so daß das von allen Seiten zurückgedrängte tatarische Pferd die Landenge Berekop überschritt und in der Krim bis auf den heutigen Tag, wenn auch in sehr engen Grenzen, die Reinheit seines Bluts erhalten hat.

Das Pferd der Krim ist klein, schnell, gewandt und außerordentlich dauerhaft. Seine Höhe erreicht selten zwei Arschinen und zwei Werschol. Der Kopf dieser Race ist nicht groß, aber breit, der Hals etwas hirschhalsig, die Brust proportionirt, der Widerrist hoch, Nacken kurz, das Kreuz gerade, der Schweif leicht und gut getragen, die Füße kurz, die Kniee flach.

Der Tatar Wielaj, dessen ich bereits weiter oben gedacht habe, brachte 1858 aus der Krim ein kleines, schwarzes zwei Arschinen hohes Pferd zu den Rennen nach Antonin. Zur Verwunderung Aller bot dies kleine Thier den englischen Kennern die Stirn und, wenn es auch nicht als Sieger hervorging, so war es doch nicht das letzte.

Die eigentliche krim'sche Race ist, seitdem Rußland diese Halbinsel im Besitz hat, immer mehr im Verschwinden, heute halten nur einige Heerden noch diese Race, während die meisten anderen Heerden gemischte Pferde züchten oder ganz fremde Racen eingeführt haben.

Die Heerde Ali-Murzy-Szyrjnskis züchtet krim'sche Pferde, Ajdardzygenannt, durch arabisches Blut verbessert. Die Heerde Campsa züchtet eben solche, diejenige Chunkolows züchtet außer tatarischen auch persische und czarnomorsische. Die Heerde Sokologorskis besteht nur aus tatarischen Pferden, diejenige Ratiejnikows aus tscherkessischen und donischen Mischlingen, diejenige des Gr. Tolstoj besitzt persische und donische Pferde. Skudowskis Heerde züchtet eine verbesserte Race ukrainischer Pferde. Die Heerden Feliberts, Buraczkows und Dwsianniko-Kulikowskis züchten verbesserte tatarische Pferde. Die Heerde Janczenks hat englische, persische und andere Mütter. Das Gestüt des Baron Stigliß besteht aus eng-

lischen und persischen Pferden, diejenigen Kemeliots, Wzmietniows, Arpinskis, Demianientos, Popows, Kulikowskis, des Gr. St. Prée, Maluts, der Peroska, Karantos und vieler Anderen züchten Pferde gemischter Racen.

Die Unglücksfälle, welche die Krim während der Sebastopolschen Campagne trafen, und die fast zwangsweise Emigration der Tataren aus der Krim, gaben dieser einst ausgezeichneten Race den Todesstoß.

### § 202. Das donische Pferd.

Die Race der donischen Pferde ist aus verschiedenartigen Elementen hervorgegangen, ebenso wie das Rosakenthum selbst aus Emigranten und Abenteurern der verschiedenartigsten Stämme entstanden ist. Wir übergehen mit Stillschweigen jene entlegenen Zeiten der Scythen, Hunnen, Pietschynger, Awaren, Polowzer und Anderer, deren Wanderleben verschwommene Spuren des Einflusses auf das Pferd dieser Gegenden hinterlassen hat. Kriegs- und Beutelust machte diese Landschaften später zum Tummelplatz für Polen, Zaporoger, Rußen, Zigeuner, Ungarn, Juden, Russen, Tataren, Kalmuken, kurz von Völkerschaften, welche alle mehr oder weniger auf Pferden oder von Beute und Gewinn lebten, mithin auf Pferdebezug bedacht waren und fortwährend auch vom Kuban und von den Türken Pferde als Beute herbeibrachten. So entstand dann die donische Race aus der Kreuzung vieler Racen, unter denen ohne Zweifel diejenigen das Uebergewicht hatten, deren in der Nachbarschaft am meisten waren. Es ist das also eine Race, welche aus polnischen Kriegspferden, aus finnischen durch die Russen eingeführten und aus kalmukischen Steppenpferden hervorgegangen, durch transkubanische Bachmats, nogaische und krim'sche Tatarenpferde wie durch türkische Rasse veredelt wurde, kurz eine durch Jahrhunderte und die Ueberreste des Steppenlebens zusammen geflossene Mischung.

Heute finden sich am Don zwei Racen: eine alte ursprüngliche und eine jüngere veredelte; das Pferd der ersteren ist nicht groß, etwa zwei Arschinen ein Werschok hoch, auf ziemlich hohen, graden, starken, trockenen Beinen mit hartem Huf und zuweilen flachen Knieen, mit sehr mäßiger Wölbung der Rippen und einigermaßen aufgezogenem wie aufgeschnürtem Bauche. Der Widerrist desselben ist hoch, sein Kreuz trefflich grade, die Seiten kräftig, Schulterblatt und Oberarmbein wohlgeformt, die Vorarmbeine lang, das Hintertheil oft rund, der Schweif gut angelegt, dicht, lang und grade abstehend, Hüften und Schenkel lang und gradler als



bei anderen Pferden orientalischer Abkunft, die Stellung der Hinterfüße breit. Diese Pferde haben fast nie eine niedrige Vorhand, im Gegentheil findet man öfter den Fehler, daß sie dieselbe etwas giraffenartig haben. Ihr Hals ist ziemlich dünn und nicht kurz, immer länger als beim kalmukischen und kirgisischen Pferde, die Mähne ist dicht aber nicht lang, die hinter den Ganaschen gelegenen Theile fest und dick, der Kopf lang, ziemlich trocken und krummnasig, die Stirne schmal und engstehende ziemlich lange aber sehr bewegliche Ohren. Das Auge ist nicht groß, hell, zurücktretend, melancholischen Ausdrucks, die Muskulatur trocken und stark. Von vorn erscheint das Pferd breit, von hinten aber ist es hinlänglich proportionirt. Seine Länge ist gewöhnlich, aber bei einem gewissen Grad von Gurtung erscheint es etwas zu gedehnt, was indessen durch die gehörige Verbindung des Nackens mit dem Hintertheil entschädigt wird. Im Allgemeinen zeichnet sich das donische Pferd nicht durch Grazie aus, ist aber vorzugsweise doch Reit- und nicht Zugpferd. Es ist gewandt und geschickt, fähig im schnellsten Laufe die plötzlichsten Wendungen zu machen und braucht beim Wettlauf nicht angetrieben zu werden; muthig dringt es Hindernissen entgegen, springt leicht über Gräben und Zäune, ist fördernd im Marsch, macht wenig aber lang ausgreifende Schritte. Auf kurze Entfernungen ist seine Schnelligkeit nicht sehr hervortretend, macht aber doch mit einem sehr schweren Reiter sechzig Kilometer mit der Schnelligkeit von neun Minuten auf ein Kilom.; im Schritt legt es sechs bis sieben Kilom. in der Stunde zurück; zum Trabe zeigt es wenig Befähigung. Geht der Kosak mit ihm so um, wie es sich gehört, so kann ihm das Pferd gut zwanzig Jahre dienen. An die grellen Witterungs- und Frucht-Wechsel des Steppenlebens von Jugend auf gewöhnt, ist es in Bezug auf sein Futter nicht wählerisch. Die gewöhnlichen donischen Pferde pflegen meist dunkelgrau, Fuchs, Schimmel, zuweilen braun, schwarzbraun, selten aber schwarz zu sein. Ihr Hauthaar ist ziemlich lang und nicht eben fein. Das Pferd ist aufmerksam und vorsichtig, gewöhnt in den Steppen für die Sicherheit der Heerde auf der Wacht zu stehen, vererbt es die Tugend der Wachsamkeit und eines ungewöhnlichen Muthes auf seine Nachkommen. Scheue, furchtsame Pferde sind hier eine Seltenheit. Dieses intelligente, mit gutem Gedächtniß begabte Thier besitzt vorherrschend ein choleriesches Temperament mit einer geringen Dosis sanguinischen und keiner Spur nervösen oder phlegmatischen Temperaments. Sein Character ist sehr häufig jähzornig, activ, hart,

ziemlich feurig aber etwas mißtrauisch; für Schenkel und Kantschu wenig empfindlich, ist das Pferd doch gehorsam und geduldig.

Es verbringt sein Leben unter freiem Himmel auf der Weide, die im Frühling reich, aromatisch und sehr nahrhaft ist, im Winter aber nur spärliche Nahrung bietet, die noch dazu mühevoll mit dem harten Hufe unter dem Schnee bloßgelegt werden muß; und glücklich sind noch die Tage, wenn es vorwärtsschreitend mit den Vorderfüßen sich eine Furche in den Schnee graben kann, um ein wenig verdorrtes Gras zu finden, aber es kommen Tage, wo der Athem sich vor Frost in Eis verwandelt und die ganze Oberfläche des Bodens mit blankem Eise bedeckt ist, die armen Thiere hinstürzen und nicht im Stande sind, die Eisdecke zu durchhauen, um etwas Nahrung zu finden. Im Sommer werden sie von einer unerträglichen Hitze und einer Unzahl bissiger und stechender Insekten gepeinigt, im Herbst aber plagen sie anhaltende Regengüsse und eine Kälte, welche sie mit einem Eisharnisch umgiebt, an dem die Zapfen herunterhängen.

Seit Anfang dieses Jahrhunderts begann am Don stufenweise sich eine neue, verbesserte Pferderace neben der alten, eben geschilderten zu mehren. Die Heerden reicher Leute wurden Pflanzschulen der ausgezeichnetsten Beschäler des Orients und Occidents, welche durch die Bemühungen und Mittel der Atamane Platon, Martynow und Nowajski eingeführt wurden. Um die gemeinen Kosakenpferde zu verbessern, richtete man Gemeinde-Gestüte ein, und um diese mit guten Beschälern versehen zu können, wurde eine Militär-Pepiniere gegründet, welche fünfhundert Mütter und vierunddreißig Beschäler zählte. Die heutigen Heerden und Gestüte zerfallen demnach in folgende Gruppen:

1. Die Militär-Pferde-Pepiniere.
2. Die Gemeinde-Heerden in hundertacht Ständen, die in Furten-Steppen nomadisirend weiden.
3. Privat-Heerden in der Zahl von hundertundvier, welche in der Steppe jenseit des Don an dem Flusse Manicz weiden.
4. Hundertfünfzig kalmukische Heerden in den Steppen.
5. Eine Menge kleinerer Heerden und Gestüte, welche auf dem rechten Ufer des Don Besitzern verschiedener Kreise gehören, welche nicht für militärische, sondern für wirthschaftliche Zwecke unterhalten werden.

Der frühere ursprüngliche Typus der donischen Pferde hat sich heute in der Masse der Pferde so stark verändert, daß man ihn nur noch in

einer geringen Zahl von Heerden antreffen kann; aber diese Veränderung entstand nicht aus Vorliebe für irgend eine Race, vielmehr hatte man bei der Wahl gar keinen bestimmten Typus im Auge. Die Racen mischten sich mehr zufällig, so daß man in einer und derselben Heerde häufig sehr gesuchte Formen für die reguläre Cavallerie, leichte oder auch schwere, Formen für den Dienst der Kosaken, für Wagen und Zug finden kann. Die Pferde der verbesserten Race, welche heut am Don producirt werden, unterscheiden sich wenig von denen, welche in Rußland den Namen Gestütspferde tragen und bilden schon die größere Hälfte der ganzen Masse der Pferde jenseits des Don und der kalmukischen Steppen. Diese Race existirt etwa seit fünfzig Jahren und ist aus den drei sehr veredelten und zahlreichen Gestüthen Platows, Martynows und Howajskis hervorgegangen. Graf Matthias Swanowicz Platow, der noch zu Zeiten der Kaiserin Catharina Feld-Ataman im Kaukasus war, schickte auf Befehl des Oberkommandeurs Grafen Zubow nicht selten ausgezeichnete arabische Beschäler für den Grafen Orlow Czesmenski und, die Gelegenheit benutzend, erwarb er dergleichen auch für sich selbst. Der Aufenthalt der Kosaken in Polen versorgte Platows Gestüte mit den besten Pferden Polens; schließlich gelang es dem Grafen Platow 1806 den transkubanischen Tataren eine vortreffliche Heerde abzutreiben. Auf diese Weise lieferten die leichten transkubanischen Mütter durch Kreuzung mit ausgezeichneten polnischen Pferden und veredelt durch rein arabisches Blut eine Progenitur, welche, auf den besten Steppen der Höhenzüge des donischen Landes aufgewachsen die Basis für die erste verbesserte Race am Don wurden, die unter dem Namen der Platowschen bekannt ist. Obwohl nun diese platowsche Race mit der Zeit sich veränderte, ja degenerirte, so liefert sie doch noch heute in einigen Heerden z. B. in derjenigen Persianows Pferde von echt arabischen Formen, ja von Geburt ganz weißer Färbung.

Ueber die Pferde der martynow'schen Race ist folgende Tradition: General Martynow, der 1809 von Danzig zurückkehrte, brachte einige mächtige dänische Stuten mit und ließ sie am Don durch orlowsche Hengste der Reitpferd-Race belegen. Die Progenitur war groß, schön und kräftig und von Character den Gestüts-Pferden ähnlich, denen das Steppenleben Härte und Dauerhaftigkeit gegeben hat.

Dieser schöne Pferdestamm hat sich bei den Nachfolgern Martynows nicht erhalten, ging aber durch Kauf vor vierzig Jahren an D. F. Howajski über, von dem er durch Erbrecht auf seinen Sohn, einen großen

Pferdekennner, kam. Bazyl Dymitrowicz Nowajski zeichnete sich durch eine besondere Vorliebe für orientalische Pferde aus. Während seines Dienstes in Transkubasischen brachte er von dort viele persische und andere Pferde und 1836 kaufte er den größten Theil einer ausgezeichneten karabachischen Heerde von der Wittwe des Fürsten Madatow; er wählte als Winteraufenthalt dafür den südöstlichen Rand der jenseit-donischen Steppe am Flusse Tzitalba und brachte auch sein eigenes martynowsches Gestüt aus Prowal dahin. Seitdem gediehen am Don zwei, nächst den platomwschen, besten Racen in zwei Heerden, welche gegen sechstausend Haupt zählten. Die eine dieser Heerden umfaßt die karabachischen, die andere die martynowschen Pferde. Durch Verkauf, Geschenke und Diebstahl verbreiteten sich diese Racen am Don der Art, daß man dreist sagen kann, daß sie die Hälfte aller donischen und kalmukischen Heerden bilden, in denen man sie von Weitem erkennen kann, die einen an ihrem goldigen Kleid, die anderen an ihrem hohen Wuchs und der Grazie der Gestütsperde.

In Nowoczerkassk am Don pflegen, außer den gewöhnlichen fünf Wettrennen großer Schnelligkeit durch Jockeys, auch dergleichen für Officiere und den Adel so wie Volkswettrennen Statt zu finden und zwar einige mit Hindernissen. Im Jahre 1865 war dort ein Officier-Wettrennen, auf einer sechs Kilometer umfassenden Arena, und vier Volkswettrennen, von denen zwei auf einer Bahn von acht Kilometer, eines auf einer zu neun und eines zu fünfzehn Kilometer Entfernung Statt fanden. Drei von diesen Rennen waren mit Hindernissen, welche aus Gräben von ein und ein halb Arschinen Breite und Säunen und Barrieren von einanderthalb Arschinen Höhe bestanden. Es theilte sich dabei zwölf Pferde, welche bei der acht Kilometer-Bahn ohne Hindernisse eine Schnelligkeit von 1' 44<sup>5</sup>/<sub>8</sub>" auf ein Kilometer gleichmäßig zeigten. Bei den acht-Kilometer Rennen mit Hindernissen zeigte sich eine Schnelligkeit von 2' 15", bei Neun-Kilometern 2' 46<sup>1</sup>/<sub>2</sub>", bei Fünfzehn-Kilometern 2' 48" auf ein Kilometer. Die bei diesen Rennen vertheilten Preise in Geräthen und Geld beliefen sich auf die Höhe von eintausendneunhundertfünfundsechzig Rubel Silber.

### § 203. Das kleinrussische Pferd.

Die zwischen Don und Dniepr gelegenen Steppen besaßen die vor Zeiten sehr geschätzte besondere Race der kleinrussischen Pferde; aber die

heut in jenen Geländen durchaus veränderten Verhältnisse erforderten andere Pferde. Auf den Steppen Kleinrußlands erschienen Staatsheerden und man begann neue Ideen über das Pferd und seine Züchtung zu verbreiten. Die alte Race, welche selbst eine Mischung von Pferden verschiedener Herkunft und meist von großer Ähnlichkeit mit dem alten donischen Pferde war, verschwand oder zog sich in die ärmsten und von den modernen hippischen Reformen entlegensten Winkel zurück. In den Heerden des Guberniums Charkow ist sie fast gänzlich verschwunden und nur noch in den reicheren Dörfern und in den Heerden ärmerer Besitzer zu finden. Auf Jahrmärkten werden diese Pferde mit siebenzig bis hundert R. S. bezahlt und zeichnen sich durch Kraft und Dauerhaftigkeit aus.

Im Gubernium Poltawa erscheint diese Race als Basis, auf der man die verschiedenartigsten Kreuzungen versucht hat, und, so viel mir bekannt ist, hat sich das kleinrussische Blut nur noch in drei Heerden rein erhalten, nämlich in Solos bei Miszynow, bei Dublanski und bei v. Sigler in Kosschowata. Kleinere Leute haben die Race sorgfältiger bewahrt. So haben z. B. die Einhöfer (Obnodworcy) im constantinogrodzischen Kreise Heerden dieser Race bis zu vierzig Pferden, die sich durch Kraft und Schnelligkeit auszeichnen und die pro Haupt mit bis auf hundert R. S. bezahlt werden.

Im czernichowschen Gubernium, das zum größten Theil mit Wald bestanden und nicht überall fruchtbar ist, wo in Folge davon die Pferdezucht nicht bedeutend getrieben wird, sind die im Besitz der Bauern sich befindenden Pferde alt-kleinrussischer Race durch Kraft und Ausdauer bekannt.

Die Heerden Klein-Rußlands werden im Sommer auf der Weide gehalten, im Winter aber in Gehege getrieben; Pferde, die für den Verkauf bestimmt sind, überwintern in ordentlichen Ställen, und bei besseren Heerden sind die Ställe meistentheils massiv gebaut, nehmen auch noch die Beschäler und die werthvolleren Mütter auf. Die Weidezeit beginnt gewöhnlich vor dem 20. April. Brachfelder und besondere Weideflächen bieten die erste Nahrung und nach der Heumahd werden Wiesen und Steppen abgeweidet, und wenn das Getreide eingeerntet ist, so gehen die Heerden bis zum Herbst auf dem Stoppelfelde. Für den Winter erhalten sie Heu und Sommerstroh. An einigen Orten wird den ein- und zweijährigen Fohlen außerdem noch Schlempe oder eine Suppe aus Getreispren und Hafer verabreicht. In Jahren, wo das Heu nicht gerathen,

wird dasselbe ganz allgemein durch Stroh ersetzt. Der gewöhnlich niedrige Preis für Heu und Sommerfrucht in Kleinrußland, ebenso wie das der Pferdezücht sehr günstige Klima verleiht diesem Landstrich in hippischer Beziehung eine große Bedeutung, und so haben denn diese Umstände die Aufmerksamkeit der Behörden längstens auf diese Lande gerichtet, in Folge wovon vier Gestüte und Beschälstationen in Charkow und Komny schon seit vielen Jahren eingerichtet wurden, welche zur Verbesserung der Race, sowohl, wie zur Läuterung der Begriffe in Beziehung auf Pferdezücht wesentlich beigetragen haben. In ganz Kleinrußland scheint sich das Gubernium Charkow durch die höchste Entwicklung der hippischen Industrie und den höchsten Grad von Vorliebe für diesen Gegenstand auszuzeichnen, wozu gewiß der allgemeine Wohlstand aller Classen der Bevölkerung nicht wenig beiträgt, der durch den sehr lebhaften Handelsverkehr auf vier jährlichen Jahrmärkten in Charkow bewirkt wird. Alle Heerden der wohlhabenderen Eigenthümer Kleinrußlands wurden in der jüngsten Zeit von Grund aus umgeschaffen und enthalten heute fast keine anderen Pferde als verbesserte Orlovs, Reitpferde und Traber, englische Renner, orientalische Kofse oder veredelte Zupferde.

In dem Gubernium Charkow züchten die meisten Gestüte orlowische Traber, einige auch nebenbei orlowische Reitpferde, dänische, englische und orientalische Pferde. Die bedeutende Mehrzahl der poltawskischen Züchter hat englische Beschäler zur Verbesserung der eigenen Race genommen, einige haben Beschälern orientalischen Blutes die Veredelung ihrer Racen überlassen; und es giebt auch solche, welche orlowische und dänische Traber eingeführt haben.

Fünf deutsche Colonieen im czernichowschen Gubernium halten sechshundert Mütter, welche aus den besten poltawskischen Heerden stammen.

#### § 204. Das ukrainische Pferd.

Zwischen jener Epoche, in welcher der größere Theil der zwischen Boh und Dniepr gelegenen Steppen fast unbevölkert war und ein wanderndes Heidamakenenthum verschiedener Abstammung dort hauste, und unserer Zeit liegen mehr als zwei Jahrhunderte. Auswanderer aus Polen und anderen benachbarten Landen, welche nichts als das Leben zu verlieren hatten, verbanden sich zur zaporogischen Kosaken-Brüderschaft, zu dem Zweck, die Grenzen des Christenthums zu decken. Im Beutemachen erfahren und nach Beute begierig, zuweilen auch vom Gefühl der Rache

getrieben, fielen sie in die tatarischen und türkischen Besizungen, von wo sie nicht selten orientalische Pferde heim brachten, die sich dann an den Ufern des Dniepr schnell vermehrten. Der Zaporoger war, je nachdem die Umstände es verlangten, bald zu Fuß, bald zu Pferd, ja sogar zur See Pirat. Ein Pferd und ein Boot war für ihn unentbehrlich, ebenso wie Pike, Säbel und Karabiner. Die ersten Pferde, welche auf diesen einst unbevölkerten Steppen weideten, waren polnische, welche zugleich mit den ersten Stiftern des Zaporogerthums hierher gekommen waren, später zeigten sich in dem Maße, als die Bruderschaft Mitglieder auch aus anderen Gegenden erhielt, moldauische, wallachische, siebenbürgische und ungarische Pferde am Dniepr und nach den ersten glücklichen Gefechten auch tatarische und türkische. Die alten Chroniken erzählen von Heerden von Pferden auf diesen Steppen, die aber sicher keinen Theil an dem Entstehen der ukrainischen Race hatten. Noch heute sollen dort, wenn auch sehr selten, Rudel wilder Pferde von höchstens fünfzehn Haupt sich finden, doch werden das wohl verwilderte zaporogische sein. Alle Pferde, welche sich nur immer in den Dniepr-Gegenden zusammen fanden, gingen in der Hand der unternehmungslustigen Zaporoger in einander über und daraus entwickelte sich mit der Zeit eine eigene Race, welche man die ukrainische nennt, deren charakteristische Merkmale aber heute sehr schwankend sind. Diese Pferde ertragen Anstrengung und Hunger, sind mittleren Wuchses, haben feste, kräftige Beine, gut geformten Kopf und Hals, breite Brust und werden als Remonte für leichte Cavallerie sehr geschätzt. In den letzten Zeiten wurde das Blut eines ansehnlichen Theils der Steppenheerden durch Zulassung von Beschälern ohne Race verdorben. Den Grund hiezu legte die Zersplitterung des Adelsbesitzes, was zur Folge hatte, daß die Mittel fehlten, die Reinheit des Bluts zu erhalten und außerdem wurden für die Cavallerie Pferde höheren Maßes begehrt, als orientalischen Rassen eigen ist. Man begann größere Hengste einzuführen, ohne auf ihre Abkunft zu achten. In einigen Heerden gelang es, größere Pferde zu erzielen, aber sie verloren das, was sonst eben als Eigenthümlichkeit dieser Race geschätzt war: Leichtigkeit, Kraft und Ausdauer; man producirte ungeschickte Pferde ohne Feuer und Kraft. Es war ein Glück, daß doch der größere Theil der Heerden von diesen mißlungenen Versuchen frei blieb, denn man hielt einerseits das alte reine Blut der Race fest und andererseits führte man Hengste rein englischen Blutes wieder ein, welche ungeachtet der Veränderung der Lebensart und der Rauheit eines halb wilden

Daseins doch gute Nachkommenschaft producirt. Die Steppen zwischen Dniepr und Dniestr haben keine Waldungen und sind deshalb dem Winde nach allen Richtungen hin ausgesetzt, namentlich aber ist es der Ostwind, welcher mit seiner Gluth Alles verdorrt und durchschnittlich drei- oder viermal im Verlaufe von zehn Jahren diese Gegenden mit seinen verderblichen Folgen heimsucht. Der im Ganzen fette Lehmboden, der zum größten Theil mit schwarzem Humus gemischt ist, producirt selbst in guten Jahren doch nur einen trockenen, d. h. nicht saftreichen Pflanzenwuchs, der sich nur langsam in nährrende Säfte für die auf diesen Steppen weidenden Pferde verwandelt. In Folge davon entwickeln sich die Pferde nur langsam und erst im sechsten Jahre gelten sie für den Dienst der Arbeit als ausgebildet. Der Adel Chersons und Bessarabiens, d. h. die Eigenthümer der Steppen, sind die hauptsächlichsten Pferdezüchter und treiben Steppenzucht, nämlich halb wilde, obwohl manche von ihnen nichts sparen, um das Blut in den Heerden zu verbessern. Der südliche Theil dieser Steppen, der entweder gar keinen, oder wenigstens keinen tiefen, andauernden Schnee kennt, hält seine Heerden das ganze Jahr hindurch im Freien auf der Weide; in dem nördlichen aber, wo zuweilen tiefer Schnee lange liegt, werden sie für den Winter in Umzäunungen getrieben und mit Stroh gefüttert. Natürlich magern die armen Thiere gegen das Frühjahr hin sehr ab, allein das übt auf ihre Tüchtigkeit weiter keinen Einfluß aus. Die sich darauf verstehenden Remonte-Käufer haben es früher wenigstens immer vorgezogen, die Pferde in diesem Zustande zu kaufen, wo das Fett weder die Vorzüge noch Fehler des Baues verhüllt. Sobald ein solches Pferd, das kaum sich langsam zu schleppen vermag, einigermaßen Futter erhält, verändert es sich schon in der ersten Hälfte des Mai der Art, daß es nicht mehr zu erkennen ist, und das vor Wochen noch mit Haut überzogene Skelett wird zum tüchtigen, kräftigen und feurigen Kopf.

Die Grenzen des Territoriums, welches von der ukrainischen Race bewohnt wird, sind umfangreich. Man kann dreist die ganzen südöstlichen Gelände Alt-Polens als diejenigen ansehen, in welchen einst das ukrainische Pferd allein herrschend war, denn die Race, welche bis heute noch allen Heerden und Gestüten in Podolien, im Kijowschen und Wolhynien als Basis dient, ist unzweifelhaft die ukrainische, ja sogar die Pferde des kleinen Adels, der Officialisten und Popen sind entschieden ukrainischen Bluts. Jene flüchtigen Biergespanne der ablichen Jugend,



welche hundert Kilometer, ohne zu füttern und anzuhalten, zurücklegen, jene Pferde jüdischer Fuhrleute, jene Pferde auf den Poststationen sind alle durch polnische oder arabische Pferde mehr oder weniger veredelte Ukrainer. Die Gubernien also, welche man für das Vaterland des ukrainischen Pferdes ansehen muß sind die von Cherson, Podolien, Kijow, Kolyw und Bessarabien.

In einigen Gestüten des chersonschen Guberniums sind die Beschäler englischer Abkunft, so z. B. in demjenigen Sagajdakows, Warabiews, Szajews und Anderer, in anderen sind sie orientalischen Stammes, oder auch von der Race der orlowschen und rostopczynower Reitpferde. Die Beschälung aus der Hand wird hier nur in vier Gestüten angewendet und zwar in demjenigen Butacels, wo die Beschäler Araber sind, in dem Krolepowskis, dessen Hengste rein englischer Race sind, in dem des Generals Kantakuzeno, welches von dem Gestüt des Generals Melessino her stammt, schließlich in dem Gestüte Kurbas. Die Pferde der chersonschen Colonisten sind etwas abweichender Race von derjenigen der Steppenpferde, denn ihr Blut ist ein Product der Kreuzung verschiedener orientalischer und ukrainischer Pferde. Es sind das im Ganzen leichte Wagenpferde und ihre Zahl beläuft sich etwa auf zweiundzwanzigtausend Haupt. Im hobrnyiecer Kreise sind zwei Gestüte und zwar Starzynskis in Trirat und Dabrowskis in Swanowko, wo das Blut der polnischen Pferde conservirt wird, das gewissermaßen aus den Gestüten der Czartoryskis stammt; unter den Müttern derselben finden sich viele tscherkessische. Beide Gestüte zusammen zählen etwa zweihundert Mütter, die Züchtung ist halb wild auf den Steppen.

In Bessarabien gehören die in Gestüten gezüchteten Pferde zur ukrainischen Race, nur in demjenigen des Krysztofowicz ist die mecklenburgische, und in dem Gestüt des Balsz werden Engländer, Araber, Perser und Türken gezüchtet.

Im Gubernium Podolien sind die hervorragendsten Gestüte diejenigen Podhorskis, Gudowicz's, Czarkowskis, in welchem Pferde Sanguiferos mit anderen Arabern gekreuzt vorherrschend sind; Gizyzkis und Janiszewskis Pferde sollen polnischer Race sein; die letzteren sind so, als ob sie von polnisch-armenischen Pferden stammten, von denen wir oben gesprochen haben.

Im kijowschen Gubernium sind wichtigere Gestüte dasjenige der Grafen Branicki, der Grafen Moszczyński, des Fürsten Lopuchin,

der Maryszkins, Funduklejs und Kyzkiz. Die Pferde sind meist orientalischen oder auch rein englischen Blutes.

Im Gubernium Wolhynien ist von allen Gestüten das slawutskische des Fürsten Sanguszko das ausgezeichnetste, in welchem sich hundertachtzig Mütter arabischer Race befinden. Alle anderen Gestüte des Guberniums beziehen von hier ihre Beschäler. In Miropol umfaßt das Gestüt der Grafen Czapski sechzig Mütter altpolnischer Race, die Beschäler sind englische Vollblut-Pferde.

Die Bauern dieser Gubernien aber halten wenig Pferde, denn seit uralten Zeiten genügt ihnen der Ochse für ihren Bedarf, und das Ochsengepann ist fast das einzige Transportmittel im ganzen Lande. Im kijowschen Gubernium trifft man auf starkbevölkerte und umfangreiche Dorfschaften, wo kein Pferd zu finden. In der Nähe von Städten haben die Bauern häufiger Pferde, aber sie sind klein und schwach, weil sie eben zu früh angespannt werden. In Podolien stößt man zuweilen auf Bauernpferde, welche die augenscheinlichsten Merkmale ukrainischer Abstammung an sich tragen und welche in den ungeschickten Händen ihrer Eigenthümer alle ihre Vorzüge verloren haben. Zuweilen findet man darunter auch verkümmerte Türken, die aber doch noch sehen lassen, daß orientalisches Blut in den Adern ihrer Ahnen geflossen hat.

### § 205. Das finnländische Pferd.

Die Beschreibung dieser Pferde versetzt uns in den Norden, wo die Familie der finnischen Racen weit und breit sich eingenistet hat.

Seit unvordenklichen Zeiten existirt in Finland und in ganz Scandinavien das Pferd, ungeachtet der nordischen Lage dieser Lande. In menschlichen Grabhügeln hat man Pferdeknochen, Trensen aus Bronze und Schwerter aus demselben Metall gefunden, und zwar aus Zeiten, welche der Geschichte, ja Tradition weit voraufgehen. Die aufgefundenen Ueberreste von Pferden zeugen dafür, daß das Pferd jener Zeiten nicht klein war. Die Beugen für eine so frühe Existenz des Pferdes in Finland und Scandinavien gestatten nicht, uns in Vermuthungen über seine Verwandtschaft mit anderen Pferderacen einzulassen, welche alle beziehungsweise viel jünger sind als diejenigen, von deren Vorhandensein diese Gräber Kunde geben.

Sehr wahrscheinlich erscheint es, daß das finnische Pferd, ebenso wie die anderen Pferde Europas nicht zu den einheimischen Thieren des

Landes gehörte, sondern daß es eingewandert, der eigenen Entwicklung überlassen, ohne Einfluß anderer Racen, allmählig eine Umgestaltung erfuhr, welche der Veränderung des Klimas, der Beschaffenheit des Bodens und den Bedürfnissen des Menschen entsprechend war. Es ist sehr möglich, daß der heute unter dem Namen „finki“ und „szwedki“ bekannte Typus, der sich durch Kraft, Scharfsinn, Ausdauer und kleinen Wuchs auszeichnet, eine ungemischte, wenn auch sehr veränderte Succession des ersten Gefährten des sich hier zuerst ansiedelnden Menschen war.

Aus der Geschichte, soweit davon die Rede sein kann, wissen wir, daß Finland immer Pferde besaß, daß dergleichen im VI. Jahrhunderte den Göttern Walhallas geopfert wurden und daß die Teilnehmer an diesen Opferungen ihr Fleisch aßen und ihr Blut tranken. Auf einem Pferde finländischer Race, Brant-Klippare machte Carl XI. hundertfünfzig Kilom. von Stockholm nach Rungöver in neun Stunden dreiunddreißig Minuten. Ein finnischer Edelmann hatte dem Könige dies Pferd geschenkt, der dafür mit seinen Nachkommen für alle Zeiten von allen Abgaben befreit wurde. Das Pferd hatte dem Könige lange auf Jagden gebient, hat aber jenen Mitt nicht lange überlebt. Zu schwedischen Zeiten wurden die finnischen Pferde für die Cavallerie verwendet. Gustav Adolf formirte 1624 Dragoner-Schwadronen in diesem Lande und 1658 stellte Finland drei Reiter-Regimenter ablicher Fahne. Unter Carl XI. gab es vier finländische Reiter-Regimenter das abosche, niulandische, das wiborgische und karelische. Jedes dieser Dragoner-Regimenter zählte tausend Pferde. Die finländische Cavallerie machte alle Campagnen Carls XII. von 1700 bis 1709 mit. Nachdem Finland in Rußland incorporirt worden war, wurden diese Regimenter aufgelöst. Peter der Große, welcher die Dauerhaftigkeit und andere Eigenschaften der finnischen Pferde bemerkt hatte, ließ eine bedeutende Anzahl derselben in das wijattische und kasanische Gubernium verpflanzen, und von diesen stammen die einst so geschätzten Wijatti's und Kasankis, deren Typus heute immer seltener wird.

Die Höhe der finländischen Pferde beträgt gewöhnlich zwei Arschinen und zwei Werschok oder auch weniger, und hängt die Höhe ihres Wuchses vorzugsweise davon ab, wie sie in der Jugend gehalten werden. Die kuopioskischen Pferde erreichen zuweilen eine Höhe von sieben Werschok über zwei Arschinen. Im Allgemeinen haben sie einen kurzen, graden Kopf, den Hals etwas tief angelegt, breite Brust, kräftige Beine auf kurzen Fesseln und harten gut gestellten Huf. Obwohl das Land steinig

und bergig ist, findet man doch selten unter ihnen ein stolperndes Pferd. Schönheit ist nicht ihre Eigenschaft, dafür ist ihr Bau aber von ausgezeichnete Kraft und Dauerhaftigkeit, im Lauf sind sie sehr schnell, und dabei außerordentlich langlebig. Nach allen Richtungen hin ist Finnland von wild durcheinander geworfenen Felsen durchschnitten und die dazwischen liegenden Thäler sind voll Steingerölls und groben, scharfen Kieses, was den Huf leicht angreift und in seinen weichen Theilen Schmerzen verursacht. Weil nun das Pferd von Jugend auf dies kennen lernt, so läuft es mit Vorsicht, tritt leicht auf und macht kurze aber schnelle Schritte, so daß sein gewöhnlicher Gang ein, wie angeborener, kurzer Trab ist.

Die Gewöhnung an eine solche Gangart hat sich aber noch außerdem dadurch entwickelt, daß man von steilen, felsigen Höhen nur im Trabe schnell und sicher vorwärts kommen kann, während der Galop gefährlich und zuweilen unmöglich ist. Die Beschaffenheit, respective Vortrefflichkeit der Beine dieser Pferde haben sich nach den Bedürfnissen localer Verhältnisse entwickelt, der Huf ist schmal und perpendicular und das darüber stehende Fesselgelenk kurz, dünn und grazios. Auf der anderen Seite liefert die arme Natur Finnlands den in ihr aufwachsenden Pferden nicht die erforderliche reichliche Nahrung und gestattet ihrem Körper nicht, wie es sich gehört, zur veranlagten Entfaltung zu gelangen, dazu tritt das rauhe Klima noch störend ein und hemmt die Entwicklung von Kraft und Feuer des jedenfalls seit lange hier heimischen Pferdes. Den Mangel an Höhe des Wuchses bemühten sich die Schweden zu beseitigen, indem sie die finländische mit Racen höheren Wuchses kreuzten, in Beziehung aber auf die Resultate kann man aus den Bemerkungen des T. Rühls einen Schluß ziehen, der da über Finnland und seine Bewohner sagt: „Keine finnische Pferde sind besser als schwedische, sie sind zwar nicht hoch, denn selten erreichen sie die Höhe von zwei Arschinen und zwei Werschok, aber ungeachtet dessen sind sie gut gebaut und in der Arbeit vortrefflich. Man hat sich bemüht, sie durch Kreuzung zu verbessern, was sie aber fast gänzlich zu Grunde gerichtet hat. Das daraus hervorgegangene Geschlecht hat zwar an Höhe des Wuchses gewonnen, ist aber einer weit größeren Anzahl von Krankheiten und Schwächen verfallen.“ Es ist ein Glück, daß eine solche Gattung von Verbesserung nur die Küstenlandschaften und die Umgegend der größeren Städte betroffen hat; im Inneren des Landes, schon in einer Entfernung von hundert Kilom. von Helsingfors, findet man Pferde unverdorbener, reiner finnischen Race.

Heerden und Gestüte in der eigentlichen Bedeutung dieser Worte besitzt Finland nicht. Die Pferde werden von Stuten gezüchtet, die zu verschiedenen Arbeiten verwendet werden, die gezüchtete Progenitur wird verkauft und befriedigt alle Bedürfnisse des Landes. Die karelistischen und sowolatskischen Pferde sind die besten und unter den ersteren zeichnet sich der kuopiowskische Stamm durch Wuchs, Kraft und Grazie der Formen aus.

Die Bewohner von Kuopio sind durch ihre Pferdeliebhaberei und ihren Pferdehandel bekannt. Jeder der dortigen Bauern hat seinen trefflichen Hengst im Stalle, unter dem Abel aber ist das Haus der Herrn Riander wegen der Gattung seiner Pferde berühmt, die mit vier bis sechshundert R. S. bezahlt werden. Bei schönem Wuchs gelten die kuopiowskischen Pferde für treffliche Traber und für die besten in Finland. Für einen solchen Renner, der dem Scheine nach nicht mehr als achthundert Rubel Silber werth war, zahlte ein Petersburger Kaufmann zwölfhundert Rubel Silber. Von einigen wird behauptet, daß diese Renner aus der Kreuzung eingeborener Mütter mit Hengsten der orlowschen Traber-Race hervorgegangen seien. Die Nachbarschaft des kuopiowskischen Guberniums mit Karelien würde diese Vermuthung wahrscheinlich machen, wenn das Datum dieser Pferde nicht um Jahrhunderte älter wäre, als das der orlowschen Race. Diese Pferde werden von Petersburger Händlern sehr begehrt und gut bezahlt.

Ein gutes Pferd ist für den finnischen Bauern eine Hauptbedingung seines Wohlstandes, denn es ist sein unermüdlicher Gehülfe bei seinen Wirthschaftsarbeiten, es bringt ihn an Sonn- und Festtagen zur Kirche, nicht selten zehn und mehr Kilom. weit, ferner leistet es das ganze Jahr hindurch den Postdienst, wozu der finländische Bauer verpflichtet ist; weil aber während der Arbeitszeit in der Wirthschaft die Abwesenheit des Bauern immer schwierig und lästig ist, so wird oft ein Junge oder auch ein Mädchen mit den Pferden zur Post geschickt. Das Pferd wird in Finland so allgemein geliebt, daß auch vornehme Damen ihre vor den Wagen gespannten kleinen, aber feurigen Pferdchen meilenweit selbst lenken. Die Bauern pflegen den Pferden keinen Hafer zu geben mit Ausnahme der in den kuopiowskischen und wiborgschen Gegenden angeessenen. Im nördlichen Finland gedeiht kein Hafer und die gewöhnliche Nahrung der Pferde dieser Gegenden ist Heu und eine eigenthümliche Gattung gebackenen Brotes, welches in Stücke gebrochen den Pferden aus der Hand verab-

reicht wird; außerdem ist auch Häcksel aus Gerstenstroh, das mit Roggen oder Gerstenmehl bestreut wird, im Gebrauch.

Während des Sommers haben die Pferde nicht lange frisches Gras und die langen Winter nöthigen, sie über sieben Monate im Stalle zu halten. Der steinige Boden verlangt steten Hufbeschlag und deshalb gewöhnt der Finländer sein Pferd von Jugend auf daran, sich aus der Hand beschlagen zu lassen. Jeder sorgt übrigens für sein Pferd so, daß man kein mageres noch abgetriebenes Pferd sieht. Die wiborger Bauern beschäftigen sich mit Waarentransporten und Fuhrmannswesen und sind wegen der Schnelligkeit ihrer Fahrten berühmt, denn wenn sie um fünf Uhr früh von der panpolowstischen Station mit einem Paar Pferde aufbrechen, so kommen sie gewöhnlich gegen zwei Uhr Nachmittags in Petersburg an, d. h. sie legen fünfundsiebzig Kilom. mit ein und denselben Pferden in neun Stunden zurück, während welcher Zeit sie zweimal anhalten, jedesmal eine Stunde zu rasten, um das Pferd mit Hafer zu füttern und zu tränken, wobei sie nicht darauf achten, ob das Pferd in Schweiß gebadet ist und mit den Flanken schlägt oder nicht.

Krankheiten, in Folge verdorbener Säfte, sind äußerst selten und daß ein Pferd sich verfange, ist dort etwas Unerhörtes, obwohl sie es auf der Reise, wie gesagt, ohne die geringste Vorsicht füttern und tränken.

Um der Zucht aufzuhelfen und sie zu verbessern hat die Regierung folgende Mittel ergriffen. Für jedes Gubernium wird ein Hengst für vierhundert Rubel Silber gekauft, in den jüngsten Zeiten hat man z. B. zwei Hengste aus Norwegen eingeführt. Ein solcher Hengst wird contractmäßig einem zuverlässigen Wirth überlassen; für jede Belegung einer Stute muß ihm der Eigenthümer derselben eine Tonne Roggen oder den Preis von vier bis fünf Rubel Silber geben; dem Wirth aber steht das Recht zu, nach eigenem Gutdünken diesen Preis herabzusetzen, insofern der Hengst ihm eben dazu gegeben wird, um ihn ohne Rechnungslegung zu unterhalten. Nach drei Jahren wird das Pferd Eigenthum des Wirths. Früher kaufte man zu diesem Zwecke Hengste verschiedener Racen, aber da sie in Folge des Klimas mancherlei Krankheiten unterlagen, so werden jetzt nur finländische Hengste als Landesbeschäler angekauft. In jedem Gubernium werden außerdem zu verschiedenen Zeiten Belohnungen für die besten Pferde ausgetheilt, doch dürfen die Pferde nicht weniger als drei Jahre alt sein und an gewissen Tagen zu bestimmten Jahrmärkten

gestellt werden. Im Jahre 1850 zählte man in Finland zweihundertneununddreißigtausenddreihundertachtundachtzig Pferde, und zwar befindet sich der größte Theil derselben zwischen den südlichen Meeresgestaden und dem Enarsee d. h. zwischen dem sechzigsten und neunundsechzigsten Grad Norder-Breite; weiter nördlich wird das Pferd bedeutend kleiner.

Für eine Filia Finlands in hippischer Beziehung kann das olo-nehische Gubernium angesehen werden, wo es ebenfalls weder Heerden noch Gestüte giebt, vielmehr der Edelmann einige finländische Mütter für den eigenen Bedarf hält. Die Bauern des petro-zawodskischen Kreises züchten Pferde derselben Race, welche in zwei Arten zerfallen: in dem westlichen Theile des Kreises sind die Pferde klein, aber leicht, stark, ausdauernd und mit einem so unerhört festen Hufe versehen, daß sie sogar für die Posten nicht beschlagen werden; in dem östlichen Theile dagegen sind dieselben Pferde größer, vielleicht etwas stärker, haben aber große Köpfe und breite, flache Hufe; an Leichtigkeit, Ausdauer und Feuer stehen sie jenen bei Weitem nach.

#### § 206. Das estländische Pferd.

Es sind dies Pferde finnischen Stammes, welche seit sehr alter Zeit die baltischen Provinzen Rußlands bewohnen. Sie zeichnen sich durch eine Durchbildung der Racenhaftigkeit aus und dienen sogar dazu, gewisse Typen im nördlichen Rußland zu produciren. Man theilt sie in zwei Arten: die sogenannten Doppel-Klepper oder größere, und Klein-Klepper. Der Wuchs der ersteren erreicht zwei Arschinen und eine Werschok, obwohl manche auch dies Maß nicht erreichen. Weder ihr Kopf, noch ihr Hals ist sehr lang, die Brust ist breit, der Rücken fast grade, die Kruppe wenig gerundet aber breit und etwas gebogen, der Schwanz nicht eben dicht, weder zu hoch, noch zu niedrig angelegt, die Beine mit dem Kumpf im richtigen Verhältniß, eher glatt als rauh, das Hauthaar kurz, der Leib nicht gebehnt, sondern zusammengebrängt, die Flanken voll und kurz; eingefallene Flanken findet man nie. Die Höhe des Wuchses bildet den einzigen Unterschied zwischen ihnen und den Klein-Kleppern und es scheint, daß dieser Unterschied nichts Anderem zuzuschreiben ist, als dem besseren Futter und der sorgfältigeren Wartung. Die Pferde dieser Race zeichnen sich durch ungewöhnliche Dauerhaftigkeit aus, sind sehr schnell im Laufe und haben sämmtlich eine vorherrschende Neigung zum Trabe, der durch Dressur sich leicht vervollkommen läßt.

Die Abstammung dieser Pferde ist authentisch nicht bekannt, obwohl es da gewisse Traditionen giebt, daß, als während der Kreuzzüge die aus Palästina zurückkehrenden deutschen Ritter orientalische Pferde mitbrachten, welche im nördlichen Deutschland sich vermehrten, sich diese Pferde an den Ostseegestaden verbreitet und durch die Schwertritter akklimatisirt mit der Zeit gleichsam eine Ostsee-Race geschaffen haben sollen. Merder bezweifelt in seiner Geschichte des russischen Pferdewesens, daß diese Race sich ohne Vorhandensein vorher dagewesener tüchtiger Elemente hätte bilden können. Die schöne Gestalt des Kopfes und die Trockenheit der Füße dieser Pferde spricht dafür, daß orientalisches Blut möglicherweise hier Eingang gefunden, indessen scheint doch die Ansicht am wahrscheinlichsten, welche die Ostsee-Klepper für finnische Pferde, und nur für eine Abart des ursprünglichen Pferdes finnischer Race erachtet.

Aus der Geschichte Livoniens, wie man dies ganze Land vor 1561 nannte, ist nur das bekannt, daß sich die Pferde dieses Landes immer durch Ausdauer in der Arbeit, durch große Schnelligkeit und Bescheidenheit in Auswahl und Menge der Nahrung auszeichneten. Adam v. Bremen, der im XI. Jahrhunderte Schweden und Livonien bereiste, erstaunte über die Menge Goldes, welches beide besaßen und die Masse schöner Pferde, welche er bei ihnen sah. Im Verlauf der späteren Geschichte der Bewältigung dieses Landes durch die Deutschen geschieht seiner trefflichen Pferde oft Erwähnung; die Chroniken sprechen viel von ihrer Kraft, Ausdauer, Gewandtheit und Tauglichkeit für das Kriegshandwerk, ungeachtet ihres geringen Wuchses. Die Esthen und Liven, die in fortwährend feindlichen Verhältnissen mit ihren Nachbarn lebten, kämpften nicht nur mit diesen, sondern fielen auch nicht selten über einander her, indem sie mit rasender Schnelligkeit weit entfernt gelegene Ortschaften auf ihren kleinen Pferden überraschten. Auch den Deutschen haben diese Pferde erfreuliche Dienste geleistet. So zog 1223 ein Heer zur Belagerung Dorpat's heran, das aus deutschen Rittern und dem allgemeinen Landesaufgebot bestand. Dies Heer lagerte am See Burtnek und auf Befehl des Kriegsraths wurden die schnellsten Reiterhaufen entsendet, um am nächsten Morgen an den Mauern und Wällen der Stadt die Belagerung zu beginnen. Die dazu bestimmte Landesreiterei legte in vierundzwanzig Stunden hundertvierzig Kilometer zurück. Dergleichen Beispiele citirt die Geschichte viele. In ihrer leichten Bewaffnung waren die Landeseingeborenen den Deutschen an Schnelligkeit immer überlegen. In den Chroniken



späterer Jahrhunderte wird die Tüchtigkeit des livonischen Pferdes stets rühmend hervorgehoben. In der letzten Hälfte des XVI. Jahrhunderts verwandelte ein mörderischer Krieg dies Land in eine Wüste. Die Bauern, auf den Gipfel der Noth und des Elends gebracht, konnten nicht daran denken, eine verschwindende Race von Pferden zu erhalten, welche alle ihre guten Eigenschaften verloren hatte, und dennoch erregten diese Pferde die Aufmerksamkeit der Ausländer. Gupel sagt 1770 in seiner Schrift über die livischen Pferde: daß die Schweden, welche einst über Livland herrschten, für ihre Reiterei gern esthländische und finnische Pferde kauften. Die Nachbarn Livlands, von der Tüchtigkeit dieser Pferde überzeugt, kauften alljährlich immer große Massen derselben, so daß diese Gegenden einen großen Theil ihrer besten Pferde verloren. Auf Befehl Peters des Großen wurden viele livische Pferde in das Gubernium Wjatzka und Perm verpflanzt, um die dortigen Racen zu verbessern. Gupel sagt, daß zu Zeiten der Regierung Annas und Elisabeths der livonische und esthländische Adel der Regierung ein Geschenk von einer großen Anzahl auserlesener Pferde gemacht habe, und daß außerdem viele dergleichen Pferde von Privatpersonen in Rußland angekauft worden seien. Im Verlaufe der Zeit wurde der Vorrath von Pferden in Esthland immer geringer, in dem Grade, als das Land mehr und mehr verarmte, und das, was übrig blieb, wurde schlecht gefüttert und mußte schwer arbeiten. Der Adel, der da wahrnahm, daß die Race der Pferde herunterkam, begann polnische Pferde zu kaufen, ebenso deutsche und tatarische, welche sich mit der ursprünglichen Landesrace vermischten, und darum giebt es heute so wenige echte und tüchtige Doppelflepper. Nur auf den Inseln des westlichen Ufers des altschwedischen Livlands, namentlich auf Dejel und an den Uferlandschaften Esthlands, in den Kreisen Leal und Mariam trifft man noch, wenngleich selten, dergleichen Doppelflepper. Der livonische Adel hat in neuerer Zeit ein Gestüt in Torgel, im pernauschen Kreise, angelegt, wo ausgezeichnete Exemplare der livonisch-esthländischen Race gezüchtet werden. Die Direction über dies Gestüt, welche dem ausgezeichneten Pferdekenner Herrn A. v. Middendorf anvertraut ist, berechtigt zu der Hoffnung, daß diese Anlage zu einem blühenden Zustande gelangen werde.

### § 207. Das fergallische Pferd.

Das fergallische Pferd hat einen kleinen, flachen Kopf, dessen starke Ganaschen ihn nicht häßlich machen; es hat hervortretende Augen, kleine

Ohren, die unaufhörlich gespißt werden und seinem Außern einen Anschein von Energie verleihen. Der ziemlich hochstehende Hals wird namentlich bei den Hengsten mit den Jahren ansehnlich dick, die Brust ist breit mit hinlänglich entwickelter Fleischmasse, den rundlichen Leib tragen kurze, etwas dicke, aber trockene Füße mit kurzen Fesseln und rundem, glattem Huf. Das Hintertheil ist selten hinlänglich entwickelt. Seine moralischen Eigenschaften sind seltener Art; es zeichnet sich durch Gehorsam und Geduld aus. Pferde übler Angewohnheiten giebt es fast kaum, dabei besitzen sie eine grenzenlose Ausdauer; mit einem leichten Fuhrwerk durchläuft ein Pferd oft mit ausgezeichnete Schnelligkeit ohne Anstrengung große Strecken und fördert in schweren Wagen große Lasten. Unter dem Sattel ist es sehr angenehm und entwickelt sogar große Schnelligkeit. Als in Kofienie 1860 die erste Pferde-Ausstellung und das erste Wettrennen war, zeigte sich ein Dunkel-Fuchshengst, eine Arschine und vierzehn Werschot hoch, der vierzehn Pferde schlug, unter denen sich solche befanden, welche anscheinend tüchtiger, zwei Arschinen zwei Werschot Höhe hatten. Im folgenden Jahre schlug derselbe kleine Hengst eine Stute, welche im Gensdarmarie-Commando diente, und wegen ihrer Schnelligkeit bei einer Höhe von zwei Arschinen drei Werschot bekannt war, um zwei Pferdelängen.

Eine der Ursachen des geringen Wuchses dieser Pferde scheint darin zu liegen, daß man mit den Stuten zu roh und sorglos umgeht; weil Wallache leicht und zu höherem Preise verkauft werden, hält der Wirth es für eine Art Unglück, wenn ihm eine Stute geboren wird, und so wird das arme Thier auf jede Weise vernachlässigt und im zwanzigsten Monate schon angespannt. Auf diese Weise ist es natürlich nicht möglich, daß die künftige Mutter frischen Nachwuchses sich gehörig entwickeln könnte.

Leo Zaleski, Correspondent der Zeitschrift für Pferdezücht, schreibt den Ursprung der semgallischen Race Pferden zu, welche nach localen Traditionen Gedymin von den Tataren am schwarzen Meere gebracht haben soll, und welche sein Sohn Kiejstut mit großer Sorgfalt gepflegt und der Orden der Schwertritter, welcher Semgallen wiederholt überfiel und plünderte, nach Desel verpflanzt haben soll. Diese Ansicht scheint indessen eben so unbegründet wie diejenige, welche die esthländischen Kiepper von palästinenfischen Protoplasten ableitet. Es scheint vielmehr, daß die Ostseegelande, welche heute von verschiedenen Nationen bevölkert sind, nur das finnische Pferd, das seit den ältesten Zeiten hier lebte, besessen haben; wenn man also das semgallische Pferd für einen Abkömmling

von Pferden finnischen Stammes hält, so scheint dies der Wahrheit am nächsten zu kommen; auch seine äußeren Merkmale unterscheiden es wenig von den finnischen Pferden und seine Eigenschaft als treffliches Wagenpferd gestattet nicht, es für einen Blutsverwandten des tatarischen Pferdes zu halten, das eben nur Reitpferd ist.

Zu polnischen Zeiten, ja noch früher, verbreiteten sich semgallische Pferde über ganz Litthauen. Auf ihnen führten Gedymin, Kiejstut, Dzierg und seine Söhne ihre Kriege, auf ihnen ritt die leichte Reiterei Litthauens, welche in den Fürstenthümern des Hauses Kuriks an der Spitze stand; auf ihnen zertrümmerte Litthauen schon die Tatarenschädel, als noch Niemand wagte, den Tataren Widerstand zu leisten, auf ihnen wurde auf dem Kulikowschen Felde der Sieg erfochten und Alexander züchtete sie in seinen Heerden. Schwedisch nannte man sie Hestry, heute werden sie ebenso wie ihre esthländischen Blutsverwandten Klepper genannt. Dieser Stamm, der also, wie wir oben gesagt haben, zur finnischen Race zu gehören scheint und den benachbarten livonischen und esthländischen stammverwandt ist, hat in neuerer Zeit bedeutend abgenommen und beschränkt sich jetzt auf die Grenzen des eigentlichen Fürstenthums Semgallen.

Die russische Regierung hat ihre Aufmerksamkeit auch auf diese Race gerichtet und seit 1860 durch jährliche Ausstellungen und Prämiiungen die Zucht derselben zu heben sich bemüht.

### § 208. Das mesenische Pferd.

Es ist das noch ein Rest finnischer Pferde, dessen Name vom Flusse Mesen abstammt, der ins weiße Meer fällt, von dem Flusse, an dessen Ufern die ursprünglichen finnischen Pferde verschiedenen Wandelungen und Kreuzungen unterlagen.

Im Jahre 1711 wurde durch Peter den Großen ein Fürst Salicyn nach dem Kreisstädtchen Pineg, im Gubernium Archangelst, verbannt. Unter der Zahl der Gnadenbezeugungen von Seiten des Monarchen, deren der Verbannte sich zu erfreuen hatte, gehörte die, sein Gestüt aus der Gegend von Moskau sich nachkommen lassen zu dürfen. Da der unglückliche Fürst keine Beschäftigung hatte, so machte er sich daran, seine Pferde mit den Landespferden zu kreuzen, schenkte den Bauern seine besten Hengste und Mütter und verlangte von ihnen nur, daß sie dieselben auf den herrlichen Weiden des Landes sorgfältig züchteten. Die

Resultate seiner Bemühungen sind schwer mit Bestimmtheit anzugeben, denn die Pferde, welche man heute am Mesen und um Pineg antrifft, zeichnen sich nicht durch besondere Unterschiede von den Pferden anderer Zweige des finnischen Stammes aus und erinnern nach dem Urtheil von Sachkennern sehr an finländische und obwinische Pferde. An fünfzig Jahre nach dieser ersten Probe, die finnische Race, welche die Uferlandchaften des weißen Meeres bewohnt, zu veredeln nahm die russische Regierung 1778 die Sache wieder auf und mehr oder weniger mit demselben Erfolge. Auf Befehl der Kaiserin Catharina II. wurden zwölf dänische Hengste unter die Bewohner des archangelschen, chokmogorskiſchen und mesenischen Kreises vertheilt; von diesen erhielt man dreißig Hengste und ebensoviel Stuten, aber das Unglück wollte, daß die Eigenthümer dieser Pferde von Noth gedrängt, dieselben zu früh verkauften und auf diese Weise die Einwurzelung einer verbesserten Race verhinderten. Mit der Zeit wurden die eingeführten Hengste alt und der letzte derselben, der sich im Dorfe Rojnask im mesenischen Kreise befand, fiel 1786. Da nun diese fremländischen Hengste in diesem Kreise um ganze achtzehn Jahre länger ausdauernten als in anderen Kreisen, so wollen einige schließen, daß hier die Bemühungen der Regierung nicht ganz ohne heilsame Wirkungen gewesen seien. Die Pferde dieses Kreises gelten heute noch für die besten aller Pferde des Guberniums Archangelsk; ob dies indessen jenen dänischen Hengsten zuzuschreiben sei, weiß ich nicht, bezweifle es aber. Sollte nicht jene Güte der mesenischen Pferde den Umständen zuzuschreiben sein, welche gestatteten, daß dort die dänischen Hengste am längsten lebten?

Die Höhe der mesenischen Pferde übersteigt zwei Arschinen und zwei Werschok nicht, ihr Bau ist stark und kräftig, ihr Lauf ist schnell und, nach Versicherung aller Sachverständigen haben diese Pferde große Aehnlichkeit mit den finnischen, esthländischen Kleppern und Obwinkis. Die mittleren Preise für Pferde des besten Baues halten sich auf dortigen Märkten zwischen dreißig und vierzig Rubel Silber, während das gewöhnliche Arbeitspferd mit drei bis neun Rubel Silber verkauft wird.

Das Gubernium Archangelsk das mit Finland grenzt und in klimatischen Verhältnissen ihm sehr nahe steht, auch vorherrschend mit Menschen finnischen Stammes bevölkert ist, besitzt natürlich auch Pferde finnischer Race, welche mit einem mehr, als bei anderen, ständigen Blut begabt, verschiedene Kreuzungen ohne merkliche Wandelung durchgemacht

haben. Hier kommt auf jede Familie ein Pferd oder auf je fünf Seelen der dortigen Bevölkerung. In diesem weiten Lande besitzt der Izenturskische Kreis die meisten Pferde, denn dort wohnen die meisten Leute, die sich mit Transporten und Postwesen beschäftigen. Mancher der dasigen Einwohner hat zwanzig bis dreißig Pferde. Dann folgen Kreise mit immer abnehmender Zahl von Pferden: der mesenische, archangelsche, onefische, pinefische und endlich der von Kola, der nur hundertfünfzig Pferde hat und in welchem schon das Rennthier seine Stelle einnimmt. Das Gubernium hat zweimal mehr Wiesen als Acker. Das fetteste Gras bedeckt die Ufer der Dwina, der nördlichen Pinega und des Mesen in den Küstengegenden. Am 29. Juni beginnt hier gewöhnlich der Heuschnitt wozu hier größtentheils eine Sichel größeren Maßstabes gebraucht wird; Sensen kennt man gar nicht. Die besseren Wiesen liefern je achtzehn Trachten Heu von fünf Hectaren, schlechtere je fünf. Der Preis für vier Centner ist gewöhnlich sechzig bis hundertzwanzig Kopeken. In Weiden dienen hier die Wiesen nach dem Schnitt, vorher Waldungen und Bruchland. In den Wäldern wächst reichlich Klee, wilder Hafer (*avena elatior*) und verschiedene Wicken. Während des Winters wird fast überall nur Heu gegeben, selten etwas Gerste, aber bei schweren Transporten bekommen die Pferde Hafer und Seegras, das reichlich mit Salz gesättigt und welches die Pferde stark mästet. Fohlen bis zum vollendeten dritten Jahre werden mit Heu- und Strohhäcksel, das mit Mehl und Raff bestreut ist, gefüttert. Im vierten Jahre wird ein Theil der Hengste verschnitten und zur Arbeit verwendet. Eigentliche Gestüte giebt es hier eben so wenig wie in Finland, aber im mesenischen, Izenturskischen und Cholmogurischen Kreise hat jeder Wirth wenigstens drei Stuten, die frei auf der Weide belegt werden.

Im Jahre 1866 hat man auf den Märkten des Guberniums Archangelsk acht-hundert-neunzig Pferde für viertausend-fünfhundert-neunzig Rubel Silber verkauft, und darunter waren hundert-fünfzig solcher, welche sich wohl zu Kutschpferden in der Stadt geeignet hätten.

### § 209. Das wijattische und kasansche Pferd.

Im Süden des weiten Gebiets von Archangelsk liegen, als die drei nächsten Gubernien, das von Wologda, Wijatka und Kasan, ebenfalls Erbsitz der Pferde finnischer Race, welche man allgemein die wijattische und kasansche Race nennt. Es sind das kleine, leichte, gewandte, intelli-

gente und gleich den übrigen finnischen Racen, welche das nördliche Rußland bewohnen, in so weit ausdauernde Pferde, daß sie ohne besondere Pflege des Menschen sich vermehren, leben und gedeihen. Im Anfange des XVIII. Jahrhunderts soll die Race dieser Pferde durch ihnen stammverwandte esthländische Klepper auf Befehl Peters des Großen verbessert worden sein. Die Pferde dieser Race, welche die nördlichen Kreise des Guberniums Kasan bewohnen, tragen den Namen Kasanti und sind gewöhnlich etwas kleiner als die Wjattis, zeichnen sich außerdem durch eine kräftige Brust und gut entwickelte Hinterhand, wie man sagt, breiter Knochen aus. Ihre Färbung ist gewöhnlich lichtbraun mit einem schwarzen Streifen, der sich am ganzen Rücken entlang zieht, fuchsig und braun. Die Kron-Bauern, welche die Mehrzahl der Bevölkerung des wjattischen Guberniums ausmachen, haben keine Heerden, aber jeder von ihnen hat wenigstens je zwei Stuten zur Vermehrung der Race, welche für Transport und Postdienst ausgezeichnet qualificirt ist. Ihr Preis übersteigt nicht vierzig Rubel Silber. Die Pflege der Pferde ist in diesem Gubernium sorgfältiger als in anderen; wenn sie arbeiten, so erhalten sie gewöhnlich Hafer, fehlt es an solchem, so müssen sie sich mit Häcksel aus Sommerstroh begnügen, das gebrüht und mit Roggenmehl bestreut wird. Im Winter stehen sie in guten Ställen und bei sehr strenger Kälte werden die Fohlen in die menschlichen Wohnungen genommen. Im Gubernium Wologda ist die Bevölkerung nicht gleichmäßig über das Land vertheilt und zeigt eine große Verschiedenheit der Stämme, Sitten und Beschäftigung. Im Norden finden sich noch Gegenden, die nie ein Menschenfuß betreten hat, den östlichen Theil haben Nachkommen der alten Finnen unter dem Namen „Byranie“ inne, deren Hauptbeschäftigung die Jagd ist; im westlichen Theile aber haben diesem die Ansiedelungen der Koztowcer und Nowogroder einen slavischen Character aufgeprägt. Die Unterschiede in Klima und Bodenbeschaffenheit des westlichen und östlichen Theils dieses Guberniums wirken verschieden auf die Pferdezucht. Die östlichen Kreise, der salwozjegodzische, uft-syffolskische und jarenskische, welche wenig Ackerbau treiben und nur auf einzelnen bevorzugten Stellen Hafer säen, züchten kleine, aber ziemlich schnelle und sehr dauerhafte, den mesenischen und finländischen ähnliche Pferde, welche eine am meisten degenerirte Abart der wjattischen Race bilden und welche man die zyranskische nennen könnte. Die mittleren Kreise, der totemskische, nitolskische, wielko-ustiuszkische und der größere Theil des wilskischen beschäftigen sich seit

lange mit Grasbau, um die elenden Weiden zu verbessern und säen gewöhnlich mit Roggen zusammen phleum pratense, aber dennoch ist die Pferdezucht hier eine sehr beschränkte; haben die Pferde den Winter bei sehr kümmerlicher Nahrung durchgemacht, so bringen sie den Sommer ohne Aufsicht in den Wäldern zu und werden nicht selten die Beute der Bären. Man findet zwischen diesen Pferden, die im Allgemeinen wijatkschen Stammes sind, ziemlich häufig mesenische, welche die Einwohner von Ustjug vorzugsweise zum Trödeln der Böte auf der Suchona verwenden. Alle diese Pferde sind kräftig und begnügen sich mit so Wenigem, daß gegen Ende des Winters oft Roggenstroh ihre einzige Nahrung ist. Die südwestlichen Kreise, der griasoweksche, wologadzische, kadintowskische und der westliche des welskischen zeichnen sich durch höhere Ackerkultur aus und zeigen auch mehr Trieb zur Pferdezucht. Jeder einigermaßen bemittelte Bauer hält einige wijatksche Mütter mittleren Wuchses meist brauner oder Fuchsfarbe. Die besten finden sich an den Ufern der Dwina und Wyczegda und erinnern an die livischen Klepper: die größten trifft man in der kornskischen und zabolozkischen Dorfschaft im kadintowskischen Kreise, wo man an Ort und Stelle dreißig bis fünfzig Rubel Silber für sie zahlt. Schon zweijährig werden sie auf Märkten verkauft, wenn sie nicht zu solchen gehören, die viel versprechen, denn diese werden bis zu vier Jahren zu Hause behalten und dann theurer an Pferdehändler verkauft, welche sie nach Rostow oder nach anderen Handelsplätzen bringen. Pferde die zum häuslichen Gebrauch bestimmt sind, werden im zweiten Jahre verschnitten.

In den Landschaften, wo das finnische Pferd wijatkscher und kajanischer Race heimisch ist, hält der Adel wenig zahlreiche Gestüte ganz anderen Stammes; so züchtet im wijatkschen Gubernium das Gestüt des Herrn Depreis, welches fünfundzwanzig Mütter zählt, englische und arabische Race, das Gestüt des Stallmeisters Juszkow, welches aus hundert-zehn Müttern und zwölf Hengsten besteht, züchtet englische, arabische, holländische, orlowsche, obwinkische und wijatksche Race. Im wologodzskischen Gubernium giebt es wenig adliche Gestüte und alle züchten Mischlinge verschiedener Racen. Zu den wichtigsten gehört das Gestüt Miezakows, angelegt 1792, dessen erster Stamm zehn Stuten rein englischen Blutes und der Hengst Lebrave waren; ferner das Gestüt Rafszjew, welches, nicht eben hohe, Wagenpferde züchtet, endlich das Gestüt Mobjew, welches Mischlinge der einheimischen Race mit Racenpferden

producirt; die Producte dieses Gestüts zeichnen sich durch einen fleischigen Kopf, dicken, kurzen Rumpf und die Höhe von zwei Arschinen zwei bis drei Werschok aus. Es sind Wagenpferde, welche sich zuweilen durch einen tüchtigen Trab auszeichnen. Der Adel, welcher die Umgegend der Gubernialstadt in einem Umkreis von hundert Kilometer bewohnt, beschäftigt sich zwar mit Pferdeezucht, hat aber keine Gestüte. Jeder Landgut-Eigenthümer dieser Gegend hält nicht mehr als sechs Stuten der verbesserten wijatskischen Race und damit genügt er seinem hippischen Dilettantismus. Im Gubernium Kasan existiren im Ganzen nur fünf Gestüte.

### § 210. Das obwinsche Pferd.

Diese Pferde haben ihren Namen von dem Flusse Obwa erhalten, der vom Westen aus nach Osten den ochanskischen, selikamskischen und permischen Kreis durchströmt. Vor der Mitte des XVI. Jahrhunderts waren diese Gegenden nicht bevölkert und dienten nur für die Heerden verschiedener Völkerschaften, die hier nomadisirend weilten, zum Weideplatz.

Im Jahre 1558 gab Iwan der Strenge dem Anifa, dem Sohne Theodor Strogonows, ein Privilegium auf das Land, in welchem die Obwa unter anderen heiligen Orten genannt wird. Die Inventur, welche im ersten Viertel des XVII. Jahrhunderts aufgenommen wurde, erwähnt Ansiedelungen, Dörfer und Anlagen, welche sich in dem dem Strogonow verliehenen Lande befinden, thut indessen keines Gestütes Erwähnung. Erst hundert Jahre später finden sich Spuren von dergleichen in diesen weiten Geländen. Im Archiv der Familie Strogonow findet sich eine Serie von Correspondenzen der Grafen Strogonow mit ihren Verwaltern und darin wird der Gestüte häufig gedacht. Obwohl in den Archiven sich keine Spur über die Vertlichkeiten findet, in welchen diese Gestüte waren, so ist doch sicher, daß einer der Punkte, wo das größte sich befand, an der Mündung der Obwa in die Kama bei dem sluzkischen Landgut lag, denn dort befanden sich damals reiche Wiesen, welche als Weide dienten. Bei der Mündung der Obwa befinden sich einige Inseln, von denen eine die Stuten- die andere die Ziegen- und die dritte die Schafsinfel bis heute heißen. Aeltere Leute wissen aus Ueberlieferung, wo die Ställe gestanden und behaupten, daß das Gestüt, welches sie bewohnt habe, das obwinsche genannt worden sei; aber wann und aus welchem Grunde dasselbe aufgelöst worden sei, davon schweigt die Kunde.



So werden dann wohl unzweifelhaft die Heerden der Strogonows den Anfang der obwinschen Race gebildet haben. Woher aber diese Heerden abstammten und ob sie einen eigenen Character in sich selbst ausbildeten, ob in Folge localer Bedingungen oder ob in Folge eines Erbes von den Antenaten, darüber giebt es keine Nachricht.

Es scheint am wahrscheinlichsten, daß die ersten Heerden der Strogonows bei verschiedenen dort an den Ufern der Rama und Obwa herum-schweifenden Nomadenstämme angekauft waren und daß finnisches Blut im Allgemeinen vorherrschend war. Es existirt aber noch eine andere Tradition, welche die finnische Abstammung der Obwinkis nachweist. Die Tradition sagt nämlich, daß diese Pferde aus finländischen Pferden und oeselschen Kleppern hervorgegangen, welche durch Alexis Michajlowicz und Peter den Großen in diese Gegenden eingeführt worden seien. Jedenfalls zeigen diese Pferde eine frappante Aehnlichkeit mit den finnischen, die unbezweifelt dazu berechtigt sind, von dort ihren Ursprung abzuleiten. Wenn also gleich das Vaterland dieser Pferde gewissermaßen einem Territorium angehört, in welchem die tatarischen Racen entschieden vorherrschend sind, so werden sie doch allgemein für rein finnische gehalten. Die baschkirische Race, welche die obwinsche rings umgiebt, war ursprünglich ebenfalls finnischer Abstammung und würde die Merkmale ihrer Vergangenheit gewiß behalten haben, wenn die Baschkiren nicht die tatarische Civilisation durchaus angenommen hätten.

Gestüte oder Heerden, welche regelrecht diese Race züchteten, giebt es so eigentlich nicht, nur reichere Bauern und Müller beschäftigen sich mit ihrer Fortpflanzung und Vermehrung. Die Erziehung der Fohlen ist sehr einfach. Den ersten Sommer gehen sie mit den Müttern auf die Weide und im Winter werden sie mit Heu, Spreu und ein wenig Hafer gefüttert, im zweiten Sommer und Winter wiederholt sich dasselbe, nur daß das Winterfutter in stärkeren Portionen verabreicht wird; im dritten Jahre werden die Hengstfohlen absondert gehalten und nicht auf die allgemeine Weide gelassen. In drei Jahren ist das Pferd vollständig ausgebildet, wird zum Verkauf gestellt und auch schon zu den Stuten gelassen. Die Färbung pflegt falbig mit einem schwarzen Streifen über den Rücken, oder auch fuchsig, selten braun oder schwarz, zuweilen hellbraun zu sein, ihre Höhe ist durchschnittlich zwei Arschinen selten ein Werschok mehr; aber trotz ihrer Kleinheit sind es schöne Pferde. Je reiner das obwinsche Blut, desto lebhafter ist das Temperament, im Lauf

ist das Pferd schnell und ausdauernd und zeigt nach vierundzwanzig im schnellsten Lauf zurückgelegten Kilometern keine Ermattung. Ein sorgfältig gehaltenes Pferd wird mit siebenzig bis hundertfünfzig Rubel Silber bezahlt. In ganz Rußland ist diese Race sehr begehrt. Der Verkauf findet auf Märkten in den Dörfern Statt, wo siebenhundert bis fünfzehnhundert zusammengetrieben werden. Aus den Berichten von Pferdemarkten in den Besitzungen der Gräfin Strogonow geht hervor, daß in dem einen Jahre 1852 auf sieben Märkten in vier Dorfschaften achttausendzweihundertvierzig Pferde im Werthe von hundertsechzigtausendzweiunddreißig Rubel Silber zum Verkauf gestellt und daß davon fünftausendsechshundert zweiundneunzig für einhundertneuntausendfünfhundertacht Rubel Silber verkauft wurden. Auf diesen Märkten werden die Pferde in drei Kategorieen geschieden: eigentliche Obwinkis fünfzig bis hundertfünfzig Rubel werth, gemeine fünfzehn bis fünfunddreißig Rubel werth, und endlich Braken, die man gewöhnlich Tataren nennt, weil die Tataren sie als Fleisch kaufen. Das Verhältniß der Obwinkis zu dem Rest verhält sich wie eins zu zehn.

Um die Pferdezuucht in den Dörfern der Czuwaschen zu heben, wo in dieser Beziehung sich eine arge Sorglosigkeit bemerklich machte, wurde um 1833 in dem Dorfe Golußzewo im alathyrskischen Kreise des Guberniums Simbirsk eine Beschälstation errichtet und 1839 führte das Ministerium des kaiserlichen Hauses obwinsche Beschäler ein, welche von da ab zur Vermehrung in den Dörfern, welche zu den Gütern des kaiserlichen Hauses gehören und welche größtentheils mit Czuwaschen bevölkert sind, gebraucht werden. Der Sprung war gratis und außerdem gab die Regierung noch denjenigen Belohnungen, welche sich durch Sorgfalt in Wartung der Fohlen nach obwinschen Hengsten auszeichneten. Eines der wirksamsten Mittel zur Hebung der Pferdezuucht in diesen Gegenden besteht darin, daß die Ortsbehörden alljährlich junge Hengste ankaufen, welche aus Kreuzung von Obwinkis mit czuwaschischen Stuten hervorgegangen und wofür bedeutend höhere Preise, fünfzig bis hundert Rubel Silber gezahlt werden. Unter solchen Antrieben züchtet das vor Kurzem noch halb wilde Czuwaschenthum mit jedem Jahre eine größere Menge von Pferden, die zum Verkauf gestellt werden; und wenn auch nicht alle verkauft werden und mancher in seinen Hoffnungen eines vortheilhaften Verkaufs getäuscht wird, so sind die Leute jetzt doch schon an eine ordentliche Pferdezuucht gewöhnt. Die angekauften besten jungen Hengste werden zu Dorfbeschälern

gemacht an Stelle von gefallenem oder ausgebracktem Obwinkis. Die obwinkische Race aber ist so ausgeprägt und möglicherweise sind auch die czuwasschischen Stuten mit den Obwinkis in so naher Stammesverwandtschaft, daß die guten Eigenschaften des Vaters ohne Schwanken auf die Nachkommenschaft übergehen. In Folge davon hat sich diese Race weit über die Grenze ihres ursprünglichen Nestes verbreitet. Auch im Gubernium Perm züchtet der Adel Pferde verschiedenen Blutes und von allen adlichen Gestüten dieses Guberniums züchtet einzig und allein dasjenige des Grafen Gregor Strogonow Pferde reiner obwinkischer Race, wogegen die Obwinkis der Gräfin Natalia Strogonow mit rein englischem Blute gekreuzt sind.

### § 211. Das bäuerliche Pferd.

Die Masse von Pferden, welche den allgemeinen Namen von Bauernpferden trägt, bietet keine besonderen Charaktere. Ihre Tugenden und Fehler sind eben so verschieden, wie die klimatischen Verhältnisse und die Bodenbeschaffenheit des großen russischen Reiches verschieden sind. Eine Eigenschaft aber, namentlich die Fähigkeit Mangel an hinreichender Nahrung und die Strenge des Klimas zu ertragen, ist allen bäuerlichen Pferden gemeinschaftlich und scheint eine Erbschaft der alten Steppenrassen zu sein, welche aller Wahrscheinlichkeit nach die Hauptquelle sind, aus welcher alle jetzigen entsprungen.

Die bäuerlichen Pferde des größten Theils Rußlands werden ohne alle Sorgfalt aufgezogen. Die Scheidung der ganzen Heerde eines Dorfes in kleinere Abtheilungen, je nach Alter und Geschlecht findet sehr selten Statt. Die Pferde begatten sich, ohne daß Jemand wüßte, wem sie eigentlich gehören. Halbreife Fohlen werden bereits befruchtet und dadurch in der Entwicklung des eigenen Wachstums gehindert, auch ist ihre Progenitur kümmerlich. Die Gebrechen der Eltern gehen auf die Kinder über und nehmen zu von Geschlecht zu Geschlecht. Zweijährige und noch jüngere Fohlen werden schon vor die Egge gespannt und ein dreijähriges verrichtet dem Bauern bereits alle Arbeiten. Das von der Arbeit heimkehrende Pferd findet keine pflegende Hand, die da auch nur mit einem Strohwißch Staub und Schmutz des erkalteten Schweißes abriebe, und das arme Thier wirft sich auf die Erde, um sich selbst von Schmutz und Jucken zu befreien, da aber die Bauernhöfe gleichfalls vom Schmutze starren, so besorgt es sich dadurch nur eine neue Rothdecke, so

daß, wenn nicht ein wohlthätiger Regen als Vermittler eintritt, man nicht im Stande ist, zu errathen, welche Färbung das vom Schmutz anscheinend mausfarbene Thier habe. Ehe man ihm seine sehr bescheidene Portion Nahrung verabreicht, treibt sich das hungernde Thier auf dem Hofe herum und sucht hier und da einen Stroh- oder Heuhalm, um seinen knurrenden Magen zu beruhigen, und stillt seinen Durst aus der ersten besten Pfütze. Im Sommer wird das von der Arbeit ermüdete Thier unmittelbar aufs Feld gejagt, Ställe, im eigentlichen Sinne des Wortes, sind unbekannt und werden durch enge und finstere Verschläge vertreten, welche kaum für einen Augenblick dem Pferde zum Aufenthalt dienen können, um nach der Arbeit zu verschmausen. Natürlich üben dergleichen Zufluchtsstätten den übelsten Einfluß auf den ganzen Prozeß des Lebens und auf die Entwicklung des Organismus ihrer Bewohner. Die gewöhnliche Antwort auf jegliche Bemerkung, welche in dieser Beziehung gemacht wird, pflegt die zu sein, daß die Bauernpferde schon seit vielen Generationen an eine solche Behandlung gewöhnt und daß sie deshalb so ausdauernd seien und jede Arbeit, Hunger, Durst und Unwetter ertragen können. Was nun ihr Vermögen der Ausdauer betrifft, so muß man sagen, daß diese Geschöpfe alle Erwartungen übersteigen; aber wie viele von ihnen gehen auch vor der Zeit unter und wie wenige sind mit dem zwölften Jahre noch brauchbar, und so gehaltene Pferde verkümmern, ehe sie noch zur Volljährigkeit gelangen, sogar in solchen Gegenden, welche in Folge ihres Klimas und Futterreichthums zur Pferdezucht wie geschaffen scheinen.

Zu der Reihe also behandelter und verkommener Pferde gehören fast alle Bauernpferde der westlichen Gubernien; Semgallen macht davon eine Ausnahme, außerdem züchten im Pruzanskiſchen, Wolkowyskiſchen und Kobrynskiſchen die Wirthe, welche sich mit Waarentransporten beschäftigen, einigermassen bessere und größere Pferde. Die Bauern der drei weißrussischen Gubernien züchten wenig Pferde, welche im Allgemeinen alle Fehler und üblen Eigenschaften bäuerlicher Mähren haben. Die einzige Ausnahme davon macht die Umgegend von Horyhorſka, welche die Arbeitspferde der horyhorezkiſchen Musterwirthschaft benutzten, um die eigene Pferderace zu verbessern. Das Gubernium Smolensk kauft seine Arbeitspferde größtentheils auf den Märkten, wo eine Menge kleinrussischer Pferde gestellt werden. Das ärmere Rosalenthum und die kleinrussischen Bauern besitzen Pferde, welche mit allen Mängeln schlecht aufgezogener

und verwahrloster Pferde behaftet sind; ebenso sind die Pferde der Bauern des kurskischen Guberniums.

Die Bauern des orelschen und tulaer Guberniums, namentlich diejenigen, welche sich mit Waarentransporten beschäftigen, haben gute Arbeitspferde, welche von der Fohlenzeit an gute und hinreichende Nahrung erhalten. Im Verlaufe einiger Generationen hat sich der Wuchs dieser einst elenden Pferde verbessert, sie haben Breite in den Knochen, starke Muskulatur und hinlängliche Kraft, um bedeutende Lasten zu ziehen. Diese Pferde tragen in Rußland vorzugsweise den Namen „Zugpferde“, und die Hauptstädte verbrauchen eine große Menge derselben. Die Bauern des Gubernium Kaluga, Kostrom und ein Theil des wladimirschen züchten eben so elende wie kleine Pferde, nur die Uferlandschaften der Oka, Klasma und Nerla haben ziemlich gute Arbeitspferde. Die Landleute der Gubernien von Jaroslaw, Psków, Niäsan, Moskau, Twer, Nowogrod und Peterssburg züchten keine Pferde und kaufen dergleichen nur auf den Frühjahrsmärkten für den Sommer, im Herbst aber verkaufen sie dieselben wieder. Im siergutskischen und wasilskischen Kreise des Guberniums Nizgorod wohnen einige tatarische Familien, welche einige Mütter zur Zucht der alten tatarischen Race halten, welche bei den nizgoroder Bauern sowohl zu Feldarbeiten wie zu Transporten im allgemeinen Gebrauch ist. Im rostowskischen und poszechanskischen Kreise des Guberniums Jaroslaw sind hin und wieder Bauern, welche schon seit lange an Verbesserung ihrer Arbeitspferde dachten und so halten sie angekaufte Beschäler, für deren Sprung sie sich sieben bis zehn R. S. zahlen lassen. Auf Märkten und Jahrmärkten zahlen die Bauern dieser Gegenden hundertfünfzig bis dreihundert R. S. für Pferde.

Die Gebräuche, welche in Rußland beim Pferdehandel beobachtet werden, weichen sehr von den in anderen Gegenden gewöhnlichen ab. Der höhere Grad der Cultur des Westens hat so viel künstliche Mittel erfunden, theils um Fehler zu verdecken, theils um in der That nicht existirende Eigenschaften zu fingiren, daß der Käufer sich lange besinnt, ehe er auf den Kauf eingeht; ein ganzer Tag geht über dem Handel hin, eine Menge von Proben werden angestellt und erst gegen Abend wird der Handel beschlossen und mit der Flasche besiegelt. Der russische Bauer macht dergleichen mit ein paar Worten ab und verläßt sich gewöhnlich auf die Versicherung des Verkäufers. Aber auf den Märkten beider Welttheile spielen ungebetene Vermittler eine große Rolle, im Westen die Juden, im Osten die Zigeuner und Tataren.

Die Bauern des Guberniums Penfa und des südlichen Theils des kasanschen Guberniums haben elende schwache Pferdchen, die kaum den Bedürfnissen entsprechen; was man etwa besserer Art dort findet, kommt aus den benachbarten Gubernien Woronesch, Tambow, Simbirsk und Saratow. Diese Gubernien sind unzweifelhaft die reichsten an tüchtigen Arbeitspferden. In den Fabrikreisen des Guberniums Saratow finden sich Bauern, welche an hundert Arbeitspferde halten, und obwohl der größte Theil derselben kaschirischer und kirgisischer Race ist, so fehlt es doch auch nicht an solchen, welche mit der simbirskischen rivalisiren können. Im karsunskischen, simbirskischen und sengileischen Kreise des Guberniums Simbirsk steht die Pferdezuucht bei den Bauern auf einem so hohen Grad der Vollkommenheit, daß man nicht selten Pferde findet, auf die man in der Hauptstadt vor der Karosse stolz sein könnte. In vielen Dörfern haben die Edelleute seit lange schon Beschäler für die bäuerlichen Stuten gehalten, auch eine Art Aufsicht über die Progenitur geübt. In anderen Ortschaften haben die Bauern selbst Geld zusammengeschoffen, um einen Beschäler für zweihundert bis vierhundert R. S. anzuschaffen, zu welchem Preis man im Simbirskischen einen ganz vortrefflichen haben kann. Ein solcher Hengst belegt nun die Stuten derjenigen Bauern, welche zum Vereine gehören, unentgeltlich, während die anderen für den Sprung drei und mehr Rubel zahlen. Man läßt, jedoch nur im Frühlinge, soviel Stuten als möglich belegen, und im Herbst verkauft man den Hengst wieder, gewöhnlich zu dem Einkaufspreis, oder um weniges niedriger, so daß die Belegung der Stuten als reiner Gewinn dieser Art von Speculation erscheint, die alljährlich wiederholt wird. Stuten, welche von dergleichen Hengsten stammen und zuweilen von außerordentlicher Schönheit sind, werden schon nach drei Jahren zur Vermehrung verwendet, Hengste aber werden von den Müttern getrennt in Stallungen zu sogenannten, nur in Rußland bekannten Wykormkis (Gemästete) aufgezogen, wobei alle Vorschriften beobachtet werden, welche man beim Mästen der Hausthiere befolgt. Das Thier wird zum Mangel an Bewegung und Licht, zu einem hohen Grad von Wärme und zu einer reichlichen, leicht verdaulichen und mästenden Nahrung verurtheilt. Ist das Fohlen bei einer solchen Behandlung zu einer für sein Alter zu frühen Entwicklung des Wuchses und des ganzen Wesens gelangt, wird es nach dem zweiten Jahre schon zur Stute gelassen. Im ersten Frühlinge werden von ihm zwei bis sechs belegt, im folgenden Frühling noch mehr und gleich darauf wird der

junge Hengst, nachdem er gewaschen, gereinigt, geschoren und gepuht worden, auf den ersten besten Jahrmarkt zum Verkauf gebracht. Hier handelt es sich nun darum, den dreijährigen Hengst ins schönste Licht zu stellen, dessen Aeußeres indessen auch ohne dies schon viele in die Augen fallende schöne Eigenschaften besitzt. Durch die Nähe einer Stute aufgeregt, durch den Lärm des Jahrmarkts erschreckt, stampft der Zögling finsterner Einsamkeit, vorher gewöhnlich stumpf und ernst, den Boden mit dem Hufe, wiehert, setzt den Schweif grade ab und macht alle Bewegungen mit solcher Leichtigkeit und mit solchem Feuer, daß man an ihm durchaus nichts zu tabeln findet. An Käufern fehlt es nicht und die Zahl derselben vergrößert sich durch die sogenannten Freunde, welche dazu dienen, den Preis in die Höhe zu treiben und im Umsehen geht er für achtzig bis zweihundert R. S. ab. Das künstlich angeschürte Feuer, durch welches das so auf dem Markte erworbene Pferd sich auszeichnete, zeigt sich nach Hause gebracht nur in der Nähe einer Stute, was es nicht selten weder für das Romont noch den Sattel brauchbar macht; es bleibt nichts übrig, als es zu verschneiden, wodurch es für immer verdorben wird. Ein solches Pferd wächst gewöhnlich noch ein Jahr, aber weil es dabei an Länge nicht mehr zunimmt, so verliert es seine frühere Proportionale in den einzelnen Gliedern des Körpers, die Ohren werden hängend, sein Aussehen verdummt und allmählig entwickelt es alle Merkmale einer zu nichts brauchbaren Mähre, an der sich bald alle traurigen Folgen einer unnatürlich übereilten Entwicklung, eines gewaltfamen Mästens und zu früher Zulassung zur Stute offenbaren. Das Hintertheil wird sichtlich schwach, die Vorderfüße werden schnell struppirt und kniebeinig, bald auch zeigen sich Schorfe, die nicht selten einen bösen Character annehmen.

Die kaiserlichen Beschälungsstationen haben, wie es scheint, vortheilhaft auf die Verminderung der Wyformtis gewirkt.

In dem buiskischen und kurmyschischen, wie zum Theil in dem ardalowschen und alatyrschen Kreise desselben Guberniums Simbirsk, die meist durch Tzumaschen und Tataren bewohnt werden, sind die Pferde klein, zeichnen sich aber durch trockene, kräftige Füße und starke, harte Hufe aus.

Im Gubernium Woronesch, an den Ufern des Bitiug, existirt eine Race von Bauerpferden, die in ganz Rußland wohl bekannt und geschätzt ist und die bitingische genannt wird. Die Zeit der Entstehung dieser

Race reicht, wie versichert wird, in die Zeiten der Regierung Peters I., der hierher holländische Pferde eingeführt haben soll. Von dieser Zeit an sollen die Bauern dieses Guberniums, namentlich diejenigen, welche die Ufer des Witiug bewohnten, die Pferdezuucht mit ungemeiner Sorgfalt betrieben haben, was ihnen um so mehr gelingen konnte, als sie weite und nahrhafte Weiden am Flusse entlang hatten und später mit dem ausgezeichneten Gestüte des Grafen Orlow Czesmenski benachbart waren, von dem sie ausgezeichnete Hengste und Mütter erwarben. Inmitten so günstiger Verhältnisse entstand eine besondere Race von großem Ruf. Die Witiugs sind meistens mittleren Wuchses, gedrungenen Baues, nicht großen Kopfes, sehr großer Augen, kurzen Halses, breiter Brust, kräftiger Füße, kurzer Fesseln, haben ein abgerundetes Hintertheil, die Köthe mit Haar dicht bedeckt, Schweif und Mähne schön gewellt und lang. Sie sind außerordentlich folgsam, in der Arbeit energisch und sehr ausdauernd, aber heute schon selten. In den Dorfschaften Czjgotta, Kurtak, Esirta und einigen anderen kann man zuweilen noch einen Witiug für sechzig bis hundert R. S. erwerben. Das Verschwinden dieser Race pflegt dem Mangel an der erforderlichen Nahrung und dem zu frühen Gebrauch der Pferde zur Arbeit und Vermehrung zugeschrieben zu werden. In früheren Zeiten, als der Herr A. A. Bezborodko seine Wiesen und Felder den eigenen Bauern verpachtete und diese Wiesen und Felder in einer Ausdehnung von sechzig Rilom. an dem Ufer des Flusses sich hinzogen, hatten viele Bauern Heerden von zehn bis fünfundsiebzig Müttern; die Fohlen wurden drei Jahre zu Hause gefüttert und später erst wurden sie in die Steppen getrieben, wo sie, wie man sagte, bis an den Bauch im Grase wateten und erst im fünften oder siebenten Jahre zur Arbeit genommen oder zum Verkauf gestellt wurden. Es ist also kein Wunder, daß die damaligen Witiugs sich durch Kraft und Dauer auszeichneten. Heute haben sich die Umstände geändert, die Weide ist in eine Menge kleiner Stücke zertheilt, verschiedenen Personen gegeben und vielfach in Acker umgewandelt. In dem heut zur Arbeit angespannten dreijährigen Fohlen ist der Nachkomme der einst so ausgezeichneten und begierig gekauften Witiugs nicht mehr wieder zu erkennen. Mit dem Wechsel der wirthschaftlichen Verhältnisse mußten natürlich auch die großen bäuerlichen Heerden aufhören. In einer der Dorfschaften Wojejkows soll bis heute noch bei einem Bauern die letzte Heerde bestehen, welche vierzig Mütter und drei Traber-Beschäler zählt.



Die heutigen Maßregeln der Regierung, welche vorzugsweise die kleine Production im Auge haben, werden gewiß bald zum Resultate haben, daß sich die bäuerliche Pferdezucht gewaltig heben wird und daß bald wieder gute Bauernpferde im Lande erscheinen werden. Ausstellungen, Probeziehen und bäuerliche Wettrennen gehören zu den Mitteln, welche die hippische Industrie beleben. Seit 1849 hat das Departement für Pferdezucht solche Mittel und Proben auf den sogenannten kasanschen Jahrmärkten in Simbirsk eingeführt. Zu Wettrennen werden nur bäuerliche Pferde zugelassen, welche nicht weniger als fünf und nicht mehr als acht Jahre alt sind. Das Gewicht des Reiters mit dem Sattel soll nicht unter hundert Kilogramm und die Last auf den Wagen bei der Zugprobe soll nicht über tausend Kilogramm vor dem Beginn des Auf ladens von Lasten sein. Andere Beschränkungen finden bei der Probe nicht Statt. Zeichnet sich ein Pferd bei den Proben aus, so pflegt es für einen gewöhnlich hohen Preis durch das Departement für Pferde zucht angekauft zu werden.

Zum Ort für Wettrennen ist in Simbirsk eine weite Ebene in der Nähe des Jahrmarktplazes bestimmt. Zwei concentrische Kreise, zwischen denen die zum Rennen bestimmte Bahn, in der Breite von zwölf Klaftern und in der Länge von zwei Kilometern, sind durch Furchen bezeichnet, die Peripherie des inneren Kreises ist außerdem mit Wiepen oder Stangen mit Strohbindeln an der Spitze ausgesteckt. Für die Richter ist eine Tribüne und für die Damen ein Balcon errichtet, der mit Guirlanden und Teppichen bedeckt ist. Am 8. Juli versammelt sich ein zahlreiches Publicum aus allen Schichten der Gesellschaft. Der Andrang ist gewöhnlich sehr groß. Es wimmelt da von Tataren, Tzumaschen, Zigeunern u. s. w. mit Frauen und Kindern in ihren eigenthümlichen Trachten. Ein Chor von Sängern ersetzt die Musik und unterhält das Publicum, so lange die Beamten des Departements die vorläufigen Vorbereitungen, das Abwägen der Reiter auf großen Wagen u. s. w. noch nicht beendet haben. Renn- und Zugpferde gehören gewöhnlich zur Landesrace oder sind baschkirische, kirgisische, donische oder auch aus Kreuzung dieser Racen unter einander hervorgegangene. Um sechs Uhr erscheint der letzte Zug von zwei und vierrädrigen Equipagen, welche die Elite der Stadt zum improvisirten Hippodrom bringen. Das schöne Geschlecht der höchsten Gesellschaft Simbirsk's nimmt die für dasselbe reservirten Plätze auf dem Balcon ein, die Richter begeben sich auf ihre Tribüne, und auf ein

gegebenes Zeichen beginnt das Lastziehen. Einfache Wagen mit einem Pferde bespannt fahren an und alle fünf Klafter werden je achtzig Kilogramm so lange aufgeladen, bis das Pferd stille hält.

### § 212. Pferde edlerer Racen.

In den Gütern des reichen und aufgeklärten Adels existirten schon seit lange größere oder kleinere Heerden, deren Blut ursprünglich finnisch oder tatarisch durch Importirung von Pferden östlicher oder westlicher Nachbarn veredelt wurde.

In diesen Heerden verbesserte man Form und Wuchs der Production durch sorgfältige Zucht in dem Maße, als die abendländischen Principien in dieser Beziehung sich Bahn brachen. Der Adel Rußlands züchtete seine Pferde früher nicht sowohl in der Absicht, Gewinn daraus zu erzielen, als vielmehr für den eignen Gebrauch und zur Verbesserung der Pferde seiner Bauern, wenig nur wurde verkauft, aber viel verschenkt. Die ehemaligen Pferde des Adels zeichneten sich nicht eben durch großen Adel aus, hatten aber Kraft, waren gutmüthig und dauerhaft, und solche Eigenschaften haben immer ihren Werth, besonders da, wo man gewöhnlich und alltäglich um zehn Uhr anspannte, um einen Nachbarn sechzig Kilometer weit zu besuchen und zur richtigen Tafelzeit einzutreffen.

In den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts begann der Sinn für Verbesserung der Pferdezucht in Rußland sich lebhafter zu regen. Graf Alexy Orlow hat in dieser Beziehung die größten Verdienste. Sein Beispiel gab dem ganzen Adel den Anstoß zu Nachahmung, außerdem hat das Gestüt des Grafen Johann Orlow, des Bruders des genialen Schöpfers der Race orlowscher Pferde, welches nach seinem Tode verkauft wurde, nicht wenig dazu beigetragen, in Privatgestüten das Blut der edlen orlowschen Traber und Reitpferde zu verbreiten. Das Gubernium Simbirsk hat aus diesem Verkauf namentlich Nutzen gezogen, insofern das Gestüt eben auf dem Wege der Licitation in Wozniesensk im stawropolschen Kreise versteigert wurde, und bis heute noch hat sich das dort vor mehr als einem halben Jahrhunderte eingeführte orlowsche Blut erhalten.

Graf Alexy Orlow besaß vor Begründung des berühmten chrenowschen Gestüts im Gubernium Woronesch 1778 ein altes Familien-Gestüt in Ostrowo bei Moskau. Von der Beschaffenheit dieses Gestüts weiß man heute wenig, indessen darf man doch nicht bezweifeln, das man dort

ausgezeichnete Pferde gehalten habe. Der Graf war nicht nur ein leidenschaftlicher Pferdeliebhaber, sondern auch ausgezeichnete Pferdekenner und besaß nebenbei die Mittel, um seiner Leidenschaft keine Zügel anlegen zu brauchen. Andere Umstände noch waren ihm günstig, so kamen z. B. 1767 zwanzig Stuten in seinen Besitz, welche er sich mit Erlaubniß der Kaiserin aus den damaligen, heute nicht mehr existirenden, Hofgestüten auswählen durfte. Zehn von diesen Stuten wählte der Graf aus dem Choroszewschen Gestüte, damals dem berühmtesten in ganz Rußland. Dies Gestüt besaß arabische, englische, dänische, lombardische und spanische Pferde. 1739 kaufte man für dasselbe in Italien den Rapphengst Szuj, 1742 wurden demselben Gestüt über dreißig Pferde des Fürsten von Curland einverleibt und 1743 drei Hengste und acht Mütter aus den in Esthland und Livland confiscirten Gütern Löwenwalds. Unter den Beschälern jener Epoche zeichnete sich in Choroszew der Hengst Gardi aus, der 1762 nach einem lombardischen Hengste geboren war. Derselbe wurde nach vierundzwanzigjährigem Dienst im Gestüt verkauft.

Seit 1774 begann eine neue Epoche der Pferdezucht nicht nur in Ostrowo, sondern in ganz Rußland; denn grade in der Zeit erwarb Graf Orlow dreißig arabische Hengste, von denen achtzehn in Staatsgestüte übergingen; die zwölf übrigen und neun Stuten schickte der Graf in das Gestüt zu Ostrowo, wo sich damals der englische Hengst Balaban und einige englische Stuten, außerdem ein holländischer Hengst und sieben holländische und eine dänische Stute befanden. Von den zwölf arabischen Hengsten zeichneten sich namentlich zwei durch Kraft und außerordentlich graziöse Formen aus und die Zeit zeigte, wie trefflich der Graf diese Eigenschaften für die Nachkommenschaft zu benutzen verstand. Sultan wurde der Vater der Familie der orlowschen Reitpferde, und dem Smietanka verdankt Rußland die Race der orlowschen Kyffatz oder Schnelltraber.

Man weiß wenig von dem äußeren Aussehen Sultans, nur daß er ein schönes Pferd dunkelgrauer Färbung war; ebenso wenig weiß man, welche von den Müttern nach ihm den Bury-Sultan auf die Welt brachte, der die Ehre hatte, dem Kaiser Paul zehn Jahre unter dem Sattel zu dienen. Gniady-Sultan, der Bruder des ersteren wurde 1777 von der importirten arabischen Stute Giliwa geboren und hinterließ Hengste und Stuten, von denen auch nicht eine aus dem Gestüt verkauft wurde. Die Nachkommen Sajmas, des ersten Sprößlings

Aszoneks, sind heute die Repräsentanten der orlowschen Reitpferd-Race. Es sind das Pferde, welche sich durch die Harmonie aller Theile des Körpers durch langen, kräftigen Rumpf, Wuchs, proportionirte gut stehende Ohren, breite Stirn, große lebhaftige Augen, grade, zuweilen etwas eingebogene Nase, weite Nüstern, breite und tiefe Schlüsselbeine, flachen Hals, hohen Widerrist, grades Kreuz, grazios abgerundetes Hintertheil, schönes Tragen des gutangesehten Schweifes, regelrecht gestelltes Fußwerk, deutlich hervortretende Muskulatur, elastische Sehnen und etwas längliche harte Hufe auszeichnen. Die Bewegungen dieser Pferde sind durchaus regelrecht, dieselben zeigen viel Feuer, viel Freiheit in den Blättern, Kraft in der Hinterhand und Unermülichkeit in der Arbeit. Dabei sind sie intelligent und gutmüthig, zwei Eigenschaften, durch die sie bei den Bereitern in hohem Rufe stehen. Aus solchen Elementen ist die Race der orlowschen Reitpferde hervorgegangen, welche auf der Ausstellung zu Paris 1867 durch Frant, Fakiel und Fasan vertreten war. Die beiden letztgenannten wurden durch Alexander II. dem Kaiser Napoleon III. zum Geschenk gemacht.

Der Stammvater der Gattung orlowschen Traber-Race, Smietanka, der mit sechstausend Rubeln bezahlt wurde, verband, wie die Sage meldet, Harmonie aller Theile des Körpers mit außerordentlicher Kraft, von Färbung war er silberweiß und zeichnete sich dadurch aus, daß er ein Paar Rippen mehr hatte als andere Pferde. In Ehrenow finden sich noch Reste seines Skeletts, welches bis 1812 vollständig vorhanden war, aber in diesem verhängnißvollen Jahre verloren ging und erst 1849 in einem sehr defecten Zustande wieder aufgefunden wurde. Es fehlten davon der Vorderkiefer, einige Nackenwirbel und einige Rippen, so daß man nicht constatiren kann, ob Smietanka wirklich neunzehn Paar Rippen hatte. Das in seiner Totalität erhaltene Skelett der Venus, der Mutter Faszmas III. und Aszoneks II., welche siebenundzwanzig Jahre lebte, zeigt in seinem System eine Anormalität, welche möglicherweise zu der Annahme verleiten konnte, daß auch dies Skelett neunzehn Paar Rippen besitze, indessen liegt die Anomalie darin, daß die Seitenvorwüchse des ersten Lendenwirbels von unnatürlicher Länge sind. Vielleicht ist die Tradition von den neunzehn Rippenpaaren Smietankas die Wirkung einer ähnlichen Täuschung.

Smietanka verendete ein Jahr nach seiner Ankunft in Ostrowo und hinterließ eine Stute und vier Hengste. Von diesen hatte der erste,

Lubimyi keine Nachkommen, der zweite, Bowka wurde nach England verkauft, vom dritten, Felfersam, der von einer englischen Stute geboren war, stammten sieben Hengste und neunundfünfzig Stuten, welche alle im Gestüt blieben und deren Blut mit demjenigen der Nachkommen Sultans und mit dem anderer Nachkommen Smietankas gemischt wurden. Felfersams Nachkommen standen im Rufe der Kraft und Schönheit. Der vierte Sohn Smietankas, Balkan, ein Schimmel, hatte dreißig Nachkommen; von diesen war einer, Sieryj-Bars, sehr groß, aber sehr wohl proportionirt, stark und leicht und zeichnete sich durch einen außerordentlich räumigen Trab aus. Ihn muß man als den eigentlichen Protoplasten der orlowschen Traber ansehen. Was die Mutter Balkans und Bars' betrifft, so weiß man nur, daß die Mutter des ersten dänisch und des zweiten holländisch war. Von Balkans Mutter ist die Ueberlieferung, daß sie falb war, was als Beweis für ihre ausgezeichneten Eigenschaften erachtet werden muß, wenn man bedenkt, daß sie trotz dieser Färbung zum vorzüglichsten Beschäler zugelassen wurde. Man weiß nicht mit Sicherheit, ob diese Stute direkt aus dem königlich dänischen Gestüt oder aus Choroszew gekommen ist. Die holländische Mutter Bars' war ein Schimmel und gewiß von sicherer Race, da sich dieselbe in der Nachkommenschaft siebenzig Jahre hindurch ohne Schwanken erhalten hat.

Die russischen Hippologen interpretiren das Resultat der, durch den Grafen Orlow veranlaßten, Kreuzung folgendermaßen. Smietanka theilte seinem Enkel Bars viel seines edlen Blutes mit, viel Kraft, Trockenheit und Feuer und die dänische Großmutter gab ihm Höhe, Länge, Breite und massive Knochen, die holländische Mutter aber freie Bewegung der Schulterblätter und Biegsamkeit der Kniee. Die Russen finden, daß alle diese Eigenschaften der drei verschiedenartigen Racen in Bars I. in Folge genialer Combination des Grafen Orlow, sich vereinigten, und daß die ausgezeichnete Traber-Race, welche in Rußland so außerordentlich populär geworden, ein ganz neues Product der Kreuzung ist. In Wirklichkeit aber kann der orlowsche Rhyssak als nichts anderes angesehen werden als für den holländischen durch ausgezeichnete arabische Hengste veredelten Hartdraber. Es hat sich also bei Entstehung dieser Race das wiederholt, was schon oft bei Verbesserung der Hartdraber Statt gefunden hat und was sich bei der ganzen armorikanischen Race fortwährend von der Zeit ab, als Franken und Mauren zum ersten Mal auf einanderstießen, wiederholt hat. Die ganze Ungewöhnlichkeit und Neuheit liegt darin, daß

dieser Umstand nicht im Vaterlande der Hartdraber, sondern auf fremdem Boden, dessen Klima und sonstige Verhältnisse ganz andere sind, Statt gehabt hat. Den Grund der Vortrefflichkeit der orlowschen Traber muß man weniger in den Geheimnissen der Kreuzung, als in der ausgezeichneten Dressur, welcher, ohne Ausnahme, Vater wie Mutter unterworfen wurden, suchen.

Einige der Nachkommen Bars' I. stammten von englischen Müttern, außerdem zeigen sich in den ersten Generationen der orlowschen Traber arabische, persische und sogar bucharische Väter und Mütter, aber weiterhin pflanzte sich diese Race rein in und aus sich selbst fort. Bars I. verendete 1808, war siebzehn Jahre im Gestüt gewesen und hinterließ eine Menge von Stuten und elf Söhne, von denen nur vier keine Nachkommen lieferten. Die heutigen Beschäler des chrenowschen Gestüts, Abtheilung Traber, stammen alle von drei Söhnen Bars' I. von Lubiezny I. vom Dobry I. und vom Lebieb I., die Mutter Lebiebs stammte vom Fellerjam, so daß dieser Beschäler sowohl der Mutter als auch dem Vater nach ein Urenkel des Smietanka war.

Der orlowsche Traber (rysak) ist gewöhnlich hoch. Die kräftigen, seinem Wuchs entsprechenden Formen fallen in die Augen. Der trockene, mit schönen Augen versehene Kopf verräth die östliche Abstammung, doch bildet bei ihm selten Stirn und Nase eine grade Linie, meistens ist der Ansatz der Nase zwischen den Augen hervortretend und das eigentliche Nasenbein eingesenkt. Rumpf und Kopf sind durch einen gut herauswachsenden etwas fleischigen Hals schön verbunden. Die nach allen Richtungen hin breite Brust bietet für Lungen und Herz hinreichenden Raum. Der trockene Widerrist geht stufenweise in das starke und breite Kreuz über, das mit einem gesenkten, aber selten gefurchten Hintertheil und breiten, etwas gehobenen Hüften verbunden ist, kurze Flanken füllen den Raum zwischen Rippen und Hintertheil. Die Lage der Armbeine, Schulterblätter, des Rumpfes und Halses bietet für das Komont einen bequemen Platz, so daß alle diese Körpertheile in ihrer Bewegung frei und ungehindert sind. Die breiten, langen Schulterblätter mit starker Muskulatur haben eine schräge Lage und bilden mit dem Armbein fast immer einen rechten Winkel, der Ellbogen steht von der Brust etwas ab, hervortretende Fleischtheile verschleiern die sehr langen Vorarmbeine der Vorderfüße, die Gleichbeine aber sind von auffallender Kürze. Die kräftige Entwicklung des Hintertheils stört die Harmonie mit der Vorhand nicht, hier sind die

Gleichbeine außerordentlich kurz und die Schienbeine lang, breit und mit vollen sichtbar hervortretenden Muskeln versehen, die kurzen Fesseln stehen meist auf großen Hufen, die aber regelrecht geformt sind. Die weiche, elastische Haut ist mit weichem, vorherrschend weißem Haar bedeckt, Schweif und Mähne sind lang. Viele der orlowschen Race haben dicht und lang bewachsene Köthen und zwar fangen die langen Haare zuweilen schon bei den vorderen Knien und vom Sprunggelenk an, aber diese Haare sind durchaus anderer Natur als bei den Friesen, sie sind nämlich dicht und glänzend.

Der Traber im Stall erscheint gewöhnlich ruhig und gutmüthig, erst in der Action zeigt sich sein lebhaftes Temperament; einige von ihnen unterscheiden sich in Beziehung auf das Feuer in nichts vom Araber, was zuweilen schon beim Herausführen aus dem Stalle auffällt. Schon im Schritt kann man wahrnehmen, welchen Einfluß der Bau des Körpers auf die Bewegungen desselben ausübt, denn schon in der Schrittbewegung langen die Hinterfüße über die Spuren der Vorderfüße hinaus, und im Trabe greifen sie einen noch größeren Raum, und dies allein vermag zu erklären, auf welche Weise dieser flüchtige Traber mit jeder vollendeten Bewegung seiner vier Füße drei bis vier Körperlängen vorschiebt und drei Kilometer in vier ein halb Minuten zu durchlaufen im Stande ist. Manche behaupten, daß sie früher noch schneller waren. Der General-Lieutenant Jörn sagt in dem Wochenblatt für Pferde-Liebhaber, Jahrgang 1823, daß Lubaszka, ein Pferd, das dem Obersten Krüdner gehörte, auf dem Eise zwei Kilometer in der Minute machte und Pochwalnyj, ein Pferd des Herrn Protasow, denselben Raum in fünfundfünfzig Sekunden zurückgelegt habe, was indessen doch zweifelhaft scheint. Manche behaupten auch, daß jedes mit Kraft und Feuer begabte Pferd, das von Jugend auf im Trabe geübt worden, im Stande sei mit der Zeit ein flüchtiger Nyssak zu werden; es will mir indessen scheinen, daß diese Surrogate nicht genügen, jemals einen Nyssak herzustellen, wenn das Skelett und die Muskulatur nicht alle diejenigen nothwendigen Bedingungen besitzen, welche im orlower Nyssak aufs deutlichste hervortreten, namentlich aber in den Maßen der Brust, der Länge und Neigung des Kreuzes, Stellung der Füße, Kürze des Gleichbeins, so wie in der Länge der Armbeine und Schenkel, kurz in Allem dem, was als charakteristisches Merkmal derjenigen Pferde dient, welche unter dem Namen der orlowschen Nyssaks bekannt sind.

Auf der Pariser Weltausstellung 1867 war diese Race durch Beduin den Sohn Burliwys, Enkel Bystrolots, Großvater Doganiajs des Sohnes Bogatyr, des Sohnes Kroliks I., des Sohnes Dobry's I., des Sohnes Bars I. vertreten. Beduin zeigte bei der Prüfung in Paris eine solche Schnelligkeit wie bisher noch kein Traber in der Welt, denn er legte drei Kilometer in vier Minuten fünfundvierzig Sekunden, d. h. mit einer Schnelligkeit von einer Minute zweiunddreißig Sekunden auf ein Kilometer, zurück und den letzten Kilometer durchlief er in einer Minute neunundzwanzig Sekunden, während die amerikanische Traberstute Flora Temple, welche man bis dahin für den schnellsten Traber gehalten hatte, nur mit der Schnelligkeit von einer Minute sechsunddreißig Sekunden auf ein Kilometer rannte.

Einige Jahre nach der vollständigen Entwicklung des Gestüts des Grafen Orlow, als Ostrowo schon nicht mehr im Stande war, den alljährlichen Zuwachs aufzunehmen und man es nach Ehrenow im Gubernium Woronesch und nach Tzesmenta, nicht fern davon gelegen, übersiedelte, wurde der ganze russische Adel für Pferdezucht begeistert und fast Alle machten sich daran, Pferde zu züchten. Damals trat noch eine, in hippischer Beziehung, berühmte Persönlichkeit auf. Graf Rostopczyn nämlich stellte sich die Aufgabe, eine solche Race von Reitpferden zu bilden, welche den Bedürfnissen seines Vaterlandes vollständig entspräche und gründete in dieser Absicht zunächst 1802 ein Gestüt in Woronow (Gub. Moskau), verlegte dasselbe 1812 ins orteische Gubernium und schließlich seit 1815 ins woronescher, wo es zugleich mit dem orlowschen Gestüt bis zum Jahre 1845 die gesundesten Ansichten und Principien der Pferde- zucht verbreitete, den Geschmack für gute Pferde allgemeiner machte und eine Menge der vortrefflichsten Reitpferde in die Welt setzte. Die ersten Beschäler dieses Gestüts waren Araber reinsten Bluts: Kadi, Dragut, Rajmat und Myszan, welche in Arabien mit Sorgfalt und Sachkenntniß gekauft wurden. Mit der Zeit kamen auch noch persische, türkische und englische Hengste ins Gestüt und unter den letzteren befand sich der berühmte Pikir. Auf diese Weise entstand eine besondere Race von Reit- pferden, bekannt unter dem Namen der rostopczynschen, welche sich durch sehr schöne Formen, graziöse Action, große Sanftmuth des Characters, kurz durch alle orientalischen Pferden eigenen Tugenden auszeichneten. 1845 kaufte die Regierung das ganze Gestüt und brachte es zu dem, in demselben Jahre ebenfalls angekauften ehrenowschen. Die rostopczynner



Pferde bildeten in dem Chrenowschen Gestüt keine besondere Abtheilung, wurden vielmehr zum Theil mit der Abtheilung der Pferde rein orientalischen Bluts vereinigt, zum Theil aber der Abtheilung der orlowschen Reitpferde einverleibt.

Der größere Theil russischer Gestüte, welche Reitpferde produciren, leitet seinen Ursprung von einem dieser beiden Gestüte her, oder es sind auch Gestüte, in welchen gewöhnliche Steppenpferde irgend eines der oben beschriebenen Stämme einer radicalen Verbesserung, nicht nur durch größere Sorgfalt in der Züchtung, sondern auch durch Veredelung vermittelst arabischer, persischer, türkischer und englischer Hengste zu ihrem Vortheil anheim gefallen sind.

Indessen giebt es in Rußland auch Gestüte, welche die vortrefflichsten Reitpferde produciren und weder von jenen beiden Gestüten herkommen, noch auch mit Veredelung der Steppentracen sich beschäftigen, sondern ihre Genealogie von dem englischen Stud-book herleiten. Es waren und sind unter den russischen Pferdezüchtern solche, welche, nicht ohne Grund, kein besseres Pferd anerkennen wollen als eben englisches Vollblut. Diese lassen nun in ihrem Gestüte keine Art Mischung zu, halten sich vielmehr lediglich an die rein englische Race. Ungeachtet der Kosten, welche die häufigen Importationen englischer Pferde, um den Stamm frisch zu erhalten, verursachen, ungeachtet des im Lande allgemeinen Widerwillens gegen englische Pferde, ungeachtet des geringen Aufschwunges, welchen Wettrennen in Rußland im Allgemeinen nach genommen haben, was allein im Stande ist, der Zucht ein glückliches Gedeihen zu sichern, gelang es ihnen dennoch, in ihrem Kampfe den Sieg zu erringen und in ihren Gestüten bessere Resultate zu erzielen, als andere mit ihren Mischungen und Kreuzungen. Dies soll indessen noch in einem besonderen Paragraphen behandelt werden.

So war also in Rußland eine neue Aera angebrochen, aber nicht Alle gewannen bei den hippischen Reformen und Verbesserungen. Das Beispiel des Grafen Orlow, der auf dem Wege der Kreuzung zu der erwünschten Verbesserung der Racen gelangt war, hatte für manche Gestüte einen nicht vortheilhaften Einfluß. Man wollte durchaus dem Grafen nachahmen, man kreuzte und kreuzte so lange, bis man die alten dauerhaften Racen ausgekreuzt hatte und schließlich merkte, daß man für ein solches Unternehmen neben den ungeheuren Mitteln des Grafen auch keine ungewöhnliche Sachkenntniß und sein Genie besitzen müsse.

Heute sind die vier Gubernien Woronesch, Tambow, Simbirsk und Samara das Hauptcentrum des Pferdreichthums und der Sitz der durch verbesserte Zucht geförderten Racenpferde Rußlands. Alle Zweige der Gesellschaft tragen nach Kräften dazu bei, die regelrechte Entwicklung zu fördern, und der dazu im woroneschen Gubernium gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts durch den Grafen Orlow gegebene Anstoß entfaltete seine Wirkungen durch eigene Kräfte und Mittel so lange, bis die Regierung die Leitung des mit glücklichem Erfolg begonnenen Werkes übernahm. Alle Gestüte dieser Landschaften, die größeren sowohl wie die kleineren, sind überfüllt mit Pferden der orlowschen Traber- oder Reitpferd-Race. Diese vier angegebenen Gubernien besitzen über siebenhundert Gestüte, in denen zehntausend Mütter und eintausendeinhundertachtundsechzig Beschäler fungiren; achtzig dieser Gestüte züchten nur orlowsche Traber; solcher Gestüte, wo nur Reitpferde orlowscher Race gezüchtet werden, giebt es gegen sechzig, rein englisches Blut findet sich nur in sechs Gestüten. Der größere Theil des Restes der Gestüte kreuzt orlowsche Reitpferde mit Engländern, Arabern, Persern oder mit Armoritänern, um Pferde für die schwere Cavallerie zu produciren.

In den jüngsten Zeiten wurde durch A. P. Bielakow der Anstoß zur Verbesserung der Pferdezuucht im Gubernium Simbirsk gegeben. Bielakow ist ein ausgezeichneteter, vollendeter Pferdekennner, der keine Kosten scheute, Racentraber einzuführen, und es verstand, im Verlaufe einiger Jahre die besten Erfolge zu erzielen. Sein Gestüt erfüllte lange Zeit hindurch die Pflicht, eine Pflanzschule für viele Gestüte der Umgegend zu sein und er gab dem simbirskischen Gubernium das volle Recht, erfolgreich mit den hippisch besten Gubernien Rußlands, dem von Woronesch und Tambow rivalisiren zu können. Dasselbe befindet sich im Dorfe Nagotnin im simbirsker Kreise. Die ersten Racenpferde kamen 1838 ins Gestüt und wurden durch Anschaffung neuer häufig ersetzt, wodurch das Gestüt allmählig zu einer hohen Vollkommenheit gelangte. Es zählt fünf- undfünfzig Mütter, welche fast alle zur orlowschen Nyssa-Race gehören; die Zahl der Reitpferd-Mütter ist sehr unbedeutend, doch haben einige von ihnen in einer glänzenden Nachkommenschaft ein rühmliches Andenken hinterlassen. Die ungewöhnliche Fruchtbarkeit der Mütter dieses Gestüts war immer eine der seltsamsten Erscheinungen und Eigenthümlichkeiten. Beim Belegen der Stuten hielt man sich hier nicht an die von den Bauern dieser Gegend beobachtete Regel, den Hengst dreimal in vier-

undzwanzig Stunden nämlich früh, Abends und den folgenden Tag früh zur Mutter zu lassen, noch auch an die in verschiedenen gedruckten Rathgebern empfohlenen Vorschriften, man führte vielmehr am vierten Tage nach dem ersten Sprunge die Mutter zu einem zweiten. Viele sind der Meinung, daß man eine außerordentliche Fruchtbarkeit der Mütter eben nur durch diese Methode erzielen könne.

Das Gestüt Motowilows im Dorfe Chlno hat durch die Production des berühmten Brillant einen weiten Ruf erworben. Brillant war der Sohn des Braunen, Coreggio, und der dunkel-fuchs Stute, Delphina, der Tochter Milys und der Stromna. Coreggio war durch den seiner Zeit berühmten Pferdehändler Jackson aus England nach Rußland importirt und für achttausend Rubel an Achmatow verkauft worden. Mily der mütterliche Großvater Brillants, braun von Färbung war 1807 in dem wozniefjenskiſchen Gestüt des Grafen Joh. Orlow nach einem arabischen Hengste von einer englischen Vollblutstute geboren, und seine Großmutter war die Tochter Alibens, aus dem Gestüte Obreskows. Brillant war also ein Product der Kreuzung englischen und arabischen reinen Bluts und zeigte viel Adel und Feuer bei sehr bedeutenden Körpermaßen. Es giebt wenig Pferde, welche durch ihre Nachkommenschaft mehr Gewinn geschafft haben als Brillant, ohne im Hippodrom gearbeitet zu haben. Seine Befruchtungsfähigkeit war im Gubernium Simbirsk sprichwörtlich geworden, und obwohl der Preis, für welchen seine Progenitur verkauft wurde, hoch war, so konnte man sie doch sehr leicht absetzen, denn sie zeichnete sich stets durch die Eigenschaften des Vaters aus und war ebenso gut unter dem Sattel, wie im eleganten Gespann zu gebrauchen. Noch im Jahre 1850 ließ man Brillant zu fünf Stuten, welche fünf gesunde und schöne Fohlen lieferten. Im Jahre 1851 gelang es ihm nur noch drei Stuten zu befruchten. Der größere Theil seiner Nachkommen war derselben braunen Färbung wie er selbst, seltener zeigte sich die Färbung der Mutter und noch seltener diejenige der Großmutter. Das Gestüt Motowilows zählt hundertsechzig Haupt, die Mütter sind orlowscher Race, außerdem einige normannische, die Hengste sind Rysfaks und Reitpferde.

Das Gestüt des Fürsten Wiazjemski, auf dem tetiustkischen Landgute, zählt hundertneun Haupt mit vorherrschendem Blut des einst berühmten Gestüts Kutajzows. Das Außere der Mütter erinnert an den schweren Flamländer, die Beschäler sind orlowsche Rysfaks oder

Normannen. Junge Pferde dieses Gestüts werden gewöhnlich vortreffliche Kutschpferde, die sich durch Größe, Kraft und Ausdauer auszeichnen. Die Weiden, welche die Gestütsgebäude in einem Radius von der Länge eines Kilometer rings umgeben, sind reich an vorzüglichen Futtergräsern, Schatten und Wasser. Seit dreißig Jahren pflegen hier Mütter und Fohlen jeden Alters im Winter mit Schlempe gefüttert zu werden, und diese Nahrung erweist sich als durchaus unschädlich, sogar für tragende Mütter, nur schwärzt sie die Zähne.

Das Gestüt Byczkows in Wolosnikowka hat nur Rysfaks und zählt zwanzig Mütter und zwei Beschäler. Vor zehn Jahren stand dort der Rappe Bajard, der vorzüglichste der Söhne Molobiezki's Bielutows, der dadurch berühmt war, daß seine außerordentlich tüchtige Nachkommenschaft nach dem Großvater schlug.

Das Gestüt Topornins in Teleszanko ist nicht groß, aber zu ihm gehörte der ausgezeichnete Rysfal = Hengst, Gronostaj, der Vater des Rotowilowschen Grozny von Szyzkin gekauft. Der Adel dieses Thieres zeigte sich in der Feinheit der Haut, in reichem, glänzendem Haar, Gedrungenheit und Kraft der Knochen, in schön markirter Muskulatur, deutlich hervortretenden Adern, Feuer im Blick und Lebendigkeit in der Action.

Das Gestüt des Basil Petrowicz Wojekow im Dorfe Lawrowko, Gubernium Tambow, lieferte schon vor fünfzig Jahren viel Wagen- und Reitpferde, aber seit 1834 stieg sein Ruf noch dadurch, daß der in ganz Rußland berühmte Lebed dort auftrat und in eben dem Jahre den ersten Preis in Lebedian gewann, was sich im Verlauf von sieben Jahren dreizehnmal an verschiedenen Orten wiederholte. Unter den Preisen, welche dieses Pferd davontrug, befanden sich vier kaiserliche silberne Basen im Werthe von fünfzehnhundert Rubel Silber. Lebed wurde 1829 in Lawrowko geboren und stammte der Mutter nach im zweiten, dem Vater nach im vierten Grade von orlowschen Rysfaks. Feine Haut, weiches Silberhaar, ein trockener Kopf, große schöne Augen und etwas lange Fesseln verriethen in ihm das arabische Blut; wogegen die starken Knochen, das etwas geneigte Hintertheil und kurze Gleichbeine an den holländischen Hartdraver erinnerten. Das Blut dieses Pferdes findet sich in vielen Gestüten und noch heute halten seine Nachkommen an den Orten seiner Siege in Moskau, Lebedian, Tambow u. s. w. sein Andenken aufrecht. Sein Sohn Rinzal, ebenfalls ein Schimmel, verband mit der

Grazie des Vaters eine angemessene Länge des graden Kreuzes. Sein zweiter Sohn Bars, gleichfalls ein Schimmel, hatte einen wunderbar schön gestellten Hals und zeigte außerordentlich viel Feuer. Obwohl in diesem Gestüte, wie fast in allen anderen Gestüten Rußlands, weniger Reitpferde als Kyffaks gezüchtet werden, so finden sich doch daselbst ausgezeichnete Beschäler, von denen treffliche Reitpferde gezeugt wurden.

Das Gestüt des Grafen Orlow in Pady, Gubernium Woronesch, hat prachtvolle Gebäude, welche ein Viereck bilden, das einen inneren Hof umschließt; auf der einen Seite steht eine mächtige, durch Bogen in zwei Theile geschiedene, mit herrlichen Basreliefs und dem Wappen des Grafen geschmückte Manege. Zwei große Thüren, welche aus dem Stalle in die Manege den Eingang eröffnen, sind prachtvoll mit Schnitzwerk, mit Bronze-Beschlägen und Griffen versehen, welche Pferdeköpfe vorstellen. Die Pfosten dieser Thüren sind mit senkrechten, beweglichen Walzen, die mit rothem Tuch überzogen sind, versehen, um die Pferde beim Herein- und Hinausführen gegen jede Verletzung zu schützen. Die Ställe sind hoch und geräumig. Die Hengste stehen in Kastenständen, die Stuten in weiten Ständen ohne Anfesselung. Für den Winter werden geräumige Hürden für die Fohlen auf dem Hofe eingerichtet, um ihnen Möglichkeit der Bewegung und frische Luft zu gewähren. Alle Pferde dieses Gestüts stammen von dem Chrenowschen ab. Wer diese beiden Gestüte nicht gesehen hat, kann sich davon keine Vorstellung machen, was ein orlowscher Kyffak eigentlich ist. Hier haben alle Pferde den Adel, das Feuer und die Action, die man nur in einzelnen Individuen anderer Gestüte findet.

Von den Beschälern dieser Gestüte kann man sagen, daß sie in der Ruhe an armorikanische Abkunft erinnern, in der Action aber rein arabischen Bluts zu sein scheinen.

Die oben citirten vier Gubernien, deren Gestüte wir beschrieben haben, stellen in Wirklichkeit denjenigen Theil des russischen Reiches dar, wo die große hippische Industrie herrscht und wo mehr Gestüte sich befinden, als in allen übrigen Gebieten des weiten Reiches. Die dreiundzwanzig centralen Gubernien des Reichs, sogar, wenn man die vier lithauischen dazu rechnet, haben nicht halb soviel Gestüte als jene vier. Diese dreiundzwanzig Gubernien haben dreihundertfünfundzwanzig Gestüte, fünftausendachtshundertsechzig Mütter und eintausenddreihundert Beschäler, und die Hälfte dieser Gestüte findet sich in den vier Gubernien Kursk,

Drel, Tula und Riäsan, wo hundertachtundzwanzig Gestüte zweitausendfünfhundertzweiundsechzig Mütter und vierhundertneunundsechzig Beschäler zählen. Diese vier Gubernien züchten in Adelsgestüten die verschiedensten Racen. Von den neunundzwanzig Gestüten des Guberniums Riäsan sind nur einige, welche orlowsche Traber züchten.

Die übrigen Gestüte züchten die verschiedensten Racen. In Federowka bei der Fürstin Soltykow stehen vierzig finländische Mütter. Im Gubernium Drel und Kursk ist die alte Race russischer Wagenpferde in den Gestüten sehr verbreitet, die zweifelsohne aus tatarischen, durch polnische verbesserten Pferden hervorgegangen sind, denn ihr Aeußeres erinnert sehr an die einst polnische genannten Pferde, gleich geeignet für den Sattel, wie für elegantes Fuhrwerk. Im Gubernium Drel sind im Ganzen siebenzehn Gestüte, deren größerer Theil diese alte Race, jedoch mit bedeutenden Verbesserungen, züchtet. Das Gestüt Katynskis ist eine Mischung kleinrussischen Bluts mit arabischem. Das Gestüt der Soltykows besteht nur aus Finländern und Schweden. Das Gestüt der Fürstin Dolgorukowa Szeremetiwa und Alexandrowa ist ein Gemisch englischen und arabischen Bluts, dasjenige Mironows ist eine Mischung holländischen Bluts mit tscherkessischem, dasjenige Sojmonows ist gemischt aus orlowschen Kyssaks und Engländern. Das Gestüt Chitrows ist englischer, holländischer und arabischer Race. Reine Kyssaks finden sich im Gestüte Muchostows, Kirejewskis, Woronows, Gwozdzikows, Orczakows und des Fürsten Trubezkoj. Einige Gestüte sind in orlowsche Kyssaks und Reitpferde getheilt, wie dasjenige Nertowskis und Telepniews, andere bestehen aus Kyssaks und Engländern, wie das Gestüt der Fürstin Galichn und Apraxin, andere züchten sogar drei Racen, wie das Gestüt Wojejkows und Malzows, wo außer den orlowschen Kyssaks und Reitpferden, noch Pferde rein englischen Blutes gezüchtet werden. Das Gestüt Piotrowskis besteht aus dreißig Müttern rein englischen Bluts, dasjenige Skariatins züchtet auch nur Vollblut. Im Gubernium Kursk wird auch die Race des alten russischen Wagenpferdes gezüchtet, nachdem sie jedoch einer bedeutenden Verbesserung unterworfen worden.

Im Gubernium Kursk sind im Ganzen einundvierzig Gestüte und eben so viel im Gubernium Tula.

Die beiden Gubernien Saratow und Pensa besitzen im Ganzen achtunddreißig Gestüte mit neunhundertzehn Müttern und hundertneunund-

sechzig Beschälern. Diese Gestüte zeichnen sich nicht durch eine bestimmte entschiedene Tendenz aus. Ein großer Theil der saratower Gestüte züchtet die alte Race, welche im kurskischen und orelschen Gubernium gezüchtet zu werden pflegt. In einigen Gestüten ist diese Race durch orlowsche Traber verebelt.

Die sechs Gubernien: das von Moskau, Twer, Jaroslaw, Kostrom, Wladimir und Nizgorod besitzen alle zusammen siebenhundertzweiunddreißig Gestüts-Mütter und hundertachtunddreißig Beschäler in fünfundfünfzig Gestüten.

Sieben Gubernien: Petersburg, Nowogrod, Pskow, Kaluga, Smolensk, Mohilew und Witebsk besitzen alle zusammen vierhundertzweiundneunzig Mütter und vierundachtzig Hengste in zweiunddreißig Gestüten.

In den vier litthauischen Gubernien: Wilna, Kowno, Grodno und Minsk befinden sich eintausendeinhundertneunundsechzig Mütter und hundertdreiundzwanzig Beschäler in dreiundsiebzig Gestüten vertheilt. Orientalisches Blut ist dort die Hauptbasis. Das Gestüt der Chreptowicz besteht aus fünfzig Müttern, welche den Rest dieses Gestütes bilden, von dem bei Abhandlung der Geschichte des polnischen Pferdes bereits die Rede war. Die Formen der Pferde dieses Gestüts erinnern an englische Vollblutspferde, aber was ihre moralischen Eigenschaften betrifft, so kann darüber nichts Bestimmtes gesagt werden, insofern sie nie irgend welchen Proben unterworfen wurden. Dasselbe befindet sich wie von Alters her in Szczorszy, im Gubernium Minsk. Ein zweites Gestüt desselben Guberniums, welches erwähnenswerth, ist dasjenige Dsztorps in Dufora, welches ebenfalls fünfzig Mütter zählt, unter denen sich Repräsentanten aller edleren Racen befinden. Das Gestüt der Niemcewicz im Gubernium Grodno, züchtet englische Pferde reinen Bluts, dasjenige des Grafen Adolf Czapski in Berzany, Gubern. Kowno, züchtet Percherons.

### § 213. Reines Blut in Rußland.

Die erste Stelle unter den Begründern der Wettrennen und unter denjenigen, welche englische Pferde in Rußland eingeführt haben, nimmt der große Reformator der Pferdezucht, Graf Alexej Orlow ein, mit dem in den letzten Jahren des verfloffenen Jahrhunderts Alle verkehrten, die nur irgend im Lande Sinn für die Pferdecultur hatten. Die Poltoradskis, die Mosolows, Sawielows, Lopuchin, Fürst Chilkow, P. Murawiew, Zagrazski, Domagacki, Czemabanow, die Waiemolozkis, Wojejkows und

Timrazows gehörten zu den bedeutendsten Theilnehmern an den Discussionen des Grafen über Pferde. Graf Orlow war im Allgemeinen für hippische Angelegenheiten und im Besonderen für diejenigen seiner Gestüte so interessirt, daß er trotz der ihm von seiner Gebieterin anvertrauten öffentlichen Angelegenheiten immer noch Zeit für Wettrennen und Revision der wöchentlichen Rapporte über seine zweitausendfünfhundert Pferde zu finden wußte. Die ersten Pferde rein englischen Bluts in Rußland wurden dem Grafen Orlow durch den Engländer Roman Smith 1785 gebracht. Dieser Smith war der Vater Joseph Smiths, der später für den Grafen Orlow und für viele Andere Pferde importirte. Indessen besaß Rußland schon vor dem, ehe R. Smith dergleichen importirte, englische Pferde. Der beste Beweis dafür ist Balaban, der bereits 1774 im Stalle des Grafen Orlow figurirte, ebenso Mouton, der aus England eingeführt 1786 aus dem gräflichen Gestüt verkauft wurde, nachdem er Nachkommenschaft hinterlassen hatte. Graf Orlow besaß auch Stuten, welche schon 1778 nach Smietanka Fohlen lieferten wie z. B. Fellersam, nach der Tochter Abraams und Bowka nach Glawnoj. Der Graf importirte seine englischen Pferde gleichzeitig mit arabischen und zeigte ihre Eigenschaften und Tugenden bei den Wettrennen. Die ersten Wettrennen fanden in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Moskau Statt, wo die Pferde des Grafen Orlow mit denen des auf Staatskosten in Moskau lebenden Chans der Krim, Sahin Girej, concurrirten, und wo die gräflichen den Sieg davon trugen. 1785 siegte die durch Roman Smith aus England importirte Stute Kurguska über ein tscherkessisches Pferd beim Wettrennen auf dreißig Kilometer. In dem englischen Racing-Calendar 1792 ist das Rennen des Mongrel in Moskau aufgeführt. Mongrel war 1780 nach Phänomen geboren. Dieses Pferd gehörte Smith und wurde dem Grafen Orlow verkauft, bei dem es im Chrenowschen Gestüte 1802 fiel. Derselbe Kalender giebt unter dem Jahre 1793 an, daß in diesem Jahre der dem Grafen Orlow gehörige braune Vollbluthengst Tandem auf den Wettrennen zu Moskau gerannt habe. 1805 fiel Tandem ebenfalls im Chrenowschen Gestüte. Seit dem Jahre 1772, d. h. seit der Zeit, als Graf Orlow seinen dauernden Aufenthalt in Moskau nahm, fanden ununterbrochen Wettrennen alljährlich daselbst bis zu seinem Tode 1808 Statt.

Nicht fern vom Palaste des Grafen, auf dem donischen Felde hatte man einen Hippodrom in elliptischer Form von zwei Kilometer Länge



angelegt und gewöhnlich wurde die Bahn dreimal durchlaufen. Dergleichen Rennen fanden alljährlich jeden Donnerstag während der Monate Mai und Juni Statt. Der Graf pflegte sich mit seiner Tochter in einem prachtvollen Wagen zu zeigen und selbst das feurige Gespann zu lenken, wobei er sich als geübter Wagenlenker hervorthat, indem er die Pferde im schnellsten Lauf mit leisem Druck der Hand augenblicklich zum Stehen brachte und dann wieder vom Platz in Carriere versetzte. Waren die Rennen zu Ende, umfuhr er die Arena zweimal, schwenkte dann plötzlich in die Allee, welche zu seinem Palais führte und verschwand. Dies war das Zeichen zum Aufbruch für die ganze höhere Gesellschaft Moskaus.

Der Graf ermunterte unaufhörlich alle zur Theilnahme an diesen Spielen, betheiligte sich selbst dabei und gab fortwährend Preise. Englische Jockeys gab es zu damaliger Zeit in Rußland noch nicht und ihre Stelle vertraten halbwachsene Knechte, von denen einem die Tradition den Namen des gräßlichen Stephaneks, genannt Sroka, aufbewahrt hat. Zicharew, ein Augenzeuge dieser Spiele beschreibt deren drei, welche am 4. Mai 1805 Statt fanden, folgendermaßen:

„Die Rennen waren ausgezeichnet, sowohl in Beziehung auf Quantität wie Qualität der Pferde, und das Wetter war außerordentlich günstig. In den Gallerieen saßen eine Menge der vornehmsten Personen beiderlei Geschlechts; einige junge Damen und viel männliche Jugend ritten in der Mitte des hippodromischen Kreises. Um den Preis von fünfhundert R. S. rannten neun Pferde, namentlich des Grafen Orlow, Pottoradis, Czemadanows, Zagrazskis, Murawiews, zwei Pferde der Gebr. Mosolow und zwei der Sawielows; vier Kilom. war die Länge der Bahn. Traveller, ein brauner Hengst Murawiews siegte, er schlug seine Gegner zweimal, und in beiden Fällen war das Pferd Mosolows ihm auf den Hacken. Geritten wurde Traveller durch Andreas, einen Knecht Murawiews, der das Ziel mit geplattem Steigbügel erreichte, ohne ihn vom Fuße zu verlieren, was insofern von Wichtigkeit war, weil, wenn er ihn verloren hätte, das Gewicht nicht als voll angesehen sein und er den Preis nicht erhalten haben würde.

Das zweite war ein Herren-Rennen des Grafen Orlow, Pottoradis, Sawielows und Mosolows mit fünfzig R. S. Einsatz. Dobraja, Mosolows Stute, gewann glänzend.

Am dritten Rennen um einen Becher, fünfzig R. S. Werth, betheiligten sich einige adliche Dilettanten. Die Bahn wurde einmal um-

kreist und Fürst Johann Gagarin siegte auf einem vom Engländer Smith gekauften Pferde.

Mit dem Tode des Grafen Orlow hörten die Rennen, deren Motor er vorzüglich gewesen war, auf und die Gesellschaft, die ihren Gravitationspunkt verloren hatte, zerfiel recht bald.

Unter den Persönlichkeiten, welche den Grafen Orlow auf dem donischen Felde umgaben, war eine der hervorragendsten diejenige des jungen Theodor Mosolow, welcher schon damals durch außerordentlich scharfes, treffendes Verständniß für Pferde sich auszeichnete, mit erfahrenen Ministern darüber discutirte und vom Grafen den Titel eines jungen, aber sehr reifen Sachkenners erhielt. Er ist der einzige Mann in Rußland, der sich früh eine feste, auf Erfahrung von der Vortrefflichkeit des englischen Pferdes gegründete Theorie über Pferdezücht gebildet und seinem Vaterland in dieser Beziehung die größten und wesentlichsten Dienste geleistet hat. Als 1833 der General-Gubernator von Moskau, Fürst Galicyn in der alten Hauptstadt wieder Wettrennen ins Leben rief, konnte er damit ohne Mosolows Mitwirkung nicht zu Stande kommen, und in demselben Moskau, wo er vor fast vierzig Jahren in jugendlicher Begeisterung alles Hippische gefördert hatte, finden wir ihn im Jahre 1835 als Greis an der Spitze des neu belebten hippischen Instituts. Nicht mehr auf dem donischen, sondern auf dem modynskischen Felde erhob sich ein geräumiger Hippodrom mit Gallerieen für das Publikum versehen. Dort traten nun alljährlich die Sportsmen auf, um vor den Augen des neugierigen Publikums der Hauptstadt den Preis zu erringen. Die fünf letzten Jahre seines Lebens widmete Mosolow dieser für Pferdezücht so überaus wichtigen Institution. Er starb 1840 im zweiundsiebzigsten Jahre seines Lebens, von denen er fast fünfzig der Zucht des englischen Pferdes reinen Blutes gewidmet und mit Verstand, Geschmaç, Berechnung und dauerndem Gedeihen geleitet hatte. Nach Verlaufe der glänzenden orlowschen Epoche der Rennen auf dem donischen Felde, widmete sich Mosolow den geräuschlosen Arbeiten der Pferdezücht im Dorfe Golowkowo im werejaschen Kreise des Guberniums Moskau, immer in der Uezeugung, daß das englische Pferd reinen Bluts der Prototyp aller Tüchtigkeit sei.

Nach solchen Prinzipien hielt er sein Gestüt und versah sein Vaterland mit vortrefflichen Pferden reinen Bluts. Im Jahre 1823 zählte sein Gestüt in Golowkowo siebenzig Haupt reinen Bluts, Beschäler waren

Allegro und Nektar. Später wurde ein Theil des Gestüts in Znamienst, einem Dorfe des Gremowschen Kreises gehalten. Der erste Anfang dieses Gestüts bestand 1794 aus dem ausgezeichneten englischen Hengste Gray-Diomed und drei Müttern ersten Ranges. 1798 wurde Prayer nach Delphin, dann Ajubi nach Phänomen, 1788 in England geboren, 1803 schon aus zweiter Hand von Frau Nadarzynska nach dem Tode ihres Mannes für fünfzehnhundert R. S. gekauft. 1808 wurde Dapl, nach Citizen, 1810 Doncaster, nach Sir-Peter-Lisel, gekauft. 1820 wurde Nektar, nach Walton, für sechzehntausend R. S. erworben und durch Vermittelung Smith's Osman, nach Selim, und Garispez, nach Sorcerer, 1821 Cerberus, nach Gachan, erworben. 1823 wurde vom Lord Cavendish der ausgezeichnete Sieger in allen russischen Hippodromen, Allegro, nach Drwil, für sechzehntausend R. S. gekauft. 1832 kam durch Vermittelung des russischen Gesandten in London, Grafen Matuszewicz, Memnon, der Sohn Whiskers, für dreißigtausend R. S. in den Besitz Mosolows. Dies Pferd wurde beim Lord Darlington geboren und gewann 1825 Saint-Leger. Um dies Pferd zu erwerben, bildete sich eine Aktiengesellschaft, zu welcher Mosolow, Fürst Kasatkin-Kostowski, Wojejtow und Malzow gehörten. Außer diesen Beschälern erwarb von 1794 bis 1824 Mosolow sechsunddreißig Mütter ersten Ranges, von denen jede, Kopf für Kopf, achthundert Rubel kostete. Aus diesen Pferden schuf der einsichtige und consequente Hippologe eine ungemischte, so schöne und unter den Sattel so geeignete Race, daß er jährlich, hauptsächlich für die Garde, etwa achtzehn Pferde im Preise von fünfzehnhundert bis fünftausend Rubel für das Stück verkaufte. Der Fuchs Oscar wurde 1819 an Kirejewski für sechstausend Rubel, der Rappe Lijica dem Tuchaczewski für fünftausend R. S. verkauft, der Schimmel Bars für zehntausend R. S. u. s. w. und im Verlaufe seines Lebens hat er nie Racen gekreuzt, wie man sich das doch sogar in England gestattet, um Hunters zu produciren. Um sachgemäß in dem einmal gewählten Beruf fortzuschreiten, mußte Mosolow sorgfältig auf Alles achten, was in Europa in Beziehung auf Pferdezuucht und Wettrennen geschah, und dazu waren ihm die Beziehungen, in welchen er zum Grafen Matuszewicz stand, von wesentlichem Nutzen, denn dieser selbst, ein nicht gewöhnlicher Sportsman lieferte ihm regelmäßig die neuesten Erfahrungen und vorzüglichsten dahin einschlagenden Schriften. Graf Matuszewicz, der selbst nicht selten im rothen Frack mit den englischen Lords in den Hippodro-

men Englands Antheil an hippischen Spielen nahm, unterstützte eifrigst die Bemühungen des einzigen Mannes in Rußland, der es verstand, wie es sich gehörte, das Pferd zu züchten. Ebenso wie Mosolow davon überzeugt, daß das englische Vollblutpferd das erste Pferd der Welt sei, schlug er 1825 eine Wette auf fünfundzwanzigtausend R. S. vor und forderte zum Wettrennen gegen seine Engländer auf. Die Wette wurde vom Grafen Orlow, dem Ataman der donischen Kosaken, angenommen und am 4. August 1825 fand das Rennen zwischen Petersburg und Gatczin Statt, hin und zurück vierundsiebzig Kilometer. Von jeder Seite liefen zwei Pferde und Charper, Sohn Stamfords, war Sieger, sein Gefährte war Mojna, Sohn Ormils, beide Vollblut. Leonid, der Done, verspätete sich um sechs Minuten. Die Gegner des englischen Pferdes schrieben das Mißlingen Leonids dem Zusammentreffen verschiedener ungünstiger Umstände zu und zwar einem unsorgfältigen Beschlage, in Folge wovon er drei Eisen während des Rennens verlor, ferner einer Krankheit, von welcher der ihn reitende Kosak plötzlich befallen sein sollte, u. dgl. m.

Niemand in ganz Rußland, außer Mosolow, hat an der Zucht rein englischer Pferde festgehalten und Niemand verstand es, so wie er, diese Zucht mit richtiger Berechnung und Einsicht zu leiten. Alle seine Nebenbuhler sind mit der Zeit von der Zucht des englischen Pferdes abgewichen. Die englischen Pferde des Grafen Orlow wurden nach Chrenow verlegt und dort wurden sie in eines der Elemente der orlowschen Racen, in orlowsche Reitpferde umgestaltet, woraus Mütter hervorgingen, deren starker Knochenbau und elastisches Sehnenwerk in der Nachkommenschaft sich abrundete und zu der im Lande beliebten Harmonie durch das Blut Felfersams, des Sohnes Smietankas, sowie durch das Blut der Nachkommenschaft Bury-Sultans vermittelt wurde.

Das Gestüt Timerazows, welches wir auch auf dem donischen Felde gesehen haben, bestand nicht lange, es hörte mit dem Tode des Eigenthümers auf.

Die Gestüte der Brüder Wiewoloskis im uchanskschen Kreise, Gubernium Perm, haben sich die ersten fünfundzwanzig Jahre dieses Jahrhunderts hindurch gehalten und gemischte Reitpferde producirt, in dessen wurden sie nachher bald bedeutend eingeschränkt, so daß die Manege bei ihrem Hause in Moskau lange leer stand; ihr siwinskisches Gestüt wurde schließlich 1864 in Perm verkauft.

Poktoracki, der sich auf dem donischen Felde im Wettrennen mit seinem Flageolet ausgezeichnet hatte, der 1799 in England nach

Trumpeter geboren war, hatte über fünfzig Jahre hindurch ein im Lande geschätztes Gestüt in Arngurin, zehn Kilometer von Kaluga. Kaiser Alexander I. hat ihn einst mit seinem Besuche beehrt und sich seine Vierfelder-Wirtheitschaft und die durch vier Voll- und Halbblut englischer Pferde gezogenen Pflüge genau angesehen. Das Gestüt hat sich indessen nie an den Grundsatz der Reinheit des Bluts gehalten, obwohl ein Engländer das Ganze leitete. Noch 1832 brachte man vier Hengste ins Gestüt, von denen zwei englische, die andern beiden holsteinische waren. Einige Jahre später verschwand jede Spur dieses Gestüts.

Domagaci hatte lange ein Gestüt, welches, obwohl es fortwährend durch das Blut importirter englischer Pferde aufgefrischt wurde, sich dennoch an die Grundsätze fortwährender Kreuzung mit Arabern und orlowischen Reitpferden hielt. Jackson importirte für dies Gestüt aus England Eodius, vom Camillus 1807; Comet 1816, vom Sir-Oliver, und den Fuchs Leopold, 1813, vom Camillus und Gornpein. Vom Grafen Kostopczyn hatte dies Gestüt den orientalischen Beschäler Sultan und Nieszczyczko und außerdem zwei Söhne des chrenowschen Jaszma: Alibey und Jaszma.

Das Gestüt des Grafen Rafumowski befand sich in Tagamlik im constantinogrodskischen Kreise, Gubernium Pottawsk. Jackson importirte für dasselbe fünf Hengste für ungeheure Summen aus England: 1) Comet vom Phänomen geboren 1788, 2) Busaglio, vom Busaglio geboren 1793, 3) Opposition, vom Delphin geboren 1793, 4) L'Abbe, vom Delphin geboren 1795, 5) Symmetry, vom Delphin geboren 1795. Dies Pferd gewann Saint-Leger 1798. Alle diese Hengste belegten Stuten arabischer und spanischer Abkunft. Zu diesem Gestüte wurden Pferde anderer Gestüte gekauft wie z. B. der Schimmel Majdan, aus dem Gestüte des Grafen Kostopczyn, Sovereign vom englischen Sovereign, aus dem Gestüte Skariatins u. s. w.

Als Filia des Gestüts Theodors Mosolows muß das Gestüt seines Bruders Nicolaus und dasjenige seines Freundes P. Murawiew's angesehen werden.

Das Gestüt des Nicolaus Mosolow entstand zu den Zeiten der hippischen Spiele auf dem donischen Felde in Zarnowka im kaszyschen Kreise und dauerte bis zum Tode des Eigenthümers 1862. Dieses Gestüt lieferte dem Lande viele ausgezeichnete Pferde wie z. B. Kinzal, Sohn Memmons, Igraszka, vom Allegro, Atalant, vom Necker, und viele

andere. Die ununterbrochen brüderlichen Verhältnisse, in welchen beide Mosolows standen, ersparten dem Nicolaus die Kosten, Pferde aus England kommen zu lassen; denn seines Bruders Gestüt lieferte ihm solche Beschäler bis Kinzal bei ihm geboren wurde; seine Stuten waren vom reinsten Blut und für solche scheute er keine Kosten.

Das zweite Gestüt, welches unter dem Einflusse Theodor Mosolows in Rußland gedieh, war dasjenige Peter Murawiew's. Dieser vormalige Divisions-Commandeur der Garde zu Pferd, zu Zeiten des Kaisers Paul errichtete zu Anfang dieses Jahrhunderts ein Gestüt reinen Bluts im Dorfe Borodino an den Ufern der Oka, im Gubernium Tula, im kaszyschen Kreise, wenige Kilom. von Zarnowka des Nicolaus Mosolows, mit dem er, eben so wie mit dessen Bruder, durch die innigste Freundschaft verbunden war. Der erste Pfeiler seines Gestüts war Traveller, der 1805 auf dem Wettrennen Moskau in Erstaunen setzte. Dieser Hengst war 1799 in England geboren und stammte von Traveller und Fes der Tochter Piskolets. Dies Gestüt besaß fünfundzwanzig Mütter, deren Progenitur an die Garde gegen sehr hohe Preise verkauft wurde. In den ersten zehn Jahren dieses Jahrhunderts besaß der Oberst der Leibhusaren, Akinfiow, ein Pferd aus diesem Gestüt, für welches Murawiew zweitausendfünfhundert Rubel Silber erhielt. Die Beziehungen, in welchen Murawiew mit beiden Mosolows stand, gestatteten ihm, bei ihnen die besten Pferde zu einem sehr mäßigen Preise zu erhalten und seine Stuten mit den besten Beschälern zu belegen. Auf diese Weise hatte er von seinen Stuten Fohlen nach Doncaster, Hjuba, und Necker. Das Fohlen nach Hjuba geboren 1808 von Elfriede, der Tochter Busards, ebenso Antik, Sohn Neckers und der ausgezeichneten Lajling, geboren 1822, waren von Th. Mosolow für einen sehr niedrigen Preis erworben. Drelus, der Sohn des weltbekannten Eclipse, geboren 1785, wurde 1805 von Murawiew gekauft, der so in ihn verliebt war, daß er ihn, ungeachtet seines hohen Alters, bis zu seinem dreißigsten Jahre für den ersten Beschäler hielt, dann ging seine Vorliebe auf seinen Sohn den jungen, von einem sechsundzwanzigjährigen Vater gezeugten, 1811 geborenen, Drelus über. Eben dem vorgerückten Alter des Protoplasts schreiben viele das Factum zu, daß die Murawiew'schen Pferde bei ihrer sonstigen ausgezeichneten Schönheit selten hoch sind. Ungeachtet seiner im Ganzen beschränkten Mittel scheute sich Murawiew nicht, theure englische Pferde für hohe Summen zu kaufen. Von Jackson erwarb er Magicien und

einige Stuten, unter diesen die außerordentlich schöne La Belle, in England von Lora nach Magique geboren. Im Jahre 1812 siedelte Murawiew mit Familie und Gestüt nach Petrowsk, im tambowschen Gubernium, über, wo er sich mit seinem werthvollen Gestüt bis an seinen Tod 1836 beschäftigte. Sein Gestüt ging in die Hände seiner beiden Söhne, Andreas und Simon, über, welche es, wie sie es eben konnten, mit bedeutend geringeren Mitteln bis 1856 hielten. Nach Wiederbelebung der Wettrennen 1825 in der Iebiedian'schen Rennbahn gewannen zwei Stuten Murawiew's den Preis und von da ab bis 1836 erschienen alljährlich Pferde dieses Gestüts auf der Iebiedian'schen Rennbahn und noch 1848 rannte in Moskau eine Stute des Simon Murawiew. Im dritten Bande der Genealogie von Pferden reinen Bluts in Rußland finden sich die Namen vieler Kenner des Gestüts, aber im vierten geschieht desselben keine Erwähnung mehr.

Wenn hier von Liebhabern von Pferden reinen Bluts die Rede ist, so darf Miasnow unmöglich mit Stillchweigen übergangen werden. Mit seiner ganzen Seele dem Peter Murawiew ergeben, folgte Paul Miasnow, nachdem er den Dienst aufgegeben und sich in Schworostianko, Gubernium Tambow 1813 niedergelassen hatte, ganz dem Rathe Murawiew's und widmete sich ausschließlich der Pferdezucht. Die ausgezeichneten Exemplare der murawiew'schen Pferde, deren ausgeprägtester Character die Schönheit war, der man nicht selten andere Tugenden zum Opfer brachte, bestachen schließlich Miasnow und der alte Murawiew nahm ihn für das hippische Wesen gleichsam als Sohn an. Um in ihm die Leidenschaft dafür zu entflammen, gab er ihm, gleich im Beginn seiner neuen Carriere, eine fünfzehnjährige englische Stute, eine Tochter Dragons, ferner drei dreijährige Töchter Travellers für fünfzehnhundert und den Hengst Pompejus, Sohn des Drelus, für zweitausend Rubel Silber. 1815 kaufte Miasnow von Nicolaus Mosolow die junge Gorneta, Tochter der aus England importirten Gorneta, für fünfzehnhundert Rubel Silber. Von Gorneta und Pompejus erhielt er Mazurka und von dieser Alzira, welche sofort am ersten Tage der Iebiedianischen Rennen alle Gegner schlug. Schon im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts zählte das Gestüt Miasnow's zehn Mütter, und im Jahre 1817 machte er sich selbst daran, seine Pferde zu trainiren. Alle wurden dieser Operation unterworfen und diejenigen, welche sich beim Rennen nicht auszeichneten, wurden der Kavallerie für achthundert bis tausend Rubel Silber pro Kopf ver-

kauft. Die Pferde seines Gestüts waren klein, was er selbst dem Umstand zuschreibt, daß der größere Theil von bereits alten Hengsten Murawiew's herstammte. Im Jahre 1824 schrieb er eine Brochüre über Pferde-Kennen, als Mittel zur Verbesserung des Pferdes, worin er die Nothwendigkeit nachweist, daß Pferderennen wieder ins Leben gerufen werden müßten. Dieser Gedanke fand Anklang und führte zu einem aus mehreren Gestützbefizern bestehenden Verein. Miasnow entwarf das Statut, welches anfänglich, da allerlei heimliche Verbindungen im Lande existirten, mit Mißtrauen vom Minister aufgenommen, aber vom Kaiser Nicolaus 1826 bestätigt wurde. 1827 begann der Verein seine Thätigkeit. Lunin übernahm das Präsidium, Wojeikow wurde Schatzmeister und Miasnow Secretair des Vereins. 1833 nahm Miasnow lebhaften Antheil bei Begründung eines ähnlichen Vereins in Moskau, dessen Secretariat er ebenfalls übernahm.

In demselben Jahre veröffentlichte Miasnow eine Brochüre über die Bucht von Rennpferden in Rußland, und dedicirte dieselbe dem Präsidenten des Vereins in Moskau, dem Fürsten Dimitry Galicyn. Seine schriftstellerische und amtliche Thätigkeit hinderte ihn nicht, sich eifrig mit seinem Gestüte zu beschäftigen und seine Pferde waren auf allen Rennen. 1831 verkaufte Miasnow seine tambosche Besizung Schwarzastiantka und brachte sein Gestüt nach Labinskoj bei Tula, wo er seine ganze Zeit mit unaufhörlichen Versuchen zubachte. Unter diesen z. B. machte er Proben mit Brysniges Methode der Hydropathie an Pferden, ja schrieb sogar darüber eine Abhandlung 1845. Da er wußte, daß man die außerordentliche Flugschnelligkeit der englischen Pferde der Elasticität des durch Maulwürfe gelockerten Bodens der englischen Hippodrome zuschreibt, ließ er in seinem Hippodrom in Labinsky die ganze Erde aus der Arena eine Klafter tief herausnehmen, die Tiefe mit Faschinen belegen, die Erde wieder darauf werfen und feststampfen; er trocknete und dörrte die Weinknochen gefallener Vollblutpferde und verglich ihr Gewicht mit demjenigen von Weinen gemeiner Pferde, und war erstaunt über die Festigkeit der ersteren, die Stärke ihrer Wandungen und die Feinheit des Canals, der kaum einer Gänsefeder den Durchgang gestattete. Im Jahre 1841 veranstaltete er ein Wettrennen von vier, neunzehn Monate alten Fohlen, von denen Masketrad mit einem Gewicht von hundertneunundzwanzig Pfund einen halben Kilometer in einunddreißig Secunden durchlief. Miasnow war für die vorzüglichen Eigenschaften englischen Vollbluts so eingenommen, daß er im Dilettantengespräch sogar nicht gestattete, von



andern Pferden zu sprechen und von diesen allein die Verbesserung der Pferde seines Vaterlandes erwartete. Im Eifer der Discussion mit Czyliszczew, dem Eigenthümer eines nicht schlechten Gestüts, proponirte er diejem eine Wette um tausend Rubel Silber, daß sein Hengst Solias, Sohn Sutfers Wasows, eine Last von 200 Pfund mehr als jedes andere Pferd zu tragen vermögen werde. Die Wette wurde angenommen. Czyliszczew eilte auf den Iebiedianschen Jahrmart, wo er einen Biting kaufte, der mit Leichtigkeit vierhundertachtzig Pud trug. Miasnow ließ es auf eine Probe nicht ankommen und bezahlte tausend Rubel. Miasnow erzählt ein merkwürdiges Beispiel von Langlebigkeit der Vollblutpferde. Fürst Andreas Galicyn, vormaliger Flügel-Adjutant Kaiser Alexander L, der Vater desjenigen, der seine Versuche über Kreuzung der baskirischen Race mit orlowschen Kyffaks beschrieben hat, kaufte von dem englischen Pferdehändler Luck eine braune Stute Jane-of-Ark, geboren 1803 nach Gambleton, auf dieser machte er zweimal den Marsch nach Paris in der Suite des Kaisers 1814 und 1815 und verkaufte sie an Miasnow für achthundert Rubel, bei dem sie sechs Fohlen gebar. Miasnow verkaufte sie an Wojejkow, bei dem sie sechs Jahre im Gestüt blieb, und schließlich an Saburow überlassen; lieferte sie noch zwei Fohlen, von denen das letzte 1844 d. h. im einundvierzigsten Jahre der Mutter geboren wurde.

Im Jahre 1844 wurde Miasnow Correspondent des Comites für Pferdezücht, in Folge des ihm dazu vom Präsidenten Grafen Lewasow gemachten Vorschlages, und bis 1857 schrieb er Artikel in dem Tageblatt für Pferdezücht. 1847 verkaufte er an Paszkow sein Landgut, und die letzten achtzehn Pferde seines Gestüts kaufte eine Gesellschaft für hundertzwanzigtausend Rubel.

Noch eine Persönlichkeit, welche redlich daran gearbeitet hat, das Pferd reinen Bluts zur Anerkennung und zu seiner Bedeutung zu bringen, darf hier nicht übergangen werden, und diese war Lunin, den man ebenfalls für einen Schüler Mosolows ansehen kann. Rechtsgelehrsamkeit war das eigentliche Studium Lunins, aber sein Umgang mit Theodor Mosolow entwickelte in ihm die Leidenschaft für Züchtung des Vollblutpferdes. Im tambowschen Gubernium angefessen, widmete er sich ganz seinem Gestüt. Die ersten Pferde, mit denen er sein Gestüt anlegte, waren zwei Mütter aus dem Gestüte Mosolows, die Schimmelstute Gray Delpin nach Dapel und der Tochter des Delpins, und die braune Atalanta nach Doncaster und Wicked-cat. Sein Gestüt nahm in Kurzem zu und wuchs

bis auf fünfzig Mütter meistens aus Mosolows Gestüt, obwohl darunter auch einige aus England importirte waren. Die Pferde seines Gestüts liefen auf den Wettrennen.

Nach den ersten Rennen in Lebiebian 1825 bildete sich ein Wettrenn-Berein, der Lunin zu seinem Präsidenten erwählte, aber durch den Monarchen erst 1826 bestätigt wurde. Lunin scheute in seinem Amte weder Mühen noch Zeit, um seinen Pflichten aufs Vollständigste nachzukommen. Er kaufte einen Platz in Lebiebian, erbaute ein Haus für die Sitzungen des Vereins und Ställe für die Pferde, welche rennen sollten. Auf die Rennen kam er mit größter Pünktlichkeit, um Alles anzuordnen; brachte seine Pferde dahin und schon 1826 gewann er mit seiner Evelina, Tochter seines Sir-David den Preis. Sobald 1833 das Comite für Pferdezücht unter dem Präsidium des Fürsten Marion Wasilczytow errichtet war, wurde Lunin zum Mitglied desselben erwählt. Mit Liebe und Aufopferung widmete er diesem neuen Amte seine Kräfte und erwarb sich durch das genealogische Buch der Vollblut-Pferde, welche in Rußland bis 1836 auf den Wettrennen gelaufen hatten, hohes Verdienst. Als Modell für diese seine Arbeit diente ihm das englische Stud-book. Dem unermüßlichen Studium Lunins verdanken wir die genealogischen Tabellen der Protoplasten der Gattung reinen Bluts, Tabellen derjenigen Pferde, welche in England in den Jahren 1810 bis 1836 rannten, mit Vergleichungstabellen über den Lauf der Pferde gleichen Alters in jedem Jahre, eine Tabelle aller englischen Beschäler von 1810 bis 1836 mit Nachweis der Jahre, in welchen sie belegten und des Preises dafür, als Maßstab für ihre größere oder geringere Beliebtheit, und also auch ihrer Eigenschaften, endlich eine Tabelle aller Mütter und Beschäler Englands. Lunin veranlaßte auch die Schöpfung eines Buchs für specielle Nachrichten über die Pferde-Gestüte Rußlands als erstes Material für die Geschichte der Gestüte Rußlands. In seiner Genealogie des reinen Bluts im Kaiserthum hat der gewissenhafte Autor die Herkunft aller nach Rußland importirten englischen Renner authentisch nachgewiesen und die Zeugnisse darüber kritisch untersucht und bestätigt.

Alle diese für einen rationellen Pferdezüchter außerordentlich schätzbaren Arbeiten haben den Namen Lunins in der hippischen Welt Rußlands unsterblich gemacht. 1833 wurde er nach England geschickt, von wo er den Birmingham mitbrachte, der in England fünfundzwanzig Preise gewonnen hatte. Lunin bezahlte dafür fünfundzwanzigtausend Rubel, ein

zweites Pferd, welches er damals ebenfalls mitbrachte, war der Fuchs Middleton, der Sieger im Derby-Rennen, Sohn Phantoms, das dritte war der in Formen und Wuchs gewaltige Admiral. Alle drei wurden der moskauer Beschälstation einverleibt. Lunin starb 1848 im sechzigsten Jahre seines Lebens, und sein Gestüt, unter seine Erben vertheilt, hörte auf.

Die ausgesprochene Pferdeliebhaberei einiger Monarchen Rußlands, so wie die Protection, welche sie hippischen Institutionen angedeihen ließen, haben nicht wenig dazu beigetragen, den Geschmack für Pferde reinen Bluts und für Wettrennen zu verbreiten. Alexander I. war ein großer Pferde-Liebhaber und Kenner, 1805 gründete er zu Oranienbaum ein eigenes Gestüt, welches vierzig Mütter des reinsten englischen Bluts zählte. Nicht selten stattete der Kaiser ihnen Besuche ab und war entzückt über ihre schönen Formen und ihre Fohlen. Dieses Gestüt bestand zehn Jahre, worauf es den kaiserlichen Hofgestüten Chorozewa und Bronniza einverleibt wurde. Auf seinen häufigen Spazierfahrten besuchte dieser Monarch gern seine Unterthanen und musterte mit Interesse ihre Gestüte. 1818 besuchte er Ehrenow, wo man ihm alle Beschäler nach der Reihe vorführte, unter denen ihm besonders Poczjennyj gefiel, welchen die Gräfin ihm zum Geschenk anbot. Das Pferd wurde angenommen und zum chorozewer Hofgestüt als Beschäler geschickt, von wo es später nach Bronniza kam. Nach der Inspection des Gestüts wohnte der Kaiser einem Rennen von drei Kilometer bei. Der Monarch befahl das Rennen nach halbstündiger Rast zu wiederholen und sprach seine volle Zufriedenheit aus. Dem Kaiser Nicolaus und seinem Sohne schien es angemessen, die Rennen zu Carskoje-Selo durch persönliche Theilnahme zu beehren. Es wurde also 1841 befohlen, eigene Ställe für die Rennpferde des Kaisers und des Thronfolgers einzurichten; Lunin aber wurde beauftragt Pferde reinen Bluts aus England zu bringen. Er brachte zehn Stuten, welche sich in den Rennen Groß-Britanniens ausgezeichnet hatten und in Rußland durch ihre Nachkommen berühmt sind. Diese Stuten waren: Lola-Buf nach Defense, Executrice nach Saracen, Teedle=Wings nach Totchstone, Metal nach Glaucus, Marchionesse nach Merchant, Juvenal nach Djeri, Benedetta nach Defense, Lady=Abela nach Totchstone, Marion nach The=Mola, und die für den eigenen kaiserlichen Stall bestimmte tragende Mentora nach Gladiator.

Außer den oben erwähnten Gestüten reinen Bluts, welche vorzugsweise solchen Männern gehörten, denen die Leitung des hippischen Wesens

zugeschrieben werden muß, entstanden sehr viele Gestüte im Reiche, welche ihre Entstehung sowohl wie ihre Unterstützung den oben citirten Gestüten, besonders aber demjenigen T. Mosolows zu verdanken haben, das noch heute in den Händen des Sohnes seinen alten achtzigjährigen Ruf bewahrt hat. Unter den Gestüten reinen Bluts verdienen noch der Erwähnung das Gestüt Wojezkows, das fast nur aus mosolowschen Pferden besteht; das Gestüt Panows, ebenfalls aus derselben Quelle entsprossen; das ungeheure, heute vielleicht hervorragendste Gestüt J. Petrowskis, in welchem gleichfalls viele mosolowschen Pferde zu sein pflegten, welches sich indessen auch durch frisch aus England importirte Hengste erneuerte. Dergleichen Hengste waren Interpreter, der Vater des berühmten Barefoot, und Ferentosh der Sohn Middletons; das Gestüt M. Paszkows, J. Skariatins, des Fürsten Kasattin-Rostowski, Zycharews, des Fürsten N. Gagarin, des Fürsten Czertaski, der Grafen Roztopczyn und anderer, welche, als unseren Zeiten näher, im Stud-book aufs speciellste eingetragen sind, worauf wir unsere Leser verweisen.

Obwohl der Rossarzt Renner, der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in Rußland verweilte, das Jahr 1780 als den Zeitpunkt angiebt, von wo ab man anfang, Pferde aus England einzuführen, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß sich in Rußland bei einigen Gestüten schon lange vor dieser angegebenen Zeit Pferde reinen Bluts befanden. In Rußland angefessene, englische Pferdehändler betrieben vorzugsweise den Handel mit direct aus England importirten Pferden, wie jener Roman Smith, von dem wir oben gesprochen haben. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts beschäftigte sich damit Banks, der sich in Moskau niederließ und zuerst eine Beschäl-Station anlegte, in der sich zwei ausgezeichnete Hengste befanden: der Schimmel Dapl und Gard-of-Dl, für deren einmaligen Sprung zweihundert Rubel Silber gezahlt wurden. Bei Banks diente als Stallmeister John Jackson, der bald darauf, im Besitz des allgemeinsten Vertrauens, auf eigene Hand einen Pferdehandel anfang. 1800 importirte er den siebenjährigen Trumpeter, der während seines zwölfjährigen Aufenthalts in Moskau vierhundert Fohlen producirte, selbst aber 1812 in dem Brande der Stadt seinen Tod fand. 1815 importirte Jackson den Brillant, den Sohn Reits, einen Hengst außergewöhnlicher Schönheit, welchen er dem Ober-Stallmeister Muchanow für das kaiserliche pachrynskische Gestüt um achtundzwanzigtausend Rubel Silber verkaufte. Jackson legte eine Beschälstation an, in welcher sich Bays,

Jupiter, Rawarin und Magistrat befanden. Für den Sprung dieser Hengste wurden zweihundert bis vierhundert Rubel Silber gezahlt. Der Handel Jacksons war sehr bedeutend, so, daß er, obwohl er Lunin bei Formulirung seiner Nachrichten nicht die Hälfte der von ihm importirten Pferde angab, doch nicht verheimlichen konnte, einhundertfünfunddreißig Hengste und einhundertfünfundzwanzig Stuten aus England eingeführt zu haben. Banks hat sicherlich keine geringere Anzahl importirt, wenn gleich er für das genealogische Buch nur siebenundsiebzig Stuten und zweiundneunzig Hengste angegeben hat. Graf Orlow führte direct dreiundfünfzig Stuten und dreiundzwanzig Hengste ein. Dem Grafen Szeremetiew führte der Engländer Kerbi eine ungeheure Menge Pferde reinen Bluts zu; und wieviel Pferde mögen Roman und Joseph Smith, Lutz, Parkinson, Ashton u. a. m. eingeführt haben? Hieraus ist zu ersehen, daß die Zahl der aus England nach Rußland importirten Pferde unvergleichlich viel größer ist, als diejenige, welche das russische Stud-book angiebt und Männer, welche genau darüber informirt sind, beweisen mit Ziffern, daß die Anzahl der importirten Pferde reinen Bluts, welche in russische Gestüte übergangen, zweimal so groß ist, als die Zahl englischer Pferde, welche in alle übrigen Länder des Continents gebracht worden sind. Rußland hatte viele solcher Pferde, welche sonst die Engländer, lediglich der Vermehrung wegen, bei sich zu behalten pflegten. Von Pferden, welche z. B. im Derby-Kennen den ersten Preis gewonnen hatten, wurden nach Rußland gekauft: Diomed für Murawiew, Nabel, und Daedalus für den Grafen Orlow, Middleton, Coronner und Endower, Sieger von 1845, für die Regierung. Die in solchen Massen nach Rußland importirten englischen Pferde dienten in diesem Lande nur in geringem Maße zu den Zwecken, zu welchen sie in andern Ländern benutzt werden. Wer die unvergleichlichen Eigenschaften des englischen Pferdes genießen will, der muß auch die englische Reiterlust haben, muß die Jagden und Schwierigkeiten lieben und den orientalischen verweichlichenden Comfort von sich abschütteln. Das englische Pferd ist nur dort werth eingeführt zu werden, wo der Stahl seines Geistes, die Elasticität seiner Muskeln und der Umfang seiner Kraft, Sitten und Gebräuche vorfindet, welche seine Dienste mit Freuden annehmen und ausbeuten.

Die mit großen Kosten importirten Vollblutpferde lieferten in Rußland zuweilen vorzügliche Front- und Manege-Pferde und die Kreuzung mit armorikanischen, deren es seit den Zeiten Virons und Elisabeths in

allen Gestüten eine Menge gab, producirte gute Wagen- und Kürassierpferde. Beim Grafen Razumowski begründeten Symmetry und Busaglio durch Kreuzung mit spanischen und arabischen Stuten, den Ruf des Gestüts durch ganz Rußland.

Das Gestüt des Grafen Basil Zawobowski war durch Pferde berühmt, die aus Kreuzung von englischen Hengsten mit dänischen, holsteinischen, neapolitanischen und spanischen Müttern hervorgegangen waren. Die Gestüte des Fürsten Repnin und des Grafen Gudowicz kreuzten englische Hengste mit arabischen Müttern. Wenn man nun in Erwägung zieht, welche Menge englischer Pferde reinen Blutes in Rußland eingeführt wurden, und wenn man sich ihrer vorzüglichsten Eigenschaften erinnert, so muß man sich darüber wundern, wie wenig Spuren sie hinterlassen haben und wie die berühmtesten englischen Hengste in dem weiten russischen Lande als Beschäler kein Glück hatten.

Das geringe Gedeihen der englischen Pferde in Rußland scheint vorzugsweise darin seinen Grund zu haben, daß man zu wenig Augenmerk auf ihre Erziehung richtete, daß man sie nicht von Kindheit an zu Athleten entwickelte. Dieser Mangel einer Erziehung, welche die von der Mutter stammende Kraft entfaltete und potenzirte, verpflanzte Schwerefälligkeit auf die Nachkommenschaft, obgleich sie zuweilen von ausgezeichneten Beschälern stammte. Das Pferd nimmt die durch Erziehung erworbenen Eigenschaften in höherem Maße auf, als jedes andere Hausthier und macht sie erblich. Die durch mehrere Generationen hindurch vernachlässigte Erziehung verderbte in Rußland die jenseit des Meeres erworbenen Eigenschaften. Die Vorliebe für Kyssaks, welche sich bequemer ohne Reitkunst und ohne Gefahr verwenden lassen, ließ die Liebe zum Sattel im Lande nicht aufkommen und verlüderte die werthvollsten Schätze des edelsten Blutes der Welt.

Koptiew giebt in einer seiner Brochüren, wo er vom Gestüte Sojmonows spricht, ein vortreffliches Beispiel davon, wie die Erziehung der Zuchtmütter auf den Zustand ihrer Kinder wirkt. Seit 1803, sagt er, bestand das Gestüt Sojmonows im Dorfe Tieplo bei Moskau. Das Gestüt entstand aus einigen ausgezeichneten Müttern, Reitpferden Kaiser Alexanders, als austrangirt für je fünfzig Rubel verkauft. Diese Stuten brachte Sojmonow alljährlich zu Jackson, um sie belegen zu lassen, und kaufte ferner wegen Alters bei verschiedenen Garderegimentern austrangirte Stuten reinen Blutes. Einen Hengst hielt er nie, sondern ließ sie immer

durch die Beschäler Jacksons belegen. Im Jahre 1825 bestand das Gestüt aus zwölf Müttern und alljährlich verkaufte er sieben Reitpferde. 1823 verkaufte er vier Reitpferde für den Kaiser und erhielt dafür fünfzehntausend Rubel Silber. 1826, während der Zeit der Krönung des Kaisers Nicolaus in Moskau, verkaufte Sojmonow dem Hofe und anderen Privatpersonen die durch zwei Jahre nicht verkauften Pferde für hunderttausend Rubel Assignate.

In diesem Beispiele liegt der klare Beweis, daß die Uebung der Mütter in der Gattung von Dienst, für welche ihre Nachkommenschaft bestimmt ist, das unfehlbarste Mittel sei, in der Nachkommenschaft die angeborenen Fähigkeiten und Eigenschaften hervorzurufen, welche wir eben erstreben. Aus diesem Grunde übte Graf Orlow seine Mutterstuten im Trabe, ehe er sie zur Zucht verwendete; aus diesem Grunde bringen die zum Schnellrennen geübten und zugerichteten Mütter die schnellsten Kinder, aus diesem Grunde erleichtern biegsame Hälse, weiche Ganaschen und freie Schultern in guter Dressur geübter Mütter die Dressur der Nachkommen; aus diesem Grunde kann kein Gestüt reinen Blutes sich ohne Traineurs und Bereiter, welche die ganze Gestütsjugend ausbilden und formen, behelfen, und eben dieses wollen die russischen Pferdezüchter in den seltensten Fällen begreifen, ja halten diese, für ein ordentliches Gestüt unvermeidliche Nothwendigkeit, für ein reines Vorurtheil. Aus demselben Grunde sind auch Schnell-Kennen als das einzige Mittel, eine Race von Athleten zu bilden unmaßgeblich nothwendig, und deshalb lassen alle Staaten, denen die Entwicklung der Pferdezücht am Herzen liegt, es sich angelegen sein, die Wettrenn-Vereine zu protegiren und die Zahl derselben zu vermehren; aus diesem Grunde scheut die russische Regierung sich nicht, alljährlich bedeutende Summen zum Unterhalt und zur Förderung der Wettrennen auszuwerfen.

Nur in den Massen muß der Sinn für das Reiten erweckt und gebildet werden, der in Nationen, in welchen ritterliche Traditionen fortleben, sich von selbst lebendig erhält.

#### § 214. Bemühungen der Regierung, um die hippische Industrie in Rußland zu beleben.

In dem Beginn der Kraft-Entwicklung des russischen Reiches war die ganze Aufmerksamkeit der Regierung darauf gerichtet, Heerden und Gestüte von Pferden ins Leben zu rufen und zu unterhalten, um Moskau

von dem Zwange zu befreien, den Tataren alljährlich schwere Summen für die Menge von Pferden zu zahlen, welche dem Großfürsten für sich und sein Heer unaufhörlich nothwendig waren. Zunächst ging es also dem Großfürsten darum, ein eigenes Gestüt zu besitzen. Der Beamte, welcher dasselbe beaufsichtigte und leitete, war ursprünglich mehr ein persönlicher Beamter des Großfürsten, als ein Minister des Reiches, der einen der wichtigsten Zweige des National-Reichthums verwaltete. So blieb der Zustand der Dinge lange, lange Zeit, bis er erst unter Nicolaus um 1843 eine andere Gestalt annahm.

Das erste Privat-Gestüt der russischen Großfürsten war das Chorzewsche bei Moskau. Die Direction über die Ställe des Großfürsten war in den Händen eines Oberstallmeisters, dessen Amt in einer sehr entlegenen Epoche bereits hoch geachtet war, denn es wurde gewöhnlich nur solchen Persönlichkeiten anvertraut, die sich eines besonderen Vertrauens des Monarchen erfreuten. Unter Iwan III. 1490 war mit diesem Amte Andreas, der Sohn Theodors Czjadnin, betraut, ein Günstling des Großfürsten, welcher ihm in seinem geheimen Rathe unter den Bojaren den ersten Platz anwies. Von der Zeit an begann man den Stallmeister für einen hohen Staatsbeamten anzusehen. Gleichzeitig mit der Erhebung dieser Stellung zu so hoher Würde unter Iwan III. wurde das Amt eines Unterstallmeisters dem Theodor Wikientieff übertragen.

Im Jahre 1511 unter der Regierung Wasils Iwanowicz wurde ein besonderes Amt errichtet, unter dessen Obhut sich alle Stallgeräthe, kostbaren Geschirre, Kutschen, Teppiche, Sättel u. s. w. der russischen Großfürsten befanden. Vorsitzender dieses Amtes war der Oberstallmeister. Unter der Regierung des Großfürsten Basilius war der Sohn des Andreas Czjadnin Oberstallmeister, der durch die Litthauer gefangen genommen in dieser Gefangenschaft starb. Nach seinem Tode blieb sechzehn Jahre lang seine Stelle unbesetzt. Nach dieser Zeit erhielt der Bojar Telepniew Obolenski dies Amt, und ihm folgten unter Basilius in demselben die Bojaren Gliniski, Uglatoj und Fedorow. Unter Iwan IV. gab es keine Stallmeister und unter Feodor Iwanowicz wurde Borys Godunow zu dieser Würde erhoben. Unter Dymitry dem Usurpator wurde der Bruder der Czarica Maria Feodorowna, Michael Nagi 1605 zum Oberstallmeister ernannt. Nach dem Abgange Michael Nagis wurde das Amt eines Oberstallmeisters cassirt und an seine Stelle traten bis zum Anfange des XVIII. Jahrhunderts die Unterstallmeister. Ein solcher führte sein Amt



mit Hilfe von vier Unterbeamten. Drei von diesen führten den Titel Diak und der vierte hieß Stall-Schatzmeister. Die Diaken unterhielten die Kanzlei des Amtes und der Schatzmeister beaufsichtigte Alles, was zum Stall gehörte. Der Schatz aber bestand in Wagen, Schlitten und Sätteln, die letztere Abtheilung war die bedeutendste in Beziehung auf Menge und Werth der Gegenstände. Hier wurde das erforderliche Reitzzeug für den Hof der Großfürsten bewahrt. In der Wagenschatzkammer stand jede Gattung von Wagen, Kutschen, Paradewagen, Karetten u. s. w. und in der Schlittenschatzkammer Alles, was für die Winterjahreszeit erforderlich war. Außer diesen Hauptmitgliedern des Amtes gab es noch sehr viele Unterbeamte, von denen einige beim Stallchatz angestellt waren, andere Hafer und Heu ausgaben, andere die Aufsicht über die Ställe hatten und noch andere auf die Märkte geschickt wurden, um Pferde für die Ställe des Großfürsten anzukaufen. Nach diesen Stallbeamten folgten über fünfhundert Stalldiener, von denen die einen mit dem Großfürsten in den Krieg und auf Reisen zogen, andere die Stallwachen hielten, die Pferde reinigten, fütterten, tränkten, sattelten, anschnitten und auf der Weide hüteten.

In den ersten Jahren der Regierung Peters des Großen schien die Pferdezucht schon eine wichtige Rolle, wenn nicht im ganzen Reiche, so doch in den neu incorporirten Provinzen zu spielen. Klein-Rußland allein hatte außer den für Landwirthschaft und eigenen Bedarf nothwendigen Pferden noch sechzigtausend für die Armee. Am Don stellten die Kosaken eine Reiterei von zwanzigtausend Mann. In den uralischen Steppen und am Kuban unterhielten die Tataren und andere nomadisirende Völkerschaften zahllose Heerden, schließlich waren die weiten Ebenen Sibiriens ebenfalls durch Zucht sehr dauerhafter Pferde im Ruf. Die Kriege mit Schweden und der Türkei, die Expeditionen nach Persien und dem Kaukasus erforderten viel Truppen und Pferde. Das reguläre, berittene Militär allein brauchte damals sechstausend Pferde für Artillerie und Bagage. Der während unaufhörlicher Kriege begonnene Bau der neuen Hauptstadt, der Festung Petropawlowsk, beschäftigte vierzigtausend Menschen, die Befestigung der kronstadt'schen Insel und die Ausgrabung des Ladoga-Canals bedurfte einer Menge Hände und Pferde. Alle diese Unternehmungen machten eine Contribution in Pferden nothwendig und man hob von allen Ständen des Landes aus, sei es in Natur oder in Geld, wobei fünfzehn Rubel Silber ein Pferd repräsentirten. Vom Adel und von den Klöstern verlangte man eine den Vermögens-Einkünften entsprechende Zahl von

Pferden, und bei Präpsten und Diaken richtete sich die Menge nach den Abgaben, welche die Eingepfarrten an die Kirche zu leisten hatten. Peter der Große, der sich indessen von der Unzweckmäßigkeit dieses Verfahrens überzeugt hatte, gebot schließlich 1712 im kasanschen, asowschen und kijowschen Gubernium Gestüte einzurichten und 1720 im astrachanschen, wo die Mütter Tscherkieffen und die Beschäler Perser sein sollten. Die Aufsicht über das astrachanische Gestüt wurde dem schwedischen Gefangenen, Lieutenant Rutow, anvertraut, dem man Czencow als Gehülfen beordnete. Gleichzeitig soll Peter der Große auch befohlen haben, eine gewisse Anzahl esthländischer und finnischer Hengste nach Archangelst und an die Ufer der Obwa zu bringen. Die Verwaltung der Ställe und kaiserlichen Gestüte erlag einer großen Veränderung. Die Oberstall- Behörde wurde 1705 aufgehoben und ihre Attribute gingen auf die ingermanländische Kanzlei für kaiserliche Hofangelegenheiten über, an deren Spitze Alexej Danilowicz Menšcykow stand. Hof- und Stall- Güter wurden 1721 einem Vorstande anvertraut und die Direction der Verwaltung dieser Güter wurde dem Hofbeamten Bansaſow, unter Oberhoheit des Kammer-Collegiums verliehen.

Nach dem Tode Peters des Großen stockte die Entfaltung des kaiserlichen Gestütes einigermaßen und erst auf Befehl der Kaiserin Anna wurden alle Stall- und Gestüts-Angelegenheiten von der ingermanländischen Kanzlei wieder getrennt und eine besondere Behörde, unter dem Titel der Marstall- Kanzlei nach einer 1733 gegebenen Verordnung eingesetzt. In dieser Kanzlei concentrirte sich die ganze Verwaltung aller Marstall- Comptoire, aller Gestüts-Städte, Landsitze, Dörfer und Colonieen, ebenso aller Hofgestüte, und wurden in derselben Register über die Anzahl der Mütter, Beschäler und Zuzucht mit Bemerkungen über Farbe, Abzeichen, Alter und Höhe des Wuchses jedes Pferdes geführt. An der Spitze der Kanzlei stand der Oberstallmeister. Dieses Amt verwaltete während der Regierung Annas zunächst Graf von Löwentwalde und nach dessen Tode Wolynski. Die zum Palast gehörenden Ställe beaufichtigte der dem Ober- Stallmeister untergebene Stallmeister, der seine Rechnungen der Stall- Kanzlei einreichte. Ein Unterstallmeister war dem Stallmeister als Gehülfe beigeordnet, unter welchem die Bereiter dienten, welche Pferde zuritten und die Reitpagen die Reitkunst lehrten, ferner Hofärzte, Hufschmiede u. s. w. Unter der unmittelbaren Oberhoheit des Oberstallmeisters standen: der Stallschazmeister, der Proviantmeister, Furagemeister,

Commissär und Futtermarschall. Der Stallschakmeister gehörte zur Stallkanzlei, er hatte die Kasse in Verwahrung und hatte die Aufsicht über Einnahme und Ausgabe, über alle Geschirre, Equipagen der Hofställe, die in besonderen Räumen aufbewahrt wurden und von denen er nur auf Befehl des Oberstallmeisters und der Kanzlei Etwas verabsolgte.

Der Proviant- und Furagemeister handelten auch nur auf Befehl der Kanzlei in Bezug auf Proviant für die Dienstleute und die Pferde. Der Commissär erhielt von der Kanzlei die Summen, um dreimal jährlich alle vier Monate nach dem Etat den Lohn auszusahlen, außerdem bezahlte er den Stallmeister nach Bedürfniß für nothwendige Ausgaben. Das Reglement verlangte, daß der Commissär nicht länger als ein Jahr sein Amt verwaltete. Der Futtermarschall hatte das den Pferden zu verabreichende Futter zu revidiren und ihren Gesundheitszustand zu prüfen. Im Falle eines Anzeichens von Krankheit hatte er sofort dem Hofarzt Meldung zu machen und das Pferd der Kur zu unterwerfen. Die speciellste Aufsicht der Gestüte war seit 1736 fünfzehn Corporalen und Soldaten abligter Abkunft, anvertraut. 1734 wurden aus Livland alle staatlichen Hengste nach Moskau gebracht um das dasige Gestüt zu heben.

In demselben Jahre reichte der Oberstallmeister Wolynski dem Ministerrathe ein Project der Erweiterung der Gestüte ein, worin er vorschlug, an hundertundfünf Stellen Gestüte anzulegen, in welchen sich neununddreißigtausendneunhundertfünfundvierzig Zuchtpferde befinden sollten. Nach Prüfung dieses Projectes einigten sich die Minister dahin, nur soviel Gestüte anzulegen wie viele ihrer nöthig waren, um achthundertvierzig Beschäler und siebentausend ukrainische, kleinrussische und tatarische Mütter zu lociren. Um diesen Beschluß in Ausführung zu bringen, bestimmte man achtzehn Stellen für Gestüte, sechsunddreißig für Aufzucht der Fohlen jeden Alters, und drei Stellen als Sammelplätze zur Classificirung der Ausgewachsenen. Jeder dieser Anlagen schrieb man eintausenddreihundert der nächsten männlichen Seelen zu und bestimmte für alle ungefähr eine Million zweihunderttausend Hectare Landes. Es wurden Pläne und Anschläge, sowohl für die Ställe, wie anderweitig erforderliche Gebäude ausgearbeitet und 1735 bestätigt, aber nichts davon kam zur Ausführung. Anstatt der projectirten Menge von Pferden kaufte man zweiundfünfzig Hengste und hundertneunundvierzig Mütter, und erst im Jahre 1736 befahl man dem saratower Wojewoden Beklemiszew, dem zarjycinschen Commandanten Kolzow, dem astrachanischen Vice-Gubernator

Sejmonow und dem donischen Ataman Efremow, für die Gestüte tausend Stuten bei den Kalmuken unter den Pferden anzukaufen, welche sie von den Kubanzen erbeutet hatten. 1737 richtete man die Aufmerksamkeit auf die wirthschaftliche Seite der Gestüte, befahl Pferdelazareth zu bauen im Verhältniß von zehn Prozent zur Anzahl der gesunden Pferde, verordnete in den Ställen ein Paviment von gestampftem Lehm und Sand, Dächer von Stroh und gebot, alle diese Arbeiten in vier Monaten auszuführen. In demselben Jahre kaufte man acht arabische Mütter und in Schlesien Mohrenköpfe d. h. Schimmel mit schwarzen Köpfen und brachte diese in den oslozischen Stall. Auch einige spanische Pferde wurden gekauft, für welche man Stück für Stück vierhundertundfünfzig Rubel Silber zahlte, und schließlich kaufte Wolynski in Siewiersk sechs Rappen deutscher Abkunft. Im folgenden Jahre 1738 erhielt das moskauer Gestüt neun Beschäler, unter welchen ein Argamat, ein mecklenburger Rappe und sieben Neapolitaner; außerdem kamen zu anderen Gestüten aus der geheimen Kanzlei vier Hengste und sechs Stuten; aus dem reitenden Leibgarde-Regiment siebzehn Stuten, aus dem eigenen Stalle der Kaiserin zwölf Hengste, und dazu wurden noch vierzehn Hengste und vierundachtzig kabardynische Stuten gekauft. Das Jahr lieferte aus allen Gestüten zweihundertundsechs junge Hengste und zweihundertundacht Stutenfohlen. Im Jahre 1739 sortirte man die Pferde nach den Farben und verbot zur Züchtung braunschimmelige, grau-fuchs und farbenschimnelige Hengste zu verwenden. Jedem der neu errichteten Gestüte wurde eine feststehende Zahl von Pferden bestimmt: dem bronnikzischen, in welchem Reitpferde gezüchtet wurden, hundert Zuchtpferde, dem choroszewischen, wo man mächtige Pferde züchtete, ebenso viele, dem gawrylowischen hundertzwanzig, dem danilowischen (Gub. Kostrom) zweitausend deutsche, große Rappen, dem soborowischen hundertdreißig, dem wschodnioczewischen (Gubernium Wladimir) zweihundert Rappen, dem skopinschen tausend schwarzbraune, dem pawczynischen (Gubernium Moskau) zwanzig Eschere-missen, dem bogowodzischen (Gubernium Tula) bestimmte man alte, kleine, großköpfige, verschiedenfarbige Pferde; zum Winter trieb man dorthin die Jährlinge und Zweijährlinge des skopinschen Gestüts; dem szekowischen ließ man achtzig Zuchtpferde. Außer diesen zehn Gestüten existirte noch der pachrynische Stall, bestimmt zum Sammelplatz für drei- bis fünfjährige Hengste und Wallache, welche im August und September aus allen kaiserlichen Ställen gebracht wurden. Von hier aus wurden die besten,

fehlerfreien Hengste als Beschäler in die kaiserlichen Gestüts-Anlagen geschickt, was übrig blieb wurde als Wagen- oder Reitpferd verwendet, und die unbrauchbaren wurden den Bauern für Feldarbeit vertheilt. In demselben Jahre wurden auf der Insel Desel eine ansehnliche Zahl deutscher Pferde gekauft, von denen ein Theil in die Ställe als Equipagen-Pferde kamen, während ein anderer, und zwar der größere, an die Gestüte vertheilt wurde. Im Jahre 1732 befanden sich in den kaiserlichen Ställen und Gestüten im Ganzen dreitausendsiebenhundertundachtzehn Pferde, am 1. Januar 1740 aber viertausendvierhundertundvierzehn, unter welchen elf arabische, siebenzig englische, vierundvierzig spanische, sechsundvierzig persische, einundzwanzig türkische, fünf berberische, fünfhundertzwanzig neapolitanische, drei lombardische, siebenzehn dänische und sechshundertachtundsechzig deutsche waren. Der Rest bestand aus tscherkessischen, kubanischen kalmukischen und tatarischen Pferden.

Zur Zeit der Regierung der Kaiserin Elisabeth hörte die Sitte des Pferderecutirens auf und man begann im Lande zu remontiren. Dieser Umstand wirkte günstig auf die Förderung der hippischen Industrie und schon 1750 zählte man in Rußland zwanzig Privatgestüte. Durch einen Ukaz vom Jahre 1756 ermunterte die Kaiserin alle Stände zur Zucht von Pferden für die Armee, bestimmte die Preise, für welche die Remontebeamten dergleichen von Privaten kaufen sollten, und verbot bei Verlust der Ehre und aller Rechte diesen Beamten beim Ankauf irgend welchen Zwang zu üben. Für ein Kürassierpferd bestimmte dieser Ukaz sechzig Rubel Silber, für ein Grenadier- und Dragonerpferd dreißig Rubel Silber, für ein Zugpferd dreißig Rubel Silber. Das Alter der für die Armee gekauften Pferde durfte sechs Jahr nicht übersteigen. Seit dieser Zeit warf man sich auf Pferdezuucht und die Zahl von Privatgestüten wuchs mit jedem Jahre.

Die größte Begeisterung für Gestüte und Pferdezuucht bemächtigte sich des Adels unter Catharina II. so, daß die Regierung sich im Stande sah, die eigenen Gestüte zu verringern, und demgemäß wurden Ukaze in dieser Absicht erlassen. Der Ukaz von 1763 hob die esthländischen, livländischen und öselchen Gestüte auf und der von 1764 cassirte das Kürassier-Gestüt. 1786 hob man die Hofkanzlei auf und gab die Staatsgestüte unter die Verwaltung des Hof-Stall-Comptoirs. Eben in derselben Zeit, in welcher die Regierung in Beziehung auf Pferdezuucht Sparsamkeit einzuführen begann, nahm die Entwicklung der Privatgestüte

riefig zu. In dieser Zeit entstanden die Gestüte des Grafen Orlow, des Grafen Zubow und vieler Anderer, von denen wir gesprochen haben. Unter Paul I. stieg dieser Zweig der Industrie immer höher, der Monarch selbst belebte ihn durch Verordnungen und Beispiel. Ein Ukaz vom Jahre 1796 verordnete Errichtung neuer Staatsgestüte und sorgfältige Unterhaltung der bereits bestehenden. Im Jahre 1799 wurde im Senat ein Bureau für die Staatsgestüte errichtet und der Befehl gegeben, aus den kaiserlichen Gestüten je zehn Hengste für jedes Gubernium dem Gouverneur zur Disposition zu stellen, um dadurch die Pferderacen in den Privatgestüten zu verbessern. Es war dies das erste Beispiel, wo der Staat die Protection der allgemeinen Pferdezucht übernahm. Gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts zählte man in Rußland schon zweihundertfünfzig Privat-Gestüte und der Ausgang jenes Jahrhunderts, wie der Anfang des XIX. wird als die goldene Epoche der russischen Pferde- zucht angesehen. Unter der Regierung Alexanders I. wurde das Gestüts- Bureau beim Senat wieder cassirt. Alle bestehenden Staatsgestüte theilte man in zwei Kategorieen: in Hof und Militär-Gestüte; zu den ersteren gehörte das oranienbaumer, choroschewische, bronnikische, gawrylowsche, alexandrowsche, und pachrynsche mit dem Beschälungs-Stall. In diesen Gestüten sollten dreihundert Mütter stehen, für welche je fünfhundert- dreißig Rubel zum Unterhalt ausgeworfen waren. Im Jahre 1819 wurde ein Comite für Verwaltung der Militär-Gestüte errichtet und die Summe von sechshundertachtundsiebzigtausendeinhundertsechsun- dachtzig R. S. zu ihrer Unterhaltung festgesetzt. Der Stand der Bedienstung dabei stand dem militärischen gleich und alle Grade desselben standen unter militä- rischer Oberhoheit. Dem Comite stand das Recht zu, alle Beamte bis zum Range des Generals unter das Kriegsgericht zu verweisen. Zu diesen Gestüten gehörten: das stopinsche, poczynkowsche, derkulische, stre- lizische, limarewische und das neu eingerichtete alexiejewskische. Sie sollten zweitausendsechshundert Mütter zählen und zum Unterhalt je zweihundertelf Rubel pro Haupt erhalten. Der Preis für die Furage betrug jährlich über dreihunderttausend Rubel Silber. Bis zum Jahre 1823 hielt man in diesen Gestüten im Ganzen neuntausendvierhundert- zwanzig Pferde, in den letzten zehn Jahren aber nur achttausendachtund- fünfzig. Die Hauptmasse der Zuzucht diente zur Remonte verschiedener Regimenter gegen einen festgesetzten Preis. Für ein Pferd zur Garde zahlte man vierhundertsechzig Rubel fünfundsiebzig Kopeken, für ein

Kürassierpferd dreihundertzweiundneunzig Rubel zehn Kopelen, für ein Dragonerpferd dreihundertzweiundvierzig Rubel zehn Kopelen, für ein Husaren- Ulanen- oder berittenes Jäger-Pferd dreihundertzweiunddreißig Rubel zehn Kopelen, für ein Garde-Artillerie-Pferd vierhundert Rubel, für ein Zugpferd dreihundert Rubel, für ein Linien-Artilleriepferd hundertfünfundsiebzig Rubel, für ein Gensdarmespferd zweihundertzwölf Rubel. Während der vierzehn Jahre, von 1819 bis 1833, lieferten diese Gestüte der Armee dreitausendachtshundertfünfzehn Pferde.

Diese Militärgestüte hatten die verschiedensten Racen zu Zuchtpferden, welche theils aus Privatgestüten, theils vom Auslande erworben waren. Das einzige Gestüt Orłows stellte ihnen Hengste für einundneunzigtausend Rubel. Der Oberst Mandyka kaufte für sie einhunderteinundzwanzig Mütter in Klein-Rußland für sechzigtausend Rubel. Die Engländer Jackson, Kerbi, Schtol und Luk verkauften ihnen dreiundzwanzig Hengste und siebenundzwanzig Stuten reinen Bluts für zweihunderteinundsiebzigtausendachtshundert Rubel. Beim dänischen Gesandten Blum kaufte man vier dänische Hengste und bei den Holsteinern Wind und Bergofer acht dänische Hengste und zwölf Mütter neben sechzehn holsteinischen Stuten für zweiundneunzigtausend Rubel. Im Jahre 1820 kaufte Graf Waclaw Rzewuski in Stambul drei arabische Hengste und drei Stuten, 1821 schickte der russische Consul aus Aleppo vier arabische Hengste und in demselben Jahre kamen fünf bucharische Hengste, vierhundert zwanzig Pferde aus Tiflis vom Chan Mustafa Szyrwanski, zweihundert vom karabachischen Chan, zwei Hengste vom General Fermolow, welche ihm von den Truchmenen zum Geschenk gemacht waren, auch viele Pferde von verschiedenen Privatpersonen. Der Thierarzt Karsting brachte 1822 aus Persien fünfundvierzig Hengste und zwei Stuten für zweihundertzweiunddreißigtausendneunhundertfünfundvierzig Rubel, 1825 fünf Hengste und zwei Stuten für zweiundneunzigtausendachtshundertfünfzehn Rubel. Aus England brachte man 1832 acht Hengste für siebenundsechzigtausenddreihundertfiebenundvierzig Rubel. Derselbe Karsting 1831 nach Dänemark Holland und Mecklenburg geschickt, konnte dort kaum zwei für die Militärgestüte brauchbare Hengste finden, so daß im Ganzen über zweihundert Hengste und fünfhundert Mütter der verschiedensten Art vom Auslande für die Summe von dreihundertneunundvierzigtausendfünfhundertfiebenundfünfzig Rubel für diese Gestüte erworben wurden.

Kaiser Nicolaus I. veränderte 1833 das Verwaltungs-Comite der

Militär-Gestüte in das Comite für russische Pferdezuucht und ernannte den Stallmeister Lunin zum Director desselben. Das Comite hatte die Oberaufsicht über die Militär-Pferde-Anlagen und die damals neu errichteten Beschäl-Stationen in sechs Gubernien, sowie über die kaiserlichen Preise bei den Wettrennen; dasselbe hatte auch die Verpflichtung, alle Mittel und Wege ausfindig zu machen, durch welche die Pferde im ganzen weiten Reiche verbessert und vermehrt werden könnten. Dies war der zweite wichtige Schritt, den man von Seiten des Thrones aus der beschränkten Thätigkeit hinaus, nur für eigenes Wohlsein zu sorgen, in das Weite that, um hippischen Reichthum im ganzen ungeheuren Reiche zu fördern. Der Director hatte die Befugniß, unumschränkt über fünftausend Rubel Silber zu verfügen, das Comite über zehntausend Rubel Silber. Das skopinsche Gestüt wurde cassirt, und in den übrig bleibenden fünf Militär-gestüten, dem pocznikowschen, nowo-alexandrowskischen, strelizischen, derkulskischen und limarewischen unterhielt man nur zwölfshundert Mütter und hundert Beschäler. Aus diesen Gestüten mußten alljährlich über dreihundert Pferde für die Garde gestellt werden. Endlich erfolgte im Jahre 1843 die letzte radicale Umänderung. Es wurde eine besondere Behörde für die Landes-Pferdezuucht errichtet, der man alle Attribute eines Ministeriums verlieh und welche man Reichs-Pferdezuuchtleitungs-Amt nannte. Das Comite für russische Pferdezuucht wurde in ein Comite für die Pferdezuucht des Reiches umgeändert und erhielt die Berathungs-Berechtigung gleich den Rätthen der Minister. Der General-Director war gleichzeitig Präsident des Comitès. Bei dieser Behörde befand sich eine Abtheilung in der alle administrativen, wirthschaftlichen und technischen Gegenstände verhandelt wurden. Die Behörde hatte auch die Oberaufsicht über die Staatsgestüte.

Unter der Oberhoheit dieser Behörde wurden in den Gubernien besondere Provinzial-Comites errichtet, welche aus dem Gouverneur, dem Gubernial-Marschall, dem Präses der Domainen-Kammer, drei Grundbesitzern, welche in Beziehung auf Pferdezuucht im Rufe standen, und dem Verwalter der Beschäl-Station des Guberniums zusammengesetzt waren.

Die auf kaiserlichen Befehl aufgehobenen Militär-Gestüte übergaben den neu errichteten Staatsgestüten alle ihre Vorräthe an Pferden und Furance. Diese Umänderung war in sofern characteristisch, als die Staatsgestüte fernerhin nicht mehr als Remonte für die Armee dienten, vielmehr Stammschulen für Beschäler wurden, welche die Race im Reiche



durch die verbreiteten Beschäl-Stationen verbessern sollten. Stationen der Art befanden sich in den Central-Punkten der Gubernien und jede derselben zählte sechzig Hengste.

Die Beschälhengste wurden im Frühjahr, je nach der Zeitfolge der Beschälung, in vier Partien zu fünfzehn getheilt und jede wurde auf alljährlich geänderte Standpunkte des Guberniums geschickt. Die Beschälung durch Staatshengste war anfänglich umsonst. Gleichzeitig mit der Eröffnung der Beschälstationen verordnete man den Verkauf junger in den Staatsgestüten geborener und für dieselben nicht nöthig erachteter Stuten. Dieser Verkauf, welcher die Zahl guter Mütter im Lande vergrößerte, hatte nicht geringen Einfluß auf Verbesserung der Race in Privat-Gestüten. Außerdem wurde befohlen, durch That, Wort und Schrift die Grundsätze regelrechter Zucht im Lande zu verbreiten, Wettrennen zu veranstalten und große Staatspreise für dieselben auszusetzen.

Schließlich, um für alle Pferdezüchter Pferde der zwei beliebtesten und gesuchtesten Racen zugänglich zu machen, wurden 1845 die zwei vorzüglichsten Privatgestüte Rußlands gekauft und den Staatsgestüten einverleibt; es waren dies das Chrenowsche Gestüt des Grafen Orlow und das anninskische des Grafen Roztopczyn.

In den letzten Zeiten befand sich das Chrenowsche Gestüt, welches durch Erbschaft in die Hände einer Gräfin Orlow gelangt war, unter Leitung und Aufsicht eines der ausgezeichnetsten Pferdekennner und Meister in der Zucht, Szyskins, der es auf die Stufe des höchsten Glanzes erhob. In dem Augenblicke, als der Staat es erwarb, zählte es über zweitausend Pferde, unter denen neunundfünfzig Hengste und siebenhundertfünfzig Mütter waren. Das Gestüt des Grafen Roztopczyn, welches sich in den letzten Zeiten unter der Leitung Wojekows befand, züchtete vortreffliche Renn- und Reitpferde, welche namentlich für den Frontdienst sehr begehrt wurden. Die Staatsbehörde beschloß die orlowsche Reitpferd-Race mit dem Gestüte des Grafen Roztopczyn zu vereinigen und locirte beide nach Chrenow. Eine Pepiniere edler Pferde reinen Bluts, bestehend aus fünf Hengsten und vierundzwanzig englischen und arabischen Müttern, brachte man aus Stolin nach Czesmento bei Chrenow. Auf diese Weise entstand die czesmenskische Pflanzschule reinen Bluts, welche man bald darauf, aber schon zu Zeiten Alexanders II., in der Absicht einer anderen Einrichtung der Staatsgestüte cassirte. Alle diese Reformen, welche der Verwaltung der Pferdezucht den Character einer, das ganze hippische

Wesen im ganzen Reiche leitenden und beschützenden Institution gaben, hatten zur Folge, daß noch vor dem Ableben Kaisers Nicolaus I. Rußland schon nennhundert Privatgestütze zählte.

Unter Kaiser Alexander II. veränderte man den Titel der betreffenden Behörde wieder in den einer Hauptbehörde der Staats-Pferdezucht und führte einige wenig bedeutende Aenderungen darin ein, welche in dem vom Kaiser 1864 bestätigten Statut enthalten sind.

Der heutige hippische Wohlstand Rußlands läßt sich am deutlichsten aus folgenden Zahlen ersehen.

Die Zahl der Pferde in Rußland beläuft sich auf 20,000,000, darunter sind, 1,300,000 Mütter, von welchen 60,000 zu Gestüten gehörige in 3000 besonderen Gestüten stehen, 400,000 Mütter in den Steppenheerden und 840,000 häuerliche. Die Armee verbraucht jährlich 8000 Pferde für eine Million Rubel, die anderen Pferde befriedigen die verschiedenen Bedürfnisse des Landes und der alljährliche Umsatz des inländischen wie auswärtigen Pferdehandels beläuft sich auf 12,000,000 Rubel Silber.

Auf der Weltausstellung zu Paris 1867 ist Rußland mit allen Pferderacen seines Reiches glänzend aufgetreten. Hier erschien der finnische Traber, der esthländische Klepper, der Samogitier, Obwinet, Karabach, der Kabardyniez, der Witiug und Waschfir und außerdem die ausgefuchtesten Producte der Privat- und Staatsgestüte, sowohl in Reitpferden wie Nyssaks. Zu den ersteren gehörten Grant, Fakiel-Fasan, Scipio und Simual, zu den letzteren Beduin, Uflan, Niepobiedymhj und Bogatyr.

Die heutige Thätigkeit des Reichs-Pferdezucht-Amtes ist auf folgende Punkte gerichtet.

Staatsgestüte haben heute keinen anderen Zweck, als nur die besten Beschäler für die Stationen zu liefern, um das Blut der Privat-Pferde im ganzen Reiche zu verbessern. In dieser Absicht hat man drei Centralpunkte für die Staatsgestüte bestimmt und dazu die Gubernien Woronesch, Charkow und Orenburg gewählt. Im Gubernium Woronesch befindet sich das Chrenowsche Gestüt, im Gubernium Charkow vier bialowodzische und in Orenburg die orenburgsche Pferde-Pepiniere. Alle diese Gestüte zusammen zählten 1865 dreitausendvierhundertvierundsechzig Pferde.

Das Chrenowsche Gestüt umfaßt drei Abtheilungen. Die erste Abtheilung züchtet rein englisches Blut und zählt über hundert Pferde.

Die zweite Abtheilung züchtet Ruffaks und zählt ungefähr dreihundertfünfzig orlowsche Traber.

Die dritte Abtheilung züchtet roztopczynsche und orlowsche Reitpferde und umfaßt die gleiche Zahl Pferde.

Die chartower Gestüte, genannt die bialowodzischen, sind in vier Kategorieen getheilt, von denen jede in einem besonderen Ort locirt ist.

In dem derkulstischen Gestüte werden Wagenpferde, Percherons und die schwersten englischen Karrenpferde gezüchtet. Nach Aufhebung des poczynskischen Gestüts wurden dessen Pferde hierhergebracht. 1865 zählte dieses Gestüt vierhundertachtundneunzig Haupt und zwar fünfzehn Hengste, hundertfünfundfünfzig Mütter und dreihundertachtundzwanzig verschiedenjährige. In diesem Jahre kaufte man für dieses Gestüt im Auslande das schwere englische Zugpferd Duke, rein Suffolt-punch's und den rein französischen Percheron, Debutant.

In dem novo-alexandrowskischen Gestüt werden Halbblut Reitpferde gezüchtet. Im Ganzen sind da fünfhundertdreizehn Haupt und zwar fünfzehn Hengste hundertneunundvierzig Mütter und dreihundertneunundvierzig verschiedenjährige.

Im strelizischen Gestüt werden Reitpferde orientalischen Bluts gezüchtet. Im Ganzen stehen dort fünfhundertvierunddreißig Haupt, worunter fünfzehn Hengste, hundertfünfundvierzig Mütter und dreihundertfünfundsechzig verschiedenen Alters.

Das limarewische Gestüt wird als Pflanzschule edlen arabischen Bluts angesehen, es hat vier Hengste, elf Mütter und dreißig Fohlen, zusammen also fünfundvierzig Stück.

Im Jahre 1865 kaufte man für dieses Gestüt zwei Hengste in Kijow beim Araber Abballah; der erste Gambali, weiß, für welchen Abballah in Damaskus angeblich achtzigtausend Piafter gezahlt hatte, der andere, Rejan, ebenfalls Schimmel, gesprenkelt mit dunkler Mähne und ebensolchem Schweif. Außer diesen zwei Hengsten importirte man aus Frankreich, aus der Gegend von Abbeville, den Hengst Propre-à-tout nach einem boulogner Hengst und einer Percheron Mutter, Halbblut, indessen kam er später ins chrenowsche Gestüt. Bei dem limarewischen Gestüte befindet sich noch ein Collectiv-Stall aller bialowodzischen Gestüte, in welchem sich 1865 hundertsechsendfünfzig vierjährige Fohlen befanden, welche für Wagen und Sattel eingeübt wurden. Die tauglicheren Individuen werden als Beschäler verwendet und die anderen verkauft.

Die orenburger Pepiniere ist dazu bestimmt, Beschäler zu produciren, welche die Kosaken-, Baschkiren- und Kalmuken-Pferde verbessern sollen. Sie zählt über siebenhundert Pferde und ist in drei Abtheilungen getheilt: nämlich die Abtheilung für leichte Cavallerie, die donische Abtheilung und die baschkirisch-kirgisische Abtheilung.

Die Beschälställe, welche in Poczynkij, Chrenow, Elizawetgrad, Tambow, Limarew, Charkow, Smolensk, Kamieniez, Janow, Wilna, Perm und Poltawa bestehen, sind der Hauptzweck der Staatsgestüte. Im Jahre 1865 lieferten sie folgende Resultate. Im Ganzen waren in diesen Beschäl-Ställen achthundertsiebenundzwanzig Hengste, welche an hundertsechsendachtzig Stationen in verschiedenen Gegenden des Reichs elftausendeinundertfünf- undsiebzig Stuten von Privaten belegten, wofür zweiunddreißigtausendneunhundertneunzig Rubel Silber einkamen. Im Durchschnitt also kamen dreizehn Stuten auf einen Hengst und jeder Hengst brachte neununddreißig Rubel neunundachtzig Kopfen. Die Beschälung der Stuten durch Staatshengste hatte also auf die Verbesserung der Pferderacen des Reichs in diesem Jahre einen Einfluß im Verhältniß von 1:200, so daß also im folgenden Jahre auf zweihundert Pferde sich eines verbesserten Blutes findet.

Die Thätigkeit der Behörde entsprach nach Maßgabe der Möglichkeit dem sich in der Nation steigernnden Zutrauen und dem sichtbar sich vergrößernnden Bedürfnisse von Staatsbeschälern. Obwohl nun das Jahr 1864 in seinen Resultaten die früheren Jahre bedeutend übertraf, so erreichte das Jahr 1865 in dieser Beziehung eine noch größere Höhe, sowohl in Bezug auf die Zahl der Beschäler, deren vierundvierzig mehr waren, als auf die Zahl der belegten Stuten, deren Summe das Jahr 1864 um eintausendsechshundertzweiundachtzig Mütter übertraf. Diese stufenweise Steigerung der Zahl der durch Staatsbeschäler belegten Stuten von Privaten beweist am besten, wie im Volke allmählig das Bedürfniß verbesserter Pferderacen zunimmt und wie im Allgemeinen die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Beschäl-Ställe immer weitere Wurzeln greift. Dafür spricht auch noch das Factum, daß Privatpersonen der Behörde fortwährend Anerbietungen machen, Staatsbeschäler während der Beschälzeit unentgeltlich in ihre Ställe aufzunehmen, so daß von hundertsechsendachtzig Stationen im Jahre 1865 hundertsiebenundzwanzig unentgeltlich waren. Außerdem vermehrt sich alle Jahre die Zahl derjenigen, welche Staatsbeschäler zu pachten begehren. Die

Zahl der 1865 auf diese Weise verpachteten übertraf diejenige von 1864 um achtundvierzig.

Um im Lande den Sinn für Pferdeverbesserung zu beleben, hat die Verordnung vom Jahre 1864 nicht wenig beigetragen, derzufolge diejenigen mit Medaillen belohnt wurden, welche gegen Bezahlung ihre Hengste dazu hergaben, die Race der Umgegend zu verbessern. In Folge dieser Verordnung wurden Privat-Hengste für geeignet erachtet, die Landesrace wesentlich zu verbessern und die Eigenthümer derselben mit Bronze-Medaillen prämiirt.

Zu der Reihe trefflicher Hebel, welche von Seiten der Behörde in Bewegung gesetzt wurden, um im Lande Schätzung und Liebe für Pferdezucht zu erwecken, gehört unzweifelhaft der Umstand, daß man allen denjenigen Personen, welche sich um Pferdezucht verdient machten, Belohnung und Anerkennung hat angedeihen lassen, indem man ihnen Orden und Ehrenzeichen verlieh.

Als starker Hebel für die Entwicklung hippischer Industrie nach allen Richtungen hin muß die Protection angesehen werden, welche die Regierung den verschiedenen Proben der Tüchtigkeit und Schönheit der Pferde angedeihen läßt. Die Proben, welche durch den Staat vorzugsweise mit Prämien bedacht werden, sind: Wettrennen großer Schnelligkeit, Trablaufen, Pferde-Ausstellungen, Lastzug-Proben und bäuerliche Wettrennen.

Wettrennen großer Schnelligkeit fanden 1865 an acht Stellen des Kaiserthums Statt, namentlich in Carstojе-Selo, in Moskau, Tula, Tambow, Charkow, Wilna, Chrenow und in Nowo-Uzerkask am Don. Es rannten hundert sieben Pferde, von denen sechsundsiechzig prämiirt wurden, davon gehörten fünfundsechzig Eigenthümern russischer Gestüte, nur eines einem Ausländer. Der Ausländer erhielt drei Prämien im Werthe von eintausendzweihundert Rubel Silber, die Inländer, mit fünfundfünfzig bei sich gezüchteten Pferden, erhielten hundert drei Prämien im Werthe von dreiundvierzigtausendvierhundertfünfundachtzig Rubel Silber und mit zehn vom Auslande importirten Pferden wurden neuntausendneunhundertneunzig Rubel Silber gewonnen. Die fünfundfünfzig inländischen Prämiirten stellten zweiundzwanzig Landesgestüte.

Trabrennen fanden an neunzehn Orten Statt, namentlich in Petersburg, Moskau, Carstojе-Selo, Tambow, Charkow, Poltawa, Woronesch, Nižan, Kossow, Saratow, Selez, Symbirsk, Perm, Jekaterinoslaw und Drel. In den beiden letzten Orten galten nur Privat-Preise. Im

Ganzen liefen dreihundertneunzehn Pferde. Neunundsechzig Gestüte stellten hundertsechzehn solcher Myffaks, welche hundertsiebenundvierzig Preise, im Werthe von achtunddreißigtausendfünfhundertneununddreißig Rubel und acht Medaillen, eintaufendzweihundert Rubel Silber werth, erhielten.

Proben der Pferde der Garde-Cavallerie fanden Statt in Krasnoje-Selo. Die Prämien betragen dreitausendachtshundert Rubel. Es rannten dreißig Officierpferde. Der Fähnrich Watorski erhielt für das best zugerittene Pferd Neger, aus Martynows Gestüt, eine Prämie von achthundert Rubel. Noch zwei Pferde erhielten je eine Prämie zu fünfhundert und zweihundertfünfzig Rubel. Sieben Officierpferde rannten um den Preis von siebenhundertfünfundsiebzig Rubel zwei Kilometer. Frontenpferde errangen zwanzig Preise im Werthe von vierhundertneun Rubel. Die Officiere der leichten Reiterei und reitenden Artillerie durchrannten den Kilometer in einer Minute einundzwanzig Secunden, gemeine Soldaten in einer Minute vierundzwanzig Secunden und Kosaken in einer Minute sechsundzwanzig Secunden bis eine Minute fünfunddreißig eine halbe Secunde. In Elizawetgrad rannten zwanzig Officierpferde leichter Reiterei um Prämien, im Werthe von tausend Rubel. Die Officier-Wettrennen waren mit Hindernissen auf Entfernung von drei Kilometern mit der Schnelligkeit von einer Minute neunundzwanzig Secunden auf ein Kilometer, ohne Hindernisse eine Minute vierundzwanzig Secunden.

An vielen Orten finden Ausstellungen von Arbeitspferden Statt, von denen die meisten mit Zugproben verbunden sind.

Um den Pferdezüchtern den Absatz ihrer Pferde zu erleichtern, wurden seit 1844 in Petersburg und Moskau öffentliche Ausverkäufe unter Direction des Präsidenten der kaiserlichen Pferdebezücht, für Privatpferde veranstaltet. In den Gebäuden, welche dem Vorstande gehören, wurden in beiden Hauptstädten bequeme Ställe eingerichtet, um die von Privaten zum Verkauf gebrachten Pferde unterzubringen. Der Verkauf findet entweder durch Licitation oder aus freier Hand Statt, und außerdem wird es in Moskau den Eigenthümern von Gestüten und Pferden gestattet, in dem dasigen Auktionsstalle Privatlicitationen abzuhalten, vorausgesetzt, daß die Zahl der auf diese Weise zu verkaufenden Pferde nicht geringer sei als zehn und sollten dazu auch mehrere Eigenthümer zusammentreten. Von zehn Uhr früh bis drei Uhr Nachmittags werden die Pferde täglich angenommen. Jedes Pferd wird sofort nach seiner Ankunft durch den Hofarzt und Stall-Inspector genau untersucht und, wenn es von an-

stehenden Krankheiten frei befunden wird, so wird es aufgenommen, und die Zeit seiner Ankunft, sein Alter, Farbe, Abzeichen, Race und Preis nach Angabe des Eigenthümers in die Register eingetragen. Vom Willen des Eigenthümers hängt es ab, ob er die auf diese Weise einregistrierten Pferde bei sich behalten will, nur daß er sie dann rechtzeitig um zehn Uhr zur Licitation zu stellen und bis drei Uhr daselbst zu belassen hat, oder ob er den Verkauf der Behörde anvertrauen will. In dem letzteren Falle steht ihm aber das Recht zu, die Sorgfalt der Dienstmannschaft, in Beziehung auf Fütterung und Alles was zur Pflege gehört, zu controlliren, auch kann er seine Pferde jederzeit gegen Auslagen-Erstattung zurücknehmen.

Eines der wichtigen Mittel, um zur Pferdezucht in Rußland aufzumuntern, ist das Preisauschreiben für Racenpferde in Carskoje-Selo seit 1844, wo aus Privat-Gestüten Pferde für den Kaiser unter dem Sattel oder vor den Wagen ausgewählt werden. Es findet das alljährlich jedesmal zugleich mit den Wettrennen Statt. Der Preis für ein unter dem Sattel geeignetes Pferd ist zweitausend Rubel, für ein Wagenpferd eintausendzweihundert Rubel. Wenn ein Pferd die Ehre hat, dem Kaiser selbst unter dem Sattel zu dienen, so erhält der Eigenthümer außerdem noch eine Prämie von eintausendfünfhundert Rubel, eine goldene Medaille und ein Belobigungsschreiben. Aber da nicht jedes Pferd allen Anforderungen genügen kann, so ist, um die Züchter zu ermuntern, ihre Pferde zum Conkurs zu stellen, eine Prämie von fünfhundert Rubel für das Pferd ausgesetzt, welches von der Commission für das ausgezeichnetste anerkannt wird, wengleich es den Anforderungen, welche man an ein Pferd für den Hofdienst stellt, nicht entsprechen sollte.

Ein anderes Mittel, die Lust zur Pferdezüchtung im Lande zu steigern, war eine 1843 erlassene kaiserliche Verordnung, durch welche alle Ausgangszölle für aus dem Kaiserthum nach auswärts verkaufte Pferde, so wie die Eingangszölle für importirte aufgehoben wurden.

Die Verbreitung gesunder Grundsätze bei der Pferdezucht bewirkt die betreffende Behörde durch Herausgabe theils einzelner Broschüren, welche darüber kritisch, sachgemäß und gründlich handeln, theils durch ein periodisches Blatt, welches unter dem Titel „Journal für Pferdezüchtung“ erscheint. Dieses Organ der Behörde behandelt unparteiisch und speciell alle wesentlichen Fragen, welche die Pferdezüchtung im Reiche betreffen.

Bei den Staatsgestüten sind Schulen eingerichtet, um erfahrene Stallmeister und Gestüts-Inspectoren so wie Unterstallmeister zu bilden.

In diesen Schulen werden außer den Elementarwissenschaften, die Grundsätze der Pferdebeziehung und Thierarzneikunde vorgetragen mit theoretisch-practischen, täglichen Uebungen. Beim Grenowschen Gestüt existirt eine Specialschule, die practische Traineurs, Jockeys und Kutscher bildet, welche junge Pferde regelrecht einzufahren verstehen.

Die allgemeinen Grundsätze, welche der Vorstand durch das Beispiel, wie er seine Gestüte leitet, im Lande verbreitet, lassen sich in folgende Skizze der bei den Gestüten eingeführten Gebräuche zusammenfassen. Alle Mütter werden in jeder Abtheilung der Staatsgestüte in ausgezeichnete, gute und mittelmäßige geschieden. Zu den ausgezeichneten werden nur Stuten gerechnet, welche bei tabellosen, ihrem Beruf entsprechenden Formen, Race besitzen und gute Nachkommenschaft liefern. Erst nach vollendetem vierten Jahre kann ein Fohlen Mutter werden. Weil die Erfahrung gezeigt hat, daß auf den Wuchs der Nachkommenschaft der Einfluß der Mutter größer ist, als derjenige des Hengstes, so wird bei der Vereinigung der Paare besonders auf den Wuchs der Mutter geachtet und, bei Bestimmung ihrer Größe, wird weniger Gewicht auf die Entfernung zwischen Sohle und Widerrist gesehen, als auf den Umfang des Körpers. Die Verbindung naher Verwandtschaftsgrade ist aufs strengste verboten und, ausnahmsweise, etwa nur in der zweiten Generation gestattet. Die Regel, Individuen der Inzucht zu verbinden, ist als allgemein angenommen, man vermeidet aber, soviel man kann, die Kreuzung von Individuen verschiedener Abkunft. Die Beschälung beginnt mit dem ersten Februar und dauert bis zum fünfzehnten Juni. Die größte Zahl der Mütter, welche einem Hengst zugetheilt werden, ist fünfundzwanzig. Erst nach dem fünften Jahre kann ein Hengst Beschäler werden. Eine gewaltsame Beschälung ist aufs strengste verboten, ebenso das Begießen der so eben belegten Mutter mit Wasser. Nach Verlauf von acht Tagen, d. h. am neunten Tage nach dem ersten Sprunge wird die Stute wieder zum Hengste gebracht, und das wird so lange alle acht Tage wiederholt, bis sie den Hengst abschlägt. Von dieser Regel wird nur dann abgewichen, wenn die Stute drei oder vier Tage nach dem Sprunge sehr rosig ist. Von tragenden Müttern, wird das säugende Fohlen nach fünf und einem halben Monate abgesetzt, von Gelben erst nach sieben Monaten.

Die Totalsumme, welche der Vorstand der Pferdebeziehung des Kaiserreichs verausgabte, betrug im Jahre 1865 fünfhundertsechzigtausendacht-hundertvierundsechzig Rubel. Bei dieser Summe theilte sich der Staats-



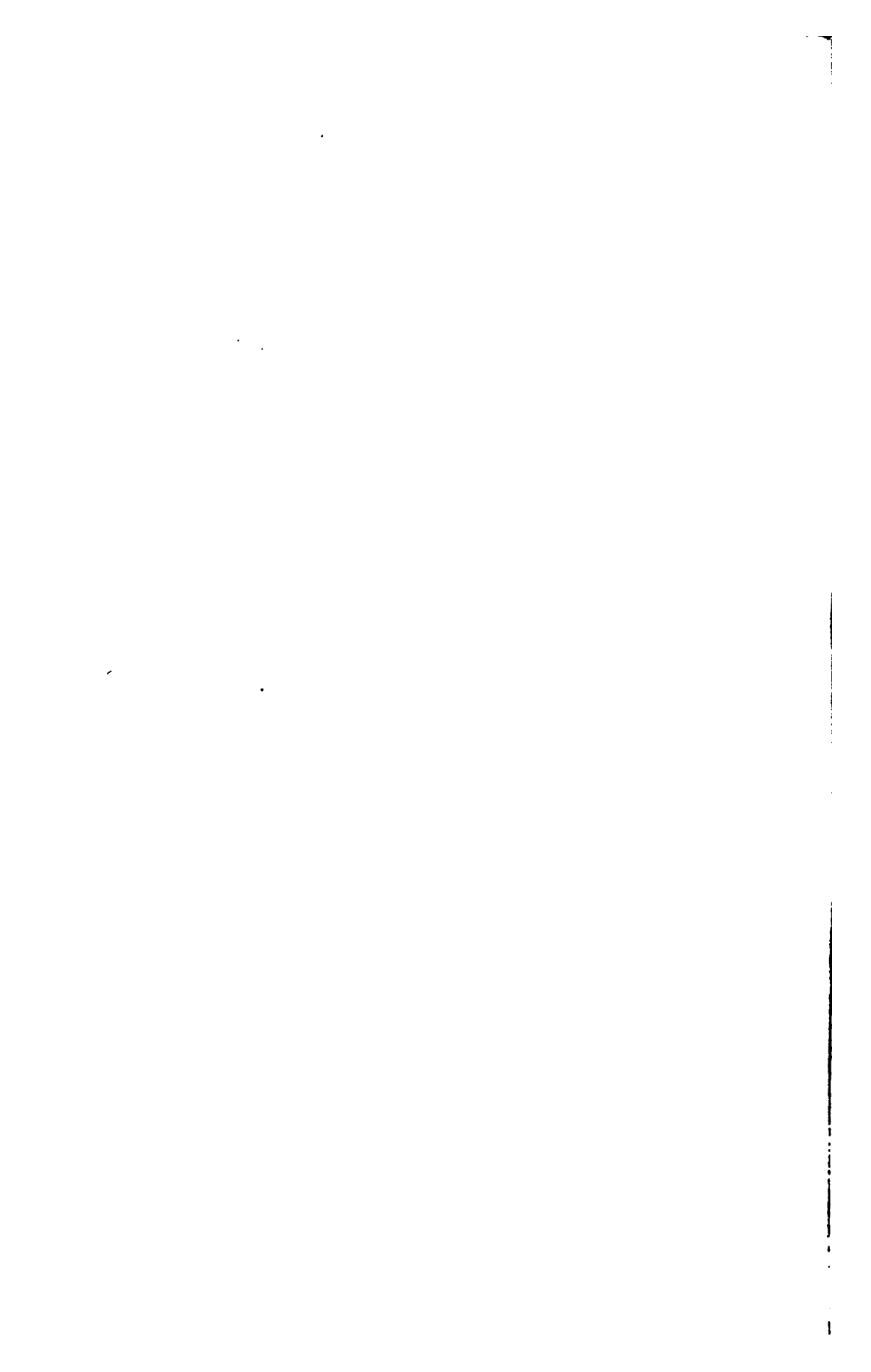
ſchaft mit dreihundertdreiundſechzigtauſendeinhundertſiebzig Rubel und die Einkünfte des Vorſtandes ſelbſt, die ſich auf einhundertſiebenundneunzigtauſendſechshundertvierundneunzig Rubel beliefen, deckten den Reſt der Ausgaben. Die Einkünfte entſtanden aus dem Verkaufe von Pferden für neunundſechzigtauſendzweihundertſiebenundneunzig Rubel, aus Sprunggeldern der Beſchüler ſechszwanzigtauſendachthundertdrei Rubel, aus den Beträgen der Auktionsſtälle fünftauſendſiebenundneunzig Rubel, aus den Beträgen der Wettrennen in Carſkoje = Selo viertauſendneunhundertdreiundachtzig Rubel, aus dem Verkauf des Journals und anderer Schriften eintauſendvierhundertachtundvierzig Rubel u. ſ. w. Der Werth des Vorraths an Proviant und Furance für das künftige Jahr betrug neunzigtauſend Rubel.

Ende.

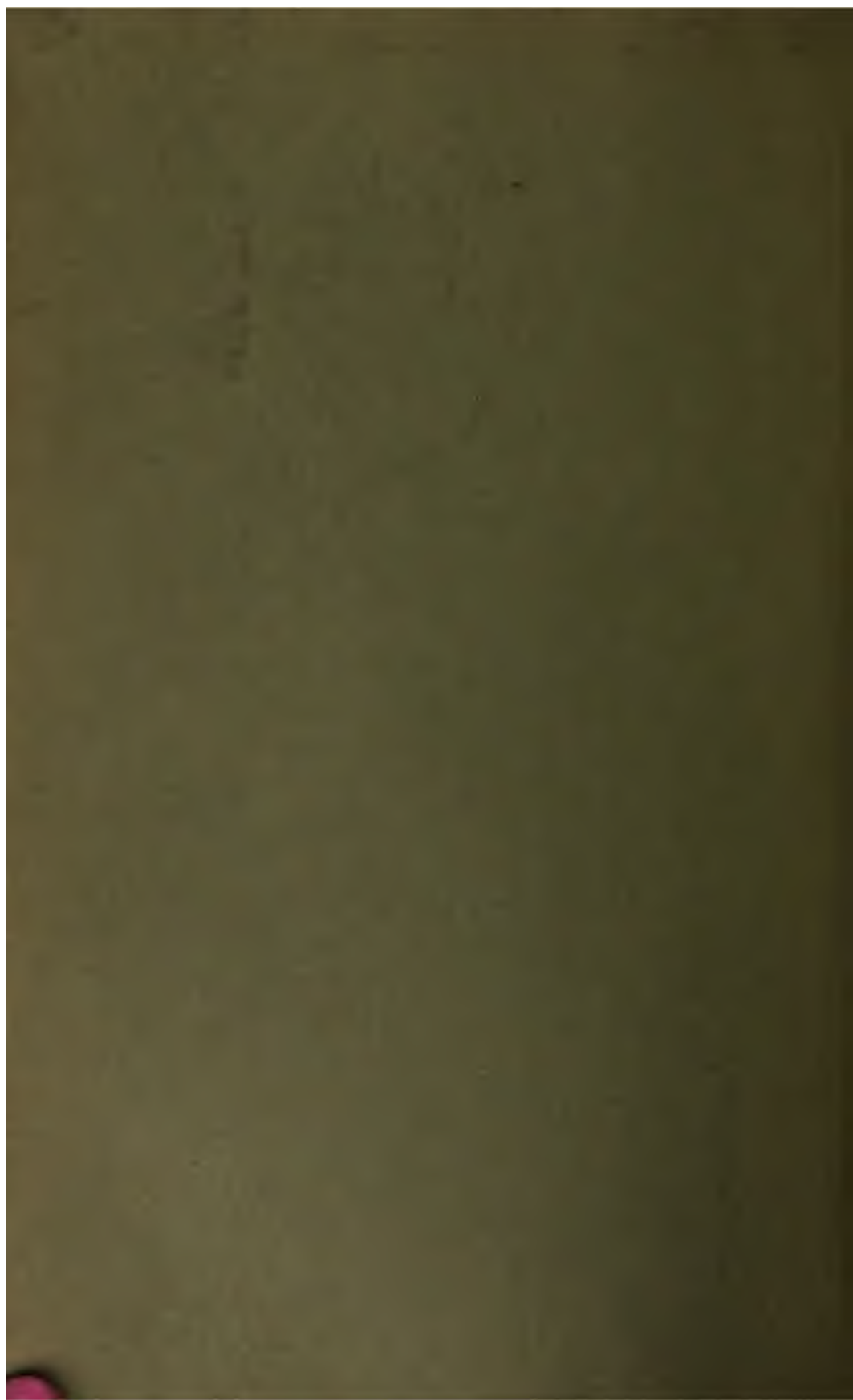


61





Vertical column of text or artifacts on the left side of the page.



JAN 18 1928

LENOX



Bancroft Collecta  
Purchased in 1893

